

Marie Revellio

Zitate der *Aeneis* in den Briefen des Hieronymus

Philologus

Zeitschrift für antike Literatur und ihre Rezeption /
A Journal for Ancient Literature and its Reception

Supplemente / Supplementary Volumes

Herausgegeben von / Edited by
Sabine Föllinger, Sotera Fornaro, Tobias Reinhardt,
Christoph Schubert, Jan R. Stenger

Band 17

Marie Revellio

Zitate der *Aeneis* in den Briefen des Hieronymus

Eine digitale Intertextualitätsanalyse zur Untersuchung
kultureller Transformationsprozesse

DE GRUYTER

Konstanzer Online-Publikations-System (KOPS)
URL: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:352-2-ueurq8dx53119>

Dissertation der Universität Konstanz, Tag der mündlichen Prüfung: 23. September 2019,
Referent/innen: Prof. Dr. Barbara Feichtinger, Prof. Dr. Thomas Weitin, Prof. Dr. Bent Gebert

ISBN 978-3-11-076056-9
e-ISBN (PDF) 978-3-11-076082-8
e-ISBN (EPUB) 978-3-11-076123-8
ISSN 2199-0255
DOI <https://doi.org/10.1515/9783110760828>



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Attribution 4.0 International
Lizenz. Weitere Informationen finden Sie unter <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>.

Library of Congress Control Number: 2021948830

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2022 Marie Revellio, publiziert von Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston
Dieses Buch ist als Open-Access-Publikation verfügbar über <http://www.degruyter.com>.

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com

Vorwort

Die vorliegende Monographie ist die geringfügig überarbeitete Fassung meiner Dissertationsschrift, die im Sommersemester 2019 vom Fachbereich Literatur-, Kunst- und Medienwissenschaften an der Universität Konstanz angenommen wurde.

Der erste und wichtigste Dank gebührt meiner Doktormutter Prof. Dr. Barbara Feichtinger. Sie hat mich nicht nur in zahlreichen Gesprächen an den Autor und Menschen Hieronymus herangeführt, den Einbezug digitaler Methoden angestoßen und die Arbeit in allen Phasen ihres Entstehens sowohl geduldig begleitet wie mit wohlwollender Kritik gefördert, sondern mir auch in wissenschaftlicher und menschlicher Hinsicht vieles vermittelt.

Besonders herzlicher Dank gebührt meinem zweiten Betreuer Prof. Dr. Thomas Weitin. Seine wertvollen Denkanstöße bei der Implementierung computergestützter Verfahren und seine Anregungen zum Nachdenken über ihre Auswirkungen auf die literaturwissenschaftlichen Arbeitsweisen sind der Untersuchung zugutegekommen. Prof. Dr. Bent Gebert gebührt ebenso besonderer Dank für seine sorgfältige Durchsicht und inspirierenden Impulse.

Danken möchte ich auch den Herausgeberinnen und Herausgebern der *Philologus. Supplemente* für die Aufnahme der Arbeit in ihre Reihe, den beiden anonymen Gutachtern im peer-review-Verfahren und Prof. Dr. Christoph Schubert für die hilfreichen Hinweise sowie Katharina Legutke, Elisabeth Stanciu und Torben Behm für die verlagsseitige Begleitung.

Prof. Dr. Neil Coffee und seinem Projektteam des Department of Classics der University at Buffalo danke ich für die Möglichkeit der Inkorporierung aller Briefe des Hieronymus in das *Tesserae*-Korpus und dem Publikationsfonds der Universität Konstanz für die Förderung der Open-Access-Publikation.

Den Teilnehmenden der Tagungen und Workshops, auf denen ich Teile der Arbeit vorgestellt habe, sei für ihre Rückmeldungen und Nachfragen herzlich gedankt. Allen Kolleginnen und Kollegen der Latinistik und am Fachbereich Literatur-, Kunst- und Medienwissenschaften der Universität Konstanz sowie darüber hinaus möchte ich für ihre stete Unterstützung, die Ermunterungen, Ratschläge, Ideen und Austauschrunden in allen Belangen rund um die Entstehung dieser Arbeit danken. Schließlich sei meiner Familie für die beständige Unterstützung sowie manch geleistete Lesestunde des Manuskripts gedankt.

Konstanz, an Neujahr 2022

Marie Revellio

Inhalt

Vorwort — V

1 Einführung — 1

- 1.1 Ein transformationsorientierter Analyseansatz — 4
- 1.2 Biographische Skizze: Hieronymus' Leben und Werk — 12
- 1.3 Vorüberlegungen zur Methodik — 18
- 1.4 Aufbau der Arbeit — 25

2 Grundzüge der bisherigen Hieronymus-Forschung — 27

- 2.1 Frühe wissenschaftliche Bearbeitung — 27
- 2.2 Neuere Forschung — 31

3 Zitieren als Kulturtechnik — 43

- 3.1 Kulturhistorische Einordnung des literarischen Zitatphänomens — 45
- 3.2 Theoretische Definitionsversuche und Forschungstendenzen — 57
- 3.3 Implikationen für die Untersuchung — 65

4 Digitale Textanalysemethoden in der antikebezogenen Literaturwissenschaft — 69

- 4.1 Affinität antikebezogener Literaturwissenschaft zu digitalen Methoden — 69
- 4.2 Anwendungsfelder digitaler Verfahren — 75
 - 4.2.1 Digitale Aufbereitung von Texten — 75
 - 4.2.1.1 *Open source*-Korpora — 76
 - 4.2.1.2 Lizenzierte Korpora — 76
 - 4.2.1.3 Problemlagen der Textdigitalisierung — 77
 - 4.2.1.4 Lösungsansätze — 79
 - 4.2.2 Digitale Analyseverfahren — 84
 - 4.2.2.1 Einzelwortsuche und *keyword in context* — 84
 - 4.2.2.2 Morpho-syntaktische und metrische Analysen — 85
 - 4.2.2.3 Text Mining-Techniken — 87
- 4.3 Digitale Methoden in der vorliegenden Arbeit — 93
 - 4.3.1 Digitale Aufbereitung der Texte — 93
 - 4.3.2 Verwendete digitale Analyseverfahren — 94
 - 4.3.3 Vereinheitlichung der Terminologie — 96

5 Die Digitalisierung der Briefe des Hieronymus — 100

6	Der Untersuchungsaufbau — 109
6.1	Erste Ebene: Der Analyseverlauf — 111
6.1.1	Die Bedingungen eines gelingenden Analyseverlaufs — 113
6.1.2	Das <i>Tesserae</i> -Projekt – eine kritische Diskussion — 115
6.1.3	Anforderungen der Analyse und Ansatzpunkte der Optimierung — 120
6.2	Zweite Ebene: Der Filterprozess — 123
6.2.1	Schritt 1: Evaluation des Klassifikationssystems — 126
6.2.1.1	Bestimmung des Klassifikationszieles — 128
6.2.1.2	Leitende Optimierungsregeln — 130
6.2.1.3	Überwachter Trainingsprozess des Klassifikationssystems — 133
6.2.2	Schritt 2: Die Operationalisierung der Filterkriterien — 135
6.2.2.1	Herleitung der Kriterien der semantischen Qualität und der Distanz — 136
6.2.2.2	Optimale Ausprägung der semantischen Qualität und der Distanz — 142
6.2.2.3	Zum Kriterium der ‚Historischen <i>text re-use</i> Grammatik‘ — 146
6.2.3	Vorhersagemodell und binäres Klassifikationsmodell im Vergleich — 153
6.3	Dritte Ebene: Der Algorithmus im Hintergrund — 154
6.3.1	Umsetzung der Filter der semantischen Qualität und der Distanz — 156
6.3.2	Herleitung und Umsetzung des HTRG-Filters — 159
7	<i>Close reading</i> und Typologisierung der Zitate — 161
7.1	Die aussortierten Funde — 165
7.1.1	Fünf Kategorien — 165
7.1.1.1	Die Kategorien im Einzelnen — 167
	Kategorie a) Grammatische Diskrepanz — 168
	Kategorie b ₁) Idiomatische Kollokationen und übertragene Bedeutung — 171
	Kategorie b ₂) Kollokative Verbindungen — 172
	Kategorie b ₃) Leicht kollokatives Verhältnis — 175
	Kategorie c) Lexikalische Koinzidenz — 177
	Kategorie d) Zu große Distanz — 178
	Kategorie e) Einblick in die Kompositionsstruktur — 180
7.1.1.2	Zusammenfassung — 183
7.1.2	Implikationen für die Intertextualitätsforschung — 184
7.2	Neue Zitatfunde — 189
7.2.1	Sieben Zitattypen — 189
7.2.1.1	Die Analyse der neuen Zitatfunde — 192
	Typ 1: Vergilische Sprachfärbung oder Prägung — 194
	Typ 2: Vergilisches Syntagma — 206

	Typ 3: Ergänzungsvorschlag — 221
7.2.1.2	Zwischenfazit – Implikationen der computergestützten Intertextualitätsforschung — 232
	Typ 4: Korrekturfund — 235
	Typ 5: Konvergierende Vergleichsfigur — 240
	Typ 6: Divergierende Vergleichsfigur — 250
	Typ 7: Dekontextualisierung — 266
7.2.1.3	Zusammenfassung — 276
8	Evaluation des <i>mixed methods</i>-Ansatzes — 281
8.1	Strukturelle Unterschiede der Zitatfunde beider Methoden — 281
8.1.1	Vergleich des Ertrages — 282
8.1.2	Unterschiede in der Verteilung über die Werkeinheit — 288
8.1.3	Vergleich des Ent- und Aufnahmeortes — 294
8.1.4	Unterschiede auf der Ebene der Semantik — 300
8.2	Kontextualisierung der strukturellen Unterschiede — 306
8.3	Computergestützte und traditionell-manuelle Verfahren als sich ergänzende Dispositive — 309
9	Intertextualität als Verhandlungsort kultureller Transformation — 317
10	Schlussbemerkung — 328

Anhang I: ‚Manueller Goldstandard‘ — 331

Anhang II: Digitale Neufunde der Zitattypen 1 bis 7 — 359

Anhang III: Im *close reading* aussortierte digitale Funde — 369

Literaturverzeichnis — 373

Sach- und Begriffsregister — 395

Abbildungen

- Abb. 1:** St. Galler Codex 159 — 28
- Abb. 2:** Auszug aus der Hieronymusedition des Benediktinermönches Martianay. Tom. II Spalte 561. Beginn des Briefes 35 mit der ersten Auflösung: „Psal. 118,103“ — 30
- Abb. 3:** Vom Scan (links) zur TEI-XML-Datei (rechts) — 102
- Abb. 4:** Grundstruktur des Untersuchungsaufbaus — 109
- Abb. 5:** Verlaufsplan der computergestützten Textanalyse — 112
- Abb. 6:** Vereinfachte schematische Darstellung des Textvergleichs mit *Tesserae* — 117
- Abb. 7:** Verhältnis bereits bekannter Funde und der anvisierten Ergebnismenge des computerbasierten Vergleichs — 121
- Abb. 8:** Konfusionsmatrix nach Murphy — 127
- Abb. 9:** Auswirkungen von *recall* und *precision* auf die *close reading* Phase — 132
- Abb. 10:** Skizze für gesuchten Schätzer, der beide Optimierungsregeln erfüllt — 133
- Abb. 11:** Schritte der Kalibrierung, Evaluation und Anwendung — 134
- Abb. 12:** Alle Wörter, die bis zu 100-mal im untersuchten Korpus auftreten — 137
- Abb. 13:** Beginn und Ausschnitt aus dem Ende der Frequenzliste — 140
- Abb. 14:** Optimum des *stop list*-Kriteriums für alle 12 Aeneisbücher — 143
- Abb. 15:** Der Einfluss des Distanzmaßes auf die *precision* — 144
- Abb. 16:** Ablauf zur Erstellung des Filters der ‚Historischen *text re-use* Grammatik‘ (HTRG) — 147
- Abb. 17:** Verteilung der PoS-tag Kombinationen — 149
- Abb. 18:** Häufigste Wortartkombinationen — 149
- Abb. 19:** Auswirkung des HTRG-Filters auf die *precision* — 152
- Abb. 20:** Verteilung der Scorewerte des *Tesserae*-Projektes über die verschiedenen Funde — 153
- Abb. 21:** Anzahl der Funde im Vergleich — 283
- Abb. 22:** Ertrag nach Zitatstypen — 284
- Abb. 23:** Ertrag der *close reading* Phase — 287
- Abb. 24:** Fundanzahl je Aeneisbuch — 289
- Abb. 25:** Funde im Verhältnis, Schnittpunkte — 290
- Abb. 26:** Relative Differenz der Fundanzahlen — 291
- Abb. 27:** Anteiliges Verhältnis der computergestützten Funde an der Gesamtzahl (1) — 292
- Abb. 28:** Zuwachs an Aeneisfunden für jeden mit der *Aeneis* in Verbindung gebrachten Brief — 293
- Abb. 29:** Chronologische Verteilung der Briefe mit Aeneisfunden — 298
- Abb. 30:** *word cloud* aus den Zitatsegmenten der manuellen Funde — 302
- Abb. 31:** *word cloud* aus den Zitatsegmenten der digitalen Funde — 302
- Abb. 32:** *word cloud* aus den Zitatsegmenten aller aussortierten Funde — 303

1 Einführung

Ein bedeutender und faszinierender Aspekt der Spätantike ist die ausnehmende Gleichzeitigkeit von klassisch-heidnischer Kultur und frühchristlichem Gedankengut. Neben vielfältigen Facetten der Adaption, Aneignung oder Assimilation entstehen aus dieser Gleichzeitigkeit auch Reibungen, Spannungen oder Brüche, die gemeinsam in kulturellen Hybridisierungsprozessen resultieren. Die Verarbeitung dieser kulturellen Hybridisierungsprozesse findet im schriftstellerischen Wirken christlich-spätantiker Autoren insbesondere in ihrem Umgang mit dem klassisch-heidnischen Literaturerbe einen Niederschlag.

Dies lässt sich im 4. und 5. Jahrhundert gleichsam wie unter einem Brennglas am Beispiel des Kirchenlehrers Hieronymus beobachten. Denn der christliche Radikalasket und philologisch versierte Bibelwissenschaftler verhandelt das spannungsreiche Verhältnis der Überzeugungen des emergierenden Christentums und des Erbes der klassisch-heidnischen (Bildungs-)Kultur des *Imperium Romanum* intensiv in seinen Schriften. Den *locus classicus* der Dichotomisierung von paganer und christlicher Kultur, in der ihr scheinbarer Antagonismus aufs Höchste verdichtet wird, stellt eine autobiographische Traumerzählung des Hieronymus dar. Bei diesem Traumgesicht handelt es sich um eine Binnenerzählung des 22. Briefes, eines ausführlichen *Libellus de virginitate servanda*, den Hieronymus im Jahr 384 an die vornehme römische Asketin Iulia Eustochium gerichtet hat, der jedoch gleichzeitig auch für einen größeren Adressatenkreis bestimmt war.

In diesem Traumgesicht wird Hieronymus' literarisches Ego, von einem Fieber beinahe gänzlich aufgezehrt, vor ein himmlisches Tribunal gezerrt und vom vorsitzenden Richter nach seinem Stand befragt:

interim parabantur exsequiae et uitalis animae calor toto frigente iam corpore in solo tantum tepente pectusculo palpitabat, cum subito raptus in spiritu ad tribunal iudicis pertrahor, ubi tantum luminis et tantum erat ex circumstantium claritate fulgoris, ut proiectus in terram sursum aspiciere non auderem. interrogatus condicionem Christianum me esse respondi.

(Hier. ep. 22,30,3–4)

Mittlerweile traf man Vorkehrungen zu meiner Beerdigung und während mein gesamter Leib schon kalt war, flackerte die Glut des Lebensgeistes allein noch in der schwachen und nur mehr lauwarmen Brust, als ich plötzlich fortgerissen und im Geiste vor den Richterstuhl geschleppt wurde, wo mich so viel Licht und aus der Vorzüglichkeit der Umstehenden so viel Glanz umstrahlte, dass ich mich zu Boden warf und nicht wagte, aufzublicken. Befragt nach meiner persönlichen Lage antwortete ich, ich sei Christ.¹

¹ Diese und alle folgenden Übersetzungen stammen von der Verfasserin.

Diese ausgegebene Selbstbezeichnung, ein Christ zu sein, wertet der himmlische Richter im Folgenden mit dem Vorwurf der Lüge als unzutreffend, ja sogar als ein falsches Glaubensbekenntnis:

et ille, qui residebat: ‚mentiris‘, ait, ‚Ciceronianus es, non Christianus; ubi thesaurus tuus, ibi et cor tuum.‘

(Hier. ep. 22,30,4)

Aber der Vorsitzende entgegnete: ‚Du lügst! Ein Ciceronianer bist du, kein Christ. Wo dein Schatz ist, dort ist auch dein Herz (Matth 6,21).‘

Prägnant benennt die Bezeichnung der Lüge zwei sich scheinbar ausschließende Identitäten: Ciceronianer oder Christ zu sein. Diese sprachlich und stilistisch äußerst gedrängte Zuspitzung stellt den Höhepunkt der Traumerzählung dar. Um den unmittelbar darauffolgenden physischen Qualen der verordneten Folter und den Gewissensbissen ein Ende zu setzen, distanziert sich das literarische Ego schließlich von dem beanstandeten Cicero, der als *pars pro toto* für die gesamte pagane römisch-griechische Literatur gelesen werden kann. Mit Unterstützung der um Nachsicht plädierenden Umstehenden leistet das literarische Ego den erlösenden Eid, nie wieder heidnische Schriften (*codices saeculares*) zu besitzen oder zu lesen:

ilico obmutui et inter verbera – nam caedi me iusserat – conscientiae magis igne torquebar (. . .) ego, qui tanto constrictus articulo uellem etiam maiora promittere, deiurare coepi et nomen eius obtestans dicere: ‚domine, si unquam habuero codices saeculares, si legero, te negaui‘.

(Hier. ep. 22,30,4–5)

Sogleich verstummte ich und unter den Hieben – denn er ließ mich schlagen – quälte mich mehr noch das Brennen des Gewissens. (. . .) Ich wollte in meiner tiefen Not noch Bedeutenderes versprechen und begann daher zu schwören und bei seinem Namen zu bezeugen: ‚Herr, wenn ich je wieder heidnische Schriften besitze, wenn ich sie lese, habe ich dich verleugnet.‘

Bemerkenswert an dieser literarisch sehr ausgefeilten, an Konversionsnarrative wie Märtyrerakten angelehnten autobiographischen Traumerzählung,² die zu den be-

² Das Traumgesicht ist eine erzählerisch sorgfältig ausgearbeitete Passage, die auf vielfältige literarische Traditionen rekurriert: So verweisen etwa Formulierungen wie *Christianus sum* (‚ich bin Christ‘) sowie *militare* (hier: ‚als Soldat Christi kämpfen‘) auf Berichte von Christenverfolgungen. Der Befund, dass das literarische Ego des Hieronymus bereit ist zum Äußersten zu greifen und sein Liebstes, seine (heidnische) Bibliothek, für den Glauben zu opfern sowie die gleichzeitige Konversion derjenigen, die das vermeintliche Totenbett des Fiebernden umstehen, lässt wiederum Anlehnungen an christliche Märtyrerlegenden erkennen. Schließlich greift die Erzählung durch die Konstituenten von Krankheit und Todesnähe, eines einschneidenden Erlebnisses und folgender völliger Hingabe zu Gott deutlich die Topik von Konversionsnarrativen auf; vgl. hierfür auch Feichtinger (1991) 57, Feichtinger (1997) 56 sowie Vessey (2002) 53. Zur ungeklärten Frage des Zeitpunktes des Traumes vgl. Fürst (2016) 148.

rühmtesten und meistgelesenen Texten des Hieronymus zählt,³ ist zweierlei: Einmal wird die Bekenntnis-Dichotomie nicht zwischen Christentum und traditionell-antikem Polytheismus, also religiös gesetzt, sondern es werden klassisch-antike, das heißt heidnische, und christliche Lektüren und Schriften gegenübergestellt. (Religiöse) Identität wird so an das Leseverhalten gebunden und hierdurch literarisch-kulturell diskursiviert. Zweitens definieren die dem Bekenntnis vorausgehenden Passagen das erzählende Ich unzweifelhaft als christlich, sodass die durch den Eid bedingte *conversio* einen innerchristlichen Vorgang beschreibt, der von einem falschen zu einem wahren Christsein führt. Da dessen asketisches Streben in der Enthaltensamkeit von heidnischen Autoren wie Cicero und Plautus⁴ seinen Höhepunkt findet, ist dieses wahre Christsein als Bruch mit der in ihren literarischen Bildungstraditionen fundierten kulturellen Identität Roms inszeniert.

Die starke Fokussierung literarischer Identität(en) mag auf individueller Ebene als ein Spezifikum des Hieronymus erklärt werden, der wie kein zweiter Kirchenlehrer in seinen vielfältigen Schriften die Bedingtheiten christlicher Autorschaft reflektiert und bewusst zu gestalten versucht.⁵ Doch sie verweist auch auf eine starke literarisch-rhetorische Fundierung kollektiver Identitätskonzepte des spätantiken *Imperium Romanum*, in dem nicht nur die Senatsaristokratie als die führende Schicht der römischen Gesellschaft ihren Elitenstatus durch Literaturnähe definierte, sondern die literarisch-rhetorische Ausbildung auch Grundlage für eine Verwaltungskarriere in kaiserlichen Diensten war.⁶

In der vorliegenden Untersuchung wird der literarische Umgang des Hieronymus mit dem klassisch-heidnischen Erbe beispielhaft anhand Vergils *Aeneis* als einem Schlüsselwerk sowohl römischer Kultur als auch Identität untersucht. Den Spuren dieser literarischen Auseinandersetzung wird im Korpus rhetorisch äußerst versierter Briefe des Hieronymus anhand des Phänomens der Intertextualität nachgespürt, das auf der Textebene in Gestalt von Zitaten aus der *Aeneis* verortet wird.

Um ein möglichst umfassendes und damit zuverlässiges Gesamtbild der Aeneiszitate in Hieronymus' Briefen zu erhalten, soll zusätzlich zur Analyse der in der bisherigen Forschung bereits diskutierten Zitate auch nach bisher unentdeckten Zitaten gesucht werden. Für diese Zitatdetektion werden innovative Herangehensweisen der

³ Vgl. speziell für diesen *libellus* den Briefkommentar von Adkin (2003b), für die kultur- und sozialgeschichtliche Relevanz des Briefkorpus insgesamt und das ungebrochene (Forschungs-)Interesse an diesem Conring (2001), von Albrecht (2004), Fürst (2007) sowie Cain (2009).

⁴ Statt Plautus ist in einigen Handschriften auch Plato überliefert, womit die lateinische und griechische Literatur zusammengespant wären, vgl. hierzu die Diskussion in Adkin (1994).

⁵ Vgl. für die Fragestellung nach spezifisch christlichen Autorschaftskonzepten bei Hieronymus Vessey (1993, 2002) 56–58 sowie Williams (2006) 22–23.

⁶ Vgl. Brown (1992b) 43, Salzman (2000) 353–354, Rebenich (2002) 7, Demandt (2008) 264 und 385–386.

computerbasierten Textanalyse eingesetzt, sodass die Untersuchung methodisch einen *mixed methods*-Ansatz aus manuell-hermeneutischen und computerbasiert-digitalen Textanalyseverfahren verfolgt.

In der vorliegenden Untersuchung sollen zwei Fragenkomplexe beantwortet werden. Zum einen wird anhand der Aeneiszitate im Korpus der Briefe des Hieronymus den literarischen Verhandlungsstrategien der kulturellen Hybridisierungsprozesse der christlichen Spätantike des 4. und 5. Jahrhunderts nachgespürt:

- Welche frühchristlichen Verarbeitungsstrategien der kulturellen Hybridisierung können anhand der Integrationsformen heidnischer Zitate in christlich-asketischen Texten beobachtet werden?
- Inwiefern können diese literarischen Strategien produktionsästhetisch als Instrumente der Autorisierung und Legitimierung des eigenen Schreibens oder als Praktiken kultureller Abgrenzung und Distanzierung aufgefasst werden?
- Welche Rolle spielt das Zitieren für die hieronymianische Konzeption christlicher Autorenschaft? Welches Selbstbewusstsein des Hieronymus als Autor wird daraus ersichtlich?

Der zweite Untersuchungsfokus ist methodischer Natur und erörtert, inwiefern digitale Textanalyseverfahren gewinnbringend in das Methodenrepertoire latinistischer Literaturwissenschaft integriert werden können:

- Können Methoden der digitalen Textanalyse zur Detektion von Zitaten effektiv eingesetzt werden, um auf diese Weise den bestehenden Fundus an intertextuellen Stellen zu erweitern und das theoretische Verständnis des Zitatphänomens zu vertiefen?
- Da es sich bei vorliegendem *mixed methods*-Einsatz um ein methodisches Experiment handelt, stellt sich ferner folgende Frage: Welche Potentiale bergen sowohl computergestützte Textanalysemethoden als auch traditionell-manuelle Verfahren?
- Inwiefern können digitale und traditionell-manuelle Verfahren zielführend miteinander kombiniert werden?

1.1 Ein transformationsorientierter Analyseansatz

Die Entwicklung des Christentums im spätantiken *Imperium Romanum* unterliegt, wie in der angeführten Traumpassage ersichtlich wird, einem hochkomplexen und vielfältigen kulturellen Hybridisierungsprozess, der in einheits- wie differenzstiftenden Lektüren Niederschlag findet. Dabei lässt sich an Hieronymus beispielhaft ein diskursives Paradoxon konstatieren: Die für einen traditionell ausgebildeten Römer eklatante Fremdheit und kulturelle Differenz der ursprünglich in Hebräisch verfassten Schriften des Alten Testaments werden in einem Prozess der Aneignung ausgeblendet und nivelliert. Demgegenüber wird die über Jahrhunderte identitätsstiftende

griechische und lateinische Literatur in einem Prozess der Abwertung und Ablehnung zum ‚Anderen‘ transformiert.⁷ Das frühe Christentum gerade eines Hieronymus definiert sich so über Neu-Kanonisierung von Schriften als ein (radikaler) Kulturbruch, der individuell wie kollektiv in Konversionsnarrativen inszeniert und bearbeitet wird, die topische Zäsuren von Einst und Jetzt, von alter und neuer Identität, von früherem und jetzigem Habitus gestalten.

In der Forschung zur (christlichen) Literatur der Spätantike hat sich ein Analyseansatz besonders bewährt, der gerade dieser literarischen Inszenierung eines radikalen Kulturbruchs getreu folgt und eine schroffe Opposition von alter und neuer Identität, von klassisch-antiker Kultur und christlicher Gelehrsamkeit postuliert. Auf Grundlage einer solch klaren Dichotomie konnten wichtige Aspekte des christlichen Umgangs mit dem antik-paganen kulturellen Erbe herausgearbeitet werden. Als ein wichtiger Vertreter dieser Forschungstradition kann beispielhaft der Sammelband von Momigliano mit dem sprechenden Titel „The conflict between paganism and christianity in the fourth century“ angeführt werden.⁸

In gewisser Weise lässt sich hierunter auch das chrêsis-Konzept von Gnilka über einen bewusst ausgeübten Umgang der Kirchenväter mit dem Erbe der antiken Bildung subsumieren, da es gleichfalls von distinkten kulturellen Entitäten ausgeht.⁹ Gnilkas Theorie basiert auf dem zeitgenössischen Begriff des ‚rechten Gebrauchs‘, *usus iustus* beziehungsweise κῆρις ὀρθή / δικαία. Das chrêsis-Konzept steht damit ganz in der Nachfolge der Kirchenväter selbst, indem es gezielt versucht, ihr Programm mit deren eigenen Worten nachzubilden.¹⁰ Gnilka bezieht das Attribut ‚recht‘ auf die ‚eigentliche‘, im Sinne von ‚ursprüngliche‘ Verwendung der Begriffe, wie sie den Menschen von Gott gegeben seien und wie sie nun von den Christen wieder in richtiger Weise verwendet werden.¹¹ Hinsichtlich der vorliegenden Untersuchung

7 Da das Christentum aus dem Judentum hervorging, waren die heiligen Schriften des Judentums für die Urchristen per se nicht fremd. Dennoch stellten sie für weite Teile der Christen insbesondere im westlichen Teil des *Imperium Romanum* eine einigermaßen fremde Lektüre dar, insofern sie nicht nur des Hebräischen nicht mächtig waren (Hieronymus stellte hier eine Ausnahme dar, vgl. vertiefend insb. Anm. 47) und damit den hebräischen Urtext nicht lesen konnten, sondern auch primär im griechisch-römischen Literatur- und Kulturgut samt seinem heidnischen Polytheismus (schulisch) sozialisiert waren.

8 Momigliano (1964).

9 Vgl. Gnilka (1993, 2012) sowie die Anwendungsstudien seiner Schüler in der Reihe ‚Chrêsis, Die Methode der Kirchenväter im Umgang mit der antiken Kultur‘; das Konzept allgemein zusammenfassend Gnilka (1979) 141–149 sowie Müller (2003) 34–39.

10 Vgl. Gnilka (2012) 29.

11 Mit Blick auf ein Aratzitat bei Paulus formuliert Gnilka (1993) 80 sein Konzept folgendermaßen: „Die Elemente vorchristlicher Kultur, die Paulus in der Areopagrede gebraucht, werden nicht herbeigezogen, herübergezogen in dem Sinne, wie etwas ursprünglich Fremdes in einen neuen Bereich gestellt wird. Diese Elemente werden vielmehr durch den christlichen Gebrauch in ihren ursprünglichen, eigentlichen, passenden Bereich zurückgeführt, aus dem sie stammen und in dem sich erst ihr

stößt dieses *chrêsis*-Konzept jedoch an eine Grenze, wenn Hieronymus Zitate paganer Autoren nicht etwa ins Christliche beugend und also in Gnilkas Sinne integrierend verwendet, sondern sie ausdrücklich zurückweist. Auch ist nicht gänzlich ersichtlich, aus welchem Grund neben dem ganz explizit formulierten Konzept der Kirchenväter, das unbestreitbar existiert, kein unterbewusstes Programm existieren sollte, das sich nur aus dem tatsächlichen Umgang der Kirchenväter mit dem Erbe der antiken Bildung ableiten lässt.

Eine klare Polarisierung von klassisch-antiker Kultur und christlicher Gedankenwelt kennt nicht nur die literarische Tradition.¹² Denn auch außerliterarische, realhistorische Ereignisse wie einerseits die anti-pagane Gesetzgebung unter Constantius II. und andererseits die Christenverfolgungen, wie auch das unter Kaiser Julian verhängte Lehrverbot christlicher Lehrer oder der Konflikt um den Victoria-Altar stützen (vermeintlich)¹³ diese Argumentationslinie widerstreitender Oppositionen.¹⁴ Ein Grund für die langwährende Dominanz des Konfliktansatzes innerhalb der Wissenschaft scheint zu Teilen in der politischen Blocksituation der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts selbst gelegen zu haben.¹⁵ Doch auch die Quellenlage der Disziplin selbst mag ihren Teil zur Vormachtstellung dieser Perspektive beigetragen haben. Denn die Inszenierung einer derartigen Konfrontationshaltung der beiden Sphären scheint nur durch Zeugnisse derjenigen gesellschaftlichen Schichten möglich, in denen die antike-klassische Kultur durch eine fundierte Schulausbildung auch omnipräsent war. Und gerade aus diesen gebildeten, aristokratischen Kreisen stammen mehrheitlich die uns vorliegenden Quellen. Diese quellen- und überlieferungsbedingte partielle Repräsentation des tatsächlichen, gesamtgesellschaftlichen Diskurses gilt es daher stets zu bedenken.

voller Sinn offenbart, der zuvor verdunkelt war.“; in diesem Ausdruck wird zugleich *in nuce* Gnilkas missionarische Ausrichtung ersichtlich.

12 Das berühmte Traumgesicht des Hieronymus begünstigt in wohl nicht unerheblichem Maße diese Perspektiveinnahme der modernen Wissenschaft, brachte er doch die Gegensätzlichkeit gar noch auf eine griffige Formel, welche die grundsätzliche Unvereinbarkeit besonders deutlich hervorstreicht. Dies wird eindrücklich durch die ausgefeilte stilistische Gestaltung der Sentenz *Ciceronianus es, non Christianus* (c-/ch-Alliteration, Assonanz, Homoioteleuton durch Neologismus, Chiasmus, Ellipse, Antithese) unterstrichen. Auch das bereits von Tertullian formulierte Diktum *Quid ergo Athenis et Hierosolymis? quid academiae et ecclesiae? quid haereticis et christianis?* (Tert. *praescr.* 7,9), das Hieronymus in *ep.* 22,29,7 auf den Bereich der Literatur überträgt (*quid facit cum psalterio Horatii? cum evangelii Maro? cum apostolo Cicero?*), ist Ausweis dieser polarisierenden literarischen Tradition. Zur generellen Anlehnung der Traumszene des Hieronymus an Tertullian vgl. Feichtinger (1997) 49, insb. Anm. 42.

13 Dieser erste Eindruck muss wohl teilweise hinterfragt werden. So konnte beispielsweise für den Konflikt um den Victoria-Altar herausgestrichen werden, dass neben inter-religiösen Konfliktlinien zwischen Heiden und Christen vielmehr auch inner-christliche Rivalitäten hinter der Eskalation standen, vgl. Chenault (2016).

14 Für weitergehende Ausführungen vgl. auch Scourfield (2007) 3.

15 Vgl. zu dieser These Brown (2011) 17 sowie Testa (2016) 400–401.

Ob diese konfrontative Opposition ausschließlich *proprie* als eine derartige zu lesen ist, ist wohl schon allein deswegen fraglich, da sich das Christentum zu einem nicht unerheblichen Maß gerade innerhalb der antiken griechisch-römischen Kultur und Gesellschaft selbst entwickelte und eben nicht außerhalb und damit unabhängig von ihr.¹⁶ Da zudem kulturelle und religiöse Entwicklungsprozesse üblicherweise nicht derart vonstattengehen, als würde nur ein Hebel umgelegt, ist im Laufe solcher Prozesse viel eher von wechselseitigen Übergängen auszugehen.¹⁷

Auch an Hieronymus kann diese Wechselseitigkeit beobachtet werden. Denn das eingangs zitierte Traumgesicht im 22. Brief ist zwar durchaus Ausweis seiner klaren Ablehnung der Lektüre heidnischer Klassiker. Doch Hieronymus hat, wie ihm auch bereits seine zeitgenössischen Gegner unterstellten, den darin geleisteten Eid seines literarischen Egos zur Enthaltbarkeit in der Lektüre heidnischer Autoren wohl nicht gehalten, zudem belegen seine Schriften durch die vielen Zitatspuren, wie selbstverständlich ihm die Klassiker in allen seinen Schaffensperioden waren.¹⁸ Die Ver-

16 Vgl. zu diesem Kritikpunkt am Konflikt-Ansatz auch Scourfield (2007) 4. Ein ganz praktischer Ausweis dieser Interferenzen ist der Befund, dass sich bei weitem nicht nur Heiden, sondern auch Christen rege an der Emendation paganer Klassikertexte für den Einsatz im Rhetorikunterricht beteiligten, vgl. Hedrick (2000) 196.

17 Gerade das (wohl ursprünglich auf Tertullian zurückgehende) Diktum *fiunt, non nascuntur Christiani* (Hier. *ep.* 107,1,4) legt in der Bedeutung des Heranreifens eine gewisse Prozesshaftigkeit nahe. Diese Sichtweise hebt auch Cameron hervor: „The relation of Christian discourse to classical discourse is not to be seen in terms of linear progression from the one to the other. Nor is it a simple one. It remained convenient to be able to decry classical rhetoric even while drawing heavily on it. When Tertullian asks what Athens has to do with Jerusalem, or when Jerome, two centuries later, presents himself as a Ciceronian, not a Christian, they do so with the uneasy feeling that in their own case the resolution has been far from complete.“, Cameron (1991) 85. Auch stellt die Annahme einer einheitlichen Kirche mit kanonisierten Regeln und Praktiken einen Anachronismus dar, da es zur Zeit des Hieronymus eine solche zentrale, regulierende Instanz noch nicht gab, auch wenn die Synoden und Konzilien zur Schärfung der Meinungen in den theologischen Kontroversen der Zeit beitrugen und die Metropolen die Institutionalisierung förderten. Verstärkt prägten den christlichen Diskurs auch individuelle „opinion-makers“ wie der Kirchenlehrer Hieronymus, vgl. Shanzer (2014) 147.

18 Seine Gegner stellten mit dem Vorwurf des Eidbruchs erfolgreich seine Glaubwürdigkeit als solche infrage, vgl. hierzu die Streitschrift seines Intimfeindes Rufinus von Aquileia, Rufin. *adv. Hier.* insb. 2,7; zu Hieronymus' Verteidigung gegen Rufins Anschuldigung in Hier. *adv. Rufin.* (insb. 1,30) vgl. Feichtinger (1991) 63–67. (Ähnlichen Argwohn erregten auch seine Anschuldigungen sexuellen Fehlverhaltens bezüglich einiger Kleriker in Rom und seine eigenen engen Beziehungen zu seinen Patroninnen wie Paula, vgl. Cain (2014) 123). Es gibt neben Hieronymus' Beteuerung aus dem Jahr 387 in *praef. in Gal.* 3 seit 15 Jahren keine klassisch-heidnischen Schriften mehr gelesen zu haben (*quod plus quam quindecim anni sunt ex quo manus meas numquam (...) gentilium litterarum quilibet auctor ascendit*) keinen Hinweis darauf, dass Hieronymus als Reaktion auf den Fiebertraum die klassischen Autoren aus seiner inkriminierten Bibliothek tatsächlich aussortierte. Und nicht zuletzt finden sich Zitate von und Anspielungen auf heidnische Autoren nicht nur in der oben erwähnten *ep.* 22 selbst, sondern auch in den vor und nach 384 verfassten Texten. Gerade in dem nur ein Jahr vor dem Brief 22 mit dem im Nachhinein erzählten Traumgesicht verfassten Brief 21 an Damasus diskutiert

hältnisse gestalteten sich also deutlich verworrener, als es Hieronymus' Traumge-sicht suggerieren will.

Neben den diversen Klassikerziten in Proömien zu Bibelübersetzungen und Bibelkommentaren¹⁹ ist ein sehr prominenter Ausweis seines selbstredenden Rückgriffs auf die heidnischen Autoren der knapp 15 Jahre nach dem eingangs erwähnten *libellus* (*ep.* 22) verfasste Brief 70 an einen gewissen Magnus, einen Rhetor aus Rom.²⁰ Dieser 70. Brief ist ein Antwortschreiben auf die (verlorene) im Tenor durchaus anklagende Anfrage des Rhetors, inwiefern es in christlicher Hinsicht eigentlich noch zulässig sei, nach der traditionellen literarischen Technik hellenistischer Prägung literarische Referenzen heidnischer Autoren in die eigenen Werke einzuflechten. In seiner Antwort rechtfertigt Hieronymus sein eigenes Vorgehen und damit auch die über Jahrhunderte praktizierte und plötzlich prekär gewordene Kulturtechnik des Zitierens, indem er einen ausführlichen Katalog namhafter Christen anführt, angefangen beim Apostel Paulus selbst, über Cyprian und Origenes bis hin zu Tertullian und weiteren, die ebenso heidnische Autoren zitierten.²¹ Mag dieser Befund zuvörderst auf eine innerchristliche Standortbestimmung des Hieronymus verweisen, zeigt er darüber hinaus, dass Hieronymus sich der Funktion des Zitierens als einer Verortung innerhalb eines bestimmten kulturellen Diskurses durchaus bewusst ist. Ferner beweist Hieronymus, dass er dieses Moment aktiv in seine Argumentationslinie mit einzubeziehen weiß, indem er den Versuch des Rhetors Magnus, das rhetorische Mittel des Zitierens als Kulturtechnik für einen Christen infrage zu stellen, in ein Argument der eigenen Orthodoxie umwandelt.

Die beiden Briefe 22 und 70 deklinieren damit beispielhaft die ambivalente Haltung des Hieronymus gegenüber der klassisch-heidnischen Literatur und Kultur. Wird zusätzlich die Funktion der Texte in der außerliterarischen Referenzwelt in die Überlegung miteinbezogen, zeigt sich, dass Hieronymus mit den beiden Texten jeweils unterschiedlich gelagerte Ziele verfolgt: Denn ist der Brief 70 wie oben aufgezeigt eine Verteidigungsschrift gegen die (öffentliche?) Anklage des stadtrömischen Rhetors Magnus, so dient der 22. Brief mit der Traumerzählung vielmehr als Werbeschrift für Hieronymus und sein Ideal eines asketischen beziehungsweise enthaltsamen, keuschen Lebens. Gerade vor der darin propagierten Zurückgezogenheit von allem Irdischen erscheint auch der Rückzug von ihren Schriften durchaus schlüssig. Anhand der Auflösung der beiden Briefsituationen in Verteidigungs- und

Hieronymus die Thematik des richtigen Umgangs mit der klassischen Literatur und nimmt deren Verwendung anhand des allegorisch ausgelegten Bildes der gefangenen Israelitin aus Deuteronomium 21,10–13 an, vgl. Mohr (2007) *passim*, was die Drastik des Traumgesichts relativiert; vgl. zum Thema des Umgangs mit heidnischer Literatur (und Kultur) auch die Forschungsdebatte um den Eidbruch in Kap. 2.2.

¹⁹ Vgl. hierzu auch die Ausführungen in Adkin (2009b) *passim*.

²⁰ Vgl. zu diesen beiden Briefen 22 und 70 auch die Ausführungen von Mohr (2007) *passim*.

²¹ Vgl. Hier. *ep.* 70,2–5.

Werbeschrift erweist sich somit die viel zitierte und besprochene ambivalente Haltung des Hieronymus gegenüber der klassischen Bildung und Literatur nicht so sehr als eine Unstetigkeit seines Geistes,²² sondern vielmehr als ein adäquates Einlassen auf die jeweilige außertextuelle Situation und lebensweltliche Funktion der Texte.²³

Werden die widerstrebenden literarischen Inszenierungsstrategien in dieser Form nach ihren Funktionalitäten für die jeweilige Textsituation differenziert betrachtet, dann lässt sich die scheinbare Ambivalenz des Hieronymus im Umgang mit dem literarisch-kulturellen Bildungsgut also vielmehr als eine erstaunliche Flexibilität auffassen. Gerade diese flexible Handlungsstruktur ermöglicht es ihm, auf den außerliterarischen Kontext der insbesondere auch machtpolitischen Gemengelage adäquat zu reagieren. Dass diese Flexibilität der Reaktion gerade am Diskurs über literarisches Zitieren ersichtlich wird, zeigt die Zentralität dieser Kulturtechnik innerhalb der vielgestaltigen kulturellen Hybridisierungsprozesse.

Diese Feststellung eines souveränen Umgangs mit kulturellen Praktiken wie der Kulturtechnik des Zitierens kann mit Swidlers Kulturbegriff in eine Analysemethode überführt werden. Denn Swidler definiert Kultur „as a ‚tool kit‘ of symbols, stories, rituals, and world-views, which people may use in varying configurations to solve different kinds of problems.“²⁴ Swidler konzeptualisiert Kultur also als eine Art Werkzeugkasten verschiedener kultureller Techniken und Verhaltensweisen, welche von einem Individuum selektiv ausgewählt und je nach Situation für ganz unterschiedliche Handlungsstrategien eingesetzt werden können.²⁵ Mit diesem Konzept der Kultur als einem ‚tool kit‘ erscheint die für Hieronymus’ so charakteristische Ambivalenz zwischen den beiden Extremen der Ablehnung und Akzeptanz des heidnischen Erbes

22 Hagendahl spricht von einer „complex personality“ des Hieronymus und einem „internal conflict“, der zum Oszillieren zwischen den sich widersprechenden Haltungen von Ablehnung und Akzeptanz führe, vgl. Hagendahl (1958) 92.

23 Dass Hieronymus hinsichtlich seiner scheinbar ambivalenten Haltung keine historische Ausnahme darstellt, hebt Mohr (2007) 300 hervor. Hieronymus steht zeit- und geistesgeschichtlich in einer Phase nach den Christenverfolgungen auf der einen Seite und nach der anfänglichen radikalen Ablehnung alles heidnischen Gedanken- und Bildungsgutes durch die führenden christlichen Lehrer auf der anderen Seite. Zudem begann vor ihm in der christlichen Latinität eine neue Phase der Auseinandersetzung und des Umgangs mit paganen Autoren, als dessen erster Ausweis Laktanz gesehen werden kann, der im Gegensatz zu seinen Vorgängern Zitate paganer Autoren vergleichsweise ostentativ und wörtlich in seine Werke einflcht, vgl. Hagendahl (1947) insb. 117 und 120, ferner Freund (2000) 13.

24 Swidler (1986) 273.

25 „Culture provides the materials from which individuals and groups construct strategies of action. Such cultural resources are diverse, however, and normally groups and individuals call upon these resources selectively, bringing to bear different styles and habits of action in different situations.“, Swidler (1986) 280. Diese Ambivalenz der Handlungen einer Person fasst auf vergleichbare Weise auch das Konzept der „internal plurality of individuals“, vgl. Rebillard (2015) 314, ähnlich auch in Rebillard (2012) 3 sowie Rebillard (2015) 300, dort im Anschluss an Handelman (1977) 192–193 entwickelt.

auch kulturtheoretisch weniger widersprüchlich und unversöhnlich. Vielmehr ermöglicht dieses Kulturkonzept es einem Autor ausdrücklich, je nach Textsituation verschiedene Handlungsstrategien auszuüben, sogar solche, die sich explizit widersetzen.

Vor dieser kulturtheoretischen Hintergrundfolie liegt es daher nahe, dass die literarischen Inszenierungen eines vermeintlich radikalen Kulturbruchs mit dem klassischen Erbe wie im Traumgesicht des Hieronymus eben nicht Abbild der tatsächlichen Transformationen kultureller Identität sind (die wohl erheblich komplexer verliefen), sondern vielmehr als narrative Strategien dienen, die Herausforderungen der kulturellen Hybridisierungsprozesse zu bearbeiten und zu bewältigen.

Werden nun gerade diese literarischen Verarbeitungsstrategien verstärkt in den Blick genommen, dann kann die Betonung der binären Kategorien von Einst und Jetzt, von alter und neuer Identität überwunden und der Fokus verstärkt auf den darin enthaltenen Verhandlungsprozess gelegt werden.²⁶ Daher stellt sich nun vielmehr die Frage nach der Art und Weise der Verwendung der nur mehr oberflächlichen Opposition. Der dadurch verstärkt fokussierte Prozesscharakter des kulturellen Wandels verlangt demnach auch einen verstärkt transformationsorientierten Ansatz, der den Blick auf frühchristliche Strategien der Zustimmung und Aufnahme, der Ablehnung oder Kontrastierung und der Weiterschreibung des kulturellen Erbes zu lenken vermag.²⁷ Da punktuell verschiedene und sogar sich widerstrebende Inszenierungsstrategien möglich sind, folgt daraus ferner, dass der Diskurs- und Verhandlungsort gleichzeitig als ein Ort des offenen Experimentierens mit diesen unterschiedlichen literarischen Verarbeitungsstrategien aufgefasst werden muss.

Doch nicht nur der hinsichtlich religiös-kultureller Dimensionen beschriebene Hybridisierungsprozess des 4. und 5. Jahrhunderts spricht für einen dynamischen und transformationsorientierten Analyseansatz, sondern auch der in dieser Zeit stattfindende Wandel des Trägermediums der Schrift, der auf eine Verwandlung der Kulturtechnik des Lesens und Schreibens in materiell-technischer Hinsicht verweist. So verbreitete sich in der Zeit vom 1. bis 4. Jahrhundert allmählich der Codex als ein neues Medium für verschriftlichte Sprache.²⁸ In dieser neuen Repräsentationsform war der Inhalt eines Textes nun nicht mehr auf einer Rolle einseitig notiert, sondern konnte platzsparend auf der Vorder- und Rückseite mehrerer zusammengelegter Papyrusseiten festgehalten werden. Dies hatte einerseits den Vorteil, dass das konsultierte Werk leicht und schnell verstaut werden konnte. Dies mag gerade für eine religiöse Gemeinschaft ein Vorteil gewesen sein, die zum einen im Verborgenen agierte und zum anderen aufgrund der Kanonisierungsbemühungen der Ursprungs-

²⁶ Vgl. für diesen Ansatz auch Mastrangelo (2016) 33.

²⁷ Vgl. Scourfield (2007) 4.

²⁸ Vgl. Stroumsa (2014) 59–60.

geschichten in der Bibel vergleichsweise textzentriert ausgerichtet ist.²⁹ Andererseits gaben die Codices, da sie mit nur einer Hand gehalten werden konnten, die andere Hand frei. Gerade dadurch eröffnete sich eine gänzlich neue Praxis des Lesens, die es nicht nur erleichterte, innerhalb eines Codex zwischen verschiedenen Seiten leicht hin und her zu blättern und auf diese Weise zwischen dem Gelesenen Querverbindungen herzustellen, sondern es auch ermöglichte, am Rand vergleichsweise leicht Notizen anzubringen. Daher liegt nahe, dass sich durch diesen Medienwechsel auch die Rezeptionshaltung veränderte: Durch das Hin-und-her-Blättern kann zum einen eine stärker vernetzende Lektürehaltung eingenommen werden, zum anderen können griffige Formulierungen und Wendungen des Textes oder entdeckte Parallelitäten zwischen Texten am Rand gesondert notiert und so für den weiteren Verarbeitungsprozess wie den eigenen Schreibprozess fruchtbar gemacht werden. Gerade in diesem Loslösen von Elementen eines Quellentextes und dem Einfügen in ein neues Ganzes liegt produktionstheoretisch eine zentrale Quelle für intertextuelle Beziehungen. Zeitgleich mit diesem Medienwandel ging durch das Aufkommen des leisen Lesens noch eine weitere Veränderung der Lektürepraxis einher, wie der eindrückliche Bericht von Augustinus beschreibt (*Aug. conf.* 6,3). Auch dieser Wandel mag den Umgang mit Texten grundlegend verändert haben. Aufgrund all dieser historischen Veränderungen scheint ein Blick auf das Phänomen der Intertextualität noch einmal zusätzlich lohnend, denn beide Dimensionen des Wandels, die kulturell-religiöse Dynamik und der materiell-technische Wandel des Rezeptions- und Produktionsprozesses, lassen die überlieferten Texte dieser Phase als einen fruchtbaren Untersuchungsgegenstand für Intertextualitätsstudien mit einem Fokus auf diese Transformationsprozesse erscheinen.

Eine weitere Herausforderung, jene mannigfaltigen Übergangsprozesse der kulturellen Transformation terminologisch adäquat zu fassen, entspringt einer gewissen modernen sprachlichen Unzulänglichkeit. Denn jegliche Termini für die Bezeichnung des vorchristlichen Bildungs- und Kulturgutes des *Imperium Romanum*, ob ‚klassisch‘, ‚heidnisch‘, ‚pagan‘, ‚säkular‘ oder Kombinationen wie ‚antik-klassisch‘, bringen sprachübergreifend ihre je eigenen Probleme mit sich. So spiegeln sie nicht nur heutige Wertmaßstäbe implizit in die antike Debatte zurück – wie etwa der hieronymianische Ausdruck *codices saeculares* und die westliche post-humanistische Konnotation von ‚säkular‘ in der Folge der Aufklärung –, sondern missachten auch spätantike Konnotationen und Verwendungsweisen selbst – so ist *paganus* (vormals eine soziale Kategorie, die den antiken Dorfbewohner bezeichnete) in der hier verwendeten Bedeutung eine Zuschreibung von Christen an Nicht-Christen, die in dieser

²⁹ Hierin liegt wohl auch der Grund dafür, dass Christen Vorreiter in der Verwendung dieses Mediums waren, vgl. Stroumsa (2014) 60–62; die große Bedeutung dieses Medienwechsels für die Zirkulation neuer Ideen und Konzepte ist unbestritten, vgl. Stroumsa (2014) 61.

Abgrenzungstechnik erstmals im 4. Jahrhundert verwendet wird.³⁰ Hieronymus selbst verwendet wie auch Augustinus an diesen Stellen den Begriff ‚gentilis‘, für den im Deutschen allerdings ein adäquates Äquivalent fehlt.

Ziel der vorliegenden Untersuchung ist es, mit einem solchen transformationsorientierten Analyseansatz dem Prozesscharakter der literarisch inszenierten schroffen Gegenüberstellung von Einst und Jetzt, von ‚christlich vs. nicht-christlich‘ nachzuspüren, der es ermöglicht, nach christlich fundierten Verarbeitungsstrategien für den Umgang mit dem antik-paganen Erbe zu suchen. Dieser offene Diskursort ist in den Spuren der Auseinandersetzung mit dem literarischen Erbe und damit auf Textebene in den Zitaten lokalisiert. Untersucht werden die Zitate des vergilischen Nationalepos als zentraler Verhandlungsort kultureller Transformation im Korpus rhetorisch ausgezeichnete Briefe des Hieronymus, einem Grenzgänger zwischen den Kulturräumen des griechischen, bereits eher christlich-asketisch geprägten Ostens und des lateinischen, noch stärker im Heidentum verhafteten Westens.

1.2 Biographische Skizze: Hieronymus’ Leben und Werk

Eusebius Hieronymus wurde um 347 als Sohn durchaus begüterter Christen in Stridon, einer kleinen Stadt im heutigen Kroatien, geboren.³¹ Er schlug mit dem Ziel

³⁰ Vgl. zu dieser Problematik Jürgasch (2016) 116–119.

³¹ Einschlägige biographische Arbeiten zu Hieronymus’ Leben und Werk haben Cavallera (1922), Grützmaker (1969), Antin (1970), Kelly (1975), Rebenich (1992, 2002), Eigler (2006), Fürst (2016) und Schlange-Schöningen (2018) vorgelegt. Die Beiträge in Antin (1968) und Cain und Lössl (2009) ergänzen ausgewählte Facetten, wie auch die Einzeluntersuchungen von Feichtinger (1995a) zu Frauen und Askese im Umfeld des Hieronymus, von Williams (2006) über die Autorität christlichen Schreibens bei Hieronymus und von Cain (2009) über die Selbststilisierung in Hieronymus’ Briefen. Obwohl Hieronymus ein umfassendes Œuvre hinterlassen hat, liegen nicht über alle seine Lebensabschnitte ausführliche Zeugnisse vor und so müssen wichtige Details im Unklaren bleiben. Dennoch können einige grundlegende Anhaltspunkte zusammengetragen werden: Hieronymus’ Geburtsdatum wird im Zeitraum zwischen den Jahren 331 und 347/8 angesetzt. Für ersteres Datum spricht der Nachweis in der Chronik Prospers von Aquitanien, *Prosp. Chron.* 451,1032, vgl. für dieses Datum auch die Ausführungen bei Kelly (1975) 337–339. Für die Spätdatierung, der in der Forschung weitgehend der Vorrang gegeben wird, vgl. Cavallera (1922) 2,1–10, insb. 10 sowie Booth (1979) 353 und Rebenich (2002) 4. Hieronymus’ Geburtsort Stridon lag, wie er selbst in *Hier. vir. ill.* 135,1 angibt (s. Textausschnitt unten), an der Grenze von Pannonien und Dalmatien im heutigen Kroatien. Über das bäurische Wesen der Bewohner der Stadt berichtet Hieronymus in *ep.* 7,5. Eine genauere Lokalisierung muss jedoch aufgrund der völligen Zerstörung des Städtchens in den Wirren der Völkerwanderung (vgl. *Hier. in Soph.* 1,2,3) ungeklärt bleiben, vgl. Ronnenberg (2015) 52, insb. Anm. 4; Fürst (2016) 22. Auch zu seiner Herkunft können einige Hinweise zusammengestellt werden. In *Hier. chron. praef.* nennt er sich selbst nach seinem Vater ‚Eusebius Hieronymus‘. Vergleichbar stellt er sich auch zu Beginn seines Schriftstellerkataloges *de viris illustribus* vor: *Hieronymus, natus patre Eusebio, oppido Stridonis, quod a Gothis eversum, Dalmatiae quondam Pannoniaeque confinium fuit* (*Hier. vir. ill.* 135,1). Auch wenn Eusebius zwar ein griechischer Name ist, muss die Annahme einer griechischen Herkunft seiner

einer Verwaltungskarriere in der kaiserlichen Administration zunächst den in dieser Zeit dafür benötigten traditionellen heidnischen Bildungsweg ein.³² Seine Eltern konnten es sich leisten, den begabten Sohn nach einer Grundausbildung in Lesen und Schreiben sowie Rechnen von der Heimat aus nach Rom zu schicken. Dort hörte er den Sprach- und Literaturunterricht des damals führenden Grammatiklehrers und Vergilexperten Aelius Donatus und vertiefte im daran anschließenden Rhetorikunterricht seine Deklamationsfähigkeiten.³³

Diese Studienjahre in traditioneller Ausbildung am klassischen Kanon lateinischer Autoren einerseits und in der Hauptstadt Rom andererseits prägten Hieronymus nachhaltig.³⁴ Hiervon zeugt zum einen nicht nur seine rhetorische Versiertheit und beeindruckende Literaturkenntnis, die er in seinen Werken immer wieder unter Beweis stellt, sondern auch sein großes Interesse an Büchern, das seinen Ausdruck gar in einer eigenen Handbibliothek fand.³⁵ Zum anderen knüpfte der *homo novus* aus Stridon in dieser Studienzeit nicht nur Kontakt zu weiteren Aufsteigern aus

Familie dennoch unsicher bleiben, da der Name in dieser Zeit unter Christen in Norditalien weit verbreitet war, vgl. Kelly (1975) 5–6. Hieronymus hatte wohlhabende (*ep.* 22,30,1; 66,14,2), christliche (*ep.* 82,2,2) Eltern. Er erwähnt ferner explizit eine Schwester und einen Bruder Paulinianus (*ep.* 66,14,2; 81,2,1; 82,4 und 8), sowie eine Tante namens Castorina (*ep.* 13). Zu seinem Tod im Jahr 420 vgl. *Prosp. Chron.* 469,1274.

32 Zum Bildungswesen der Spätantike, wie es Christen nach der vorkonstantinischen Zeit genossen, allgemein und insbesondere auf Hieronymus zugeschnitten vgl. Schlange-Schöningh (2018) 41–52.

33 Seinen Unterricht bei dem ausgewiesenen Vergilkenner Aelius Donatus in Rom bezeugt er selbst: *Donatus grammaticus praeceptor meus Romae* (Hier. *chron.* zum Jahr 354), sowie vergleichbar in *eccl.* 1,9/10 und *adv. Rufin.* 1,16; vgl. ferner Lammert (1912). Hingegen muss Hieronymus' Rhetoriklehrer trotz der Nennung eines Rhetors namens (Marius) Victorinus in eben der Chronik aufgrund der un eindeutigen Beziehungsangabe unbestimmt bleiben, vgl. hierzu auch Fürst (2016) 63. Auch scheint er eine Ausbildung in Philosophie (wie auch im Recht) entgegen seinen Angaben in *ep.* 50,1; 60,5 und 84,6 nicht genossen zu haben, denn das dort zur Schau gestellte philosophische Wissen speist sich wohl eher aus dem Grammatik- und Rhetorikunterricht bzw. aus Sekundärquellen wie Cicero und Seneca, vgl. näheres auch bei Kelly (1975) 17 und Rebenich (2002) 6.

34 Das textuelle Bild, das Hieronymus in seinen Briefen von Rom zeichnet, untersucht Revellio (2021) eingehender mit computergestützten Verfahren des *distant reading* und Sentimentanalysen.

35 In Rom begann Hieronymus seine Bibliothek anzulegen, die ihm ein so unverzichtbarer Begleiter wurde, dass er sie auch auf seine Reisen wie etwa nach Jerusalem mitnahm: *et Hierosolymam militatus pergerem, bybliotheca, quam mihi Romae summo studio ac labore confeceram. carere non poteram, ep.* 22,30,1. Den allmählichen und systematischen Ausbau seiner Sammlung thematisiert er in *ep.* 5,2,2–4. In diesem 5. Brief bittet er gezielt nach Abschriften von einzelnen Werken, die in Form einer leider nicht überlieferten Liste von Büchern besagtem Brief beilagen und Hieronymus nach eigenem Bekunden in seiner Sammlung noch fehlten (*libros, quos non habere me brevis subditus edocet, ep.* 5,2,2); für eine vergleichbare Anfrage an Paulus von Concordia vgl. *ep.* 10,3,2. Hinweise zu Kosten von Abschriften und Büchern zur Zeit des Hieronymus liefert Williams (2006) 174. Auf Basis dieser Zahlen überschlägt Williams die Kosten für die Schriften in Hieronymus' Bibliothek auf rund 2,5 Mio. Denarii, was zu der Zeit einem stattlichen senatorischen Vermögen entsprach, ebd. 187; zu Material- und Buchpreisen vgl. auch Mratschek (2000), insb. 372–378.

der Provinz – wie etwa zu Rufin aus Concordia bei Aquileia und Heliodor aus Altinum –, sondern auch zur stadtrömischen Elite, wie etwa dem Aristokratensohn Pammachius aus der *gens Furia* oder auch Melania der Älteren, der Frau eines römischen Stadtpräfekten. In Rom empfängt der Christ Hieronymus auch dem damaligen Usus entsprechend in den Jugendjahren die Taufe.³⁶

Nach seiner Studienzeit reiste Hieronymus mit Bonosus, seinem langjährigen Freund aus Kindertagen, durch Gallien weiter an die Kaiserresidenz in Trier. Dort, in *Augusta Treverorum*, kam er erstmals mit mönchisch-asketischen Lebensformen in Kontakt und nahm tief beeindruckt von der vormals angestrebten weltlichen Karriere Abstand.³⁷ Es folgten christlich-asketisch motivierte Reisen und Aufenthalte, deren zeitliche und örtliche Ausdehnungen nicht einwandfrei zu rekonstruieren sind.

Zu Beginn seiner christlich-asketischen Karriere hielt sich Hieronymus wohl in Aquileia – und damit neben Rom und Trier wiederholt in einer bedeutenden Stadt des spätantiken Reiches – bei einem monastisch orientierten Kreis auf. Aufgrund von Differenzen innerhalb dieser monastischen Gruppe reiste er jedoch bald in Richtung Osten des Reiches ab und zog über den See- und Landweg über Griechenland und Kleinasien bis nach Antiochien am Orontes, wo er schließlich erkrankt bei Evagrius, seinem wichtigsten Patron aus der Zeit in Norditalien, Aufnahme fand.³⁸ Dieser einflussreiche Freund und Mentor, der später Bischof von Antiochien werden sollte, war im Besitz einer umfangreichen privaten Bibliothek, von der Hieronymus während seines Aufenthaltes enorm profitierte.

Das eine Jahr, welches er auf Evagrius' Landgut Maronia verbrachte, sollte Hieronymus in der Folge zu einem Einsiedler-Aufenthalt in der ebendort angrenzenden ‚Wüste‘ im syrischen Chalkis stilisieren.³⁹ Erneut bewegten ihn gruppeninterne

36 Rebenich plädiert für einen späteren Zeitpunkt der Taufe. Er argumentiert, Hieronymus habe gemeinsam mit seinem Jugendfreund Bonosus den Entschluss gefasst, von der weltlichen Karriere Abstand zu nehmen und sein Leben Christus zu weihen. Die Taufe, in damaliger Zeit ein einschneidendes Erlebnis, auf das die unbedingte Hingabe zu einem christlichen Leben folgte, habe daher zwar wie in *epp.* 15,1,1 und 16,2,1 berichtet in Rom stattgefunden, doch nicht direkt im Anschluss an seine Studienzeit, sondern erst nach dem Aufenthalt in Trier, Rebenich (1992) 28–31.

37 Über diese Abwendung von der bis dahin beabsichtigten weltlichen Verwaltungskarriere liegt uns von Hieronymus selbst kein Zeugnis vor. Doch berichtet Augustinus von eben einer solchen Umorientierung eines einstigen Aspiranten der Verwaltung hin zum mönchisch-asketischen Leben, die eben gerade in Trier stattgefunden habe, vgl. *Aug. conf.* 8,6,15. Die Forschung stellt sich daher Hieronymus' Lebenswandel so oder vergleichbar vor, vgl. Rebenich (2002) 7. Anstelle einer dezidierten Konversionserzählung kann Hieronymus berühmte Traumerzählung in Brief 22 gelesen werden.

38 Zu diesen näher nicht geklärten Differenzen in Aquileia vgl. *epp.* 11 und 3,3,1.

39 Dass der eremitenhafte Eindruck der Schilderungen seines Aufenthalts in der Einöde weniger eine tatsächliche radikale Zurückgezogenheit spiegelt, sondern vielmehr gekonnte Stilisierung desselben ist, konnte Rebenich (1992) 95–96 aufzeigen. In unmittelbarer Nähe des Landgutes existierte in der Tat eine Mönchskolonie, doch hielt der bibliophile Wissenschaftler Hieronymus, der sich bisher auffällig oft in städtischen Zentren Norditaliens, aber auch des gesamten Römischen Reiches aufgehalten hatte, einer solchen Einsamkeit wohl nicht stand, vgl. auch die Berichte zu seiner Entourage an

Differenzen zur Rückkehr nach Antiochien, von wo aus er zum Konzil nach Konstantinopel reiste und sich dort als Schüler Gregor von Nazianz' in der griechischen Exegese übte. Als Begleitung der Bischöfe von Antiochien und von Salamis (Zypern) reiste er, nachdem er in Antiochien zum Priester ohne Gemeindepflichten ordiniert worden war, schließlich zu einer Synode nach Rom. In der Hauptstadt kam die Reisegruppe bei christlichen Familien der städtischen Aristokratie unter. Bei diesem erneuten Romaufenthalt baute Hieronymus seine Kontakte zu asketisch orientierten Christen und insbesondere zu römischen Aristokratinnen noch weiter aus, denen er seine Reiseerfahrungen aus dem Osten und die dort bereits sehr viel verbreiteteren Askeseideale sprachlich versiert mit dem ihn umwehenden (exotischen) Hauch eines Wüstenasketen vermittelte.

Aufgrund seiner außerordentlichen wissenschaftlichen Gelehrsamkeit konnte sich Hieronymus gar als Sekretär des Papstes Damasus empfehlen,⁴⁰ auf dessen Aufforderung er auch seine Überarbeitung des lateinischen Bibeltexes zurückführt.⁴¹ Die daraus hervorgehende lateinische Bibelversion der sogenannten ‚Vulgata‘ sollte seine Berühmtheit und Ernennung zu einem der vier Kirchenlehrer des Westens im Mittelalter begründen.⁴²

Doch dieser Höhepunkt seiner institutionellen Karriere – es stand ihm nach eigener Aussage sogar beinahe das Papstamt offen –⁴³ währte nicht länger als vier Jahre. Denn nach dem Tode seines Patrons Damasus wurde Hieronymus wegen seiner Verfechtung eines rigorosen, an östlichen Formen inspirierten Askeseideals vermehrt angefeindet und auf eine reichlich überstürzte Abreise aus Rom folgte erneut eine Pilgerreise in den Osten über Jerusalem und Alexandria. Schließlich ließ sich Hieronymus in Bethlehem nieder und gründete dort mit tatkräftiger Unterstützung Paulas, einer der aristokratischen Witwen, mit denen er in Rom Kontakt geknüpft hatte, eine Klosteranlage für Frauen und Männer.⁴⁴ In diesem Kloster, in dem er wohl auch den

Schreibern und Kopisten in der vermeintlichen Einsamkeit etwa in *ep.* 5,2,4. Zur Lokalisierung Maronias ca. 50 Kilometer östlich von Antiochien sowie Chalkis' vgl. Nautin (1986) 304.

40 Vgl. hierzu die Selbstaussage in *ep.* 123,9,1. Hieronymus' Stellung als Sekretär des Papstes ist in der Forschung jedoch umstritten. Für Zweifel an dieser Position vgl. Nautin, der die Position vertritt, dass es sich bei der durch die Briefe 18A–21 und 35–36 stilisierten Korrespondenz zwischen Hieronymus und dem Bischof von Rom lediglich um eine fiktive Kommunikation handele, vgl. Nautin (1986) 305; skeptisch ist auch Feichtinger (2021).

41 Vgl. Hier. *praef. Vulg. evang.*, die Zweifel an einer treibenden Rolle Damasus' fasst Schlange-Schöninggen (2018) 140–141 zusammen.

42 Zum Begriff ‚vulgata‘, mit dem Hieronymus die bis dahin existierende lateinische Version benannte, unter dem jedoch seit dem Mittelalter die hieronymianische Übertragung verstanden wird, Brown (1992a) 87 Anm. 1. Papst Bonifaz VIII. unterzeichnete Hieronymus' Ernennung zu einem der vier Kirchenlehrer im September des Jahres 1295, vgl. Brown (1992a) 11.

43 Hier. *ep.* 45,3,1.

44 Hier. *ep.* 108,20.

Unterricht der (heidnischen) lateinischen Klassiker übernahm,⁴⁵ wirkte er bis zu seinem Lebensende im Jahre 420. Hieronymus war als Radikalasket und Origenesanhänger in sämtliche größere theologische Konflikte seiner Zeit involviert.⁴⁶

Im Laufe seiner Reisetätigkeit und seiner Aufenthalte im Osten des Reiches kam der lateinische Muttersprachler Hieronymus nicht nur mit der griechischen, sondern auch mit der syrischen, aramäischen und hebräischen Sprache in Berührung. Wie es auch immer um sein tatsächliches Niveau in diesen Fremdsprachen gestanden haben mag – so berichtet er stolz, als *vir trilinguis* („ein Dreisprachiger“) bezeichnet zu werden –,⁴⁷ ermöglichte ihm diese exzeptionelle Sprachkompetenz doch als einem der wenigen Gelehrten seiner Zeit, christliche Texte, die in Griechisch (Neues Testament) oder Hebräisch (Altes Testament) verfasst waren, in ihrer Ursprungssprache zu studieren.⁴⁸

Weiterhin wusste er sein durch die Reisen aufgebautes und das gesamte Römische Reich umspannendes Bekanntnetzwerk für sein reges wissenschaftliches Interesse nicht nur an der christlichen Exegese und Übersetzung, sondern auch an der Literatur allgemein zu nutzen. Denn zum einen erweiterte er stetig seine Privatbibliothek durch den eifrigen Austausch von Kopien, zum anderen betätigte er sich selbst literarisch. Sein schriftstellerisches Debut feierte Hieronymus mit einem Mönchsroman über den ersten Einsiedler Paulus.⁴⁹ Hieronymus hinterließ ein viel-

45 Vgl. diesen Hinweis als Vorwurf bei Rufin *adv. Hier.* 2,4–8 sowie die beachtlicherweise ausbleibende Reaktion des Hieronymus darauf in *Hier. adv. Rufin.* (insb. 1,15).

46 Vgl. zu den Kontroversen um den Arianismus, den Origenismus und den Pelagianismus ausführlicher Fürst (2016) 22–44.

47 *Hier. adv. Rufin.* 2,22 und 3,6: *Ego ... hebraeus, graecus, latinus, trilinguis*; ähnlich urteilt auch Augustinus *contr. Iulian.* 1,34: *sanctum Hieronymum ... qui graeco et latino, insuper et hebraeo, eruditus eloquio*. Bezüglich seiner tatsächlichen Fremdsprachenkompetenz herrscht in der Forschung ein etwas verhalteneres Bild. Zu seinen wohl spärlichen Syrischkenntnissen, die er sich bei seinem Aufenthalt in Chalkis angeeignet hatte, vgl. einerseits *Hier. ep.* 17,2,4 sowie andererseits King (2009), zu seinen rudimentären Aramäisch- bzw. Chaldäisch-Kompetenzen vgl. *prol. Vulg. Dan.*, zu den vergleichsweise wohl recht ordentlichen Hebräischkenntnissen – Hieronymus verweist in *ep.* 84,3,3 gar auf seinen Hebräischlehrer – vgl. *prol. Vulg. Job., epp.* 125,12,1 und 108,26,3 sowie kritisch Newman (2009).

48 Dass seine hervorragende Sprachfähigkeit Hieronymus vor den meisten christlichen Autoren auszeichnete und ihm wohl als einem der wenigen Gelehrten seiner Zeit überhaupt erst ermöglichte, nicht-lateinische christliche Texte in ihrem Original zu studieren, belegt eine Anfrage des Augustinus an Hieronymus. Denn aus Augustinus' Anfrage nach Übersetzungen aus dem Griechischen kann geschlossen werden, dass dieser selbst kein Griechisch konnte, vgl. hierfür ferner Fürst (2016) 83. Diese exzeptionelle Sprachkompetenz legte wohl sodann auch die Grundlage für Hieronymus' wegweisende Übersetzungstätigkeit, vgl. hierzu ausführlicher Fürst (2016) 83–121.

49 Mit diesem Erstlingswerk machte er Athanasius und seiner *Vita Antonii* Konkurrenz. Athanasius von Alexandria hatte (wohl im Jahr 356) mit der *Vita Antonii* das Leben des Antonius als des ersten Einsiedlers in der Wüste Ägyptens auf Griechisch verfasst. Diese Heiligenvita, die den anachoretischen Wüstenhelden als neues biographisches Sujet entdeckte, vgl. Kech (1977) 140–141, erfreute sich

fältiges Œuvre, das Bibelkommentare und Übersetzungen, asketische Traktate, Streitschriften, Mönchsromane und schließlich eine Briefsammlung umfasst, welche Gegenstand der vorliegenden Untersuchung ist.⁵⁰ Im Korpus der Briefe finden sich exegetische, asketische, didaktische und verteidigende Traktate, familiär-private Schreiben sowie Nekrologe und Danksagungen.⁵¹ Die Textgestalt der Briefe variiert darüber hinaus nicht nur hinsichtlich der Länge und der Formalia wie Briefpräskript und -postskript, sondern auch der literarischen Ausarbeitung ganz erheblich. Entsprechend bezeichnet Hieronymus selbst seine Texte mit sehr verschiedenen Termini wie etwa *epistula*, *commentarius*, *libellus*, *volumen* oder *sermo*.⁵² Im Ganzen ist demnach ein relativ breites Feld an hieronymianischen Texten unter dem literarischen Vektorraum der Briefgattung zusammengefasst, sodass die Gattungsdefinition diesbezüglich eher skalierend in Form einer Reihe zusammengehöriger, jedoch innerlich abgestufter Textformen aufgefasst werden muss.

Hieronymus – *philosophus, rhetor, grammaticus, dialecticus*⁵³ – war nicht nur äußerst belesen und gar im Besitz einer eigenen Bibliothek, sondern zwischen dem Osten und dem Westen des Reiches auch weit umhergereist und in der damaligen christlichen Elite gut vernetzt, sodass er in mehrfacher Hinsicht als ein vermittelnder

äußerster Beliebtheit und wurde von Evagrius, dem Patron des Hieronymus, ins Lateinische übersetzt und damit auch einem nicht griechisch-sprachigen Publikum zugänglich gemacht. Hieronymus nun trat mit seinem Roman über den Mönch Paulus zu diesem ägyptischen Eremiten Antonius und damit dem Werk des Athanasius in Konkurrenz, indem er Paulus als den ersten Wüsteneremiten stilisierte (Hier. *vita Pauli* 1,1–4), vgl. hierzu Leclerc (1988). Auch versuchte Hieronymus bereits in dieser *Vita* die Idee eines gebildeten Asketen zu zeichnen, indem Paulus im Unterschied zu Antonius nicht alle klassisch-heidnische Bildung von sich weist, vgl. Rebenich (1992) 128–129 und Fürst (2016) 48; ausführlicher zur *Vita Pauli* und zu den durch Hieronymus gesetzten hagiographischen Schwerpunkten vgl. Schulz-Wackerbarth (2017).

50 In diesem Korpus befinden sich 121 dezidiert von Hieronymus verfasste Briefe, die an insgesamt 67 unterschiedliche PrimäradressatInnen gerichtet sind. Zu den Charakteristiken dieser PrimäradressatInnen und ihrem Zusammenspiel mit Literaturzitatzen in den an sie gerichteten Briefen vgl. Revellio (2020).

51 Nach Cains Klassifikation, vgl. Cain (2009) 209–219, entfallen die Themen wie folgt auf die Briefe: exegetischer Inhalt (27 Briefe), auffordernd (18), apologetisch/rühmend (jeweils 14), Trost spendend (12), Vorhaltungen machend (8), verurteilend (7), berichtend (4), bittend (3), spottend / nachweisend / beratend / empfehlend / dankend / drohend (je 2), beglückwünschend/versöhnlich (je 1). Gerade in den familiär-privaten Briefen tritt die eigentliche, distanzüberwindende Qualität des Briefmediums teils deutlich zutage, wenn Hieronymus sich etwa in freundschaftlichem Gestus nach dem Wohlbefinden des Briefpartners und seiner Begleiter erkundigt, Informationen über historische Ereignisse und gemeinsam bekannte Personen austauscht oder Grüße Dritter übermittelt.

52 Durch seine fundierte Schulbildung sind dem Christen Hieronymus die literarische und rhetorische Tradition der Briefgattung und ihre recht flexible Form also wohlbekannt. Hiervon zeugt auch ein reflexiv-spielerischer Umgang mit den Grenzen der Gattung innerhalb seiner Texte, wie das Ende der exegetischen Abhandlung über Priesterkleidung an die adlige Römerin Fabiola zeigt: *ego iam mensuram epistulae excedere me intellego* (ep. 64,21,1).

53 Vgl. für diese Selbstbezeichnung *adv. Rufin.* 3,6.

Grenzgänger zu verstehen ist.⁵⁴ Bei den Kommunikations- und Vermittlungsprozessen zwischen den verschiedenen Sprach- und Kulturräumen stellte für den rhetorikaffinen Donat-Schüler die rhetorische Versiertheit ein ganz zentrales Mittel dar, die er an den lateinischen Meisterwerken der heidnischen Literatur erlernt und zeit seines Lebens stetig vertiefte, wie die vielen Zitatspuren in seinen Schriften bezeugen.

1.3 Vorüberlegungen zur Methodik

Die vorliegende Untersuchung geht im Kontext hieronymianischer Intertextualitätsforschung in zweierlei Hinsicht über die vorausgegangenen Studien hinaus: Die Untersuchung hat erstens zum Ziel, Zitate als Markierungen der literarischen Verarbeitung kultureller Transformationsprozesse zu untersuchen, wobei ein besonderes Augenmerk auf das Experimentieren mit diesen Verhandlungsorten gelegt ist. Zweitens strebt die vorliegende Untersuchung durch die Kombination manuell-hermeneutischer

⁵⁴ Vgl. zu diesem Begriff Duval (1988) 7. Doch Hieronymus war kein allseits bemühter Vermittler im Sinne eines um Ausgleich bemühten Erklärers und so haftet ihm in der Forschung das wohl durchaus berechnete Verdikt eines streitbaren Zeitgenossen an, vgl. Fürst (2016) 5. Dessen ungeachtet ist ein ganz zentraler Ausweis seiner Vermittlungsfunktion in seiner Übersetzungstätigkeit zu finden, die er in den drei Jahren seines Aufenthaltes in Konstantinopel mit der Übersetzung der Chronik des Eusebius von Cäsarea begann; zu seiner Übersetzungstätigkeit vgl. auch Baumann (2018) 167–249. Bei dieser Chronik handelt es sich um eine tabellarische Darstellung von Namen und Ereignissen, jeweils mit Datumsangaben versehen, die Hieronymus ins Lateinische übertrug und dabei teilweise um römische Begebenheiten ergänzte wie auch in seine Zeit hinein verlängerte, vgl. *chron. praef.* Hieronymus hinterließ keine Hinweise auf die Beweggründe für seine Aufnahme der Übersetzungstätigkeit. Zwar war er des Griechischen zuvor schon mächtig, doch tauchte er in Konstantinopel bei Gregor von Nazianz erstmals tief in die griechischsprachige theologische Literatur ein. Brown vermutet, dass Hieronymus befürchtete, ohne Übersetzungen könne die lateinischsprachige Welt (die jahrhundertlang währende Bilingualität war ab der Mitte des 4. Jahrhunderts verstärkt im Rückzug, vgl. Fürst (2016) 83) nicht von den von ihm dort angetroffenen wissenschaftlichen Errungenschaften des griechischsprachigen Raumes profitieren, Brown (1992a) 91. Diese Vermutung kann mit einer später verfassten Selbstaussage des Hieronymus in *ep.* 71 durchaus unterstrichen werden: *Origenis et Didymi pauca transtulimus uolentes nostris ex parte ostendere, quid Graeca doctrina retineret.* Im Anschluss widmete sich Hieronymus vermehrt exegetischen und asketischen Werken, beginnend mit den Homilien des Origenes, über ein biblisches Namens- und Ortslexikon und Briefe und Streitschriften im Rahmen der origenistischen Kontroverse bis hin zu seinen Bibelübersetzungen des Neuen und Alten Testaments, für eine Übersicht vgl. Fürst (2016) 90–91. Diese Bibelübersetzungen waren dann wiederum die Voraussetzung für seine Arbeit als Exeget. In dieser Funktion verfasste Hieronymus knapp 30 Kommentare schwerpunktmäßig zu alttestamentlichen Schriften, vgl. Fürst (2016) 122–125. Wie kein anderer Autor reflektierte Hieronymus dabei die Prinzipien seiner Exegese und Übersetzungstätigkeit, was ihm bis in die heutige Zeit den Titel des Schutzheiligen der Übersetzer eingebracht hat.

und computerbasiert-digitaler Textanalyseverfahren den für die bisherige Hieronymusforschung innovativen Einsatz eines *mixed methods*-Verfahrens an.⁵⁵

Um eine kritische Umsetzung dieser innovativen und zugleich experimentellen Herangehensweise sicherzustellen, ist ein steter konstruktiver Zweifel notwendig. Gerade dieser bewirkt, dass eine methodische Reflexion über die Potentiale und Grenzen analoger und digitaler Methoden ein zentraler Aspekt der vorliegenden Forschungsarbeit ist.

Ferner legt insbesondere der experimentelle Charakter der digitalen Verfahren nahe, die Untersuchung möglichst nahtlos an die bisherige nicht-digitale Forschungstradition anschließend zu konzipieren. Da sich die Entwicklung digitaler Verfahren der Intertextualitätsanalyse noch im Anfangsstadium befindet, ist eine anfängliche Kalibrierung der Werkzeuge unabdingbar. Um den Algorithmus zielgenau zu entwickeln und die Genauigkeit und Wirkkraft der neuen Methode exakt zu bestimmen, ist gerade in dieser Kalibrierungsphase das Ansetzen an einer eingehend untersuchten Form der Text-Text-Beziehung einerseits sowie andererseits das Fokussieren auf einen in der Forschung sehr prominenten Autor zentral.

Daher werden computergestützte Verfahren eingesetzt, die auf eben jene Formen der lexikalischen Text-Text-Beziehung abzielen, welche auch schon in der manuell-hermeneutischen Zitatforschung seit jeher im Zentrum des Interesses stehen. Weiter ausgreifende computerbasierte Ansätze zur Untersuchung von Textähnlichkeiten, die nicht dezidiert auf *loci similes* abzielen, wie sie beispielsweise in Verfahren zu finden sind, die auf Methoden der Künstlichen Intelligenz (KI) zurückgreifen, scheiden daher für die vorliegende Untersuchung aus. Hierzu gehören auch Verfahren, die auf Word Embeddings beruhen. Ein weiterer Grund, weshalb diese Ansätze der Textanalyse im vorliegenden Fall nicht mit den Zielen der Untersuchung übereinstimmen, ist, dass sie es aufgrund der Verwendung künstlicher neuronaler Netze und der damit einhergehenden Charakteristik einer *black box* auch nicht ermöglichen, den Zitatbegriff auf theoretischer Ebene weiter auszudifferenzieren. Erst durch die vorliegend getroffene Wahl vergleichsweise konservativer computergestützter Zugänge der Zitatdetektion von *loci similes* wird ein unmittelbarer Methodenvergleich von digitalem und nicht-digitalem Ansatz möglich, der gerade auf die Vergleichbarkeit der aufgefundenen Text-Text-Beziehungen angewiesen ist. Aufbauend auf dem Methodenvergleich wird eine Evaluation der jeweiligen Potentiale der beiden Methodenansätze sowie ihrer Kombination vorgenommen.

Um den zugrunde gelegten Versuchsaufbau und den methodischen Fokus der Untersuchung so transparent wie möglich darzulegen, sind im Folgenden einige wesentliche Determinanten der Untersuchung zusammengetragen.

⁵⁵ Vgl. zu diesem Ansatz Weitin et al. (2016); für die Dringlichkeit und Zentralität der Methodenkombination im Bereich der *Digital Humanities* vgl. den Ausblick in Flanders und Jannidis (2016) 236.

Der Zieltext: Hieronymus' Briefe

Für die vorliegende Untersuchung bietet sich aus dem umfassenden Œuvre des Hieronymus das Korpus der Briefe aus zweierlei Gründen besonders an: Zum einen weisen die Briefe ein sehr hohes rhetorisches Niveau auf.⁵⁶ Da gerade das Zitieren literarischer Vorbilder ein wesentliches Merkmal rhetorischer Versiertheit darstellt, können demzufolge in den Briefen viele Zitate erwartet werden. Zum anderen sind ebendiese Zitate aufgrund des gattungsspezifischen Stils insbesondere gegenüber der verstärkt erklärenden Bibelexegese in den Briefen seltener explizit markiert. Gerade diese weniger explizite Markiertheit der zitierten Textfragmente in den Briefen bietet einerseits wiederum die ausgezeichnete Möglichkeit, den spezifisch kulturellen Umgang mit heidnischen Texten und ihrem Gedankengut auf einer weniger expliziten Ebene zu untersuchen. Andererseits ist diese weniger gekennzeichnete Form der Zitate mit herkömmlichen Untersuchungsmitteln ungleich schwerer zu entdecken, worin wiederum ein großes Potential für die Entdeckung bisher unbekannter Zitate durch computerbasierte Zitatanalyseverfahren liegt.

Da für eine computerbasierte Zitatanalyse eine digitale Textversion des Briefkorpus unabdingbar ist und zu Untersuchungsbeginn keine digitale Version existiert, muss diese erst eigens erstellt werden. Die Digitalisierung der Briefe des Hieronymus stellt daher den allerersten Schritt der Untersuchung dar. Als Grundlage für diese Digitalisierung wird die einschlägige textkritische Edition von Hilberg (im *Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum*, kurz: *CSEL* vol. 54–56) gewählt.⁵⁷

Getreu der eingangs formulierten Forschungsfrage kann das Untersuchungskorpus nur aus denjenigen Briefen bestehen, die auch tatsächlich von Hieronymus verfasst wurden.⁵⁸ Da in der genannten Textedition des *CSEL* jedoch auch weitere Briefe Aufnahme gefunden haben, wie etwa an Hieronymus adressierte Anfrageschreiben,⁵⁹ von ihm angefertigte Übersetzungen von Briefen Dritter⁶⁰ oder Briefe anderer Adressanten an Dritte,⁶¹ müssen diese Texte aufgrund ihrer dezidiert nicht-hieronymianischen Autorschaft aus dem Untersuchungskorpus ausgeschlossen werden.⁶² Umgekehrt fehlen

⁵⁶ Vgl. Hagedahls Urteil: „he is at his best in the letters and the polemical writings, where he gives free rein both to his personal feelings and to his rhetorical skills. As a letter-writer he can be compared only with Cicero – it suffices for his glory“, Hagedahl (1958) 314 sowie Rebenich (2002) 79: „Jerome's extensive collection of letters, which are the finest of Christian antiquity“.

⁵⁷ Hilberg (1910, 1912, 1918), vgl. für die Digitalisierung der Briefe eingehender Kap. 5.

⁵⁸ Der im Folgenden verwendete Korpusbegriff bezeichnet daher ein für eine bestimmte Fragestellung zusammengestelltes Subset an Texten, im vorliegenden Fall alle Briefe des Hieronymus, vgl. zu diesem spezifischen Korpusbegriff auch Algee-Hewitt et al. (2016) 2.

⁵⁹ *epp.* 19, 35, 56, 67, 83, 87, 89, 91, 101, 104, 110, 113, 116, 131, 132, 136.

⁶⁰ *epp.* 51, 96, 98, 100.

⁶¹ *epp.* 46, 80, 90, 92, 93, 94, 95, 111, 135, 137, 144, 148, 149, 150.

⁶² Bei den Übersetzungen handelt es sich in dieser Hinsicht freilich um eine heikle Ausschlussmotivation, denn auch in diese fließt die ganz persönliche Autorhand mit ein und dementsprechend

in der Printausgabe die beiden im Jahr 1975 von Divjak zufällig unter Augustinusbriefen gefunden Briefe 18* an den norditalienischen Diakon Praesidius und 27* an den Bischof Aurelius von Karthago. Daher sind diese notgedrungen nicht Teil des vorliegend untersuchten Textkorpus.⁶³

Der Quellentext: Vergils *Aeneis*

Die Untersuchung konzentriert sich auf Zitate der *Aeneis*. Mit Vergil setzt sie damit bei einem auch in der Spätantike unverändert prominenten Autor an, der neben Sallust, Terenz und Cicero zu den Kernautoren des schulischen Kanons zählte.⁶⁴ Neben

können auch Bilder oder Vergleiche als Zitate anderer Autoren in der Übersetzung Aufnahme finden. Doch da das verbale Zitieren im Übersetzungsrahmen eher unwahrscheinlich erscheint, werden diese in der vorliegenden Untersuchung dennoch ausgeschlossen. Briefe, bei denen die hieronymianische Autorschaft teilweise angezweifelt wird (*epp.* 46, 148, 149), sind hingegen im Untersuchungskorpus verblieben.

63 Diese beiden Briefe (die Sternchen bezeichnen ihre Eigenschaft als nachträglich entdeckte Briefe) sind auch in die Neuauflage der *CSEL*-Ausgabe – entgegen der gängigen Forschungsmeinung, dass es sich bei diesen Briefen tatsächlich um Texte des Hieronymus handele, vgl. Cain (2009) 207 – nicht aufgenommen. *ep.* 27* hat jedoch als *Aug. ep.* 27* unter den Augustinusbriefen im *CSEL* vol. 88 (130–133) Eingang gefunden, vgl. Rebenich (1999). Weiterhin ist auch die *Epistula ad Sophronium de ecclesia Lydensi*, die von Fürst (2016) 369 sowie Rebenich (2002) 142 als Hieronymus' Werk anerkannt, von Cain (2009) 207, dort Anm. 1, jedoch als ein solches zurückgewiesen wird, in der zugrunde gelegten Hilberg'schen *CSEL*-Ausgabe nicht abgedruckt und bleibt daher in dieser Betrachtung ebenfalls außen vor.

Davon, dass die überlieferten Briefe bei Weitem nicht alle jemals von Hieronymus verfassten Briefe darstellen, zeugen viele textimmanente Hinweise. Denn zum einen stehen neben den üblichen Verlusten aufgrund der spezifischen Überlieferungssituation antiker Texte auch die ganz praktischen Schwierigkeiten des Briefversendens einer Tradierung im Wege. An dieser Stelle sind einmal das Fehlen eines öffentlichen Postwesens mit allen Risiken des Verlusts durch private Boten sowie die zeitliche Dauer der Überstellung als Hindernisse zu nennen, vgl. hierfür Fürst (1999) 90–92. Beispielsweise ist in *ep.* 12,0,3 die Existenz von rund 10 verlorenen und unerwiderten Briefen an den in Emona ansässigen Mönch Antonius bezeugt (*decem iam, nisi fallor, epistulas plenas tam officii quam precum misi*), vgl. für vergleichbare Hinweise auch *epp.* 13,0,4; 63,0,1; 126,1,1. Zum anderen ist der jeweilige Veröffentlichungsgrad, den der Brief erlangt hat, relevant. Auf die Wichtigkeit einer expliziten Veröffentlichung für eine länger währende Existenz oder gar Überlieferung weist folgender Kommentar des Hieronymus selbst hin, der seine tägliche Korrespondenz, deren Briefe man gar nicht zählen könne, mit Paula und Eustochium belegt: *epistularum autem ad Paulam et Eustochium, quia cotidie scribuntur, incertus es numerus, vir. ill.* 135,5. Von diesen Briefen sind uns lediglich je drei Briefe an Paula (*epp.* 30, 33, 39) und an Eustochium (*epp.* 22, 31, 108) erhalten, sodass von der regen alltäglichen Kommunikation innerhalb des Klosters in Bethlehem, zu der das *Epitaphium Sanctae Paulae* (*ep.* 108) sicherlich nicht zu zählen ist, nicht viele Briefe erhalten sind. Cain stellt in diesem Zusammenhang die These auf, dass die alltägliche Kommunikation innerhalb des Klosters nicht auf kostbarem Papyrus oder Pergament, sondern vielmehr auf Wachstafeln vonstattenging und daher nicht für die Archivierung und Verbreitung gedacht war, vgl. Cain (2009) 222.

64 So berichtet etwa Augustinus in seinen *Confessiones* von der Berührung mit Vergil in seinen Schultagen, vgl. *Aug. conf.* 1,13,20–23 und 17, 27; vgl. ferner zur Zentralität Vergils für christliche

den aus den ersten Jahren der schulischen Grundausbildung resultierenden Kontakten mit Vergil hat Hieronymus obendrein auch noch in Rom bei dem antiken Grammatiker Aelius Donatus studiert, der ein ausgewiesener Vergilkenner war und sogar einen Vergilkommentar verfasste. Hieronymus kam daher im Laufe seiner Ausbildung sicherlich in sehr intensiven Kontakt mit Vergil und seinem Hauptwerk, der *Aeneis*. Dementsprechend misst Hieronymus dem Mantuaner auch einen sehr hohen Stellenwert als Nationaldichter der Römer bei, wenn er ihn in Abwandlung eines Horazitates mit Homer, dem Stammvater der griechischen Literatur, vergleicht: *cum Vergilius, alter Homerus apud nos*.⁶⁵ Wegen seiner Zentralität im schulischen Curriculum allgemein als auch für Hieronymus im Speziellen steht Vergil daher paradigmatisch für die römische Literatur insgesamt.⁶⁶

Die Relevanz des Schulautors und Nationaldichters Vergil unter den von Hieronymus zitierten Autoren streicht auch die bisherige einschlägige Forschung hervor.⁶⁷ Zwar sind vergilische Belegstellen in der kritischen *CSEL*-Ausgabe Hilbergs bereits vergleichsweise üppig erfasst, doch liegen darüber hinaus bemerkenswerterweise nur wenige vertiefende Einzeluntersuchungen vor.⁶⁸

Ein *mixed methods*-Ansatz mit experimentellem Charakter

Ziel ist es, anhand der Aeneiszitate eine Typologie der Zitatverwendungen zu erstellen. Da die Untersuchung desto genauer erfolgen kann, je vollständiger das Bild des Zitatphänomens ist, sollen auch neue, bisher unbekannte Zitatstellen aufgefunden und dem bisherigen Forschungsstand hinzugefügt werden. Hierbei ist zu betonen, dass computerbasierte Verfahren zwar für das Detektieren potentieller Textstellen eingesetzt werden, doch die Entscheidung, ob es sich bei den automatisiert generierten Ergebnissen tatsächlich um eine bedeutungsproduzierende Zitatspur handelt oder nur um eine zufällige lexikalische Übereinstimmung, in einer sich anschließenden textnahen Analyse hermeneutisch-interpretierend geklärt wird. In gewissem Sinne stellen daher die Ergebnisse des computergestützten Textvergleichsalgorithmus eine Vorselektion dar, die dann mit korpusanalytischen und hermeneutischen

Autoren und die Kirchenlehrer Hagendahl (1983) 75–77, zu Vergils Stellenwert in der schulischen Ausbildung vgl. Marrou (1957) 405–407.

⁶⁵ Vgl. *ep.* 121,10,5, dies ist ein Brief an Algasia, eine gebildete Christin aus Gallien. Der fragliche Horazvers, der allerdings nicht Vergil, sondern Ennius und Homer nennt, findet sich in *Hor. epist.* 2,1,50.

⁶⁶ Rees resümiert bezüglich der Vergilrezeption im vierten Jahrhundert: Vergil „enjoyed canonical status as a defining characteristic of Roman culture“, Rees (2004) 6, vgl. des Weiteren für die kulturelle, aber auch religiöse Bedeutung Vergils in der Spätantike Scourfield (2007) 13, Cain (2013a) 75, Hardie (2014) insb. 127–147.

⁶⁷ „Of all poets Virgil came nearest to Jerome’s heart.“ sowie „The quotations from Virgil are twice as numerous as those from all other poets together“, vgl. Hagendahl (1958) 101 und 102.

⁶⁸ Vgl. hierzu die Ausführungen zum Forschungsstand in Kap. 2.2.

Methoden weiter untersucht werden. Gerade aus diesem Ineinandergreifen computerbasierter und traditionell-manueller Herangehensweisen resultiert der Charakter eines *mixed methods*-Ansatzes.

Aufgrund des experimentellen Charakters ist ferner eine methodische Evaluation notwendig. Diese Evaluation erfolgt durch einen Vergleich der computerbasiert und manuell herausgefilterten Forschungsergebnisse. Der Vergleichspunkt der manuell zusammengetragenen Ergebnisse wird im Weiteren ‚manueller Goldstandard‘ genannt. Er setzt sich aus den Zitatangaben in der kritischen Textausgabe von Hilberg und in der revidierten Fassung von Kamptner sowie den einzelnen Hinzufügungen durch Hagendahl zusammen,⁶⁹ wobei Unstimmigkeiten der Angaben innerhalb dieser Forschungsarbeiten bei der Kompilation so weit möglich korrigiert wurden.⁷⁰ Dieser ‚manuelle Goldstandard‘ umfasst damit bewusst nicht alle im Forschungsstand angeführten (Einzel-)Untersuchungen von Zitaten der *Aeneis* in Hieronymus’ Briefen. Dies ist dem experimentellen Charakter der Studie geschuldet: Da die digitale Textanalyse und ihre Verfahrensregeln noch grundständig zu evaluieren sind, ist für ein Gelingen der methodischen Vergleichbarkeit der Ergebnisse eine vergleichsweise homogene und einheitliche Vergleichsfolie erforderlich. Diese Einheitlichkeit würde jedoch durch die oftmals nur vereinzelt oder beiläufigen Nennungen von Aeneis-reminiszenzen in den anderen (Einzel-)Untersuchungen aufgehoben.

Der angelegte Zitatbegriff

Anknüpfend an das seit der Antike bestehende Vorgehen, Texte mit Blick auf solche intertextuellen Verbindungen hin zu lesen, die auf der Wortebene bestehen, wird auch in der vorliegenden Untersuchung ein lexikalisch-semantischer Vergleich von

⁶⁹ Der ‚manuelle Goldstandard‘ für die Evaluation der Methoden setzt sich aus den Zitatangaben des *apparatus locorum* der kritischen Textausgabe von Hilberg (1910, 1912, 1918), der Aktualisierung derselben durch Kamptner (1996) und den gesammelten und diskutierten Textstellen in der einschlägigen Arbeit von Hagendahl (1958) zusammen. Als Liste befindet sich diese Kompilation im Anhang I.

⁷⁰ Dies betrifft: *ep.* 127,12,3 und *Aen.* 2, 362 (im Vergilttext steht *labores*, bei Hieronymus jedoch *dolorem*, welches in der kritischen CSEL-Ausgabe nichtsdestotrotz als Zitatbestandteil in Sperrdruck vermerkt ist); *ep.* 130,7,11 und *Aen.* 3, 435 (Hagendahl (1958) 257 Anm. 1 müsste lauten „*Nata deo is the substitution for Virgil’s nate dea.*“); *epp.* 126,2,2 sowie 129,4,3 und *Aen.* 4,42 (bei Vergil steht *lateque furentes Barcaei*, bei Hieronymus statt *furentes* jedoch *vagantes*, welches in der CSEL-Ausgabe dennoch ebenfalls in Sperrdruck als Zitatbestandteil ausgezeichnet ist, vgl. hierzu jedoch auch die Hinweise in Kap. 4.2.1.3 Anm. 265); *ep.* 39,8,1 und *Aen.* 4,336 (Hieronymus zitiert hier zwar den Halbvers b, wobei er die Wortreihenfolge für die letzten beiden Wörter *regit artus* umdreht, Hilberg/Kamptner vermerken diesen Fund wohl daher als ‚cf.‘; Hagendahl (1958) 113 scheint hier kulanter, die Verfasserin hat sich in ihrer Einschätzung Hagendahl angeschlossen und diese Textberührung als Zitatfund gewertet); *ep.* 84,3,5 und *Aen.* 11,283 (hier ist die Problematik und die Lösung dieselbe wie im vorhergehenden Fall, demgegenüber ist Hagendahls Angabe desselben Vergilverses für *ep.* 22,8,1 in Übereinstimmung mit Hilberg/Kamptner nicht als Zitat aufgenommen); *ep.* 66,5,2 und *Aen.* 6,625f (die Angabe in Hagendahl (1958) 306 ist korrekt, gegenüber der davon differierenden Angabe in ebd. 206).

Texten vorgenommen. Das heißt im Umkehrschluss, dass im weitesten Sinne thematische, aber auch strukturelle oder metrische Textähnlichkeiten in der Betrachtung außen vor bleiben. Die Untersuchung knüpft ferner an das Vorgehen und an die bereits bestehende konzeptuelle Orientierung der klassisch-philologischen Zitatanalyse und -interpretation in Hieronymus' Briefen an.⁷¹ In dieser traditionell-manuellen Forschung⁷² werden die im Wortmaterial unveränderten Zitate ohne jeden weiteren Zusatz als Zitat angegeben, wohingegen die paraphrasierten, lexikalisch leicht abweichenden Zitate üblicherweise mit einem ‚confer‘ versehen werden. Auch die vorliegende Untersuchung betrachtet gerade diese im Wortmaterial unveränderten Zitate und damit klar definierte Textreminiszenzen.⁷³ Ferner steht die Pragmatik der Operationalisierbarkeit des verwendeten Zitatkonzeptes im Zentrum. Denn im Gegensatz zur komparatistisch-hermeneutischen Textanalyse ist für die Anforderungen einer digitalen Intertextualitätsanalyse ein prägnanterer Intertextualitätsbegriff erforderlich. Daher basiert der untersuchte Zitatbegriff auf dem Konzept der *loci similes* und wird durch weitere noch zu beschreibende Faktoren final auf Zitatformen bestehend aus mindestens zwei identischen Wörtern konkretisiert.⁷⁴

Der Algorithmus

Im Sinne der Zielsetzungen des Projektes, einerseits konzeptuell an die bisherige hieronymianische Zitatforschung anzuschließen und andererseits die digitalen Analyseprozesse transparent darzulegen, wird als geeignetes computerbasiertes Analyseinstrumentarium das *Tesserae Project* gewählt. Dies ist ein *open access* Analyseprogramm der University at Buffalo (USA), das eigens für die Detektion potentiell bedeutungstragender Parallelstellen in lateinischer Literatur entwickelt wurde.⁷⁵ Die Verwendung von *Tesserae* beschränkt sich allerdings auf den bloßen Textvergleich

71 In aller Deutlichkeit sei auf die generelle Problematik der intersubjektiven Verhandlungbarkeit einer jeden Zitatdefinition und der notwendigen fallbezogenen Entscheidung hingewiesen, vgl. hierzu auch die Einschätzung von Knauer, der eine grundlegende Untersuchung zu Zitaten von Homer in der *Aeneis* vorgelegt hat, Knauer (1979) 49 Anm. 1: „Die Beurteilung ist häufig genug (...) sehr schwierig.“

72 Zur weder konfrontativen noch abwertenden Konnotation der Bezeichnung ‚traditionell-manuell‘ vgl. ausführlicher Kap. 4.3.3.

73 Gemäß der Bestimmung der untersuchten Zitatformen werden die in der traditionell-manuellen Forschung mit ‚confer‘ (‚cf.‘) ausgezeichneten Zitate in der Kompilation der bisherigen Forschungsarbeiten daher auch nicht übernommen.

74 Für die ausführliche Diskussion der Intertextualitäts- und Zitatkonzepte und den angelegten Zitatbegriff vgl. Kap. 3.

75 <http://tesserae.caset.buffalo.edu/>, für die vorliegende Untersuchung wurde die *Tesserae*-Version 3 verwendet (der letzte Zugriff auf alle angeführten Links erfolgte am 24.09.2021); vgl. für die Möglichkeiten der digitalen Textanalyse im Allgemeinen und insbesondere der Zitatanalyse die weiteren Projekte und Werkzeuge in Kap. 4, vgl. ferner für die vorliegend angewendeten Verfahren der computerbasierten Textanalyse und für die Erstellung der eigenen Filterroutinen Kap. 6.

auf Basis der n-grams, das bedeutet, dass alle zusätzlichen Filtermöglichkeiten sowie die Scoreangaben keine Anwendung finden. Die daher notwendige Adaption des digitalen Untersuchungsprozesses an die Bedürfnisse der vorliegenden Fragestellung erfolgt mit einem eigens entwickelten Code in der Programmiersprache Python.⁷⁶ Hierfür werden aufwendige Filteroptionen erstellt, die sich an den hermeneutischen und leseempirisch abgeleiteten Kriterien eines Zitates orientieren. Durch das eingehende Beobachten der traditionellen lesebasierten Prozesse des Zitaterkennens können so detaillierte Beobachtungen zur Theorie des Zitates und die Praxis des Zitierens durch Hieronymus angestellt werden, sodass die Erstellung des Algorithmus wiederum auch zur besseren theoretischen Fundierung des Zitatverständnisses beiträgt.

1.4 Aufbau der Arbeit

In den folgenden Kapiteln wird anschließend an den Forschungsstand (Kap. 2) in die Kulturtechnik des Zitierens eingeführt und der vorliegend zugrunde gelegte Zitatbegriff erläutert (Kap. 3). Dem allerersten Arbeitsschritt, der Digitalisierung der Briefe des Hieronymus (Kap. 5), geht ein Überblick über digitale Methoden im Bereich der antike-bezogenen Literaturwissenschaft allgemein sowie zur Zitat- und Intertextualitätsanalyse im Speziellen voraus (Kap. 4). Auf die Beschreibung des Untersuchungsaufbaues (Kap. 6) folgt dann die eingehende Analyse und Interpretation insbesondere der digital gewonnenen Zitatfunde und ihre Typologisierung (Kap. 7). Im Anschluss wird ein methodischer Vergleich manueller und computerbasierter Ergebnisse vorgenommen, um den *mixed methods*-Ansatz final zu evaluieren (Kap. 8). Die Schlussbetrachtungen fassen dann die literaturwissenschaftlichen sowie die kulturhistorischen Ergebnisse zusammen (Kap. 9). Die Untersuchung schließt mit einem Resümee (Kap. 10).

Die im Folgenden aufgeführten Schritte bieten ein idealtypisches Tableau des Untersuchungsvorgehens. Die durch die lineare Darstellung suggerierte Chronologie und insbesondere Distinktheit der einzelnen Untersuchungsschritte ist in der tatsächlichen Untersuchungspraxis jedoch nicht so deutlich voneinander zu trennen. Vielmehr sind realiter gerade im Falle des Einsatzes einer vergleichsweise neuen Methode die Arbeitsschritte zu einem kontinuierlichen und mehrsträngig verlaufenden Arbeitsprozess verkettet und oft ineinander verwoben.

Da methodisch ein relativ neuer Zugang gewählt wird, ist im Folgenden ein unterschiedener Schwerpunkt auf die methodische Erklärung und Reflexion gelegt. Dies dient nicht zuletzt auch der Sicherstellung der Transparenz und der Vermeidung

⁷⁶ Für die vorliegende Untersuchung wird Python in der Version 2.7 verwendet.

eines *black box* Verfahrens.⁷⁷ Die Analyseergebnisse, das heißt alle diskutierten Zitatstellen, sind in den Anhängen aufgeführt. Hierzu zählen sowohl die manuellen Funde wie auch die digitalen Neufunde als auch die vom Algorithmus zwar aufgezeigt, doch durch die Verfasserin verworfenen lexikalischen Parallelstellen.

⁷⁷ Aus selbigem Grund sind auch alle Analysewege in Kap. 6 eingehend beschrieben. Die erstellten Python-Skripte sind archiviert und können bei der Verfasserin zur Einsicht angefragt werden.

2 Grundzüge der bisherigen Hieronymus-Forschung

Die zahlreichen Zitate und Anlehnungen im hieronymianischen Briefkorpus sind ein so zentrales Merkmal der Texte, dass sie schon früh die wissenschaftlich-philologische Aufmerksamkeit auf sich zogen. Bereits im 10. und 11. Jahrhundert wurden sie nachweislich als zentrale Textmerkmale und bedeutende Lektüreschlüssel aufgefasst. Seitdem wurden die Zitate ununterbrochen und in unterschiedlicher Weise mit Verständnishilfen versehen.⁷⁸

Im Folgenden wird nach einem kurzen Einblick in diese frühe wissenschaftliche Bearbeitung der Briefftexte die neuere Forschung zu Zitaten und der Zitiertechnik bei Hieronymus skizziert. Ein Schwerpunkt wird dabei auf die unterschiedlichen methodischen Zugänge gelegt, das Zitatphänomen näher zu bestimmen und für die Analyse des hieronymianischen Umgangs mit der heidnischen Literatur fruchtbar zu machen. Abschließend werden die raren und äußerst disparaten Ergebnisse der Forschungsliteratur zum hieronymianischen Umgang mit Vergil im Speziellen nochmals gesammelt zusammengestellt.

2.1 Frühe wissenschaftliche Bearbeitung

Bereits für das frühe Mittelalter sind erste Spuren einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit den Zitaten nachzuweisen. Ein im Kloster St. Gallen um die Mitte des 9. Jahrhunderts von verschiedenen Händen in karolingischer Minuskel erstellter Pergamentcodex enthält neben Werken Origenes' und Cassiodors auch ausgewählte Briefe der hieronymianischen Sammlung.⁷⁹ Der eigentliche Briefftext weist dabei in etwas helleren Tintenfarben diverse nachträgliche Bearbeitungen auf (vgl. Abb. 1):

⁷⁸ Die jeweiligen Bearbeitungsstände bilden daher wissenschaftshistorisch in synchroner Perspektive einen Ort der Zusammenstellung des jeweils aktuellen Wissens und in diachroner Perspektive den Transferprozess eben dieses Wissens ab.

⁷⁹ Vgl. zum Cod. Sang. 159 das Verzeichnis von Scherrer (1875) 59 sowie Bruckner (1936, 1938) 29.

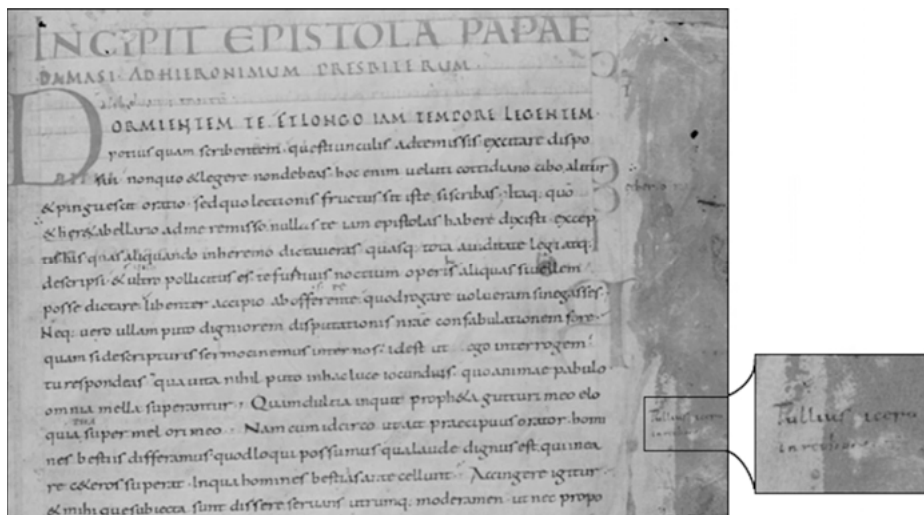


Abb. 1: St. Galler Codex 159. Links: Ausschnitt aus dem St. Galler Codex 159, Seite 5. Beginn der *ep.* 35 (nach der Nummerierung des CSEL) mit erkennbaren Korrektur- und Akzentzeichen sowie zwei Glossen seitlich des Textes; rechts: vergrößerte Marginalglosse zu [Marcus] Tullius [Cicero], Quelle: St. Gallen, Stiftsbibliothek, Cod. Sang. 159, S. 5: Hieronymus, *epistolae*; Origenes, *sermones*; Cassiodorus, *de anima* (<https://www.e-codices.unifr.ch/de/list/one/csg/0159>)

Jede Zeile des einstigen Grundtextes trägt gut sichtbar für die *lectio* eingefügte Interpunktionszeichen und Akzentsetzungen eines akribischen Lesers, zudem sind zahlreiche interlineare sowie seitliche Ergänzungen zu erkennen. Diese teils interlinearen textkritischen Korrekturen (vgl. z. B. Zeile 7 *quia* oder Zeile 13 *tua*) und marginalen gedanklichen Kommentierungen wurden möglicherweise durch die Handschriftenschule um den gelehrten St. Galler Mönch Ekkehart IV. (geb. um 980, gest. nach 1057), der ein Schüler Notker III. war, nachträglich in das Manuskript eingefügt.⁸⁰

80 Zu den Lebensstationen und dem Werk Ekkeharts IV. vgl. Haefele (1980). Eisenhut weist die philologische Bearbeitung des Codex dezidiert der Schreiberhand Ekkeharts zu, vgl. Eisenhut (2015) insb. 142, wobei sie die erheblichen Differenzen im Schriftbild der Glossen im Konzept einer älteren und einer jüngeren Ekkehart-Hand auflöst, Eisenhut (2009) 210–214. An dieser These wurden jedoch nicht zuletzt aufgrund der variierenden Tintenfarbe paläographische Zweifel angemeldet. Beispielsweise führt Lenz den Schreibschulen-Ansatz ein und votiert damit methodisch gegen eine einheitliche Schreibhand Ekkeharts, Lenz (2015) 99–100; auch Nievergelt macht mindestens zwei Korrektur-ebenen aus, von denen die eine mit einem Griffel, die andere mit Feder und Tinte verfasst wurde, vgl. Nievergelt (2015) 166–167. Möglicherweise trägt der Codex 159 jedoch auch Glossen sowohl des bedeutendsten St. Galler Glossators Ekkehart IV. wie auch solche von anderer Hand, vgl. hierzu Froschauer (2012) 51; vgl. des Weiteren zu den althochdeutschen Glossen Ekkeharts IV. im Cod. Sang. 159 auch Schuler (2015) 78–80.

Derart systematische Bearbeitungen eines Textzeugen deuten auf eine intensive, dezidiert philologische Korrekturtätigkeit (*emendatio*) und damit wissenschaftliche Lektüre im St. Galler Scriptorium hin.⁸¹ Gerade informierende Marginalnoten wie die in Abb. 1 abgebildete Cicero-Glosse geben Aufschluss über die (Er-)Kenntnis klassisch-antiker Autoren durch den Bearbeitenden. Aus dieser Marginalglosse lässt sich daher schließen, dass Ciceros Werke im Selbststudium oder der klösterlichen Lehrtätigkeit gelesen und an ihnen gearbeitet wurde. Aus dieser Beobachtung lassen sich dann ferner Rückschlüsse auf die klösterliche(n) Bibliothek(en) und ihre Ausstattung sowie den dafür nötigen Schriftenverkehr ableiten.⁸² Somit legt die offensichtliche Einbindung auch klassisch-heidnischer Werke in das Studienpensum der St. Galler Schule einerseits Nachweis über das lokale Wissen und die literarischen Kenntnisse im St. Galler Klosterbetrieb dieser Zeit ab, andererseits belegt sie den Wert, der ebendort der klassischen Bildung beigemessen wurde.⁸³

Demgegenüber zeigt sich in einer rund sechs Jahrhunderte später entstandenen Bearbeitung eben desselben 35. Briefes ein deutlich gewandeltes Bild. Bei dieser jüngeren Edition handelt es sich um eine großformatige Hieronymusedition des Benediktinermönches Jean Martianay (1647–1717),⁸⁴ die in fünf Bänden die zahlreichen Schriften des Hieronymus inhaltlich sortiert abdruckt. Sie diente trotz des seit der Herausgabe heftig kritisierten Vorgehens – so konsultierte Martianay nach eigener Angabe lediglich sechs Handschriften – in ihrer bekannten Fehlerhaftigkeit als konzeptionelle und textuelle Grundlage für die Standardedition von Domenico Vallarsi,

81 Der Korrektor hatte vermutlich mindestens eine weitere Handschrift des Briefes vorliegen, gegen die er den Codex lesen konnte, denn nur derart sind die emendatorischen Korrekturen in Zeile 7 erklärbar (*et ultroj quia pollicitus es te furtivis noctium operis] operibus aliquas*), die ebenfalls in der kritischen Standardedition von Hilberg als Varianten der Handschriften Vatican und Berlin verzeichnet sind. Die St. Galler Handschrift lag selbigem Hilberg bei der Editierung seiner kritischen CSEL-Ausgabe jedoch nicht vor, vgl. die Angaben im textkritischen Apparat in Hilberg (1996) vol. 54, 265.

82 Die klösterliche Bibliothek, deren Ausstattung und den frühmittelalterlichen Schriftverkehr diskutiert Schiegg (2015) 157–162.

83 Zum integrativen Umgang mit paganen Autoren im St. Galler Kloster zur Zeit Ekkeharts IV. vgl. Haefele (2002) 10. Zur St. Galler Klosterschule als äußerst wirksamer, europaweiter Ausbildungsschmiede gerade im 9. bis 11. Jahrhundert vgl. Grotans (2006) 49–110, wie auch für das damalige Schulcurriculum, in dem Cicero wie auch andere klassische Autoren wohl im zweiten Ausbildungsabschnitt und demnach etwa ab dem dritten Lernjahr auf dem Studierplan standen, Grotans (2006) insb. 71–91.

84 Gewidmet ist die zwischen 1693–1706 in Paris erschienene Edition der Kongregation des Hl. Maurus dem Papst Innocenz XII., vgl. Martianay (1693). Sie enthält einen sehr prächtigen einseitigen Kupferstich, der Hieronymus beim Studium darstellt. Zum Leben und Werk des Jean Martianay vgl. McClintock und Strong (1883) 819–820; vernichtend bezüglich der Editionsleistung äußert sich Schmid (1962); zu Martianays Briefverkehr, in dem er seine Arbeitsweise der Hieronymusedition gegen Vorwürfe verteidigt und seine innere Haltung wie folgt charakterisiert: „le coeur plein de piété et de respect pour ne rien avancer d' injurieux“ (Brief vom 9. August 1706), vgl. Berlière et al. (1931) 57–61, insb. 57.

die schließlich von Jacques-Paul Migne nachgedruckt wurde.⁸⁵ Diese daher einschlägige Benediktineredition weist für den bereits oben angeführten 35. Brief einzig Kommentierungen der biblischen Verweise auf. Ein Verweis auf Cicero wie in obiger St. Galler Handschrift fehlt in ihr (vgl. Abb. 2):

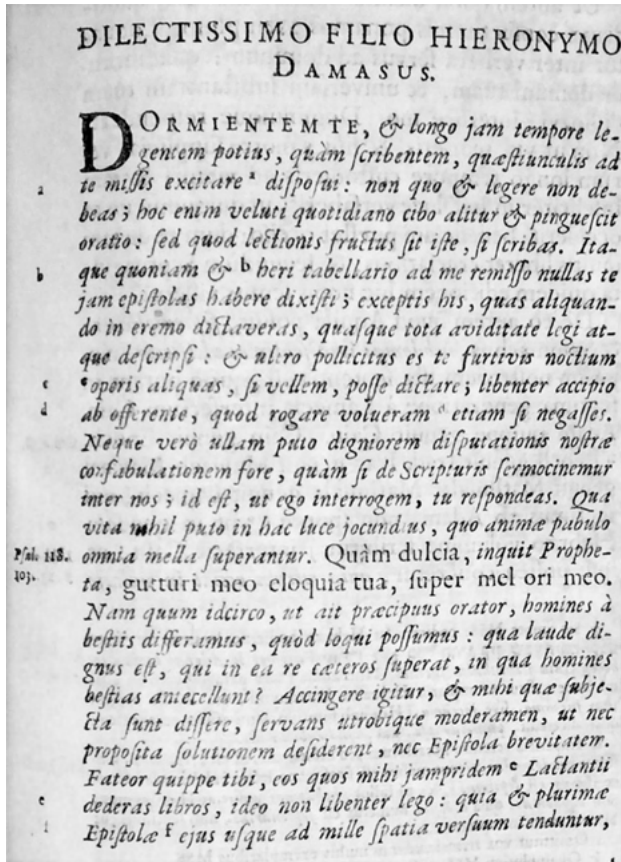


Abb. 2: Auszug aus der Hieronymusedition des Benediktinermönches Martianay. Tom. II Spalte 561. Beginn des Briefes 35 mit der ersten Auflöung: „Psal. 118,103“

⁸⁵ Vgl. die einzige komplette Edition der Werke des Hieronymus von Domenico Vallarsi in den beiden Ausgaben von Verona aus den Jahren 1734–1742 und von Venedig aus den Jahren 1766–1772, die Jacques-Paul Migne ab dem Jahr 1844 in seine Reihe *Patrologia Latina* (PL-Bände 22–30) aufnahm; insbesondere das je individuelle Briefvorwort sowie die Datierungsangabe in der PL erinnern strukturell noch deutlich an das Werk Martianays.

Auch für die weiteren Briefe innerhalb dieser benediktinischen Edition sind ausschließlich die biblischen Zitate erläutert. Bemerkenswerterweise finden sich keine marginalen Aufschlüsselungen klassisch-heidnischer Verweise.⁸⁶ Diese Verschiebung hin zur ausschließlichen Erklärung biblischer Zitate geht gleichzeitig mit einer deutlichen Systematisierungsleistung einher. Denn die vom kursiven Schriftbild eigens abgesetzten Bibelverweise wurden vom Bearbeiter und Herausgeber Martianay darüber hinaus mit exakten Stellenangaben versehen (vgl. die seitlichen Angaben in Abb. 2 Textzeile 16).⁸⁷ Zudem ist die Benediktinerausgabe im Unterschied zur St. Galler Handschrift auch noch durch zusätzlich eingefügte Prolegomena und *Notae* deutlich stärker inhaltlich aufgearbeitet. Ferner enthält sie etwa auch jeweils zu Beginn der Briefe kurze Zusammenfassungen und chronologische Einordnungen sowie okkasionell griffige Formulierungen, Inhaltsnotizen und kleinere Erläuterungen seitlich der Spalten.

Diese beiden exemplarisch ausgewählten Textzeugen der St. Galler Handschrift und der Benediktinerausgabe legen damit durch ihre differierende Glossierungstechnik ein eindrückliches Zeugnis über die historisch-kulturellen Bedingtheiten des Umgangs mit den hieronymianischen Briefformen ab. Dieser Umstand hängt maßgeblich von den Gebrauchskontexten der Texte ab. Denn auf der einen Seite steht die Korrektur und Verwendung einer Handschrift ausgesuchter hieronymianischer Texte etwa bei der *lectio* im Klassenzimmer oder während gemeinsamer Mahlzeiten und auf der anderen Seite steht der Auftrag einer hieronymianischen Gesamtedition. Das Merkmal der Bearbeitung intertextueller Verweisstellen bleibt jedoch in beiden Gebrauchskontexten auffallend konstant, wenn auch eine unterschiedliche Fokussierung hinsichtlich der Provenienz der Quellentexte festgestellt werden kann.

2.2 Neuere Forschung

In der neueren Forschung des 19. und 20. Jahrhunderts wird die bereits für die ältere Forschung festgestellte Zitat- und Quellenforschung im hieronymianischen Briefwerk stetig ausgeweitet und getreu der dort bereits angelegten Linie noch weiter

86 Mit den seitlichen Kleinbuchstaben wird auf den kritischen Apparat am Fuß der Spalten verwiesen. Die teils prachtvoll illustrierten Inkunabeln der fünfbandigen kalbsledernen Edition aus dem 17. Jahrhundert befinden sich im Bestand der Universitätsbibliothek Konstanz (Rara-Bestand). Schon in diesen Inkunabeln finden sich weitläufige Indizes, wie beispielsweise im zweiten Band zu den zitierten Autoren (Tom. II, 889–890), den zitierten und erklärten Stellen der Heiligen Schrift (Tom. II, 891–892) sowie ein Index der „Wörter, Wendungen und merkwürdiger (!) Fakten“. Anhand dieser Hilfsstrategien wird die der Disziplin immanente Neigung des Unterteilens von Textmaterial in kleinere, den syntagmatischen Textfluss ignorierende Einheiten deutlich, worin bereits Züge des sogenannten *bag of words*-Prinzips der *Digital Humanities* erkennbar sind, vgl. hierzu auch Kap. 4.

87 Dies entspricht auch der modernen Auszeichnungsweise der kritischen CSEL-Edition von Hilberg (1996), vgl. vol. 54, 265.

systematisiert. Zudem tritt ein weiteres Forschungsinteresse hinzu, das verstärkt biographisch orientiert ist. Diese beiden Forschungsstränge können aufgrund ihrer Konzentration auf die Erstellung umfassender Materialsammlungen auf der einen Seite und aufgrund der Annahme einer Kausalitätsbeziehung zwischen Individuum und Gesellschaft auf der anderen Seite methodisch der positivistischen Literaturwissenschaft zugerechnet werden.

Im Folgenden soll entlang der Scheidelinie zwischen den beiden Strängen der Zitat- und Quellenforschung und der biographisch orientierten Forschungsliteratur sowie einer dritten Forschungsrichtung, die sich verstärkt der Zitiertechnik widmet, die Forschung zu Zitaten und zur Zitiertechnik des Hieronymus dargestellt werden. Final werden nochmals die speziell für Vergil zentralen Arbeiten hervorgehoben.

Zitat- und Quellenforschung

Der rezeptionsgeschichtlich geprägte Forschungsstrang ist ein sehr prominenter Forschungszweig, der von beinahe enzyklopädischen Quellen- und Zitatsammlungen geprägt ist. Die Pionierarbeit in dieser sehr frühen Forschungsrichtung leistete Luebeck.⁸⁸ Er berichtet in auflistendem Gestus Anlehnungen an Texte griechischer sowie römischer Provenienz im gesamten Œuvre des Hieronymus, beginnend von Homer bis hin zu Hieronymus' Lehrer, dem *grammaticus* Aelius Donatus.⁸⁹ Luebeck sortiert die Referenzen dabei nach den einzelnen Autoren. Diese wiederum werden gattungstypologisch in poetische (Epiker, Lyriker und Dramatiker) und prosaische Autoren (u. a. Historiker, Redner, Philosophen) eingeteilt, wobei die römischen Autoren nochmals in republikanische und post-augusteische unterschieden werden. Der große Zugewinn von Luebecks Arbeit liegt in der visuellen Gegenüberstellung des Quellentextes und der aufnehmenden hieronymianischen Textstelle, die in zwei Spalten auf einer Textseite erfolgt. Durch diese klare Gegenüberstellung einerseits und eine erste zaghafte Differenzierung hinsichtlich der Markiertheit der textuellen Verweise andererseits kann sich der Leser selbst einen Eindruck der hieronymianischen Zitiertechnik bilden. Da Luebeck den nur angedeuteten Aspekt der Zitiertechnik jedoch nicht weiter ausführt, bleiben seine Aufzählungen etwas kursorisch.

⁸⁸ Vgl. Luebeck (1872).

⁸⁹ Bezüglich der griechischen Textkenntnisse konstatiert Luebeck, diese seien bei Hieronymus erst spät und nicht annähernd so gut wie das lateinische Pendant ausgebildet gewesen. Luebeck konstatiert, dass Hieronymus diese Autoren eher aus Sekundärquellen lateinischer Übersetzungen gekannt habe, vgl. Luebeck (1872) 6–7; dem pflichtet auch Courcelle mit einer umfassenderen Untersuchung bei, vgl. Courcelle (1948), insb. 47–78 und 111–115, wobei der Befund hinsichtlich griechischer Patristiker hiervon abweicht: Hieronymus kannte wohl viele dieser Texte ebenfalls nur aus Sekundärquellen und Übersetzungen, doch war er einer der wenigen, der überhaupt griechische Originaltraktate studierte, was wohl auch dem Fakt geschuldet sein mag, dass er diese zeitweise direkt vor Ort studieren konnte, vgl. ebd. insb. 78–111. Für ein näheres Verhältnis des Hieronymus zur griechisch-paganen Literatur vgl. auch McDermott (1982).

Dennoch bietet Luebecks Darstellung einen ersten Ansatzpunkt, um sich einen Überblick über die Bandbreite der von Hieronymus zitierten Autoren zu verschaffen oder die Zitate eines einzelnen Autors ausfindig zu machen.

Die bis heute umfangreichste Sammlung und Besprechung paganer Allusionen im hieronymianischen Gesamtœuvre bietet die Arbeit von Hagendahl.⁹⁰ Hagendahl knüpft mit seiner Untersuchung einerseits direkt an Luebeck an. Denn zum einen übernimmt er die formale Gestaltung der listenhaften Gegenüberstellung des entlehnten und entlehrenden Textes und zum anderen baut er *expressis verbis* auf Luebecks Zitatfundus auf und fügt dessen Zusammenstellung sogar noch eigene Neufunde hinzu (gekennzeichnet mit einem Sternchen*). Hagendahl setzt sich jedoch andererseits insofern von Luebeck ab, da er zusätzlich zur reinen Auflistung der Zitate noch ausführlichere Ansätze zur Einordnung der Zitate und des Zitierens anbietet. Diese Analysen sind jedoch allesamt dem übergeordneten Ziel verpflichtet, den Vorwurf des Eidbruchs zu untersuchen.⁹¹ In einer Nachlese führt Hagendahl über fünfzehn Jahre später von sich oder anderen Autoren zwischenzeitlich neugefundene Zitatstellen auf.⁹²

Im Gegensatz zu diesen beiden auf klassisch-heidnische Autoren begrenzten Untersuchungen bietet einzig die von Hilberg edierte kritische Standardausgabe der Briefe im *CSEL* (Bände 54–56) eine umfassende Notierung klassisch-heidnischer wie auch biblisch-christlicher Zitate.⁹³ Neben einem *apparatus criticus* weist die Ausgabe einen Quellenapparat und die *loci similes* auf. Detaillierte Nachweise über Hilbergs editorisches Vorgehen sind leider nicht erhalten, da die Wirren des Ersten Weltkrieges seinen Plan, ein Prolegomenon zu den drei Textbänden herauszugeben – quasi als Epilegomenon –, durchkreuzten.⁹⁴ Daher kann nur vermutet werden, dass Hilberg für die Belegstellen paganer Textquellen ebenfalls auf Luebeck und für christliche Zitate wohl auf anderweitige theologische Forschungsarbeiten aufbaute.

90 Vgl. Hagendahl (1958) 91–328, dies entspricht Teil II, vgl. insb. 91–99 und passim für Forschungsliteratur bis 1958; vgl. des Weiteren seine methodisch ähnlich gelagerte Untersuchung zu Augustinus, Hagendahl (1967). Hagendahl attestiert in letztgenannter Arbeit Augustinus durch dessen gesamte schriftstellerische Tätigkeit hindurch konstantes Zitieren und meldet dabei Zweifel an der verbreiteten These an, Augustinus strebe die Synthese von Christentum und Antike an. Dementgegen argumentiert Hagendahl für eine Unterdrückung der Antike durch Augustinus, ja gar das Losreißen des Christentums von der Antike. Nichtsdestotrotz honoriert Hagendahl Augustinus' enorme Leistung für die Überlieferung der klassisch-antiken Texte, Hagendahl (1967) 729.

91 Daher fällt die Arbeit Hagendahls ebenso unter den biographistisch orientierten Forschungszweig, siehe die weitere Deskription dieser Facette weiter unten.

92 Vgl. die aktualisierten Angaben in Hagendahl (1974).

93 Vgl. Hilberg (1910, 1912, 1918).

94 Diesem Umstand fielen auch die geplanten Indizes anheim, vgl. Hilbergs Vorwort des ersten Bandes sowie Labourt (1949–1963) XLIII–XLVI, insb. XLV. Auch seine übrigen Unterlagen gingen in den Kriegswirren unter, sodass auch über sein methodisches Vorgehen bei der Bewertung und Hierarchisierung der 139 von ihm verwendeten Handschriften keine Nachrichten erhalten sind.

Flankiert wird dieser Quellenbefund von zahlreichen, später erschienenen Einzeluntersuchungen. Diese Einzeluntersuchungen geben im Unterschied zu den bisher genannten monographischen Arbeiten von Luebeck, Hagendahl und Hilberg jedoch keinen umfassenden Überblick, sondern widmen sich meist Teilaspekten, indem sie einzelne neue Zitatfunde anführen oder sich speziell auf wenige Zitate eines Quellenautors oder eines Werkes konzentrieren. Die markantesten Einzeluntersuchungen stammen von Kunst, Gilliam, Godel, Voß, Burzacchini und Adkin.⁹⁵ Sie tragen ausschließlich pagane Zitate zusammen, was wohl an der verstärkt altphilologischen Ausrichtung der Verfasser liegen mag, wie auch an der Tatsache, dass im Bereich biblischer Zitate ein recht genauer Nachweis mit der Hilberg'schen Edition im *CSEL* vorliegt.

Der durch diese Einzelforschungen notwendig gewordenen Aktualisierung der *CSEL*-Bände wurde im Rahmen einer zweiten, von Kamptner kuratierten Auflage Rechnung getragen.⁹⁶ Doch diese Überarbeitung ist hinsichtlich der vollständigen Aufnahme des zwischenzeitlich hinzugekommenen Forschungsertrages unvollständig.⁹⁷

Zentrale neuere Untersuchungen liegen ab dem Zeitpunkt dieser zweiten *CSEL*-Ausgabe dann beispielsweise von Jakobi, Cain oder Adkin vor.⁹⁸ Doch auch diese Einzeluntersuchungen widmen sich allesamt wiederum nur einzelnen Aspekten wie den Zitaten eines Autors oder aus einem spezifischen Werk.

Gerade Adkins sehr zahlreiche Beiträge zeichnen sich durch eine unermüdliche und systematische Quellensuche aus, weswegen sie einer eigenen Hervorhebung bedürfen. Adkin diskutiert in seinen Beiträgen sowohl biblische als auch klassische Zitatstellen, wobei letztere vermehrt im Fokus seiner Entdecker- und Diskussionsfreude

95 Vgl. Kunst (1918) für Cicero; Gilliam (1953) für Ciceros *pro Caelio*; Godel (1964) für klassische Dichter allgemein, wobei – und dies sei ein beispielhafter Ausweis für die durchaus rege Diskussion um Hieronymus' Zitierpraxis – Cameron (1965) wiederum Godel hinsichtlich des von diesem vermuteten Iuvenalzitates in *ep.* 66,13,2 widerspricht und anstatt dessen für ein Claudianzitat votiert; Voß (1969) 161–166 zu Hieronymus und Platon, Cicero und Sallust; Burzacchini (1975) für Persius und Burzacchini (1978) für Vergil und Persius; Adkin (1991, 1992a, 1993b) für Cicero und Tertullian.

96 Vgl. Hilberg (1996) für den verbesserten Nachdruck der lange vergriffenen Version von 1910–1918; vgl. insbesondere auch den nun dazu gefügten Indexband von Kamptner (1996), insb. 295–303 für textkritische Emendationsvorschläge sowie 304–311 für die in der revidierten Ausgabe zusätzlich berücksichtigten Parallelstellen aus Einzeluntersuchungen.

97 Vgl. zur Kritik an der revidierten Version der *CSEL*-Bände Rebenich (1999) 77.

98 Vgl. Jakobi (2006) und Cain (2013c) für Terenz-Zitate, Cain (2008) für Plinius- und Cain (2010) für Lactanz-Zitate. Von den äußerst zahlreichen Arbeiten Adkins (gut sieben Dutzend) ist nur eine wesentliche Auswahl insbesondere jüngerer Artikel aufgeführt: Adkin (1997a, 2013, 2019) für Cicero, Adkin (1998) für Vergil, Adkin (2000) für Seneca und Iuvenal sowie Satiriker im Allgemeinen, Adkin (2002b) für Quintilian, Adkin (2005a) für Sallust, Adkin (2005b) für Persius, Adkin (2011c) für Apuleius, Adkin (2011b) für Catull, Adkin (2011a) für Plinius.

stehen.⁹⁹ Typischerweise geht Adkin dabei von einem gefundenen Zitat aus und führt weitere Zitatbelege im unmittelbaren Kontext an oder falsifiziert die Kategorisierung eines Zitates als ein solches.¹⁰⁰ Im Vorgehen Adkins, die Ergebnisse anderer Autoren aufzunehmen und zu widerlegen zu versuchen, zeigt sich recht offen die Problematik der eindeutigen Bestimmung eines Zitates. Eine weitere Methode Adkins besteht darin, einen alternativen Quellentext für eine Zitatstelle einzuführen.¹⁰¹ Das eine Mal gelingt ihm mit seiner Argumentation Text- und Editions kritik¹⁰² wie auch Kritik an modernen Übersetzungen¹⁰³ zu betreiben, dann wiederum bestimmt er anhand der Stemmata die genaue Manuskriptversion des zitierten Quellentextes, die Hieronymus vorgelegen haben muss,¹⁰⁴ zieht Rückschlüsse auf Datierungsfragen¹⁰⁵ oder bewertet die Zitatmethode des Hieronymus.¹⁰⁶

Abschließend ist festzuhalten, dass eine umfassende Darstellung der Zitate und Anspielungen in Form einer aktuellen Quellen- und Zitatsammlung für Hieronymus' Briefe fehlt.

Biographisch orientierter Forschungsstrang

Diese Leerstelle einer kompakten Darstellung aller Zitate mag auch daraus resultieren, dass sich ein einschlägiger Teil der neueren Hieronymus-Forschung den intertextuellen Bezügen vorwiegend auf biographischem Wege genähert hat. Hierzu trug insbesondere die einführend bereits skizzierte Traumerzählung innerhalb des 22. Briefes des Hieronymus bei, die, als autobiographisches Narrativ gestaltet, das Verhältnis von (asketischem) Christentum und heidnisch-antiker Bildung als individuellen Identitätskonflikt und schmerzhaften Tilgungs- und Ausmerzungsprozess mit Opfercharakter fasst. Die an der hieronymianischen Zitierpraxis zu beobachtende Inkonsequenz ist dabei – der von Hieronymus gelegten Spur getreu folgend – als

99 Doch Adkin untersucht auch nachklassische Autoren, wie etwa in Adkin (2002a, 2006, 2009a) für Tertullian-Zitate.

100 Zur ersten Methode vgl. beispielsweise Adkin (2002a) 128–129 Anm. 15, zur zweiten beispielsweise Adkin (1995) 187.

101 Vgl. beispielhaft für die Methode der Falsifikation auch Adkin (2000) 121 und Adkin (2011b) *passim*, wobei er in letzterer Untersuchung für eine Formulierung in *ep.* 147,6,2, bei der es sich nach Torzi um ein Zitat von Catull handelt, vgl. Torzi (2003), mit einem Gegenvorschlag eines Cyprianzitates aufwartet. Gleiches ist auch in Adkin (2000) 120 zu beobachten, hier argumentiert Adkin demgegenüber jedoch für ein hieronymianisches Selbstzitat. Für Beiträge zu dieser Zitat-kategorie des Selbstzitates vgl. ferner auch Adkin (2005b) 4f, Adkin (2002b) 319, Adkin (2011b) 418.

102 Vgl. für Textkritik am Quellentext Adkin (2013) 371 oder auch am Hieronymustext selbst Adkin (2011c) 74f, vgl. für Editions kritik Adkin (2011b) 419.

103 Vgl. etwa Adkin (2002a) 128 Anm. 15.

104 Vgl. beispielsweise Adkin (2013) 371.

105 Vgl. beispielhaft Adkin (2000) 126 oder Adkin (2002b) 319.

106 Vgl. beispielsweise Adkin (1992c), er konstatiert, Hieronymus flechte ein „striking cliché“, ebd. 238, und attestiert ihm Inkonzinnität, ebd. 255.

Phänomen innerer Zerrissenheit gefasst worden,¹⁰⁷ welches seinen Kristallisationspunkt in der (selbst wiederum bereits antiken) Eidbruchsdebatte findet.¹⁰⁸ Bei diesen Untersuchungen mit biographischem Interesse steht daher neben dem genauen Leseverhalten des Kirchenlehrers, der exakten Aufstellung seiner Bibliothek oder der Haltung Hieronymus' zur paganen Literatur allgemein stets die Fragestellung des Eidbruchs im Mittelpunkt.

Den Startschuss zur modernen Diskussion für und wider einen hieronymianischen Eidbruch gab Pease mit seiner Feststellung, Hieronymus habe nach der Leistung des Eides schrittweise wieder zur Lektüre klassischer Literatur zurückgefunden.¹⁰⁹ Pease argumentiert auf der Basis von Teilen des Briefkorpus sowohl frequenzanalytisch als auch mit Hieronymus' Ausbildung, seinen Kommunikationspartnern und seiner theologischen Einstellung.¹¹⁰ Für einen Eidbruch argumentiert in dessen Folge dann auch Hagendahl.¹¹¹ Bemerkenswerterweise ordnet er damit die oben bereits beschriebene deutlich enzyklopädische Methodik letztlich der biographistischen unter.¹¹² Denn alle seine Bemühungen kulminieren darin, zu klären, ob Hieronymus seinen Eid aus *ep.* 22 schlussendlich gehalten oder gebrochen habe.

Eng damit verknüpft ist für Hagendahl ferner die Frage, ob Hieronymus generell aus dem Gedächtnis oder durch erneute Lektüre zitierte. Hierfür stellt er wörtliche Zitate lediglich paraphrasierten Stellen gegenüber. Diese Erörterung mündet wiederum in einen knappen biographischen Einblick, insbesondere der Bildungsbiographie des Hieronymus. Die reine Sammlung der zitierten Werke dient ferner als Grundlage dafür, Rückschlüsse bezüglich der genauen Ausstattung der hieronymianischen Bibliothek zu ziehen. Hagendahl kommt zu dem Ergebnis, dass Hieronymus den Eid nicht gehalten habe, was diejenigen Zitate belegen würden, die von Werken stammen, die vor dem Eid nicht in Zitatspuren fassbar würden. Ferner konstatiert

107 Eine Zusammenführung der Selbstaussagen des Hieronymus zum christlichen Umgang mit klassischer Literatur findet sich bei Mohr (2007).

108 Im Zentrum stand dabei lange der von seinem Jugendfreund Rufinus aufgebrachte Vorwurf nach dem Verhältnis des Traumnarrativs und des darin geleisteten literarischen Eides zur tatsächlichen Einstellung und Umgangspraxis des christlichen Radikalasketen mit heidnischer Literatur, vgl. die Hinweise in obiger Anm. 18; derart beschuldigt verteidigt Hieronymus seine Klassikerrezeption selbst, etwa in den *epp.* 21, 60 und 70.

109 Vgl. Pease (1919), insb. 156–157.

110 Das Untersuchungskorpus von Pease umfasst dabei nur die ersten beiden Bände der Hilberg'schen Textausgabe (dies entspricht den Briefen 1–120).

111 Hagendahl (1958) insb. 319/320–323. Dieser Standpunkt entspricht der damaligen *communis opinio*, denn auch die biographischen Grundlagenwerke Cavallera (1922) 31 und Grützmaker (1969) 154 (Neudruck der Ausgabe von 1901–1908) sowie Kelly (1975) 44, hier insbesondere Anm. 39, argumentieren für einen Eidbruch.

112 Hagendahls monumentales Werk ist in mehreren Forschungszweigen angesiedelt und daher an dieser Stelle das zweite Mal erfasst. Er aktualisiert seine These des Eidbruchs nochmals in Hagendahl (1983), insb. 88–91.

Hagendahl, dass Hieronymus einige Werke wohl nur in Teilen kannte, was erkläre, warum er wiederholt dieselben Zitate verwende. Auch gäbe es Hinweise, dass er andere Werke wiederum nur aus Sekundärquellen kannte.¹¹³

Dem Vorwurf des Eidbruchs schließt sich jüngst auch Adkin an.¹¹⁴ Adkin leitet damit jedoch eine persönliche Kehrtwende ein. So vertrat er die vorherigen Jahre noch den gegensätzlichen Standpunkt der Eideinhaltung. Adkin argumentierte bis dahin, die Eideinhaltung finde ihren Niederschlag in vermehrt exegetisch ausgerichteten Briefen in der Lebensphase nach dem Traum, was mit einem Anspruch an Zitate aus dem Alten Testament einhergehe. Dies spiegele Hieronymus' generelle Hinwendung zu christlichen Schriften wider, mit der unvermeidlich eine Reduzierung der klassischen Lektüre einhergehe.¹¹⁵ Diesen Standpunkt der Eideinhaltung hatten zuvor auch schon Luebeck und Eiswirth vertreten.¹¹⁶ Gerade Eiswirths Argumentation, die zahlreichen Klassikerzitate seien keine aktuellen Lektüererträge, sondern Verdienste eines ausgezeichneten Gedächtnisses,¹¹⁷ schließt sich jüngst auch Cain an.¹¹⁸

Zusammenfassend ist daher zu konstatieren, dass die Forschungsmeinung in der Eidbruchdebatte, deren Klärung mit der generellen Glaubwürdigkeit und Integrität der Person des Hieronymus eng zusammenhängt, auseinandergeht. Inwiefern diese Eidbruchsfrage jedoch mit den überlieferten Textzeugnissen letztlich zweifelsfrei geklärt werden kann, ist fraglich. Darüber hinaus trägt eine eindeutige Klärung dieser Frage keinen unmittelbaren Mehrwert zur vorliegenden Forschungsfrage der Intertextualität als Verhandlungsort kultureller Transformation bei. In diesen beiden Untersuchungsdesideraten überschneidet sich einzig der Weg der Zitat- und Quellensuche, wobei in der vorliegenden Untersuchung die Verwendungsweise der Zitate im Vordergrund steht.

Zitiertechnik des Hieronymus

Eine Distanzierung von biographischen Authentizitätsfragen zugunsten einer stärkeren Fokussierung narratologischer Analyseansätze findet sich ebenfalls im monumentalen Werk Hagendahls. Im Anschluss an die akribische Auflistung von Einzelstellen öffnet sich in seiner einschlägigen Forschungsarbeit neben dem eben genannten

113 Hagendahl (1958) 309.

114 Erstmals in Adkin (2003b) 284, sowie wiederholt in Adkin (2009a) 43, Adkin (2012) 111.

115 Vgl. diese Sichtweise noch in Adkin (1995, 1999a) 184 sowie Adkin (1999a) 163.

116 Vgl. Luebeck (1872) 9; Eiswirth (1955) insb. 12–19; von einem Eidbruch geht auch Jaureguizar (1970) insb. 472 aus.

117 „Doch ist nirgends mehr als sein gutes Gedächtnis zur Erklärung notwendig.“, Eiswirth (1955) 29. Zu dieser Einschätzung gelangen in der Folge auch Antin (1960) 63: „le cratère qu'est la mémoire de Jérôme“ sowie Adkin (1999a) 163: „Jerome's own memory was vast“.

118 Vgl. Cain (2008) 710.

biographistisch orientierten Strang auch eine literaturtheoretische Ebene, die auf die Untersuchung der hieronymianischen Zitattechnik zielt.¹¹⁹ In einer früheren Studie Hagendahls findet sich gerade für ein solches Vorhaben eine ganz allgemeine methodische Grundlegung zur eingehenden Diskussion der nachklassischen Zitatmethode – dort jedoch noch ohne die explizite Erwähnung des Hieronymus.¹²⁰ Gerade die dort entwickelten Untersuchungskriterien wendet Hagendahl – natürlich stets im Dienste der biographistischen Eid-Fragestellung – im Folgenden dann an, um Hieronymus' Zitationstechnik mittels eines mehrstufigen Markierungssystems zu untersuchen.

Hagendahl unterscheidet hierfür wörtliche und paraphrasierte Zitate beziehungsweise solche offener wie versteckter Natur. Erstere sollen das gebildete Publikum beeindrucken und überzeugen, einen christlichen Kulturraum eröffnen oder als Schmuck dienen, letztere sollen Pathos und Farbe erzeugen. Hagendahl kommt weiterhin zu dem Ergebnis, dass Hieronymus keine einheitliche Form bezüglich des Umgangs mit klassischen Werken verfolge und vielmehr seine Strategie im Laufe der Zeit häufig wechsele. Diese Inkonsistenz deutet Hagendahl als Ausdruck seines Seelenkonflikts.¹²¹

In seiner Untersuchung geht Hagendahl – ausgenommen von der Errechnung, wie viele pagane Zitate pro gedruckter Editionsseite zu finden sind – jedoch nicht weiter auf die genaue Methode der Einflechtung und Einbettung der Zitatelemente ein und so bleibt die Funktion der Zitate im hieronymianischen Text unbeleuchtet. Vielmehr vermischt sich die Untersuchung der Markierungsebene mit der Transferenebene und mündet in ein allgemeines Loblied auf den Stil und in die dominante Frage nach dem Eidbruch. Näher wird der narratologische Aspekt jedoch (trotz Vertiefungshinweise auf das nächste Kapitel, das dann wiederum der biographistischen Frage des Eidbruchs gewidmet ist) nicht ausgeführt. Somit mangelt es diesem Ansatz an der Analyse der kommunikativen Relevanz der Zitate.

Das unmittelbare Aufeinandertreffen klassischer und christlicher Einzelwörter sowie ihrer Konzepte untersucht Antin im hieronymianischen Gesamtwerk, allerdings ohne Anspruch auf Vollständigkeit.¹²² Er kommt zu dem Ergebnis, dass die klassische Kultur Hieronymus sehr nahe stand und er nicht davor zurückwich, christliche und klassische Elemente unmittelbar nebeneinanderzustellen. Dennoch vertritt

119 Vgl. Hagendahl (1958) 269–328.

120 Vgl. Hagendahl (1947), hier insbesondere 119–124.

121 Vgl. Hagendahl (1958) 309 und 328. Zudem zeige Hieronymus im Unterschied zu anderen christlichen Schriftstellern keine Präferenz gegenüber klassischen oder biblisch-christlichen Texten, vgl. „this unprejudiced attitude is peculiar to Jerome as distinguished from other Christian writers“ Hagendahl (1958) 303. Des Weiteren lasse es sich Hieronymus nicht nehmen, klassische Zitate so zu verändern, dass sie in seinen christlichen Kontext passen, vgl. Hagendahl (1958) 306–307 sowie bereits in 193 Anm. 1.

122 Vgl. Antin (1960).

Antin die Auffassung, Hieronymus habe den biblisch-christlichen Gedanken immer den Vorzug verliehen.¹²³ Ein dezidiert narratologischer Ansatz bleibt auch hier aus.

Auch Adkin zeigt in seinen Einzeluntersuchungen neben seiner enzyklopädischen Quellensuche kleinere Ansätze, die Zitierweise des Hieronymus zu untersuchen. Es geht Adkin zwar weniger um narratologische Strukturen, doch hebt er mehrfach die Funktion der Zitate innerhalb des Textes hervor. So bezeichnet Adkin Hieronymus als „centoist“, der Zitate gleich eines Mosaiks in seine Texte einbaue.¹²⁴ Ausweis dessen sei etwa das unmittelbare Nebeneinanderstellen zweier Zitate,¹²⁵ sei es von unterschiedlichen Autoren¹²⁶ oder auch von biblischen und klassischen Zitaten,¹²⁷ was auch in der Bildung sogenannter Zitatennester¹²⁸ seinen Ausdruck finde. Häufig handele es sich nach Adkin bei den Zitaten um auffallende, eindringliche Formulierungen,¹²⁹ die eine gewisse Inkonzinnität¹³⁰ innerhalb des Textverlaufes erzeugen, auch wenn Hieronymus die wiederverwendeten Passagen teilweise syntaktisch an seinen Textverlauf anpasse oder die originale Passage gar rhetorisch noch verfeinere.¹³¹

Abschließend kann demnach konstatiert werden, dass die Untersuchung zur Zitiertechnik des Hieronymus häufig auf punktuelle Beobachtungen beschränkt bleibt oder gleich einen größeren Rahmen wie beispielsweise die Eidbruchdebatte ansteuert. Eine dezidierte Untersuchung der Funktion des Zitierens steht jedoch noch aus.

Vergil und sein augusteisches Epos

Für die Untersuchung der intertextuellen Beziehung zwischen Vergil und Hieronymus im Speziellen kann zunächst auf die relevanten Abschnitte in den bereits genannten Arbeiten mit biographischem und zitiertechnischem Schwerpunkt verwiesen werden. Denn ein Großteil dieser Untersuchungen erörtert Hieronymus' allgemeine Haltung zu den heidnischen Klassikertexten und führt innerhalb dieser Argumentation neben anderen heidnischen Autoren auch immer wieder Zitatstellen

123 Vgl. Antin (1960) 65.

124 Adkin (1992b) 461, vgl. auch Adkin (1993b) 141, Adkin (2013) 374, Adkin (1993a) 105 Anm. 30 und 107.

125 Vgl. Adkin (1993a) 106.

126 Wie etwa im Falle von Horaz und Quintilian, vgl. Adkin (2002b) 317.

127 Vgl. beispielsweise Adkin (1992c) 239.

128 Vgl. etwa Adkin (2011b) 422.

129 „striking formulation“ Adkin (1993b) 142, „flashy phrase“ Adkin (1992a) 420, „striking cliché“ Adkin (1992c) 238, „impressive phraseology“ Adkin (1993a) 102, „rhetorically striking material“ und „striking phraseology“ Adkin (2013) 369 und 371.

130 Vgl. Adkin (1993b) 143, Adkin (1992a) 420, Adkin (1992c) 236, Adkin (1993a) 105, Adkin (2002b) 318.

131 Vgl. etwa Adkin (1993b) 134, Adkin (2013) 369 und 371, Adkin (2002a) 129–130, Adkin (2005b) 9, Adkin (1992c) 235–236.

Vergils an.¹³² Doch diese teils auch nur beiläufigen Erwähnungen bleiben punktuell und beispielhaft. Ferner fokussieren die meisten dieser Arbeiten nicht so sehr auf die konkrete lexikalische Zitatebene, sondern erörtern vielmehr Hieronymus' allgemeinen Umgang mit diesem zentralen Schulautor in Form von breiteren Anspielungen thematischer, mythischer beziehungsweise bildlicher Art oder sie untersuchen Vergils Einfluss auf seine Bibelübersetzung und -auslegung.¹³³ Umgekehrt steht bei den wenigen Arbeiten, die im Bereich der Zitat- und Quellenforschung anzusiedeln und verstärkt auf Vergil ausgerichtet sind, dann wiederum häufig nicht nur die *Aeneis*, sondern das gesamte Œuvre Vergils im Mittelpunkt des Interesses. Zudem werden in diesen Arbeiten teils die exegetischen Werke oder Heiligenviten des Hieronymus und nicht sein Briefkorpus untersucht.¹³⁴ Daher eignen sich diese Einzelstudien nicht als Grundlage für die vorliegende Arbeit.

Einzig die beiden rezeptionsgeschichtlich geprägten Untersuchungen von Luebeck und die darauf aufbauende Studie von Hagendahl führen in der bereits beschriebenen

132 Besonders hervorzuheben sind an dieser Stelle Pease (1919), Antin (1960), Hagendahl (1974), Adkin (2009b) zu Klassikerzitaten unter anderem von Vergil in Hieronymus Bibelübersetzungen, für die Briefe im Speziellen Godel (1964).

133 So beispielsweise Coffin (1924) allgemein zu Hieronymus' und Augustinus' Zitatstil; Kurfess (1954) zur christlichen Lesart der 4. Ecloge, Courcelle (1976); Alfonsi (1976) in einer kurzen Notiz zu *ep.* 46 und den *Georgica*. Mohr (2007) verhandelt schwerpunktmäßig die beiden Schlüsseltexte *epp.* 22 und 70 sowie das aus der Bibel entlehnte Bild der klassischen Literatur als ein „captive maiden“ der christlichen Vorstellungswelt, ebd. insb. 307–313. Vgl. ferner Gamberale (2008) zu Vergil allgemein und nur an zwei Stellen mit punktuellen Aeneiszitaten in Zusammenhang mit dem Traumgesicht, hier insb. 183–187.; Jeanjean (2010) zu drei Aeneisversen aus dem sechsten Buch und ihrer Zitation in vier Briefen des Hieronymus.

Mit dem Fragekomplex des hieronymianischen Umgangs mit der klassischen Kultur in einem weiteren Sinn, da die antiken Mythen betreffend, befasst sich die Untersuchung von Ronnenberg (2015). Im Umgang mit den klassisch-antiken Mythen zeichne sich laut Ronnenberg ein vergleichbares Bild ab wie im Umgang mit der heidnischen Literatur: So erwähne Hieronymus mythologische Referenzen über die Zeit hinweg gesehen konstant. Dies bedeute, dass die Ortswechsel wie auch die Verwendung unterschiedlicher Gattungen keine Auswirkungen auf seinen Literaturgebrauch zeigen. Mythologische Anspielungen dienen nach Ronnenberg dabei sowohl der Unterhaltung des Lesepublikums als auch der Kommentierung des Textgegenstandes, wobei nicht der Mythos selbst einer Wertung unterzogen werde, sondern der behandelte Gegenstand dadurch eine Wertung erfahre. Hierbei verhalte sich Hieronymus sehr pragmatisch, setze also ein mythisches Exemplum je nach Bedarf negativ wie positiv verstärkend ein, vgl. Ronnenberg (2015) 308–311; vgl. ferner zur Mythosrezeption insbesondere vorkonstantinischer Autoren und Hieronymus auch von Haehling (2006), für Letzteren insb. 143–144.

134 Vgl. etwa Dziech (1931) zu Spuren Vergils in Hieronymus' gesamtem Œuvre; Burzacchini (1978) zu einem Zitat aus den *Georgica*; Adkin (1997b, 1998, 1999b) zu Zitaten aus den *Georgica* und den *Eclogae*; Messina (2002, 2003) zu Vergil in Hieronymus' exegetischen Werken; die Kurznotiz von Cameron (1968) zu Vergil in der *Vita Hilarionis*; Pataki (2001) zu einem Zitat der Eclogen in der *Vita Hilarionis*.

Art und Weise dezidiert Zitatfunde Vergils und der *Aeneis* in Hieronymus' Briefen an.¹³⁵ Sie stellen daher mit der systematischen Auszeichnung in der kritischen Ausgabe von Hilberg immer noch eine fundamentale Grundlage der Forschung dar. Doch auch bei ihnen ist weder die Zitiertechnik noch die Funktion des Zitierens näher ausgeleuchtet.

Umfassend und detailliert wird die spätantike Vergilrezeption der Kirchenväter hingegen von Müller für Augustinus und von Freund für spätantike Autoren allgemein untersucht.¹³⁶ Da verglichen mit den Autoren vorkonstantinischer Zeit die Reminiszenzen bei Augustinus weniger implizit, sondern vielmehr kompakter und klarer markiert sind, kann Müller mit einem engeren Zitatbegriff als Freund operieren. Freund entnimmt die Vergilzitate aus Indizes und Kommentaren der Textausgaben, wohingegen Müller aufgrund der Fokussierung auf Augustinus zwar zusätzlich noch auf die Datenbanksuche des *Corpus Augustinianum Gissense* (CAG-online) zurückgreifen kann, wovon er jedoch Abstand nimmt, da sich diese Möglichkeit nicht als sonderlich produktiv erwiesen habe.¹³⁷ Beide Ansätze von Freund und Müller streben nicht nach Vollständigkeit in den besprochenen Text-Text-Berührungen.¹³⁸ Für Hieronymus fehlt bislang bemerkenswerterweise eine damit vergleichbare Betrachtung.

Wie aus der Darstellung des Forschungsstandes hervorgeht, fehlen bisher Untersuchungen zum Intertextualitätsphänomen als literarischem Verhandlungsort kultureller Transformation bei Hieronymus. Ferner finden auch digitale Herangehensweisen an die Verweise in Hieronymus' Werk in der bisherigen Forschung keine Anwendung. Dies erstaunt umso mehr, da doch gerade Hagendahl in seiner einschlägigen Arbeit recht deutlich darauf hinweist, dass die Entdeckung neuer Zitatstellen höchst wahrscheinlich scheint – „ (...) I am fully convinced that there are still many hidden

135 Vgl. Luebeck (1872) zu Vergil allgemein 167–191, zur *Aeneis* im Speziellen 175–191 und Hagendahl (1958) zu Vergil 276–281, zur *Aeneis* 277–279. Da für die Frage des Eidbruchs das Nachverfolgen des Zitierverhaltens über verschiedene Lebensstationen hinweg zielführend ist, schlüsselt Hagendahl die Vergilzitate chronologisch in insgesamt vier Schaffensphasen (374–385, 386–393, 393–402, 402–419) des Hieronymus auf.

136 Freund untersucht an rund 200 Vergilzitate bzw. Reminiszenzen die Ansätze der Aneignung vergilischen Gedankenmaterials bei frühchristlichen Autoren der vorkonstantinischen Zeit allgemein, vgl. Freund (2000) insb. 12–14. Müller hingegen konzentriert sich auf Vergilzitate bei Augustinus, vgl. Müller (2003).

137 Vgl. Freund (2000) 23 Anm. 1, sowie Müller (2003) 16 sowie 17 Anm. 30.

138 Freund konstatiert in der Vergilrezeption eine Entwicklungslinie über die unveränderte Rezeption nach dem Vorbild nicht-christlicher Autoren etwa noch bei Tertullian hin zu einem expliziten Verchristlichen der vergilischen Texte bei Minucius Felix und der Übernahme vergilischer Ausdrucksformen bei Cyprian und Novatian, vgl. Freund (2000) 363–365. Müller kommt für Augustinus zu dem Ergebnis, dass er Zitate in ihrer Funktion als Beleg und Schmuckelemente verwende und sich an ihnen keine *interpretatio christiana* der Vergiltex-te und der Zitate erkennen lasse, vgl. Müller (2003) 448.

treasures awaiting a successful explorer¹³⁹ –, und diese Wahrscheinlichkeit der Entdeckung von Zitaten aufgrund ihrer Fülle gerade deutlich über den Fähigkeiten eines einzelnen Individuums liege: „Jerome’s literary remains are so bulky that the task of a thorough examination is beyond the strength of a single individual. In point of fact, a wide field here is open to research.“¹⁴⁰

139 Vgl. Hagendahl (1958) 97.

140 Vgl. Hagendahl (1958) 95.

3 Zitieren als Kulturtechnik

Zitieren, das Wiederaufnehmen und Verwenden einzelner Elemente eines früheren Werkes in einem späteren, ist im menschlichen Schaffensprozess allgegenwärtig.¹⁴¹ Die Kulturtechnik¹⁴² des Zitierens zeigt durch die Ausprägung in medialer wie zeitlicher Dimension ihre ubiquitäre Qualität: Zum einen findet sich der Akt des Bezugnehmens auf ein anderes Werk nicht nur im Bereich der gesprochenen oder verschriftlichten Sprache, sondern auch in Film, Schauspiel, Architektur, den bildenden Künsten oder der Musik und ist damit transmedial. Zum anderen stehen der Auffassung dieser Kulturtechnik als einer typischen postmodern-westlichen Qualität aller Dynamisierung durch neuzeitliche Techniken des Kopier- und Einfügeverfahrens zum Trotz bereits die antiken Grundfesten der künstlerischen Abbildung und zitierenden Nachahmung der Wirklichkeit in *mimesis* und *imitatio* entgegen.¹⁴³

Die antike Form dieser nachahmenden Auseinandersetzung geht über das moderne Maß jedoch deutlich hinaus. Denn in der Antike stellt das idealisierte Nachahmen und insofern ‚Zitieren‘ der Wirklichkeit oder Natur eine ganz zentrale Qualität von Kunst an sich dar. Erst unter diese sehr allgemein verstandene ästhetische Nachahmung der Natur (*imitatio naturae*) wird dann die rhetorische Nachahmung literarischer Vorbilder (*imitatio auctorum*) subsumiert, weshalb sie eine speziellere Unterform des Grundprinzips darstellt.¹⁴⁴ Dieses Bezugnehmen auf modellhafte Autoren setzt eine intensive Beschäftigung mit der literarischen Tradition voraus und ist ein ganz zentrales Merkmal antiker Literatur, dem vonseiten der Literaturproduzenten wie -rezipienten hohe Beachtung entgegengebracht wurde.¹⁴⁵ Die *imitatio auctorum*

141 Mit dieser Beschreibung ist Zitieren als eine sehr allgemeine Qualität adressiert. Gänzlich anders liegt der Fall bei der Dudendefinition. Zum Stichwort ‚zitieren‘ heißt es dort: „eine Stelle aus einem Text unter Berufung auf die Quelle wörtlich wiedergeben“, Dudenredaktion (2002) 1077. Diese Definition betont einerseits die Wörtlichkeit der Wiedergabe derart, dass alle weniger wortgetreuen Formen der Anlehnung an eine Quelle oder ein Vorbild außen vor bleiben. Andererseits ist die Kenntlichmachung der Quelle als eine notwendige Bedingung vorausgesetzt. Folglich bezieht sich diese Definition nur auf eine sehr konkrete Form expliziter Zitate (i. e. wissenschaftliches Zitieren) und entspricht daher nicht dieser allgemeinen Form des künstlerischen Wiederverwendens und Bezugnehmens.

142 Vgl. zu diesem Begriff der Medien- und Kulturforschung Maye (2010) 125–126 sowie die Definition in Krämer und Bredekamp (2009) 18.

143 Für den daraus entstehenden Einwand, Zitieren sei eben keine rein postmoderne Eigenschaft vgl. Pfister (1991), 210 und Hutcheon (2013) xiii, xiv, 177.

144 Die kanonisierten Autoren werden nämlich als vorbildliche Nachahmer der Natur angesehen, vgl. Penzenstadler (2006).

145 Deutlich wird dies auch an den Idealen des *poeta/lector doctus*, deren Erfüllung ein hohes Maß an eingehender Kenntnis der literaturhistorischen Vorgeschichte voraussetzt, vgl. hierzu insbesondere die unten stehenden Ausführungen zum kallimacheischen Dichtungsideal.

zeigt sich daher auch in der vollkommenen Beherrschung der Stil- und Gattungskonventionen und der genauesten Kenntnis der Vorgänger gewissermaßen als „poetologische Norm“.¹⁴⁶ Gerade im souveränen Umgang mit diesen poetologischen Gesetzen liegt ein wesentliches Qualitätskriterium antiker Literatur. Dieses Qualitätskriterium erschöpft sich nicht nur im möglichst umfassenden Aneignen der literarischen Tradition, was zum Ziel hat, sich in diese Tradition einzureihen und sie durch Nachahmung fortzuführen, sondern schließt nach Möglichkeit auch das Übertreffen der Vorbilder mit ein.¹⁴⁷

Im Vergleich zum modernen Qualitätsverständnis, das unter anderem durch die Determinanten von Individualität, Originalität und Genialität geprägt ist, muss für die Antike ferner eine deutliche Verschiebung hinsichtlich des Bewertungsmaßstabes von Literatur konzediert werden. Denn die Antike setzt die Erfüllung dieser Determinanten innerhalb der Grenzen der Gattungskonventionen und Traditionslinien an und eben nicht wie die Moderne außerhalb. Zwar kennt auch die Antike das Konzept des Plagiats und ein damit verbundenes Konzept geistigen Eigentums,¹⁴⁸ doch ist dieses nicht dezidiert einklagbar. Auch wenn der literarische Diebstahl (*furtum*) durchaus Gegenstand der Diskussion ist,¹⁴⁹ wird der Redlichkeit und Transparenz bei der Wiederverwendung fremder Elemente im eigenen (Literatur-)Produkt weniger (juristische) Brisanz zugesprochen, dafür stehen vermehrt künstlerisch-agonale Züge (*aemulatio*) im Vordergrund. Denn gerade im Literatur- und Kulturbetrieb ist derjenige gut beraten, der die Kenntnis anderer Autoren und Werke im eigenen Werk kunstvoll zur Schau stellt, indem er sich offen oder auch indirekt-versteckt an die Vorläufer anlehnt und sie kreativ weiterentwickelt – gerade in *imitatio* und erfolgreicher *aemulatio* zeigt sich die Originalität des eigenen Werkes wie auch seines Erschaffers.

Aufgrund dieser skizzierten zeitlichen, räumlichen sowie medialen Ungebundenheit des Phänomens kann daher das Zitieren als Teil einer fundamentalen beziehungsgestaltenden, ästhetischen Ausdrucksform und damit als ein „ontologisches und semiotisches Prinzip“¹⁵⁰ von Kulturen schlechthin gelten, das dennoch in seiner konkreten Ausprägung stets kulturhistorisch determiniert ist.¹⁵¹ Folglich muss für den vorliegend interessierenden Bereich des textbasierten Zitierens in der hellenistisch geprägten lateinischen Literatur zunächst geklärt werden, von welchen historischen und konzeptuellen Prämissen ausgegangen werden muss. Ferner ist eine möglichst

146 Penzenstadler (2006).

147 Vgl. beispielsweise das explizite Betonen des literarischen Archaetentums bei Lucr. 1,921–930.

148 Vgl. zum Plagiat und Urheberrecht in der Antike Grafton (2006) und Schmitzer (2006).

149 Vgl. diesen Terminus *expressis verbis* etwa bei Mart. 1,53,3; in ähnlicher Weise diskutiert auch Mart. 1,52 den Fall eines *plagiarius*. Zum Thema Plagiat in der griechischen Literatur vgl. ausführlich Stemplinger (1912).

150 Tolić (1995) 22.

151 Zur historischen und kulturellen Bedingtheit des Phänomens vgl. auch Tischer (2010) 93.

konkrete Bestimmung der untersuchten Text-Text-Beziehungen bei der Verwendung digitaler Textanalyseverfahren nicht nur deswegen notwendig, da digitale Verfahren einen hohen Grad an Formalisierung voraussetzen, sondern insbesondere auch, da die bestehenden Techniken der digitalen Zitatdetektion häufig von den Zielen moderner Plagiatserkennung geprägt sind und daher an einem differenten Zitatkonzept ansetzen.¹⁵²

3.1 Kulturhistorische Einordnung des literarischen Zitatphänomens

Das antike Verständnis des literarischen Zitierens geht von einigen anderen konzeptuellen Prämissen aus als das moderne. Unser modernes Zitierverständnis ist stark durch die Wissenschaft und die dort ausgeübte Zitierpraxis der unbedingten Kenntlichmachung fremder Formulierungen sowie fremden Gedankenguts durch eindeutige Quellenangaben geprägt.¹⁵³ So werden etwa wörtliche Zitate graphisch meist durch Doppelpunkt, Führungszeichen oder spatiale Leerstellen markiert. Hieraus resultiert ein sehr spezifisches, am Wissenschaftskontext ausgerichtetes und vergleichsweise klar umrissenes Zitatverständnis. Dieses fand nicht zuletzt mit diversen Plagiatsaffären auch Eingang in den öffentlichen Diskurs.¹⁵⁴ Die literarische Zitierpraxis der griechisch-römischen Antike ist in Differenz dazu durch eine mehr oder weniger ausgeprägte Nonchalance in der Gewissenhaftigkeit der Quellenangabe gekennzeichnet. Auch kennt sie eine der modernen Technik vergleichbare Konvention der graphematischen Kennzeichnung wörtlicher Übernahmen nicht. Zudem mangelt es ihr an einem vergleichbar prägnanten Konzept des Zitatphänomens, ja es existiert nicht einmal ein vergleichbares Wort für unseren Zitatbegriff: „Il n’y a, ni en grec ni en latin, aucun mot qui rende exactement le sens de la citation“.¹⁵⁵

152 Aufgrund dieser literarisch-kulturellen Differenz kann bereits verfügbare Software der Plagiats-erkennung nicht für die Belange der vorliegenden Untersuchung eingesetzt werden.

153 Vgl. als eindruckliches Beispiel gerade die eingangs erwähnte Dudendefinition, die Zitieren auf den wissenschaftlichen Kontext reduziert. Freilich ist Zitieren auch ein Merkmal moderner literarisch-fiktionaler Texte, doch kommt gerade in diesem Zusammenhang die oben erwähnte Verschiebung des Bewertungsmaßstabes von Literatur zwischen der Antike und der Moderne zum Tragen.

154 Erinnerung sei jedoch nicht nur an diverse akademische Plagiatsfälle, sondern auch an Kontroversen im modernen Literaturbetrieb, wie beispielsweise um den Roman *Axolotl Roadkill* (2010) von Helene Hegemann, woran allzu deutlich wird, dass dieses verstärkt wissenschaftliche Zitatverständnis auch bei der Beurteilung literarisch-fiktionaler Werke eine Rolle spielt und die Frage nach der Grenze des Zitates und der des Plagiates selbst im Fall dieser Texte in einer juristischen Auseinandersetzung kulminieren kann.

155 Compagnon (1979) 95–96, zur methodischen Konsequenz daraus, nur eine *ars* oder *techné* des Zitierens ableiten zu können, nicht jedoch eine *théorie*, ebd. 96–97.; vgl. des Weiteren hierzu auch Pucci (1998) xvi–xvii und Benninghoff-Lühl (2009) 1542.

Etymologisch lässt sich das deutsche Verb ‚zitieren‘ beziehungsweise das zugehörige Nomen ‚Zitat‘ (wie auch das Englische *to cite/citation*, das Französische *citer/citation*, das Spanische *citar/cita*, das Italienische *citare/citazione* etc.) zwar vom Lateinischen *citare* ableiten, doch dies gehört in seiner Bedeutung ‚herbei-, aufrufen‘ in erster Linie der Rechtssprache an.¹⁵⁶ Die semantische Verschiebung des Bedeutungsspektrums von der Bezeichnung eines juristischen Aktes hin zu einem sprachlich-literarischen Akt kennt jedoch bereits die griechische Antike, da beispielsweise Aristoteles als Beweismittel vor Gericht neben historischen Personen auch Dichterzitate als taugliche Zeugnisse anführt.¹⁵⁷ Das Lateinische verwendet infolge der Ermangelung eines konkreten *terminus technicus* für die Benennung der Handlung des literarischen Zitierens Umschreibungen wie *exemplum/sententiam af-/referre, ponere, laudare, alicuius verbis uti*.¹⁵⁸

Paradoxerweise kann ungeachtet dieses Fehlens eines konkreten *terminus technicus* in der Literatur der griechisch-römischen Antike durchgängig die Praxis des expliziten wie auch impliziten Bezugnehmens auf literarische Vorbilder beobachtet werden.¹⁵⁹ Dieses Bezugnehmen ist eine Art Grundprinzip, mit dem nicht nur eine nachahmende Rezeptionshaltung eingenommen, sondern auch eine literarische Tradition und Kontinuität konstituiert wird. Diese nachahmende Rezeption ist dabei nicht so sehr Ausweis mangelnder Originalität oder geringen Könnens seitens eines Dichters, sondern vielmehr Ausdruck seiner Gelehrsamkeit und Begabung.¹⁶⁰ So urteilt beispielsweise der Dichter Horaz in seinem Literaturbrief an die Pisonen (*Ars*

156 So können beispielsweise Richter einen Angeklagten oder Zeugen vorladen, vgl. ausführlicher Krause (1958) 52, insb. Anm. 10.

157 *περὶ δὲ μαρτύρων, μάρτυρές εἰσιν διττοί, οἱ μὲν παλαιοὶ οἱ δὲ πρόσφατοι (...) λέγω δὲ παλαιούς μὲν τοὺς τε ποιητὰς (...) πρόσφατοι δὲ ὅσοι γνώριμοί τι κερκίκασιν (...)*, Arist. *Rh.* 1,15, 1375b-1376a, für vergleichbare Belege bei Platon vgl. von Albrecht (1965); ähnlich formuliert dies dann auch Quint. *inst.* 1,8,12. Der verbindende Nukleus des juristischen und des sprachlich-literarischen Aktes des Herbeirufens liegt dabei in einer gewissen Verbindung zu einer Autorität, wird doch einmal *von* und einmal *vor* eine Autorität gerufen, vgl. zu dieser Überlegung auch Benninghoff-Lühl (2009) 1539.

158 Vgl. hierzu und zu den vergleichbaren griechischen Formulierungsmöglichkeiten Krause (1958) 273. Der deutsche Sprachgebrauch kennt die Verwendung des Wortstammes im heute gemeinten Sinne seit dem 18. Jahrhundert, vgl. Benninghoff-Lühl (2009) 1539.

159 Vgl. Russell (1979) 1, Reiff (1959) 7, Tischer (2006) 29. Das im Folgenden Dargelegte birgt in sich eine methodische Schwierigkeit: Ziel ist es, den kulturhistorischen Rahmen der antiken Zitatechnik zu erläutern, um vor diesem Hintergrund die computerbasierten, insbesondere auf modernere Zitiergepflogenheiten ausgerichteten Zugänge des digitalen Textvergleichs auf das Spezifische antiker Zitate hin umzuformen. Hierbei werden die antiken Rahmenbedingungen jedoch notgedrungen zu einem gewissen Grad mit den von der modernen Forschung herausgearbeiteten und entwickelten Konzepten skizziert. Der Blickwinkel ist daher notwendig modern, wenn auch versucht wird, eine möglichst deskriptive Perspektive einzunehmen.

160 Hierin liegt ein ganz wesentlicher Unterschied zu unserem heutigen Verständnis des Originalitätsbegriffes, der stark durch das Genialische und den Geniebegriff der Epoche des ‚Sturm und Drang‘ in Deutschland geprägt ist, vgl. hierzu knapp Reiff (1959) 118, ausführlicher Gall (1999) 13–15.

poetica), es sei lobenswerter, da nämlich durchaus sehr schwierig, etwas bereits Vorhandenes wie einen Gesang der *Ilias* dichterisch zu behandeln, als etwas völlig Neues und Unbekanntes hervorbringen zu wollen: *tuque/ rectius Iliacum carmen diducis in actus/ quam si proferres ignota indictaque primus* – und du kommst besser hin, wenn Du das Lied von Ilion in Akte verteilst, als wenn Du etwas Unbekanntes und Unge-sagtes erstmalig hervorbringst (Hor. *ars* 128–130).¹⁶¹ An diesem Ausspruch wird zwei-erlei ersichtlich: Erstens wird hier die Frage nach dem *Wie?* der Frage nach dem *Was?* deutlich vorgezogen, da die literarische Form und die damit verbundenen Gattungs-konventionen dem dargestellten Inhalt beziehungsweise Stoff übergeordnet werden. Das dichterische Können insbesondere der formalen Gestaltung überragt demzufolge die Originalität der Idee. Zweitens ist das direkte oder indirekte Sich-in-Bezug-Setzen zu literarischen Vorbildern nicht als verwerfliches, sondern ganz im Gegenteil als ein verdienstvolles literarisches Ansinnen titulierte.

Für den Beginn der römischen Literatur, an deren Anfang gemeinhin mit dem Jahr 240 v. Chr. der griechische Freigelassene Livius Andronicus mit seiner lateinischen Versübertragung der homerischen Odyssee gestellt wird, ist dieses skizzierte Spannungsfeld von Abhängigkeit und Eigenständigkeit insbesondere in Hinsicht auf griechische Vorbilder geradezu ontologisch.¹⁶² Mit dem Überwinden der anfänglich *cum grano salis* reinen Übersetzungsleistung vom Griechischen ins Lateinische und der Ausbildung einer eigenen lateinischen Literatur tritt dann allmählich die Auseinandersetzung mit der eigenen Tradition vermehrt in den Vordergrund. Die rhetorische Figur des Bezugnehmens auf eine bereits vorhandene Darstellungsweise eines Stoffes, ja auf ein bereits existierendes Werk ist demnach von Beginn an fundamen-tales Merkmal der lateinischen (wie auch bereits der griechischen)¹⁶³ Literatur.

161 Ähnlich, wenn auch etwas abgemildert, formuliert dies Quint. *inst.* 10,2,1. Auch Cicero gibt in Bezug auf den idealen Redner der Art der Behandlung (*tractatio*) den Vorzug vor dem Stoff (*res*), Cic. *orat.* 122.

162 Der *locus classicus* für dieses Abhängigkeitsverhältnis der römischen Kultur und Literatur von der griechischen stammt sicherlich aus Horaz' Augustus-Brief: *Graecia capta ferum victorem cepit et artis/ intulit agresti Latio* (*epist.* 2,1,156–157); über das Wagnis, diese *vestigia Graeca* zu verlassen vgl. Hor. *ars* 285–288; zu Griechenland als der führenden Kulturnation, der die Römer ihre Bildung verdanken, vgl. auch Cic. *ad Q. fr.* 1,1,28. Die Forschung urteilt: „Die römische Literatur ist die erste >abgeleitete< Literatur. Bewußt setzt sie sich mit der – als überlegen anerkannten – Tradition eines anderen Volkes auseinander.“, von Albrecht (2016) 11. Zum „Prinzip der literarischen Nachfolge“ der lateinischen auf die griechische Literatur überhaupt und zur Ehrenhaftigkeit, die mit dieser Form der Nachahmung einhergeht, vgl. von Albrecht (2016) 11–12 und 51–52; zu diesem ausführlich traktierten Aspekt lateinischer Literatur sei aus der einschlägigen Literatur ferner verwiesen auf Kroll (1924) 10–16 und 139–178; Zintzen (1986) 17–22; Norden (1998) 1–2 und 5–22. Ausweis dieser literarischen Auseinandersetzung sind auch die Titel von Forschungsarbeiten, in denen ein römischer und ein griechischer Autor (oder ein Werk) nebeneinander gesetzt werden, wie etwa „Die *Aeneis* und Homer“ von Knauer (1979) oder „Vergil's Aeneid and the Argonautica of Apollonius Rhodius“ von Nelis (2001).

163 Vgl. hierzu Zintzen (1986) 16.

Dieses Relationieren auf literarische Vorbilder fußt dabei ganz grundsätzlich auf den antiken Konzepten der μίμησις/*imitatio* und ζῆλος/*aemulatio*.¹⁶⁴ Der griechische Begriff μίμησις fasst zunächst einmal die Handlung wie auch das Endprodukt der Nachahmung einer allgemeinen Idee oder eines Prinzips (τὰ καθόλου, Arist. *Po.* 9,1451b). Doch sogar die Nachahmung ihrer bereits nachgeahmten Idealbilder kann damit bezeichnet werden (τὸν τοῦ τρίτου ἄρα γεννήματος ἀπὸ τῆς φύσεως, Pl. *R.* 597e).¹⁶⁵ Demzufolge können nicht nur die außersprachliche Natur oder Wirklichkeit selbst Objekte der μίμησις sein, sondern auch die bereits auf einer zweiten Ebene situierten künstlerisch-literarischen Darstellungen derselben.

164 Die Begriffspaare μίμησις/*imitatio* und ζῆλος/*aemulatio* sollen dabei nicht als komplementäre Gegenbegriffe verstanden werden, denn in der Forschung können unterschiedliche Systematisierungsbestrebungen dieser *termini technici* ausgemacht werden. Ein prominenter Forschungszweig legt eine chronologische Sukzession der Konzepte nahe. Gemäß dieser Ansicht entwickelte sich die lateinische Literatur von der *interpretatio* etwa eines übersetzenden Livius Andronicus angefangen, über die *imitatio*, verstanden als ein dem Vorbild Gleichkommen, hin zur *aemulatio* als ein insbesondere mit der Literatur der augusteischen bzw. tiberischen Zeit in Verbindung gebrachtes Entstehen eines römischen Gegenbildes zur griechischen Literatur, vgl. zu dieser Perspektive Reiff (1959) *passim*, insb. 22–82, und die dortige, immer noch umfassende Sammlung antiker Belege. Eine geringfügige Modifikation genau dieses Systematisierungsversuches liegt vor, wenn das Merkmal des Nachahmens in der *imitatio* als ein pedantisches Nachahmen, das zu Qualitätsverlust führt, abgewertet und ein gelungenes Nachahmen erst im Wettstreiten und Übertreffen der *aemulatio* gesehen wird, vgl. hierzu auch Weiß (2017) 26. Problematisch an dieser Systematisierung ist, dass die dahinterliegende chronologische Sukzession und Konzeptualisierung als Skala mit verschiedenen Stufen eine Hierarchie suggeriert, die in der Deutlichkeit in der antiken Literaturkritik selbst jedoch nicht vorgefunden werden kann, vgl. zu diesem Kritikpunkt eingehend Fuhrmann (1961) 446–447 und die dortige Belegstellensammlung. Eine weitere Variante der Systematisierung geht von drei Zielsetzungen der *imitatio* aus, die in eine stilistische *exercitatio*, eine ästhetische *aemulatio* und eine Nachahmung von modellhaften Gattungstraditionen ausbuchstabiert werden können. Die *aemulatio* ist demzufolge in dieser Variante der *imitatio* neben anderen gleichwertigen Elementen untergeordnet, vgl. zu dieser Konzeptualisierung Penzenstadler (2006). Doch in der griechischen Literatur ist eine disjunkte Verwendung der Begriffe μίμησις/ζῆλος nicht zu erkennen. So kann beispielsweise bei Dionysios v. Halikarnassos sowohl eine synonyme Verwendung der Begriffe gefunden, wie auch eine Unterscheidung zwischen der μίμησις als einer regelgeleiteten Auseinandersetzung und ζῆλος als ein psychologisch vollkommenes Eindringen in den Geist des Nachgeahmten nachgewiesen werden, vgl. Weiß (2017) 26. Die römische Literaturkritik konnte damit auf keine allzu konstante und eindeutige terminologische Verwendung der Begriffe μίμησις und ζῆλος aufbauen, mithilfe derer eine tatsächlich distinguierende Konzeptualisierung nach einem einheitlichen System entwickelt hätte werden können. Bei den Systematisierungsversuchen handelt es sich dementsprechend um moderne Grenzziehungsversuche. Am ehesten kann wohl in Analogie zur römischen Translation des griechischen Konzepts der μίμησις in die *imitatio* auch die *aemulatio* als römische Uminterpretation des griechischen ζῆλος benannt werden, weswegen die Begriffe oben in dieser Reihenfolge genannt sind; vgl. zu diesen Konzepten ferner auch die begrifflichen Ausführungen bei Zintzen (1986) 20–21.

165 Vgl. für diese Definition Zimbrich (2006).

Die römische Literatur machte sich dieses Konzept der *mimesis* in Form der *imitatio* als ein „freies, aus der eigenen Zeit schöpfendes Nacheifern“¹⁶⁶ stilistischer Vorbilder zu eigen. Dieses Nacheifern kann in Texten zum einen auf mikrostruktureller Ebene im Einflechten punktueller Zitatstellen, zum anderen auf makrostruktureller Ebene in der Übernahme von Motiven oder der Gattungswahl lokalisiert werden. Weitere zentrale Eckpunkte des römischen *imitatio*-Konzepts stellen die Kreativität, die Originalität und die kulturelle Bedingtheit literarischer Traditionen und des Literaturkanons dar.¹⁶⁷ Dass

166 Zimbrich (2006). Die Übernahme dieser griechischen Vorstellung wird beispielsweise an Cicero ersichtlich: Auf Platon verweisend erläutert er, dass seine Darstellung des Ideals der Beredsamkeit (*eloquentia perfecta*) wie in den Bildenden Künsten auch auf die Idee der nachzuahmenden Vollkommenheit eines idealen Redners (*orator perfectus*) ziele und nicht so sehr auf eine konkrete Aktualisierung desselben: *ut igitur in formis et figuris est aliquid perfectum et excellens, cuius ad cogitatum speciem imitando referuntur ea quae sub oculos ipsa non cadunt, sic perfectae eloquentiae speciem animo videmus, effigiem auribus quaerimus*, Cic. *orat.* 9.

167 Bemerkenswerterweise fand ein von der Verfasserin digitales Textanalyseexperiment sehr ähnliche Begriffe als konzeptuelle Grundpfeiler heraus, wie der für obenstehende Ausführungen zum römischen *imitatio*-Konzept herangezogene traditionell-manuelle Ansatz. Um dies näher auszuführen, muss ein methodischer Einschub erfolgen: Die oben aufgeführten Beschreibungen der Konzepte von *mimesis* und *imitatio* wurden auf gewöhnlich-traditionelle Weise hauptsächlich auf Grundlage des Lexikonartikels von Zimbrich (2006) zu ‚Mimesis‘ im Neuen Pauly (DNP) erstellt. Eine solche Erklärung besteht dabei typischerweise aus der Erläuterung des dahinterliegenden Konzeptes, indem wichtige Inhalte und Begriffe prägnant dargelegt und bestimmt werden. Die dafür notwendigen zentralen Stichworte und ihre spezifische Gebrauchsbedeutung werden dabei wie im vorliegenden Fall durch sinninterpretierendes Lesen herausgearbeitet. Doch genau diese zentralen Stichworte und zugehörigen Themenfelder können auch automatisiert in Texten identifiziert werden. Genau dies verspricht das Verfahren des *Topic Modeling*. Bei dieser Methode werden Listen von Schlüsselwörtern computerbasiert bestimmt, die dann wiederum zu einzelnen Oberthemen, sogenannten Topics, zusammengestellt werden. Diese Topics werden dabei unüberwacht, das heißt ohne vorherige Festlegung durch den menschlichen Interpreten, ausschließlich nach Kriterien der Wahrscheinlichkeit des gemeinsamen Auftretens der jeweiligen Wörter aus dem Text heraus erstellt. Die automatisch erstellten Themen sind dann mit den hermeneutisch bestimmten Stichworten und ihren Bedeutungsinhalten vergleichbar. Fasst man beispielsweise aus dem oben erwähnten DNP den Artikel ‚Mimesis‘ von Müller-Richter (2006), den Eintrag zu ‚Imitatio‘ von Penzenstadler (2006) sowie die thematisch mit diesen beiden Artikeln verwandten und im DNP miteinander verlinkten Artikel ‚Intertextualität‘ von Bendlin (2006) und ‚Plagiat‘ von Grafton (2006) als Korpus zusammen und versucht mit Methoden des *Topic Modeling* nach dem Latent Dirichlet Allocation-Algorithmus von Blei et al. (2003) die drei zentralsten Topics dieser 4 Einträge herauszukristallisieren, kommt man auf folgendes Ergebnis (die Umlaute sind herausgekürzt und die Wörter trunziert):

Topic 0: mimesis, bzw., Realität, Nachahmung, Konzept, Natur;

Topic 1: mimesis, imitatio, Text, ant., lit.;

Topic 2: imitatio, text, ant., lit., Intertextualität.

Die drei Topics können mit den Titeln ‚Definition von *mimesis*‘, ‚Definition von *mimesis* und *imitatio*‘ und ‚Definition von *imitatio*‘ überschrieben werden. Das erste Topic entspricht mit der Ersetzung der Stichwörter ‚Realität‘ durch ‚Wirklichkeit‘ und ‚Konzept‘ durch ‚Prinzip‘ exakt der im Haupttext angeführten deskriptiven Beschreibung des Terminus ‚Mimesis‘. Das zweite Topic entspricht (wenn auch nicht ganz so umfassend wie das erste Topic) dem beschriebenen Übergang zur ‚Imitatio‘-

unter der römischen *imitatio* freilich weniger eine kämpferische Auseinandersetzung (*non ita certandi cupidus*) als vielmehr ein Wetteifern aus Motiven der liebe- und achtungsvollen Verehrung des Vorgängers (*quam propter amorem*) zu verstehen ist, das streicht Lukrez zu Beginn des dritten Buches seines Lehrgedichts in Bezug auf seine Hauptquelle Epikur eindrücklich hervor:

*te sequor, o Graiae gentis decus, inque tuis nunc
ficta pedum pono pressis vestigia signis,
non ita certandi cupidus quam propter amorem
quod te imitari avelo*

(Lucr. 3,3–6a)

Dir folge ich, o Zierde des griechischen Volkes, und in deiner Füße geprägte Fährte setze ich nun gedichtete Spuren, nicht so sehr begierig zu streiten, als aus Liebe, weil ich dir nachzustreben begehre.

Eine Steigerung erfährt das Prinzip der *imitatio* noch in einer (erfolgreichen) *aemulatio*. Unter dieser ist eine Form der konkurrierenden Auseinandersetzung mit den Vorgängern zu verstehen, die den Texten einen agonalen Anstrich verpasst, da es erklärtes Ziel ist, den Vorgänger zu übertreffen. Horaz formuliert gerade diesen Wettstreitgedanken in seinem vierten Odenbuch auch ganz explizit: *Pindarum quisquis studet aemulari* (...) – Jeder, der mit Pindar wetteifern will ... (Hor. *carm.* 4,2,1).¹⁶⁸

Besonders prägnant treten diese antiken Grundkonzepte von *imitatio* und *aemulatio* dann auch gerade in der Gattung der Dichtung hervor. Hier nehmen sie beinahe schon den Status eines stilistischen Programms ein. Gerade bei den ‚jüngeren‘ Dichtern ab der Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. – den *poetae novi* (Cic. *orat.* 161) oder auch (eigentlich ironisch) *νεώτεροι* (Cic. *Att.* 7,2,1) – findet diese nachahmende

Definition. Das dritte Topic wird bis auf das Stichwort ‚Intertextualität‘, das im Begriff der ‚Zitatstellen‘ zumindest anklingt, in der obigen Definition der *imitatio* verwendet. Wobei anzumerken ist, dass ‚Intertextualität‘ dort mit der Differenzierung intertextueller Verfahren auf einer Mikro- und Makroebene umschrieben wird. Dieser computerbasierte Befund ist erstaunlich, da er die manuell erarbeitete Definition (trotz des kleinen Textkorpus) bemerkenswert gut abbildet. Wichtig anzumerken ist, dass das *Topic Modeling* erst nach Erstellung des Absatzes zu *mimesis*- und *imitatio*-Konzeptes durchgeführt wurde. Es konnte also keine Beeinflussung stattfinden. Das Ergebnis zeigt, dass die beiden Methoden des geschulten Auswählens der zentralen Begriffe und Konzepte auf der einen Seite und die auf Grundlage des Algorithmus durch Wahrscheinlichkeit errechneten zusammenhängenden Begriffe auf der anderen Seite zu vergleichbaren Ergebnissen führen. Für den Algorithmus ist dies eine positive Evaluation. Hiermit kann also die Idee und Konzeptualisierung des *Topic Modeling* Ansatzes von Blei et al. (2003) an einem ganz praktischen Beispiel bestätigt werden.

168 Dass ihm selbst dies (entgegen der Schwarzmalerei der folgenden Strophen des Gedichts) durchaus gelungen ist, beweist Horaz’ Erfolg als einer der bedeutendsten Dichter seiner Zeit, hatte er doch 17 v. Chr. das Chorlied zu den augusteischen *ludi saeculares* verfasst.

Rezeption im von ihnen praktizierten Rückgriff auf das hellenistische Stilideal des (zu der Zeit bereits ‚klassischen‘) alexandrinischen Dichters Kallimachos einen vorläufigen Höhepunkt.¹⁶⁹ In der Folge entsteht eine höchst anspruchsvolle Dichtung, die einen gelehrten Dichter (*poeta doctus*) zur Voraussetzung hat, welcher durch sorgfältiges, teils jahrelanges¹⁷⁰ Feilen der Texte eine hoch verdichtete Sprache mit einer äußerst reichen Bedeutungskonnotation schafft. Der Reiz dieses geschliffenen und äußerst artifiziellen Stils, welcher der römischen Literatur in der modernen Forschung mitunter den Vorwurf des Manierismus einträgt,¹⁷¹ wirkte in den Dichtern der augusteischen Epoche wie Vergil, Horaz und Propertius weiter – Letzterer bezeichnet sich gar selbst als ein *Callimachus Romanus* (Prop. 4,1,64).

Zum Ideal eines *poeta doctus* gehört es auch, gelehrte Anspielungen und Zitate anderer Werke in den eigenen Text miteinzuflechten.¹⁷² Hinter dieser Facette der *poetae docti* ist noch das bereits bei den hellenistischen Vorgängern verbreitete Phänomen der Personalunion von Dichter und philologisch versiertem Gelehrten erkennbar. Dies führte dazu, dass die Erkenntnisse der Gelehrsamkeit (ob nun bewusst gesteuert oder unbewusst) beinahe unausweichlich auch in die eigenen Dichtungserzeugnisse miteinfließen.¹⁷³ Je nach Kontext und Art der Einbettung können diese eingeflochtenen Anspielungen dann bei weniger versierten Rezipienten durchaus Irritationen hervorrufen, sodass die verdichtete Sprache bei Unkenntnis des Vorbildes schnell einer Erläuterung bedarf. Wohl nicht zufällig erstellten daher viele der alexandrinischen und römischen Literaten in ihrer Funktion als gelehrte *grammatici*

169 Vgl. zu den Neoterikern als einer Gruppe literarischer Neuerer (‚Avantgarde‘), die auf die Krise der Republik mit dem Rückzug aus den auf eine größere Öffentlichkeit gerichteten Großgattungen wie dem Epos reagierten hin zu kleineren Gattungen der privaten, rein poetischen, zwecklosen Literatur Schmidt (2006). Doch nicht nur in der Dichtung, sondern auch in der Prosa zeigte sich in der voraugusteischen Zeit mit der Bestrebung zur *elegantia* und *urbanitas* eine gewisse Tendenz hin zur Verfeinerung, vgl. Norden (1998) 32.

170 Catull, als der uns einzige nicht nur in Fragmenten erhaltene Vertreter der Neoteriker, verweist in *carm.* 95 auf seinen Zeitgenossen Helvius Cinna, der neun Jahre lang an einem Kleinepos gefeilt habe: *Zmyrna mei Cinnae nonam post denique messem/ quam coepta est nonamque edita post hiemem* (Catull. 95,1–2), vergleichbar auch der Rat bei Horaz, *Hor. ars* 386–389: *si quid tamen olim/ scripseris, (...) nonumque prematur in annum/ membranis intus positis*. Auch wenn hier die exakt angegebene Anzahl von 9 Jahren nicht notwendigerweise die tatsächliche Bearbeitungsdauer anzeigt, verweist die Angabe doch zumindest metaphorisch auf einen längeren Zeitraum des daran Arbeitens. Der *terminus technicus* für dieses langwährende Feilen an Formulierungen lautet *per laborem*, vgl. beispielhaft für die Thematisierung dieser Technik *Hor. carm.* 4,2,29.

171 Vgl. Hinds (1998) 1.

172 Die lateinische Literatur kennt mit der Gattung des *Cento* ab dem 2. Jahrhundert n. Chr. einen Extremfall dieser Kulturtechnik, handelt es sich hier doch um eine Textform, die ausschließlich aus Zitaten anderer Texte zusammengesetzt ist (vgl. etwa den paganen *Cento nuptialis* des Ausonius sowie den christlichen *Cento Probae*).

173 Vgl. hierzu auch Schwinge (1986) 25.

eigene Ausgaben von Dichtertexten.¹⁷⁴ Gerade in diesen *commentarii* der Grammatiker wird zur Verständnissicherung und Erklärung unter anderem der Anspielungen auf die relevanten Parallelstellen verwiesen.¹⁷⁵

Über den Literaturbetrieb hinaus spielten die nachahmende Rezeption und die Technik des literarischen Zitierens auch in der schulischen Ausbildung eine zentrale Rolle. Denn im römischen Bildungsbetrieb schloss sich an das Erlernen von Lesen und Schreiben unter Aufsicht eines *litterator* bis in die Spätantike das Studium bedeutender Dichter (*enarratio poetarum*) bei einem Grammatiker an.¹⁷⁶ Daher entfalten die im schulischen Unterricht thematisierten Textstellen und Erklärungen auch eine enorme Wirkungskraft. Sie prägten in ihrer Breitenwirkung maßgeblich das kulturell-literarische Gedächtnis.¹⁷⁷ Ausweis dessen ist beispielsweise eine (satirisch sicherlich leicht überzogene) Erzählung Iuvenals. Dieser zufolge konnte es durchaus passieren, dass ein Grammatiker bei einem (privaten) Thermenbesuch von anderen Besuchern mit abseitigen Wissensfragen (zur *Aeneis*) bedrängt wurde, zu denen er aus dem Stegreif Stellung nehmen sollte:

*ut praeceptori ...
ut legat historias, auctores noverit omnes
tanquam unguis digitosque suos, ut forte rogatus,
dum petit aut thermas aut Phoebi balnea, dicat*

174 Vgl. zu dieser Beobachtung die Anmerkung bei Norden (1998) 27 hinsichtlich P. Valerius Cato, des Lehrmeisters der Neoteriker, sowie die Ausführungen über die Gelehrten und Dichter Alexandrias allgemein bei Hartmann (2006).

175 Exemplarisch kann dies mit einem Beispiel am Serviuskommentar zu Vergils *Aeneis* verdeutlicht werden. Der Kommentar verweist bezüglich des prominenten Verses 1,92 *exemplo Aeneae soluuntur frigore membra*, in dem der Name des Aeneas erstmals genannt wird, als Erläuterung zum Nomen *frigore* mit der im Vers gemeinten Bedeutung *timore* sowohl auf Terenz wie auch auf die Übertragung des Livius Andronicus und die griechische Originalstelle bei Homer. Auch der darauffolgende Vers 93 wird in ähnlicher Weise mit erklärenden Parallelstellen aus Homer, Cicero und Sallust flankiert. Diese ‚wissenschaftliche‘ Kommentierung lateinischer Literatur fand ihren Höhepunkt in der augusteischen Zeit und dem 1. Jahrhundert n. Chr., danach wurde vermehrt nur noch bereits Erstelltes gesammelt, kompiliert, reduziert und umgearbeitet, vgl. ausführlicher dazu Tischer (2006) 40–41.

176 Vgl. zu den verschiedenen Ausbildungsstufen von Albrecht (2016) 8–9. Die *grammatici* hatten (neben anderem, vgl. hierzu Cic. *de orat.* 1,187; zu den Anforderungen s. auch Iuv. 7,215–243) bis in die Spätantike hinein die Aufgabe, ihren Schülern die Dichter zu erklären und sie zu interpretieren, vgl. Cic. *de orat.* 1,187 (*in grammaticis poetarum pertractatio*); Quint. *inst.* 1,4,2; 1,8,13–19 und Aug. *conf.* 1,13. Es existierten auch aktivierende Übungsaufgaben etwa der Paraphrase von Dichterversen, vgl. Quint. *inst.* 1,9,2; so auch Aug. *conf.* 1,17. War bis in die augusteische Zeit die *Odusia* des Livius Andronicus als lateinischer Unterrichtsgegenstand vorherrschend, lief ihr bald die *Aeneis* Vergils den Rang ab.

177 Vgl. zu diesem Begriff Assmann (1988) insb. 12–16. Die oben thematisierte Facette der institutionalisierten Pflege der Kommunikation über den Literaturkanon im Rahmen des antiken Bildungsbetriebs unterstreicht insbesondere das vierte Assmannsche Merkmal der „Organisiertheit“ des kulturellen Gedächtnisses.

*nutricem Aeneae, nomen patriamque novercae
Anchemoli, dicat quot Acestes vixerit annis,
quot Siculi Phrygibus vini donaverit urnas.*

(Iuv. 7,230–236)

dass der Lehrer ...

dass er die Geschichtswerke lese, alle Autoren kenne
wie seine eigenen Nägel und Finger, sodass er, zufällig gefragt,
wenn er die Therme oder das Bad des Phoebus aufsucht,
die Amme des Aeneas, den Namen und die Heimat der Stiefmutter
des Anchemolus nennen kann oder angeben kann, wie viele Jahre Acestes gelebt,
wie viele Krüge sizilischen Weins er den Phrygiern geschenkt habe.

Vor diesem Hintergrund ist dann auch die eingangs konstatierte Nonchalance bei der gewissenhaften Angabe der Quellen erklärlich, handelt es sich doch bei den durch die Zitate wieder aufgerufenen Texten um einen im kulturellen Gedächtnis fest verankerten literarischen Kanon, sodass die allseitige Bekanntheit die Angabe der Quelle geradezu überflüssig macht.¹⁷⁸

Dieser Literaturkanon wurde nicht nur in der Grundstufe beim Grammatiker, sondern auch in der darauffolgenden Ausbildungsstufe beim Rhetor noch weiter verfestigt. In der Ausbildung der eigenen rhetorischen Fähigkeiten anhand von *declamationes* nahmen eben jene vorbildlichen Dichter und Redner ebenfalls eine zentrale Funktion ein.¹⁷⁹ Gerade die *lectio poetarum* und das Verwenden besonders gelungener Formulierungen beschreibt Quintilian als eine maßgebliche Methode, die eigene Redefähigkeit

178 Der vor dem Hintergrund unserer modernen Schriftkultur entstehende Verdachtsmoment eines Plagiaten liegt also weit entfernt, da keine Täuschungsabsicht vorliegt. Denn die (freilich sozial restringierte und dennoch in gewissem Sinne) allgemeine profunde literarische Kompetenz machte ein absichtliches Verhüllen der Herkunft dementsprechend beinahe unmöglich. Dieser Umstand verweist auf eine tief verankerte Kultur der Mündlichkeit, die insbesondere im Rahmen der rhetorischen Ausbildung in Verbindung mit Mnemotechniken (jenseits der schriftlich fixierenden Übung) durch das Repetieren und Auswendiglernen auch größerer Textteile gepflegt wurde und auf die Gedächtnisleistung enorme Auswirkungen hatte, vgl. hierzu ausführlicher Krovoza (2006). Die grundlegende Oralität des römischen Literaturbetriebes, die sich neben der rhetorischen Ausbildung auch in der privaten (lauten!) Lektüre, dem öffentlichen Vorlesen von Dichtungswerken sowie der öffentlichen Rede maßgeblich manifestiert, hat in der performanten Charakteristik frühgriechischer Literatur ihre Wurzeln, vgl. Schmitz und Schwindt (2006).

179 Quintilian, in vespasianischer Zeit der erste Inhaber eines öffentlichen Lehrstuhls für Rhetorik, konstatiert dies bezüglich des Einübens aller drei Redegattungen, Quint. *inst.* 3,8,53; zu Würze, Witz und *urbanitas* durch Verszitate, Quint. *inst.* 6,3,96–7; zur Verfeinerung der eigenen Ausdrucksweise durch die Schullektüre und die Lektüre der Redner und Dichter vgl. auch Cic. *de orat.* 39; das gegenseitig befruchtende Wechselspiel zwischen Rhetorik und Dichtung beschreibt auch Ovid an Cassius Salanus gewandt, den Rhetoriklehrer des Germanicus, Ov. *Pont.* 2,5,69–70; die Ausbildung der rhetorischen Fähigkeiten an den Texten der Dichter berichtet auch Aug. *conf.* 1,17; vgl. darüber hinaus die Belegstellen bei North (1952) *passim*.

zu verbessern.¹⁸⁰ Doch auch die römischen und griechischen Redner waren Ausbildungsgegenstand.¹⁸¹ An ihnen wurde nicht nur die stilvolle Verweistechnik beispielhaft studiert, sondern es wurde an solchen Musterstücken der griechischen und römischen Rhetorik auch die eigene Beredsamkeit geschult und dadurch wie nebenbei ein Fundus an merkwürdigen Textstellen erworben.¹⁸² Das Einweben von *exempla* sowie herausragenden Formulierungen, Motivgestaltungen und Zusammenhängen entsprach somit dem Ideal des *orator optimus*, das ein Rhetor in seinem Unterricht zu vermitteln versuchte.¹⁸³

In der Form einer gemeinen *ars dicendi* (Redekunst) bereitete eine solche rhetorische Ausbildung nicht nur auf eine Karriere im Gerichtswesen und in der Politik vor, sondern entfaltete auch in allen anderen Bereichen des öffentlichen Lebens, in denen die Kultur der öffentlichen Rede praktiziert wurde, ihre Wirkung. Eine solide Kenntnis und Ausbildung in der Rhetorik gereichte daher gleichsam für alle zwischenmenschliche Kommunikation zum Vorteil. Das spielerische Verweisen auf literarische Vorbilder ist demzufolge eine wesentliche Konstante und Teil der kulturellen Identität im *Imperium Romanum* – und dies sogar über die römischen Bildungseliten hinaus.

In der christlichen Spätantike kann dann eine Weiterentwicklung des Ideals eines Redners und damit auch der Kulturtechnik des Zitierens ausgemacht werden.¹⁸⁴ Auslöser dieser neuen Dynamik ist das Einsetzen der Auslegung und Erklärung der christlichen Schriften und insbesondere der Bibel.¹⁸⁵ Häufig werden in exegetischen Schriften irritierende oder ambige Textstellen erklärt, denn Ziel der biblischen Exegese ist es, vom obskuren-litteralen Bibeltext ausgehend die dahinterliegende (christliche) Wahrheit als die höhere Bedeutungsschicht zu erkunden. Das Prinzip erläutert Augustinus im Proömium seiner bibel-hermeneutischen Schrift *de doctrina christiana*, in der er einige Regeln für eine kontrollierte Bibelinterpretation umreißt:

(...) *iste qui praecepta quae conamur tradere acceperit, cum in libris aliquid obscuritatis invenerit, quasdam regulas velut litteras tenens intellectorem alium non requirat, per quem sibi quod*

180 Vgl. Quint. *inst.* 5,11,17; 10,1,27 (sowie wieder etwas einschränkend 28–29) und 10,2; mit seinen Ausführungen betreibt Quintilian wiederum freilich selbst die Kanonisierung der nachzuzahmenden Autoren.

181 Vgl. Cic. *de orat.* 1,154–155, zum Stellenwert der literarischen Bildung bei den Römern ebd. 3,43.

182 Zu *imitatio* und *exercitatio* der großen Vorbilder vgl. Cic. *de orat.* 2, 96, hier wird interessanterweise insbesondere auf die Schriftlichkeit der Übungsform abgestellt.

183 Den *summus orator* (Cic. *orat.* 22–23) skizziert Cicero in seiner Schrift *Orator*; zur Wirkung von *exempla* der Vergangenheit (Cic. *orat.* 120).

184 Vgl. zum *orator Christianus* auch Quadlbauer (1984) 106–107.

185 Im Rahmen ihrer Analyse zur Transformation des antiken Rhetorikkonzeptes im christlichen Kontext konnte Spence für Augustinus anhand der Schrift *de doctrina christiana* eine neue Lesepraxis prägnant herausarbeiten, vgl. Spence (1988), insb. 94–102.

opertum est retegatur, sed quibusdam vestigiis indagatis ad occultum sensum sine ullo errore ipse perveniat (...)

(Aug. *prol. doct. christ.* 9)

Dieser, der die Anweisungen, die ich versuche darzulegen, empfangen hat, verlangt, da er diese Regeln ganz wie Buchstaben verinnerlicht, wenn er in der Hl. Schrift auf etwas Unverständliches gestoßen ist, keinen anderen Schriftgelehrten, durch den er sich das, was verschlossen ist, erschließt, sondern er gelangt selbst durch die aufgenommenen Spuren ohne jeden Irrtum zum verborgenen Sinn.

Die *vestigia indagata*, die nach Augustinus das Mittel zur eindeutigen (*sine ullo errore*) Aufschlüsselung des *sensus occultus* darstellen, sind dabei im Glauben an den christlichen Gott und dessen Barmherzigkeit zu finden.¹⁸⁶ Die Vermittlung der und Führung zur textuellen Wahrheit obliegt nun also nicht mehr (nur) dem angeborenen Talent eines Redners, der von einer Muse oder als *vates* inspiriert ist, sondern vielmehr dem Gottesglauben des Rezipienten und seiner christlichen Seele: Durch Gottes Geist, der jeder christlichen Seele innewohne, gelangt nach diesem Rhetorikverständnis der Rezipient zur Wahrheit.

Das Christentum erweitert hierdurch in gewisser Weise die Rolle des Rezipienten bei der Textinterpretation:¹⁸⁷ Der christliche Leser muss nun am Text bei dessen Rezeption verstärkt selbst aktiv Hand anlegen und die obskure Textstelle mit seinem Bibelwissen anfüllen und ‚mit Gott in der Seele‘ interpretieren.¹⁸⁸ Auch wenn dieses christliche Lesen begrifflich vermeintlich noch sehr nahe an Ciceros rhetorischem

186 Aus diesem Grund bezeichnet Spence Augustinus' rhetorisches Konzept als „hermeneutics of charity“, vgl. Spence (1988) 98, so auch Pollmann (1996) 121–147, insb. 137–143. Spence vergleicht im Folgenden diese neue Form des Lesens mit dem Pflegeprozess bei einer Wundheilung. Dieser metaphorische Vergleich gibt definitiv ein passendes und sehr aussagekräftiges Bild ab, da nach ihm der Leser eine obskure Textstelle wie eine Wunde durch Bandagieren mit relevantem Lektürewissen heilen beziehungsweise umsorgen muss. Dennoch scheint die von Spence als Beleg angeführte Augustinus-Passage (*doctr. christ.* 1,27–30) m. M. etwas aus dem originalen Textzusammenhang gerissen. Daher bleibt der von Spence gestaltete Sinnzusammenhang abgesehen von dem ausdrucksvollen Heilungsbild selbst etwas im Dunkeln. Dass Spence's Konzept trotz dieser teils zweifelhaften Argumentationslinie dennoch nicht ganz von der Hand zu weisen ist, beweist Pucci (1998) 70–73, der die grundsätzliche Idee an Paulinus *carm.* 15 und 20 überzeugend bestätigen kann (die göttliche *caritas* in der Seele eines jeden Christen ersetzt die externe Inspirationsquelle eines *vates* oder der Musen). Hiervon ausgehend erstellt er dann sein Konzept eines „powerful readers“, das er sowohl für pagane (Macrobius) als auch christliche Autoren (Augustinus) in der Spätantike nachweisen kann, vgl. Pucci (1998) 63–82. Pucci gelingt es auch die argumentative Wackelpartie von Spence, nach der der Verfasser die Macht über den Sinn des Textes zugunsten des Lesers verloren habe – und das, obwohl doch der Sinn der Heiligen Schrift in ihr selbst steckte –, aufzulösen, indem er an die leere Stelle des Redner-talents ganz explizit den christlichen Gott selbst setzt. Dieser führe durch die Vermittlung der Seele zur Textwahrheit, vgl. Pucci (1998) 72.

187 Vgl. für die Stärkung des Rolle des Rezipienten auch Peltari (2014) 131.

188 Vgl. Spence (1988) 101.

Modell steht,¹⁸⁹ liegt die Neuerung doch in der Veränderung der Zuständigkeiten im Kommunikationsprozess und der damit einhergehenden aktiveren Rolle des Rezipienten.

Hieraus folgt zweierlei: Zum einen war nicht nur jeder christliche Leser ab sofort irreversibel mit dieser neuen Aufgabe betraut, sondern jeder Rezipient schlechthin. Der spätantike (und auf ihn folgende) Leser unterliegt sozusagen mechanisch dem Imperativ, aktive Interpretationsmechanismen aufzubringen, um zum eigentlichen ‚wahren‘ Textsinn vorzustoßen, der beim Zitieren im Zwischenraum zwischen zitierendem und zitiertem Text entsteht als der Intersignifikanz als dritter Bedeutung.¹⁹⁰ Zum anderen schlug sich das neue Rhetorikverständnis bereits in der Vorstufe des Schreibens nieder, sodass auch in diesem Prozess die aktivere Rolle des Rezipienten vorausgedacht wurde. Genau in diesen Verschiebungen der Produktions- wie auch Rezeptionshaltung liegt die christliche Neuerung für das Zitatverständnis.

Diese spätantik-christliche Transformation der rhetorischen Zuständigkeiten legte damit wohl auch mit den Grundstein für unser heutiges Verständnis von Anspielungen und Zitaten.¹⁹¹ Parallel zu dieser rhetorischen Entwicklung kann zudem auch eine Veränderung in der Lexik festgestellt werden. Auffällig ist nämlich, dass

189 Vgl. die Thematisierung der lexikalisch-semantischen Nähe von *inventione* – *inveniendo* und *pronuntiatio* – *proferendo* bei Spence (1988) 95 und 100. Passenderweise beschreibt Augustinus die Lektüre von Ciceros *Hortensius* als sein Konversionserlebnis, vgl. *conf.* 3,4.

190 Selbstverständlich liegt in der Analogiesetzung des neuen, christlichen Rhetorikkonzeptes und der semantischen Decodierung von Text-Text-Beziehungen ein Richtungskonflikt vor: Bei letzterem ist der Interpretationsrahmen durch die beiden Texte von Quellen- und Zieltext abgesteckt und es gilt die semantische Eigenschaft zwischen diesen beiden Texten zu erkunden. Bei der Bibelinterpretation hingegen liegt nur ein einzelner Text als Ausgangspunkt vor und der Zielpunkt von Interesse ist die göttliche Wahrheit als höhere Bedeutungsebene des Textes. Dennoch scheint die Aktivierung des Lesers eine irreversible Rollenaufgabe in Gang gesetzt zu haben, die sich auch auf den Umgang mit intertextuellen Spielarten auswirkte. Passend hierzu wandelt sich wohl auch gerade in dieser Zeit das Leseverhalten an sich vom lauten Lesen beziehungsweise Vorlesen hin zum stillen Lesen (vgl. hierfür auch Kap 1.1 und die Beschreibung des Augustinus über Ambrosius Lesegewohnheit), vgl. Pucci (1998) 73.

191 Diese durch das Christentum hervorgebrachte Entwicklung ist für moderne, westlich geprägte Philologen unhintergebar und wirkt in ihre Rezeptionshaltung wie ein unvermeidbarer Filter hinein. Vor diesem Hintergrund könnte sich ein allzu unbedingtes Konstruieren und Insinuieren von Bedeutung als eine übertriebene Fehlleistung eines christlich verstellten Herangehens an antike Texte und insbesondere ihre *loci similes* erweisen. Nun könnte man einwenden, dass einem Hieronymus als einem äußerst gebildeten, christlichen Autor dieser Wandel im Rhetorikkonzept natürlich bekannt war. Nicht zuletzt stand er mit Augustinus (und Paulinus) in brieflichem, wenn auch teils distanzierterem Kontakt, sodass dessen Ideen wohl in einem allgemeinen christlichen Autorenraum verortet werden können. Unter diesen Prämissen wäre wiederum begründbar, dass moderne westliche Interpretierende mit mehr oder minder christlich beeinflusstem Lesekonzept Hieronymus' Texte auslegen. Doch dieses Argument scheint konstruiert, nicht zuletzt lässt die klassisch-heidnische Schulausbildung, die Hieronymus seinerzeit in Rom genoss, alle nötige Vorsicht und reflektierende Zurückhaltung beim Untersuchen seiner Allusionstechnik durchaus ratsam erscheinen.

gerade im 4. und 5. Jahrhundert n. Chr. das Begriffsinventar für die Zitertechnik maßgeblich geschärft wurde, da sich mit dem Wort *allusio* just in dieser Zeit erstmals ein konkreter (sogar bis in der Neuzeit gebräuchlicher) Begriff für das Zitieren nachweisen lässt.¹⁹²

3.2 Theoretische Definitionsversuche und Forschungstendenzen

Aus der bisher geschilderten Ubiquität und Vielseitigkeit des antiken Zitatphänomens resultiert ein grundsätzliches definitorisches Problem, da es nahezu unmöglich scheint, diese Diversität in eine singuläre Formel zu pressen, die nicht gleichzeitig von einer derartigen Allgemeinheit geprägt ist, dass sie sich im Nichtssagenden verliert. Häufig wird daher moniert, dass eine umfassende wissenschaftliche Zitattheorie noch immer (fächerübergreifend) ausstehe.¹⁹³ Dieses theoretische Defizit ist umso erstaunlicher, da – wie die Darlegung der antiken Literaturpraktiken gezeigt haben – die Beschäftigung mit dem Zitatphänomen bereits eine lange Tradition hat.

Im Bereich latinistischer Arbeiten können holzschnittartig zwei Typen an theoretischen Zugängen zum Thema des literarischen Zitates differenziert werden, die mit je unterschiedlichen Zitatbegriffen agieren. Zu einem gewissen Maß blenden diese beiden Gruppen ineinander über, denn auch wenn die Unterscheidungslinie zwar primär eine diachrone und daher eine an den Fortgang der Forschung gebundene ist, können dennoch auch ältere Zitatbegriffe noch in rezenten Arbeiten Anwendung finden.

Der erste theoretische Zugang findet seinen Ort in systematischen und vom Anspruch her holistischen Sammelstudien zu einem Autor oder Werk wie auch in unzähligen kleineren Einzeluntersuchungen, die sich mit isolierten Zitaten, Zitierbesonderheiten in ausgewählten Texten oder einer beispielhaften Textstelle beschäftigen. Diese erste Gruppe kann in der Quellen- und Einflussforschung verortet werden. Ihrer Struktur nach steht diese Quellenforschung in der Tradition der antiken *grammatici*.¹⁹⁴ Sie ist ein auf die Suche nach isolierten Parallelstellen (*loci similes*)

192 Dieser lässt sich für Cassiodor nachweisen, vgl. eine lemmatische Suche in der *LLT-A*.

193 Vgl. hierzu Hagendahl (1947) 118, Neumann (1980), Spahlinger (2005) 14; bezüglich zeitgeschichtlicher Anspielungen konstatiert dies auch Tischer (2006) 15. Wobei versprengt einzelne theoretische Ansätze durchaus erkennbar sind, so etwa der systematisierende Versuch bei Krause (1958) 51–58 und der rezeptionsorientierte Ansatz bei Tischer (2010). Die Signale und Markierungen von Zitaten in römischer Prosa untersucht Tischer umfassend in ihrer Habilitationsschrift, vgl. Tischer (2018). Einen systematischen Versuch zu einer Theorie des Zitates unternimmt auch Tolić (1995), allerdings bezüglich von Texten und Kunst der europäischen Avantgarde. Linguistische Aspekte einer Zitattheorie skizzieren Brendel et al. (2007) 9–15.

194 Diese Forschungsrichtung ist deutlich an die Idee der Literaturproduktion nach dem Ideal des *poeta doctus* und der Neoteriker angelehnt. Die Quellen- und Einflussforschung ist bedeutsam, da sie die Vorstellung von Werken, die nur noch indirekt aus Zitaten bei anderen Autoren (teil)rekonstruierbar

ausgerichtetes Konzept der Quellenkritik und positivistischer Natur. Traditionell sind solche *loci similes* ein Produkt des Lesens. Es handelt sich bei ihnen meist um leicht erkennbare Stellen hervorstechender Nomina und Wortkombinationen sowie um prägnante oder explizit als Fremdkörper ausgewiesene Formulierungen.¹⁹⁵ Diese Methode der Zitatsammlung erreichte im 19./20. Jahrhundert als regelrechte Jagd nach unbekanntem Parallelstellen ihren vorläufigen Höhepunkt, ist jedoch auch durchaus noch in rezenterer Forschung präsent, wenn auch nicht mehr ganz so puristisch auf das Sammeln ausgelegt. Häufig werden in diesen Arbeiten bereits vorhandene Quellensammlungen zu einer größeren kompiliert, darüber hinaus werden die Zitate dann auch noch in Teilen systematisiert oder besprochen.¹⁹⁶

Ausgehend von diesem Verständnis von Zitaten entwickelt sich parallel eine neue Richtung der Forschung, die das Zitieren verstärkt als eine literarische Technik auffasst. Diese zweite Gruppe des theoretischen Zugangs versucht, von einer sterilen Auflistung und beginnenden Erklärung der Zitatstellen Abstand zu nehmen und das Zitatphänomen als ein weiter gefasstes Konzept zu begreifen, das sich in einem breiteren semantischen Referenzraum verorten lässt. Statt der Sammlung möglichst vieler Zitate steht nun verstärkt die theoretische Konzeption im Mittelpunkt. Von der Anlage her sind diese Arbeiten nicht mehr auf ein einzelnes Werk oder einen Autor ausgerichtet, sondern verfahren eklektisch und beispielhaft. Früher Ausweis dieser Stoßrichtung ist die wegweisende Arbeit von Pasquali, der anhand von Beispielen verschiedener Autoren das literarische Spiel mit Anspielungen als eine Kunstform (*arte allusiva*) beschreibt.¹⁹⁷ Dieser ästhetisch-affektiven Richtung des Zitatverständnisses schließen sich dann auch die Arbeiten etwa von Giangrande, Conte und Barchiesi an.¹⁹⁸

sind, zu konkretisieren vermag, was insbesondere in Bezug auf die spezifische Überlieferungssituation antiker Texte beim Verlust der Werke wichtig ist.

195 Vgl. zu dieser Einschätzung etwa Fowler (2000) 122.

196 Beispielhaft für diese Gruppe sei Luebecks akribische Sammlung paganer Zitate bei Hieronymus als ein frühes Beispiel angeführt, Luebeck (1872); auch Hagendahls Untersuchung zu Hieronymus kann noch hierunter subsumiert werden, wenn sie auch erste Anzeichen narrativer Verarbeitungen der hieronymianischen Zitattechnik zeigt, Hagendahl (1958); auch Knauers wegweisende Studie zu Vergil und Homer kann mit ihrem holistischen und systematischen Anspruch noch hierunter gezählt werden, Knauer (1979); betreffs der Einzeluntersuchungen sei stellvertretend auf die Beiträge von Adkin im Forschungsstand (Kap. 2.2) sowie auf die Literaturangaben in Schwerdtner (2015) 13–14 Anm. 14 und den dort aufgeführten Einzelstudien zu Zitaten in den Briefkorpora von Cicero und Seneca verwiesen.

197 Erstveröffentlichung bereits 1942, hier zitiert nach Pasquali (1968). Pasquali nimmt darin den Begriff des kulturellen Codes der Strukturalisten bereits vorweg.

198 Vgl. Giangrande (1967), Conte (1986), Barchiesi (1984, 2001). In diese Linie stellen sich dann auch explizit Thomas (1986, 1999) und Farrell (1991), auch wenn es sich hier beide Male gleichzeitig auch wieder um Einzeluntersuchungen handelt.

Bei aller internen Differenz ist den Ansätzen dieses zweiten theoretischen Zugangs gemein, dass sie Zitieren als eine literarische Technik begreifen und versuchen, diese in größere (historische, ideologische, politische, literar-agonistische) Diskursrahmen mit einzubinden.¹⁹⁹ Der Zitatbegriff wird dabei ausgeweitet und Begriffe wie ‚Anspielung/Allusion‘ oder ‚Reminiszenz‘ werden stetig zentraler: Mit diesen Begriffen können nicht mehr nur konkrete, punktuelle Textpassagen wie noch mit dem Terminus der *loci similes* adressiert werden, sondern auch größere strukturelle Einheiten wie motivische und metrische Ähnlichkeiten, Handlungsstrukturen oder die Wahl der Gattung. Zudem ist bei der Anspielung eine bewusste Setzung des Autors noch insinuiert, auf den Begriff der Reminiszenz trifft diese Annahme nicht unbedingt zu. Bezugspunkt der Reminiszenz können ferner nicht mehr nur konkrete Textpassagen oder einzelne Texte sein, sondern auch eine ganze Gruppe von Texten, wie beispielsweise eine Gattung an sich.²⁰⁰ Mit dieser begrifflichen Erweiterung explodiert dann gleichsam das potentielle Arbeitsfeld der Zitatforschung.²⁰¹

Damit einher geht, dass vermehrt auch literaturtheoretische Fragestellungen mit in den Blick rücken: So werden zum einen bei der Beschreibung der Zitathaf-tigkeit literarischer Texte die einzelnen Rollen des Autors, des Lesers und des Textes verstärkt in den Vordergrund gestellt. Diese Entwicklung kann auch auf die zu dieser Zeit aufkommenden Prämissen der ‚intentional fallacy‘ zurückgeführt werden, nach der die Intention eines Autors für den Interpretierenden grundsätzlich unzugänglich ist.²⁰² In der Folge wird die bisher häufig im Mittelpunkt des Interesses stehende Rolle des zitierenden Autors und die Frage nach seiner Intention in den Hintergrund gedrängt.²⁰³ Die Hinwendung zu leserzentrierten Perspektiven führt mit der Frage nach der Rolle des (antiken) Lesers zu einer Anbindung des Zitatthemas an das Konzept des kulturellen Gedächtnisses.²⁰⁴ Mitunter kumuliert die Frage nach der Rolle des

199 Auch Gnilkas Konzept des *usus iustus* ist mit seinem Anspruch, das Verhältnis der frühen Christen zum paganen Kulturerbe allgemein zu bestimmen, in dieser Richtung zu verorten, vgl. Gnilka (1993, 2012).

200 Zur Unterscheidung von Einzel- und Systemreferenzen vgl. auch Pfister (1985a) 17–19 sowie Pfister (1985b).

201 Für weitere latinistische Literatur zum Zitatthema vgl. ferner Martindale (1993), Hinds (1998), Pucci (1998), Edmunds (2001); allgemeiner dann Fowler (1997), Farrell (2005) sowie Baraz und van den Berg (2013); des Weiteren für Anspielungen auf der Ebene der Syntax Wills (1996).

202 Zum literaturtheoretischen Konzept des ‚Intentionalen Fehlschlusses‘ vgl. den gleichnamigen Aufsatz von Wimsatt und Beardsley (1946) sowie für die Anwendung auf den Bereich latinistischer Forschung Lyne (1994) 199–200.

203 Pasquali argumentiert noch mit der Autorintention, Conte stellt sich dem kritisch entgegen, vgl. Conte (1986) 28; Lyne geht nochmals einen Schritt weiter und argumentiert, weder habe ein Autor die Möglichkeit Bedeutung und Effekt direkt auf den intellektuellen Horizont seines Publikums zuzuschneiden, noch sei er sich selbst dieser beiden Texteigenschaften gewahr, vgl. Lyne (1994) 198.

204 So etwa bei Conte (1986) 32–39.

zeitgenössischen Lesers auch in ideologiekritischen Diskursen.²⁰⁵ Die entworfenen Zitatkonzepte und die konkrete Praxis der Zitatuntersuchung changieren damit (teils sogar innerhalb einer Untersuchung)²⁰⁶ zwischen autorzentrierten und werkimmanenten beziehungsweise rezeptionsorientierten Interpretationsansätzen.

Zum anderen wird das Zitat vermehrt als rhetorisches Mittel betrachtet und dementsprechend theoretisch unterlegt. Das Verhältnis eines Zitates zu seinem Quellentext lässt sich in dieser Hinsicht zum einen als eine *pars pro toto*-Relation fassen, denn im neuen Textzusammenhang repräsentiert und aktualisiert das ‚Zitatsegment‘²⁰⁷ den originalen Prätext.²⁰⁸ Zudem kann ein Zitat als eine Form der Metapher aufgefasst werden, wird hierbei doch ein Wort oder eine Wendung vom eigentlichen Kontext in einen neuen, ähnlichen Bedeutungszusammenhang übertragen. Ferner treten die wörtlichen Bedeutungen beider Textstellen, die Denotate, durch die Übernahme in ein Spannungsverhältnis, sodass als eine zusätzliche Konnotation eine Nebenbedeutung hinzutritt,²⁰⁹ weswegen es sich in dieser Hinsicht bei Zitaten um uneigentliches Sprechen handelt.²¹⁰

Diesen beiden holzschnittartig skizzierten und nicht immer klar voneinander unterscheidbaren theoretischen Zugängen zum Thema Zitat ist gemein, dass sie auf je ihre Weise versuchen, Formen und Funktionen von Zitaten näher auszuleuchten. Bei Arbeiten der Quellen- und Einflussforschung geschieht dies nach einem eher syntagmatischen System, bei Arbeiten der literarischen Technik eher nach einem paradigmatischen Ansatz. Ferner verfolgt die Quellen- und Einflussforschung einen Ansatz, der Zitate bei bestimmten Autoren oder Texten der Reihe nach (in früheren Studien nur) lokalisiert und (in späteren Studien dann auch noch) bespricht. Demnach liegt bei Studien dieser Art die Praxis einer induktiven Schlussfolgerung vor. Demgegenüber gehen die Arbeiten der literarischen Technik den umgekehrten Weg der Deduktion von allgemeinen Beobachtungen zum Beweis an handfesten Beispielen.

Gerade Untersuchungen letztgenannter Richtung sind dabei zusehends auch von strukturalistischen Ansätzen beeinflusst. Denn auch moderne literaturtheore-

205 Ein solches Fazit zieht beispielsweise Fowler aus dem Begriff der „matrix of possibilities“, die als die Menge aller Zitate den Rahmen vorgebe, in dem der aktuelle Text gelesen und interpretiert werden könne, vgl. Fowler (2000) 117. Er bemerkt dazu selbstkritisch, dass der Begriff ‚Matrix‘ suggeriere, es handle sich um ein abgeschlossenes System, das nur darauf warte, entdeckt zu werden. Doch da keine Liste aller relevanten Intertexte mehr erstellt werden könne, sei von infiniten Intertextketten auszugehen, sodass jeder Stop arbiträr und die Wahl des Forschers sei, wodurch intertextuelles Lesen in diesem Sinne eben ideologisch werde, ebd. 127.

206 Vgl. hierzu etwa den Vorwurf von Farrell an Conte und Barchiesi, Farrell (1991) 21–23.

207 Vgl. für diesen Ausdruck Plett (1985) 81–82.

208 Vgl. hierfür Plett (1991) 9.

209 Diese dritte, zusätzliche Bedeutung wird auch als „Zwischenraum“ bezeichnet, Berndt und Tonger-Erk (2013) 11.

210 Vgl. Conte (1986) 53–56.

tische Bemühungen haben einen gewichtigen Einfluss auf das wissenschaftliche Zitativverständnis antiker Texte. Lange Zeit war der oben genannte Begriff der ‚allusion‘ die international verbreitete Bezeichnung für textuelle Anlehnungen jeglicher Form, bis als Kritik an der werkimmanenten Interpretation literarischer Texte in den 1970er-Jahren der Begriff der ‚Intertextualität‘ nachwirkenden Einfluss entfaltete.²¹¹ Der Begriff wurde von Julia Kristeva in Rekurs auf linguistische Vorarbeiten von Ferdinand de Saussure und literaturtheoretische Überlegungen von Mikhail Bakhtine geprägt:²¹²

(...) dévoiler un fait majeur: le mot (le texte) est un croisement de mots (de textes) où on lit au moins un autre mot (texte). (...) Mais ce manque de rigueur est plutôt une découverte que Bakhtine est le premier à introduire dans la théorie littéraire: tout texte se construit comme mosaïque de citations, tout texte est absorption et transformation d'un autre texte. A la place de la notion d'intersubjectivité s'installe celle d'*intertextualité* (...).²¹³

Kristeva bezeichnet in ihren Ausführungen die Erkenntnis, dass jedes Wort (jeder Text) ein Kreuzungspunkt anderer Worte (Texte) sei, als eine Feststellung von großer Bedeutung. Ihr zufolge habe als erster Bakhtine diese Einsicht in die Literaturtheorie eingeführt. Der von Kristeva anschließend angebrachte Vergleich eines Textes mit einem Mosaik aus Zitaten verdeutlicht diese Aussage der Abhängigkeit eines jeden Textes von einem anderen Text. In der folgenden Bewertung der Konsequenzen daraus benutzt Kristeva schließlich das erste Mal den einprägsamen Begriff der *intertextualité*. Dieser Begriff wurde jedoch bald aus seinem originalen Sinnzusammenhang entwendet, sodass in den meisten Verwendungsfällen nicht mehr Kristevas eigentlicher Aussagegehalt verstanden wird.²¹⁴ Vielmehr avancierte der Terminus ‚Intertextualität‘ zügig zu einem Oberbegriff für Text-Text-Berührungen schlechthin²¹⁵ und wurde schnell

211 Vgl. hierzu Lyne (1994) 187–189, Pucci (1998) 15, Hinds (1998) 23.

212 Vgl. die vorbereitenden Betrachtungen Bakhtines zur „Dialogizität des Wortes“, in Grübel (1979) 168 und zur Abhängigkeit des Kristeva'schen Intertextualitätskonzeptes von Saussure und Bakhtine Allen (2000) 8–47.

213 Kristeva (1969) 145–146, Hervorhebung im Original.

214 Nach diesem müssen die erwähnten Texte eben nicht notgedrungen literarisch spezifiziert sein, sondern stehen vielmehr stellvertretend für (außerliterarische) kulturelle Zeichensysteme schlechthin, welche – so wie Texte eben auch – gelesen werden müssen, um verstanden zu werden. Kristeva versuchte dann auch ihren in reduktionistischer Weise missverstandenen Begriff zurückzunehmen und ihn in den Terminus *transposition* umzuformen: „The term *intertextuality* denotes this transposition of one (or several) sign-system(s) into another; but since this term has often been understood in the banal sense of ‘study of sources’, we prefer the term *transposition* because it specifies that the passage from one signifying system to another demands a new articulation of the thetic (...).“ Moi (1989) 111, vgl. hierzu auch Pucci (1998) 14. Für die eingeschränkte Anwendbarkeit dieses eher diffusen Intertextualitätskonzeptes in den Klassischen Philologien vgl. etwa Baraz und van den Berg (2013) 2–3.

215 Vgl. Plett (1991) 15. Gerade der Mosaik-Vergleich und die direkte Erwähnung der Zitate erleichterte die Übergeneralisierung auf das generelle Themenfeld des Zitates sicherlich ungemein. Ein noch

zu einem schillernden Begriff – Lachmann konstatierte dann auch, er sei „vorerst nicht disziplinierbar, seine Polyvalenz irreduzibel“.²¹⁶

Ausdruck dieser irreduziblen Polyvalenz des Intertextualitätsbegriffes sind die vielen Versuche, das Phänomen der Intertextualität adäquat zu strukturieren und terminologisch zu fassen. Dies ist einerseits an diversen Sammelbänden und Monographien festzustellen, die versuchen, den Begriff prägnanter zu definieren und mögliche Formen und damit verbundene Funktionen herauszuarbeiten.²¹⁷ Andererseits zeigt sich dies an diversen Ansätzen mit dem Bestreben, eine ordnende Terminologie einzuführen, von denen im Folgenden beispielhaft die Ansätze von Genette und Helbig besonders hervorgehoben werden sollen.

Der Ansatz von Genette ist eine äußerst systematische Abwandlung der Terminologie mit dem Ziel, ein Instrumentarium für die interpretatorische Praxis zu schaffen. Genette differenziert hierfür unter dem vormals von ihm als Paratextualität bezeichneten Terminus der *transtextualité* fünf Unterkategorien, deren erste er mit der von Kristeva geprägten Intertextualität in Verbindung bringt. Er versteht unter *transtextualité* die Beziehung zwischen zwei oder mehreren Texten (*une relation ... entre deux ou plusieurs textes*)²¹⁸ und nennt das Zitat, das Plagiat und die Anspielung als deren Ausprägungen. Mit der Zuweisung dieser Unterkategorien reduziert er den Kristeva'schen Begriff der Intertextualität bewusst auf Phänomene, welche die

universelleres Konzept von Intertextualität konzipiert Baßler (2005), wenn er formuliert: „Die kulturell aktivierbaren Paradigmen, und damit die historisch jeweils möglichen Lektüren eines Textes, lassen sich vielmehr ebenfalls positiv fassen, denn sie befinden sich – materialiter – innerhalb der gesicherten Syntagmen, innerhalb der Textualität einer gegebenen Kultur. Die Texte einer Kultur, das ist hier der entscheidende Punkt, bilden in ihrer Gesamtheit einen Objektbereich, der nicht nur ihre Syntagmen (als sozusagen unverstandene Texte), sondern zugleich auch ihre möglichen Paradigmen (die Bedingungen ihres historischen Verständnisses) mit enthält.“, ebd. 65. Diesen Objektbereich bezeichnet er als „Archiv“, ebd. 81.; in sehr vergleichbare Richtung argumentiert auch Adkin in Bezug auf eine ciceronianische Junktur in einem Brief des Hieronymus, vgl. Adkin (2013) 372.

216 Lachmann (1996) 134. Lachmann selbst schlüsselt das äußerst globale Intertextualitätskonzept Kristevas in die drei Perspektiven der „texttheoretischen, der textdeskriptiven und der literatur- bzw. kulturkritischen“ weiter auf, vgl. Lachmann (1990) 56–57.

217 Beispielhaft seien nur einige genannt: Zu einem Versuch der Typologisierung der unterschiedlichen Formen von Intertextualität anhand anglistischer Fallstudien vgl. die Beiträge in Broich und Pfister (1985); vgl. ferner die interdisziplinär angelegten literaturtheoretischen Beiträge in Worton und Still (1990) und Plett (1991); zu den unterschiedlichen Manifestationsformen intertextueller Beziehungen und ihren Rollen in der Bedeutungskonstitution von Texten vgl. Holthuis (1993); verschiedene Formen von Intertextualität sowie die Rolle des Lesers bei der Lektüre arbeitet Stocker (1998) anhand von Fallbeispielen der Germanistik heraus. Für neuere Einführungen in das Phänomen der Intertextualität und theoretisch ausführlichere Perspektiven vgl. ferner Allen (2000) und Berndt und Tonger-Erk (2013).

218 Diese wie auch die folgende Formulierung stammen von Genette (1982) 8.

tatsächliche Präsenz eines Textes in einem anderen beschreiben (la présence effective d'un texte dans un autre).²¹⁹

Auch Helbig versucht die Markierungsformen und ihre Funktionen zu systematisieren und unterscheidet dafür zwischen den vier Markierungsstufen der Nullstufe, der Reduktionsstufe, der Vollstufe und der Potenzierungsstufe. Die Voll- und Potenzierungsstufe zeichnet sich aus durch explizite Markierungsformen wie onomastische Signale (beispielsweise *Aeneas*, *Tullianus*, *Aquila*), die Thematisierung literarischer Rezeption mit meta-kommunikativen Verben (*ut ait*, *dicitur*, *id est*), die Paraphrase der Urheberschaft (*ut ait gentilis poeta*) oder die Autoridentifikation *expressis verbis* (*ut ait Horatius*).²²⁰ Im Vergleich zu diesen explizit markierten Zitaten sind die Zitate der Reduktionsstufe mit ihrer impliziten Markierungsform wesentlich schwieriger zu entdecken. Sie können emphatisch entweder durch ihre Quantität oder die Position u. ä. hervorgehoben sein. Die gänzlich unmarkierten Zitate der Nullstufe entbehren naturgemäß einer Markierungsform und sind dementsprechend noch schwieriger zu entdecken.²²¹

Die um den Terminus Intertextualität herum entstandene Diskussion war für die eigentliche Praxis der Textanalyse in formaler Hinsicht interessant, wenn auch terminologisch eher verwirrend. Dennoch erzeugte sie eine gewisse Dynamik in der theoretischen Auseinandersetzung mit dem Phänomen, auch in der altphilologischen Forschung.²²² Denn mit dem Aufkommen des Intertextualitätskonzepts geht auch in der latinistischen Forschung jene maßgebliche Verschiebung einher, nach der der Autor und seine Intention aus der Forschungsperspektive zusehends verschwinden.²²³ Die Intertextualitätstheorie hatte an sich darüber hinaus kaum grundsätzlich neuen Erkenntniswert für die Praxis der Zitatforschung in antiker Literatur zu bieten, hatten nicht zuletzt bereits die antiken Autoren die Grundthese, dass kein Text aus dem Nichts heraus entstehe, schon früh selbst formuliert, wie an Terenz ersichtlich wird: *nullumst iam dictum quod non dictum sit prius* (Ter. *prol. Eun.* 41).²²⁴

219 Auffällig ist ferner, dass sich Genette in seiner Beschreibung auf Bezüge zwischen literarischen Texten beschränkt, vgl. Genette (1982) 7–8.

220 Diese explizit markierten Zitate sind durch die traditionell manuelle Forschungsarbeit hinsichtlich des vorliegenden Briefkorpus freilich bereits aufgefunden.

221 Vgl. Helbig (1996) 87–91. Helbig spricht diesen Markierungen ferner eine rezeptionsorientierte Grundfunktion zu, die gleichzeitig von einer referenztextorientierten, einer textorientierten und einer produzentenorientierten Funktion flankiert werden, vgl. Helbig (1996) 161–182.

222 Vgl. zur frühen Auseinandersetzung mit der strukturalistisch geprägten Intertextualitätsforschung die Beiträge von West und Woodman (1979) und die Reaktion darauf von Conte (1981) sowie dessen Auseinandersetzung mit La Penna, vgl. Conte (1982a) sowie Conte (1982b).

223 Vgl. hierzu ausführlicher Edmunds (2001) 14, darauf antwortend Farrell (2005) 100–101; die Ideen eines rezeptionsorientierten Ansatzes einer Zitattheorie entwirft Tischer (2010).

224 Eine weitere literarische Verarbeitung dieses Gedankenganges findet sich auch in Goethes *Faust* durch Mephisto, allerdings als Abwertung des in dieser Zeit virulenten Geniekonzeptes: „Original

Der skizzierte Überblick über die Forschungstendenzen zum Zitat zeigt, dass unzählige Bezeichnungen und Konzepte existieren: Es besteht einerseits Uneinigkeit darin, wie und mit welcher Terminologie das Phänomen beschrieben werden soll: *locus similis*, Zitat, Anspielung (Allusion), Reminiscenz oder Intertextualität.²²⁵ Andererseits steht zur Debatte, wo das Phänomen ‚stattfindet‘ (beim Leser, im Text oder beim Autor) und wie es um die Intention des Autors steht.

Bemerkenswerterweise geht mit der Verwendung computergestützter Methoden der Zitatanalyse wiederum eine definitorische und methodologische Schärfung des Blicks auf den Zitat- und Intertextualitätsbegriff einher. Denn während traditionelle Arbeiten häufig ohne eine vergleichsweise allzu exakte Festlegung dessen auskommen, was in der folgenden Untersuchung unter diesen Begriffen verstanden werden soll, stößt ein solch unterdeterminiertes Vorgehen bei der Anwendung computergestützter Analysen umgehend an seine Grenzen. Dies liegt daran, dass für computergestützte Untersuchungen aufgrund der notwendigen technischen Umsetzung eine klare Beschreibung und Eingrenzung des untersuchten Textphänomens notwendig ist: Es muss detailliert und eindeutig formuliert werden, welche textuellen Strukturen und sprachlichen Muster (engl.: patterns) untersucht werden sollen.²²⁶

Ein prominenter, verstärkt an der Informatik orientierter Forschungsstrang altphilologischer digitaler Intertextualitätsdetektion grenzt sich folglich terminologisch deutlich von der bisherigen (alt)philologischen Intertextualitätsforschung ab.²²⁷

fahr hin in deiner Pracht.... Das nicht die Vorwelt schon gedacht“ (Faust II, zweiter Akt, Hochgewölbtes, enges, gotisches Zimmer, vgl. Schöne (2005) 277).

Auch der Editor der Hieronymusbriefe, Isidor Hilberg, formuliert bereits 1897 im Kristeva’schen Sinne, wenn er die Ähnlichkeit von Philologie und Naturwissenschaft herauszuarbeiten sucht und formuliert, dass „die grossen Meister auf dem Gebiete der Poesie und Prosa zwar so geschrieben, wie sie wollten, dass sie aber nur das wollen konnten, was ihnen von den natürlichen Gesetzten ihrer Sprache zu wollen erlaubt war.“ Hilberg (1898) 23–24. Diese These wurde dem damals gerade zum Rektor ernannten Professor der Klassischen Philologie/Latinistik nach eigener Angabe allerdings als „unerhörte Verwegenheit“ (ebd.) ausgelegt.

225 Eine umfassende Aufzählung weiterer Bezeichnungsmöglichkeiten von Textbeziehungen bieten Berndt und Tonger-Erk (2013) 7: „Anagramm, Syllepse, Repetitio, Replik, Hyperbel, Hypolepse, Paralepse, Perilepse, Paraphrase, Periphrase, Cento, Motto, Kontrafaktur, Adaption, Imitation, Bearbeitung, Übersetzung, Parodie, Persiflage, Travestie, Pastiche, Collage, Montage, Fälschung oder Plagiat“.

226 Dieser Umstand spricht eher gegen die kulturpessimistische Perspektive, die unter dem Stichwort „post-theoretical age“ eingenommen wird, vgl. die historische Kontextualisierung dieses Begriffes aus medienwissenschaftlicher Perspektive bei Röhle (2012) 77; den unverminderten Wert theoretischer Konzepte streichen auch Weitin et al. (2016) 110 bezüglich stilometrischer Verfahren der digitalen Textanalyse hervor: „Die durch die Notwendigkeit der Operationalisierung strengen Methodenfragen stellen auch theoretische Herausforderungen dar.“

227 Zum anderen dient diese terminologische Abgrenzung auch dazu, nicht in begriffliche Ambiguität mit dem modernen, wissenschaftlichen Konzept des Zitierens und damit in Konkurrenz zu moderner Plagiatsoftware zu gelangen.

Denn im Bereich digitaler Zitatanalyse in literarischen Texten wird mit dem Begriff *text re-use* ein distinkter Terminus eingeführt.²²⁸ Dieser Begriff verweist neben seiner semantischen Eindeutigkeit (dt. ‚Textwiederverwendung‘) auch auf einen dezidiert lexikalischen Zitatbegriff, der maßgeblich durch den computerbedingten Zugriff auf die Zeichen- bzw. Wortebene bedingt ist.

Verstärkt verwendet wird dieser Begriff in Untersuchungen, die auf das Vorgehen des *information retrieval* zurückgreifen. Dieses Verfahren der Informationsgewinnung betrachtet große Mengen (jeglichen) Textes als (reine) Datensammlung und zielt demgemäß vermehrt auf quantitativ-frequenzanalytische Analysemethoden. Bei der Anwendung auf literarische Texte führt jedoch ein solches Vorgehen ohne anschließende und dezidiert literaturwissenschaftlich-hermeneutische Untersuchungsschritte rasch zu einer gewissen Einseitigkeit der Ergebnisse. Dessen ungeachtet ist die mit dem Terminus *text re-use* vorgenommene definitorische Schärfung des Blickes auf die antike Zitatpraxis für die Konzeptualisierung des Zitatbegriffs im Bereich digitaler Textanalyse äußerst hilfreich.

3.3 Implikationen für die Untersuchung

Gewöhnlich bestehen Untersuchungen zur Zitatpraxis eines Autors aus der Zusammenstellung von bereits an anderer Stelle aufgeführtem Material, das aus verschiedenen Ausgaben und Einzeluntersuchungen kollationiert und systematisiert wird.²²⁹ Doch ein ganz wesentlicher Unterschied zu diesen Ansätzen liegt in der vorliegenden Untersuchung darin, dass auch neue Zitatstellen gesucht werden sollen, wofür Verfahren der digitalen Textanalyse eingesetzt werden. Da digitale Methoden der Textanalyse einen sehr disziplinierten Sprachgebrauch voraussetzen, bedarf die digitale Zitatanalyse einer genauen und eindeutigen Präzisierung des gesuchten sprachlichen Musters. Daher ist für die vorliegende Untersuchung eine sehr klare Beschreibung des gesuchten Zitatmusters methodisch notwendig. Im Sinne einer solchen begrifflichen Schärfe agiert die vorliegende Arbeit mit einem restriktiven und klar umrissenen Profil des Zitatbegriffes.²³⁰

228 Vgl. Büchler et al. (2010) 2; vgl. ferner zu dieser Begriffsverwendung die altphilologischen Arbeiten von Lee (2007) für das Altgriechische, Bamman und Crane (2008b, 2009) für das Lateinische sowie die Arbeiten im Rahmen des *eTraces*-Projektes, vgl. Büchler et al. (2014).

229 So etwa zu beobachten in der Studie zur Vergil- und Horazrezeption bei Properz von Lühken (2002), ferner in der Untersuchung aller Lukrezzitate in der lateinischen Prosa bis ins Jahr 310 n. Chr. von Gatzemeier (2013) sowie in der Arbeit zu den Klassikerzitaten in Plinius' Briefen von Schwerdtner (2015). Alle drei Beiträge nennen ihre kompilierten Quellensammlungen nicht *expressis verbis*.

230 Das Desiderat einer möglichst konkreten Definition der untersuchten Textstrukturen gewinnt hinsichtlich des Arbeitsschritts der Operationalisierung eine große Dringlichkeit. Sie stellt quasi das ‚Nadelöhr‘ der Untersuchung dar. Freilich können mit computergestützten Analysemethoden auch weitere, offenere Formen der Text-Text-Beziehung untersucht werden, doch ist der Anschluss an die

Vor dem Hintergrund der oben skizzierten Ubiquität und Vielseitigkeit des Zitatphänomens kann grundsätzlich zwischen einem engeren und einem weiteren Zitatbegriff unterschieden werden: Diese beiden sind als Extrempunkte auf einer Skala zwischen der dezidierten lexikalischen Wiederaufnahme fremden Wortmaterials (enger Zitatbegriff) und den loser referenzen wie thematischen Anspielungen und strukturellen Bezugnahmen (weiterer Zitatbegriff) zu verorten, die in gewisser Weise wiederum bis in den Bereich der Kristeva'schen Intertextualität hineinreichen.²³¹ Auf dieser Skala ist der vorliegend in den Blick genommene Zitatbegriff tendenziell eher auf der Seite des engeren lexikalischen Begriffes zu verorten. Die in der vorliegenden digitalen Textanalyse untersuchte Zitatform kann wie folgt präzisiert werden:²³²

- 1) Der zugrunde gelegte Zitatbegriff beschränkt sich auf die litterale Textebene und damit auf verbale Wiederholungen von Text. Hiermit folgt er der bisherigen Forschungstradition zu Hieronymus.²³³ Außen vor bleiben damit thematische, strukturelle und konzeptuelle Übereinstimmungen sowie anderweitige vielschichtige Verweise auf Vergils *Aeneis*. Sie spielen in der digitalen Untersuchung als der Detektionsphase der Zitate zunächst keine Rolle, können jedoch in die darauffolgende hermeneutische Interpretation und Analyse der *close reading* Phase durchaus einbezogen werden.
- 2) Weiterhin wird eine sehr restriktive Definition dieser verbalen Zitate festgelegt: Es werden Übereinstimmungen des Wortmaterials in Form exakter Wortformen untersucht. Der zugrunde gelegte Zitatbegriff entspricht folgender Formel:

nicht-digitale, traditionelle Forschung dann ungleich schwerer. Da vorliegend eine Evaluation beider methodischen Herangehensweisen vorgenommen wird, ist dies für die Untersuchung demnach nicht zielführend.

231 Eine ganz ähnliche Unterscheidung eines engeren und eines weiteren Begriffs – allerdings der Intertextualität – nimmt Broich (1985) 31 vor, doch dort erfolgt die Trennungslinie zwischen intendiertem (engem) und unintendiertem (weitem) Zitat, mit mehr oder weniger ausgeprägter Signalformel. Auffallend ist, dass auch Broich das Kristeva'sche Konzept zum weiteren Begriff zählt.

232 Die folgende Festlegung auf einen sehr formalen Zitatbegriff entspringt vor allem der methodischen Notwendigkeit und hat eher bestimmenden Charakter, als dass hierunter eine nicht diskutierwürdige Festsetzung zu verstehen ist. Denn darauf, dass der Versuch einer allzu exakten Definition dessen, was in antiken Texten unfehlbar als vollwertiges Zitat gelten soll, heikel und zum Scheitern verurteilt ist, weist die altertumswissenschaftliche Forschung zur Intertextualität bereits selbst hin: „To attempt to define too closely what is and is not a relevant interaction is doomed to failure.“, Fowler (2000) 155. Daher muss auch vorliegend zwischen dieser eindeutigen ‚engen‘ Bestimmung des Zitatbegriffs für die erste Phase der computergestützten Textanalyse und einer ‚weiteren‘ für die sich daran anschließende interpretierende Phase des *close reading* unterschieden werden.

233 Mit dem Argument der Wörtlichkeit argumentiert auch bereits Hagendahl in seiner einschlägigen Arbeit zu Zitaten bei Hieronymus: „The literal agreement with a definite Virgilian passage gives us the right to regard this passage as a quotation.“, Hagendahl (1958) 257–258 Anm. 2.

$$\text{Zit} \leftrightarrow \{ \text{token} \mid \equiv, n \geq 2 \}$$

Ein Zitat (*Zit*) liegt genau dann vor (\leftrightarrow), wenn für die Menge aller *tokens* als der jeweiligen Wortform²³⁴ gilt ($\{ \text{token} \mid \dots \}$): Sie sind exakt identisch (\equiv) und bestehen aus mindestens zwei *token* ($n \geq 2$). Das heißt, derivierte Wortformen, also Wörter mit identischem Lemma (*types*), wie auch Formulierungen aus Synonymen sind aus dem vorliegend betrachteten Zitatbegriff explizit ausgeschlossen. Es werden ausschließlich unveränderte Zitate untersucht. Paraphrasierende Junktoren oder Reminiszenzen, die der Textstelle womöglich eine an einen bestimmten Autor oder eine bestimmte Werkstelle erinnernde Farbe verleihen, sind in der digitalen Detektionsphase ebenso nicht adressiert. Ferner sind mit obiger Formel Ein-Wort Zitate ausgeschlossen.

Die vorliegende Untersuchung reiht sich mit diesem lexikalischen Zitatverständnis zunächst einmal ganz deutlich in die Arbeiten zum Zitat mit einer gewissen Nähe zur Quellenforschung und dem dort verankerten Konzept der *loci similes* ein.²³⁵ Dadurch ist auch der Anschluss an die ebenfalls auf vergleichsweise explizit markierte Zitate ausgerichtete Forschungstradition zu den Spuren von Vergils *Aeneis* in Hieronymus' Briefen im Sinne der angezielten methodischen Evaluation sichergestellt.

Keinen Eingang in die Operationalisierung des Zitatbegriffs haben hingegen die Ideen zum Intertextualitätskonzept moderner Provenienz gefunden. Dies betrifft zum einen die Konzepte von Genette und Helbig als auch die Ideen basierend auf Kristevas Intertextualität. Denn diese Zitatverständnisse sind für die vorliegende Untersuchung insofern nicht einschlägig, da sie einerseits für eine klassisch-philologische Analyse von konkreten Texten und andererseits für eine digitale Textanalyse nicht operationalisierbar sind, sodass ein anwendungsnahes Instrumentarium für die Praxis der Zitanalyse in der vorliegenden Untersuchung nicht entstehen mag.

Zum einen ist die Genette'sche Terminologie der Kategorisierung eher verwirrend als ordnend, ferner führt Genettes Konzept in der Interpretationsphase zu der Krux, dass der semiotische Prozess der Bedeutungskonstitution ausgeschlossen wird. Darüber hinaus sind Genettes Struktur und seine zur Veranschaulichung verwendeten Beispiele an der europäischen Literatur orientiert und somit nur schwer auf antike Texte übertragbar. Selbiges gilt auch für Genettes Definitionen des Zitates „avec

234 Dem Begriff *token* steht der Begriff *type*, als dem zugrunde liegenden Lemma, folgendermaßen gegenüber: Die beiden beispielhaften *token* (Wortformen) *audit* und *audiam* stammen vom selben *type* (Lemma) nämlich *audio* ab. Die vorliegende Zitanalyse erfolgt demnach ohne eine Lemmatisierung der miteinander verglichenen Texte.

235 Ferner entspricht der betrachtete Teil des Zitatphänomens annähernd der ersten Zitatkategorie, die bereits Knauer in seiner einschlägigen Zitatuntersuchung zu Homer und der *Aeneis* nennt. Knauer bestimmt diese Zitatkategorie folgendermaßen: „a) Eindeutig als so gut wie wörtlich zu bezeichnende (...) Zitate“, vgl. Knauer (1979) 49, zur Klassifizierung allgemein, vgl. Knauer (1979) 49–52.

guillemets, avec ou sans référence précise“ und des Plagiats „un emprunt non déclaré, mais encore littéral“,²³⁶ die beide angesichts der oben erörterten kulturhistorischen Differenzen und den Spezifika antiker Zitate für eine Anwendung auf die antike Literatur problematisch sind. Auch Helbig erstellt wie Genette sein Schema der Markierungsstufen an fiktionalen Texten der Neuzeit, des Weiteren geht sein Ansatz strikt von einer Intention des Autors aus,²³⁷ sodass auch in seinem Fall die Übertragbarkeit auf antike Texte erschwert ist.

Allerdings ist im Falle des vorliegenden Textkorpus die von der strukturalistischen Konzeptualisierung der Intertextualität eingeführte Zurückstufung der Autorintention durchaus reizvoll. So ist nämlich in den Texten des Hieronymus aufgrund seiner exzellenten schulischen und rhetorischen Ausbildung an heidnischen Autoren mit den Spuren vieler Texte zu rechnen, ob nun bewusst oder unbewusst. Ferner unterbreiten die intertextualitätstheoretischen Ideen und insbesondere die Idee des Textes als ein *mosaïque de citations* für neuere Ansätze der Computerphilologie ein großes theoretisches Angebot, ist doch anzunehmen, dass gerade eine systematisch-automatisierte Textanalyse auf eine viel feinere linguistische Ebene führt, auf der zwar kleinere Übereinstimmungen zwischen den Texten gefunden werden, doch dafür in größerer Anzahl.²³⁸ Insofern kann trotz oder gerade wegen der technisch sehr präzisen, engen Definition des vorliegend untersuchten Zitatbereiches auch eine Zuordnung zum intertextuellen Verständnis im poststrukturalistischen Sinne gezogen werden. Damit ist der vorliegend verfolgte Zitatansatz sowohl in der Quellen- als auch in der Intertextualitätsforschung verortet.

Final seien noch einige Hinweise zur verwendeten Terminologie angefügt: Wie in den Ausführungen zu den theoretischen Forschungstendenzen aufgezeigt, existiert eine beinahe inflationäre Terminologie zum Thema ‚Zitat‘. Da Termini nur heuristischen Wert haben, soll im Folgenden eine möglichst grundständige Bezeichnung verwendet werden, um so die eigentlich im Vordergrund stehende Argumentationslinie nicht hinter konzeptuell überfrachteten Begriffen zu verdecken. Zur terminologischen Präzisierung wird in dieser Arbeit daher der Aeneistext als ‚Prä-‘, oder ‚Quellentext‘ und der hieronymianische Brieftext als ‚Zieltext‘ bezeichnet. Das übernommene lexikalische Wortmaterial wird mit den Formulierungen ‚geteilte/übernommene Wörter‘, ‚lexikalische Übereinstimmung‘ oder als ‚Zitatsegment‘ benannt. Kann zwischen den beiden Texten anhand der übernommenen Wörter ein Bezug hergestellt werden, wird dies eine ‚bedeutungstragende Text-Text-Beziehung‘ genannt.²³⁹ Die zusätzliche Bedeutung, die aus einer solchen Berührung entspringt, wird als ‚dritte Bedeutung‘ oder ‚Intersignifikanz‘ bezeichnet.

236 Genette (1982) 8.

237 Vgl. Helbig (1996) 83–84 und 149.

238 Vgl. für diese Vermutung auch bereits Fowler (2000) 122.

239 Vgl. für diese Bezeichnung auch ausführlicher Kap. 6.1.2.

4 Digitale Textanalysemethoden in der antikebezogenen Literaturwissenschaft

Digitale Textanalysemethoden bieten eine vergleichsweise neue Möglichkeit, Texte zu untersuchen. Ihr großer Zugewinn für die Literaturwissenschaft ist, dass mit ihnen äußerst umfangreiche Textkorpora systematisch und zeiteffizient durchsucht werden können. Damit eröffnen digitale Vorgehensweisen einen holistischeren Zugang zum Untersuchungsgegenstand, der darüber hinaus einen zumindest ansatzweisen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Beim Einsatz computergestützter Arbeitsweisen müssen stets die damit verbundenen Verwendungsmöglichkeiten für den eigentlichen Kern, das heißt die philologische Fragestellung selbst, eruiert werden, wobei in der antikebezogenen Literaturwissenschaft den spezifischen Herausforderungen des Untersuchungsgegenstandes wie Entstehungskontext und insbesondere Überlieferungsgeschichte der Texte Rechnung getragen werden muss.

Da die vorliegende Arbeit genau dies zum Ziel hat, werden im Folgenden für zwei Anwendungsfelder digitaler Methoden, einmal die Aufbereitung und Verfügbarmachung von Texten sowie die digitalen Textanalyseverfahren, verschiedene Herangehensweisen und Projekte der antikebezogenen Literaturwissenschaft vorgestellt. Vor diesem Hintergrund werden dann die in der vorliegenden Untersuchung zur Anwendung gebrachten Werkzeuge zusammengestellt. Zunächst wird jedoch der engen Beziehung digitaler Methoden und der antikebezogenen Literaturwissenschaft nachgespürt.

4.1 Affinität antikebezogener Literaturwissenschaft zu digitalen Methoden

Durchaus bemerkenswert ist der Befund, dass gerade auf altphilologischem Terrain versierte Wissenschaftler, denen häufig der Makel fehlender Modernität bei gleichzeitiger Rückwärtsgewandtheit vorgehalten wird, computergestützte Methoden der Textanalyse vergleichsweise früh als Chance wahrnahmen. So erstellte der Jesuitenpater Roberto Busa bereits Ende der 1940er – noch lange vor der Einführung der *Personal Computer* um die 80er-Jahre – einen Index zu Thomas Aquins *opera omnia*.²⁴⁰ Busa begann mithilfe von Lochkarten und elektronischen Zählmaschinen an diesem *Index Thomisticus* zu arbeiten, später stieg er auf die damals neu aufkommende

240 Busa (1974), die gedruckte Version besteht aus 56 Bänden, die digitale Version kann unter folgender URL eingesehen werden: <http://www.corpusthomisticum.org/>. Die Erstellung des *Index Thomisticus* fußt auf Busas Promotionsprojekt.

Methode der Magnetbänder um.²⁴¹ Mit seiner Pionierarbeit gilt er heute als Ahnherr der digitalen Geisteswissenschaft.²⁴² Den Traditionsstab der digitalen Altphilologien nahm sodann 1968 David Woodley Packard auf, er erstellte mithilfe eines Computers eine Konkordanz zum gesamten Œuvre des Livius.²⁴³ Ein weiteres sehr prominentes Beispiel für den frühen Computereinsatz in der altphilologischen Forschung ist der *Thesaurus Linguae Graecae* (TLG), eine Volltextsammlung der griechischen Literatur, dessen Grundlegung im Oktober 1987 erfolgte.²⁴⁴

Doch wieso verwendet gerade die antikebezogene Wissenschaft als eine der ersten Forschungsrichtungen den Computer als Hilfsmittel? Sicherlich begünstigten einige Merkmale antikebezogener Textwissenschaften diese frühe und generell hoffnungsverbundene Einbeziehung maschineller Verfahren.²⁴⁵

Hierunter zählen beispielsweise die spezifische Überlieferungssituation antiker Textzeugen und der daraus resultierende charakteristische Textbegriff. Denn diejenigen wenigen Texte, die überhaupt einen Weg bis in die heutige Zeit gefunden haben, können nicht nur auf ganz unterschiedlichen Materialien wie Papyri, Pergament und Ostraka überliefert, sondern zudem fragmentarisch und verstreut in verschiedenen Textzeugen, an verschiedenen Orten oder gar nur als Zitatspuren in einer weiteren sekundären Quelle erhalten sein. In Bezug auf den wichtigsten Überlieferungsträger, die mittelalterlichen Handschriften, existieren für ein Werk beispielsweise teils mehrere Textzeugen aus unterschiedlichen Schreiberhänden, Skriptorien und Epochen. Aufgrund dieser Eigenart der Überlieferungssituation, zu der auch noch die Problematik des ver- oder gar gefälschten Materials hinzukommt, ist eine verlässliche Textgrundlage meist erst durch aufwendige Emendationsprozesse aus den überlieferten Quellen zu ermitteln. Im Bereich der Textkritik werden hierfür alle Textzeugen

241 Vgl. Busa (1980) 84, Busa (2004) xvii.

242 Vgl. beispielsweise Hockey (2004) 4 und Jockers (2013) 3, der ihn ebenda als „founding father of humanities computing“ bezeichnet.

243 Wie der Name erahnen lässt, war die Einbindung computergestützter Prozesse in die eigene Arbeitsweise dem Sohn des Unternehmers David Packard, Mitgründer der Firma Hewlett-Packard, die ca. 18 Jahre vorher den ersten turingmächtigen, das heißt universell programmierbaren Computer, in Europa erfand, von Haus aus nicht fremd.

244 Vgl. hierzu den Arbeitsbericht von Brunner (1993). Für einen Überblick über die *Digital Classics* vgl. Babeu (2011), Buchanan (2015) und Barker und Terras (2016) sowie Bagnall und Heath (2018). Für stets aktuelle Projekt- und Tool-Entwicklungen vgl. <http://www.digitalclassicist.org/> sowie <https://www.stoa.org>.

245 Dass die *Digital Humanities* als Sammelbegriff für alle geisteswissenschaftlichen Disziplinen aus der Traditionslinie der Philologie als eine ihrer Unterdisziplinen entstanden sind, hebt Lauer deutlich hervor, vgl. Lauer (2013) 101–105. In seiner Argumentation sticht gerade die Präsenz der Beispiele aus den Klassischen Philologien besonders hervor.

miteinander verglichen, um so die überlieferungsbedingten Änderungen zu identifizieren und dadurch die Beziehung und Überlieferungsgeschichte der Texte zu klären.²⁴⁶

Zusätzlich zu diesen spezifischen Überlieferungsbedingungen beschäftigen sich die Klassischen Philologien im Unterschied zu anderen Philologien seit jeher mit einem weiteren Kreis schriftlicher Artefakte, denn sie zählen nicht nur ‚hohe‘ Literatur, sondern auch Graffiti, Inschriften, (Wahl-)Ankündigungen, Urkunden oder einfache Quittungen zu ihrem Untersuchungsgegenstand. Hieraus resultiert dann der sehr offene, charakteristische Textbegriff antikebezogener Literaturwissenschaft.

Gerade diese spezifische Überlieferungssituation und der sehr weitgefaste Untersuchungsgegenstand veranlassen die Forschenden notwendigerweise zu einem regen interdisziplinären Dialog mit Experten nachbarwissenschaftlicher Disziplinen wie der Papyrologie, Kodikologie, Paläographie, Epigraphik, die – außerhalb der Literaturwissenschaft liegend – seit dem 19. Jahrhundert andere Denkstile pflegen und ausbilden konnten und daher die Dichotomie interpretierend-hermeneutisch vs. numerisch-quantitativ nicht in dem Maße konfrontierend und kontrovers diskutieren, wie es rein literaturwissenschaftlich-kulturwissenschaftliche Disziplinen eher geneigt sind zu pflegen.²⁴⁷ Gerade an den Datenbanken der nachbarwissenschaftlichen Disziplinen konnte die antikebezogene Literaturwissenschaft ein stufenweises Adaptieren der je neuesten Digitalisierungsmöglichkeiten aus unmittelbarer fachlicher Nähe beobachten.²⁴⁸ Dass ferner im Bereich der digitalen Editionswissenschaft für antikebezogene

246 Diese Bemühungen führen zu einem Stemma der Textzeugen, die das Abhängigkeitsverhältnis der vorhandenen Handschriften abbilden. In den daraus resultierenden Texteditionen werden dann die Entscheidungen zwischen konkurrierenden Lesarten für die bessere Nachvollziehbarkeit in kritischen Apparaten dokumentiert.

247 Hierin könnte sodann ein zentraler Unterschied der klassischen Philologien im Vergleich zu den neueren Philologien und den Kulturwissenschaften hinsichtlich der Positionierung im Spannungsbereich der verbal-deskriptiven bzw. hermeneutisch-interpretierenden und der numerisch-statistischen, später computergestützten Erkenntnispraktiken liegen, vgl. für eine kulturwissenschaftliche Analyse der Ausdifferenzierung dieser unterschiedlichen Wissenschaften gegen Ende des 19. Jahrhunderts Twellmann (2015, 2016).

248 Ein solcher Transformationsprozess in bisher zwei Evolutionsstufen ist beispielsweise bei der Digitalisierung der Heidelberger Papyrussammlung nachzuvollziehen. Die Heidelberger Papyrussammlung ist ein Beispiel für eine sehr frühe Adaption elektronischer Publikationsformen, die daher bald eine Anpassung an weiterentwickelte und im Zuge dessen insbesondere standardisiertere Formen benötigte. Der Bestand der Heidelberger Papyrussammlung wurde bereits um die Jahrtausendwende von 1999–2002 erstmals digital erfasst. Auf diese erste elektronische Erfassung folgte dann bis 2016/2017 eine umfassende Überholung, bei der die Bilder und Referenzdaten aus ihrer festen Repräsentationsform in ein dynamisches Datenbankformat migriert (MYSQL), nach aktuellen Standards mit Metadaten ausgezeichnet (bspw. TEI-P5-XML), mit internationalen Datenbanken (insb. Papyri.info) verknüpft und mit Transkriptionen der Texte ergänzt wurden. Zentrale Eckpunkte dieser Überholung waren also dynamische Schnittstellen zu anderen Datenbanken zu erstellen, die Aufgabe der Langzeitarchivierung zu adressieren sowie permanente Zitierfähigkeit sicherzustellen. Gerade im

Wissenschaften ein enormer Reiz liegt, zeigen Beispiele, bei denen es etwa gelungen ist, zusammenhängende Textteile aus geographisch gänzlich verstreuten Papyrus-, ‚Schnipseln‘ – und in Form solcher Schnipsel werden die Texte hinter Wänden von Synagogen, in Höhlen oder in Tongefäßen verstaut teils tatsächlich aufgefunden – gleich einzelner Puzzleteile in einem digitalen Editionsraum zusammensetzen.²⁴⁹

Ein weiteres Merkmal antikebezogener Literaturwissenschaft ist die zeitliche Distanz zum Untersuchungsgegenstand. Um für einen Text den Sitz im Leben, den historischen Autor und sein zeitgenössisches Publikum annähernd zu rekonstruieren, ist es einmal mehr das Ziel der Forschenden, dem zeitgenössischen und autorspezifischen Bedeutungsspektrum und den kulturgeschichtlichen Konnotationen eines Wortes oder einer Formulierung auf die Spur zu kommen. Hierfür werden Konkordanzen, Indizes, Thesauri und Kommentare erstellt. Für die Entstehung jedes dieser wissenschaftlichen Instrumente ist ein enormer Such-, Sammel-, Klassifizierungs- und Sortierungsvorgang notwendig, bei dem Texte als ein beliebig trunkierbares Material verstanden werden. Denn bei der Erstellung von Konkordanzen wird beispielsweise jedes Auftreten eines einzelnen Wortes in einer Liste gesammelt. Hierbei wird im Unterschied zu Indizes auch der unmittelbare Kontext in Form einiger Wörter rechts und links des gelisteten Wortes mit aufgenommen. Das einzelne Wort wird also mit dem unmittelbaren Umfeld aus seinem syntagmatischen Zusammenhang herausgenommen und anstelle dessen in einen paradigmatischen Zusammenhang gestellt. In diesem Aufbrechen des linearen Textzusammenhangs ist, wenn auch in einem analogen Rahmen, bereits die bei der digitalen Textanalyse zentrale Grundidee des *bag of words*-Prinzips präsent, nach dem alle Wörter eines Textes unabhängig von ihrer Reihenfolge im Text gleich wie in einem ‚durchgeschüttelten Sack‘ behandelt werden. Dieses Prinzip der Textverarbeitung profitierte wie die genannten Systematisierungsbemühungen bereits weit vor der Erfindung des Computers von statistisch-quantitativen Verfahren.²⁵⁰

Fälle der Arbeit mit fragmentarisch überlieferten Texten oder Inschriften offeriert diese Art der Digitalisierung eine Ortsunabhängigkeit in der Forschung. Die Datenbank wird in Zusammenarbeit mit Propylaeum gepflegt, dem Fachinformationsdienst für die Altertumswissenschaften, http://www.ub.uni-heidelberg.de/helios/digi/hd_papyrus.html.

249 So konnten beispielsweise mittels Anwendung von Techniken der automatischen Gesichtserkennung erfolgreich Fragmente jüdischer und profaner Schriften verglichen werden, die im Jahr 1890 bei Renovierungsarbeiten in der Ben-Esra-Synagoge in Kairo gefunden wurden und über die Zeit in über 70 Bibliotheken weltweit verstreut wurden. Zusätzlich zu den bereits 1000 bekannten Verbindungsstellen konnten mittels der computerbasierten Analyseverfahren leicht (und insbesondere vergleichsweise schnell) 1000 weitere Stellen entdeckt werden, vgl. hierzu auch Wolf et al. (2011).

250 Auch Hagendahl bietet in seiner einschlägigen Arbeit zu Hieronymus bereits quantitativ-auswertende Verfahren der Zitatehebung, wenn er etwa ausrechnet, wie viel klassische und biblische Zitate im Durchschnitt auf eine CSEL-Printseite kommen, vgl. beispielsweise Hagendahl (1958) 92, 105 u. a.; auch Pease wendet bereits statistische Herangehensweisen bei Hieronymus an, vgl. Pease (1919) 157. Dass dieser numerisch-statistische Ansatz in literaturwissenschaftlichen Arbeiten

Da die Klassischen Philologien durch die parallele Konsultation verschiedener kritischer Ausgaben und Kommentare sowie diverser Nachschlagewerke seit jeher vielerlei Informationsquellen zeitgleich in ihren Arbeitsprozess einbeziehen, ist ferner der Disziplin eine vernetzende Arbeitsweise generell nicht fremd und durch die Digitalisierung bieten sich diesbezüglich sogar erweiterte Spielräume. Denn in einer digitalen Edition ist das Hin-und-Her-Wechseln zwischen transkribiertem Text und originalem Textzeugen problemlos möglich. Wenn der Textzeuge qualitativ hochwertig digitalisiert wurde, kann in die Ablichtung hinein- und herausgezoomt werden, um bei Bedarf die editorischen Entscheidungen nachzuvollziehen oder um sich nötigenfalls einen eigenen Eindruck zu verschaffen.²⁵¹ Inwiefern diese prinzipielle Öffnung der Recherchemöglichkeiten für den Progress hinsichtlich der verfolgten Fragestellung förderlich oder aufgrund der Informationsflut eher hinderlich ist, sei an dieser Stelle dahingestellt.²⁵²

Als ein letzter Beweggrund für die geringen Berührungängste und Habitus bedingten Vorbehalte gegenüber computergestützten Vorgehensweisen können schließlich die inhaltliche Nähe sowie der stete fachliche Austausch mit anderen alttertwissenschaftlichen Disziplinen wie beispielsweise der Archäologie angeführt werden. Denn die Archäologie zählt naturwissenschaftliche Methoden ganz verstärkt zu ihrem Repertoire und hat daher den *computational turn* von statistischen

bereits vor der Einführung digitaler Analysemöglichkeiten im Methodenrepertoire präsent war, beweist ferner nicht nur die stilistische Untersuchung der Hieronymusbrieve von Hritzu – Hritzu errechnet stilistische Figuren und die Häufigkeit ihres Auftretens in den Briefen nach Migne-Seiten, vgl. die Frequenztabellen in Hritzu (1939); für die Vorreiterrolle der Stilistik allgemein vgl. die bereits Ende des 19. Jahrhunderts vorgenommene Untersuchung der Verbindung von Wortlänge und Autorenstil von Mendenhall (1887), wiederum fußend auf von August de Morgan im Jahr 1851 formulierten Ideen, vgl. Grzybek (2007) 15, vgl. allgemein Jockers und Underwood (2016) 292 –, sondern konnte auch für die Geisteswissenschaft als Ganzes herausgearbeitet werden, vgl. Twellmann (2016) insb. 412–413.

251 Stellvertretend sei hier auf das Projekt *Catullus online* hingewiesen, welches die Liebesgedichte des Neoterikers auf drei Ebenen bereitstellt – einmal in Form des einfachen Textes, dann ergänzt um einen kritischen Apparat und letztlich mit den Ablichtungen der wichtigsten Handschriften unterlegt, vgl. <http://www.catullusonline.org>, vgl. für diese dreistufige Editionssystematik auch Sahle (2010) 245.

252 Angesichts schwindender Studierendenzahlen und dem Schrumpfen beziehungsweise Zusammenstreichen kleiner Fächer steckt in diesen Digitalisierungsanstrengungen aller verfügbarer und überlieferter Quellen teils auch die Idee, zumindest all denjenigen Personen, die (noch) Interesse am Gegenstand antiker Texte und antiker Kulturen zeigen, die Möglichkeit der Arbeit mit diesen zu eröffnen. Denn digitale Arbeitsumgebungen eröffnen die Chance, ortsungebunden die vorhandenen Kräfte und Potentiale möglichst optimal zu bündeln; vgl. für die Potentiale und auch Problemlagen von *crowdsourcing*-Projekten in den *Digital Humanities* allgemein und insbesondere auch der Paläographie Terras (2016) insb. 428–430.

Methoden hin zu simulationsbasierten Modellen gleich den Naturwissenschaften verhältnismäßig früh gestaltet.²⁵³

Aus der materiellen Vielfalt an Überlieferungsträgern, dem teils nur fragmentarischen Status sowie der differierenden Gattungszugehörigkeit des textuellen Materials resultiert nicht nur die der Disziplin inhärente spekulative Unsicherheit ihrer Resultate, sondern auch das Desiderat, die vorhandenen Quellen unter Zuhilfenahme von Experten adäquat, möglichst erschöpfend und mit hoher Genauigkeit zu sammeln, zu sortieren, zu hierarchisieren und zu katalogisieren, um sie dadurch nicht nur zu sichern, sondern für weiterführende Analysen wie etwa Korpusanalysen erst zugänglich zu machen.²⁵⁴ Diese freilich nur skizzierten Bedingtheiten der Arbeitsprozesse im Umkreis der Klassischen Philologien sind demnach geradezu prädestiniert dafür, von einem Computer unterstützt zu werden, denn zumindest in den Parametern Genauigkeit, Einheitlichkeit, zeitlicher Aufwand und Umfang trägt eine maschinelle Umsetzung für diese Vorhaben zweifelsohne ein hoffnungsvolles Versprechen in sich.

253 Keine Berührungsgängste mit den Naturwissenschaften zeigt auch der Editor der hieronymianischen Briefausgabe selbst: Hilberg widmet seine Antrittsrede als Rektor der Franz-Josephs-Universität in Czernowitz im Jahr 1897 gerade dieser Beziehung von Philologie und Naturwissenschaft. Hilbergs Antrittsrede ist ein Ausweis davon, dass die Klassische Philologie im ausgehenden 19. Jahrhundert mit ihrer Marginalisierung durch die Naturwissenschaften, die – so Hilberg – ihrerseits eine „gegenwärtige herrliche Blüthe, welche die Bewunderung der ganzen gebildeten Menschheit erregt“, erlebte, zu kämpfen hatte. Hilberg nun nimmt diese Herausforderung in seiner Rede in der Art an, dass er versucht, den Gegenstandsbereich der Philologie mit dem der Naturwissenschaften engzuführen. So argumentiert er, dass die Sprache des Menschen, da er ja ein Geschöpf der Natur sei, notwendigerweise naturgegeben sei. Die Erforschung dieser Sprache sei somit eine Wissenschaft der Natur. Hilberg ist sich hierbei des Unterschiedes der gesprochenen Sprache, als dem Forschungsgegenstand der Sprachwissenschaft, und der Schriftsprache, die im Mittelpunkt philologischen Interesses steht, durchaus bewusst. Daher deklariert er die gesprochene Sprache kurzerhand zu einer Vorstufe, die durch „Mumifizierung“ zur Schriftsprache werde. So ebnet er einen Übergang von der naturwissenschaftlich geprägten Sprachwissenschaft hin zur Philologie als eine Wissenschaft der Gesetzmäßigkeiten in verschriftlichter Sprache. Ihre durch die ‚Mumifizierung‘ resultierende Zeitgebundenheit wird dabei Ausdruck der naturbedingten Verfügbarkeit der Sprachmittel eines Autors. Hilberg argumentiert hiermit ganz explizit wider eine damals existierende scharfe Grenzlinie der naturwissenschaftlichen und geisteswissenschaftlichen Disziplinen und konstatiert schließlich, die Philologie als die Wissenschaft aller „Lebensäußerungen des griechischen und römischen Geistes“ sei schließlich als eine „Gesamtgeisteswissenschaft (sic!) nur eine Abzweigung der Gesamtnaturwissenschaft“, vgl. Hilberg (1898) 13, 20, 19–24 und 26. Freilich mögen auch schon damals hinter diesem Harmonisierungsmanöver neben der Sorge um die Marginalisierung des eigenen Faches auch ökonomische Motive der Konkurrenz um knappe Forschungsmittel gestanden haben.

254 Diese ganz elementaren Arbeitsschritte und Operationen zählen zu den „scholarly primitives“ aller (geisteswissenschaftlichen) Forschung und finden freilich neben den (Klassischen) Philologien disziplinübergreifend Anwendung, vgl. Unsworth (2000).

4.2 Anwendungsfelder digitaler Verfahren

Im Bereich der Literaturwissenschaft zeichnen sich im Wesentlichen zwei konsequente Anwendungsfelder digitaler Methoden ab: Einerseits können mit digitalen Methoden die Texte in digital-elektronischer Form aufbereitet und verfügbar gemacht werden, andererseits können mittels computerbasierter Verfahren diese Texte analysiert und interpretiert werden. Für diese beiden Anwendungsbereiche werden im Folgenden einige ausgewählte Werkzeuge näher beschrieben und diskutiert.²⁵⁵ Hierbei liegt der Fokus auf der lateinischen Literaturwissenschaft. Dieses Panorama bildet die Hintergrundfolie sowohl für die sich anschließende Vorschau der vorliegend verwendeten Verfahren, Werkzeuge oder Projekte als auch für die konkrete Umsetzung in der gesamten Untersuchung selbst.

4.2.1 Digitale Aufbereitung von Texten

Ein wesentlicher Unterschied von gedruckten und digitalisierten Texteditionen liegt darin, dass digitalisierte Textausgaben nicht notgedrungen die Erscheinung und Struktur ihrer gedruckten Gegenstücke abbilden müssen, sondern unabhängig von den linearen Restriktionen des Printmediums dynamischer aufgebaut sein können.²⁵⁶ Digitale Textausgaben, die nicht auf gedruckten Vorgängerversionen fußen, werden *born digital* genannt.²⁵⁷ Grundsätzlich können digital(isiert)e Textkollektionen in zwei Gruppen unterteilt werden: *open source* und lizenzierte Korpora.²⁵⁸ Die für die antikebezogene Literaturwissenschaft zentralsten Korpora werden im Folgenden vorgestellt und ihre jeweiligen Problemlagen kritisch diskutiert.

255 Die folgenden Ausführungen basieren zwar grundsätzlich auf einer früheren Darstellung digitaler Textanalysemöglichkeiten in der antikebezogenen Literaturwissenschaft in Revellio (2015), stellen jedoch eine wesentliche Erweiterung und Umarbeitung derselben dar.

256 Ein Beispiel, das diese Dynamik gut abbildet, ist das *Perseids* Projekt. Es widmet sich der vollständigen Rezeption und dabei adäquaten Präsentation fragmentarisch überlieferter Werke. *Perseids* ist eine kollaborative Editions Umgebung, die es ermöglicht, diejenigen Fragmente verlorener Werke, die über Zitate in anderen Werken sekundär überliefert sind, als eigenständige Entitäten in eine Fragmentsammlung aufzunehmen. Dabei werden diese Zitate nicht aus ihrem ursprünglichen Kontext, in dem sie überliefert wurden, gänzlich herausgelöst und damit möglicherweise entstellt, vgl. <http://sites.tufts.edu/perseids/>, für eine Beschreibung des Projektes vgl. Almas und Berti (2013).

257 Vgl. für ein solches Projekt die *Library of Digital Latin Texts*, <http://digitallatin.org/library-digital-latin-texts>.

258 Es existieren auf unterschiedlichen Websites und Datenbanken viele kleine, auf ein einzelnes Werk sowie größere, auf ein bestimmtes Korpus ausgerichtete Digitalisierungsprojekte lateinischer Texte. Für eine umfassende Darstellung auch kleiner Projekte aus dem Bereich der altertumswissenschaftlichen Forschung vgl. Bagnall und Heath (2018) 176–183.

4.2.1.1 *Open source-Korpora*

Zur ersten Gruppe der *open source* Korpora lateinischer Literaturwissenschaft gehört etwa die epochenübergreifende *Latin Library*, die gescannte oder andernorts online gestellte Texte zentraler lateinischer Autoren (weitgehend ungeprüft) präsentiert, sowie die online Version des *Packhard Humanities Institute (PHI)*, dessen Texte demgegenüber professionell digitalisiert wurden und mit Angabe der originalen Print-Version sowie deren kanonisiertem Referenzsystem für Textstellen aufgeführt werden.²⁵⁹ Ausschließlich poetische lateinische Literatur ist im Projekt *Musisque Deoque* enthalten. Diese Textkollektion hebt sich insofern von den anderen Korpora ab, da sie (bisher als einziges Projekt) nicht nur den Text einer Referenzausgabe vorhält, sondern auch Varianten des kritischen Apparates anbietet.²⁶⁰

Die umfassendste und von der Textpräsentation am einfachsten in den eigenen Programmcode einzubindende Textgrundlage bietet das Korpus der *Perseus Digital Library (PDL)*. Die Texte der *PDL* liegen in einem flexiblen Datenaustauschformat vor und sind mit Zusatzinformationen etwa der Morphologie oder mit (englischen) Übersetzungen ausgestattet.²⁶¹ Die *PDL* ist wiederum Teil des *Open Greek and Latin Project*, dessen Ziel es ist, jedes Werk, das bis in die moderne Zeit hinein in lateinischer oder altgriechischer Sprache verfasst wurde, digital zu erfassen. Ferner sollen auch sämtliche Texteditionen ein und desselben Werkes in das Korpus inkorporiert werden, sodass mit dem Projekt sozusagen die wissenschaftliche Entwicklung und Geschichte der Disziplinen dokumentiert wird.²⁶² Da alle aufgelisteten *open source* Korpora frei zugänglich sind, sind sie gemäß den in den Ländern jeweils geltenden Urheberrechten zwingend allesamt gemeinfreien Editionen entnommen.

4.2.1.2 *Lizenzierte Korpora*

Zur Gruppe der lizenzierten Textkorpora zählt die *Library of Latin Text Series (LLT-A)*, die nach eigenem Bekunden alle lateinische Literatur bis in die Moderne führt und einen Schwerpunkt auch auf christliche Texte setzt. Obwohl in der *LLT-A* die Informationen der kritischen Apparate fehlen, entsprechen die Texte dennoch den Printversionen und sind daher sehr zuverlässig.²⁶³ Dies trifft auch auf die digitalen Ausgaben der fachlich einschlägigen Reihen *Bibliotheca Teubneriana Latina (BTL)*,

²⁵⁹ <http://www.thelatinlibrary.com/> und <http://latin.packhum.org/>, das PHI-Korpus stellt eine Kombination von *open source* und lizenziertem Korpus dar, denn der Zugriff auf den Text und die Analysemöglichkeiten ist zwar unlizenziiert, doch können die Texte weder heruntergeladen noch die Analysemöglichkeiten personalisiert werden.

²⁶⁰ <http://www.mqdq.it>, vgl. auch Manca et al. (2011) insb. 131–137.

²⁶¹ <http://www.perseus.tufts.edu/hopper/collections>, vgl. Smith et al. (2000) sowie Almas und Beaulieu (2016), bei dem Datenformat handelt es sich um TEI-XML, vgl. zu diesem Datenformat ausführlicher Kap. 4.2.1.4.

²⁶² <http://www.dh.uni-leipzig.de/wo/projects/open-greek-and-latin-project/>.

²⁶³ <http://clt.brepolis.net/llta/pages/Toc.aspx>.

Patrologia Latina (PL) und *Loeb Classical Library* (LCL) zu. Dennoch muss etwas einschränkend angemerkt werden, dass etwa im Falle der *BTL online* die detaillierten Stellenangaben der Print-Version fehlen und daher auch bei diesen digitalen Texten die Qualität einer (idealen) Printausgabe nicht vollständig gegeben ist.²⁶⁴

4.2.1.3 Problemlagen der Textdigitalisierung

Anhand der Arbeit mit digitalen Texten können maßgeblich zwei Problemfelder ausgemacht werden: Diese beziehen sich zum einen auf ihre textuelle Zuverlässigkeit sowie zum anderen auf die Möglichkeit, die Texte oder Korpora in das eigene Forschungsvorhaben einzubinden. Das Problem der Zuverlässigkeit des Textes trifft insbesondere auf *open source* Korpora zu, wohingegen bei lizenzierten Korpora meist die Kompatibilität des Formates und Nutzungsrechte einschränkend wirken.

Insbesondere unzureichend oder überhaupt nicht kuratierte *open source* Korpora starren teilweise vor Schreibfehlern innerhalb von Wörtern, teilweise fehlen ganze Sätze oder in der Dichtung ganze Verse beziehungsweise es sind diese vertauscht. Dies ist teilweise bei den Texten der *Latin Library* zu beobachten. Abgesehen davon, dass bei Texten der *Latin Library* nicht immer angegeben ist, welcher (Print-)Vorlage die jeweilige Textversion entstammt, fehlen häufig auch genaue Stellenauszeichnungen. Daher ist ein sinnvolles Arbeiten mit solchen Textkollektionen nur schwerlich möglich. Denn grundsätzlich sollte freilich auch eine computerbasierte Untersuchung den philologischen Standards genügen.

Gemäß dem computerwissenschaftlichen Grundsatz *garbage-in-garbage-out* sollte in computerbasierten Untersuchungen eine digitale Textgrundlage verwendet werden, die den Standards des Forschungsfeldes entspricht. Das heißt, der Text sollte einer qualitativ hochwertigen Quelle entnommen sein, was meist der Standard-(Print-)Ausgabe eines Textes entspricht.²⁶⁵ Bei diesen Standard-(Print-)Ausgaben

²⁶⁴ Zur Textqualität der PL vgl. Kap. 4.2.1.4 Anm. 280 und die Hinweise zur Textqualität der hieronymianischen Briefe in Kap. 4.3.

²⁶⁵ Doch selbst unter diesen Umständen ist nicht restlos sichergestellt, dass die digitale Textanalyse Ergebnisse erzeugt, die den mittels nicht-computergestützter Herangehensweisen vereinbarten Standards vollumfänglich entsprechen, solange die computergestützte Forschungsumgebung den stellenweise oszillierenden Charakter antiker Texte nicht beachtet. Fatal ist beispielsweise, wenn die der Digitalisierung zugrunde liegende Textausgabe einer bestimmten Handschriftentradition den Vorzug gegeben hat. Ein Beispiel ist folgende Text-Text Berührung zwischen Hieronymus' Briefen und Vergils *Aeneis*: *hinc deserta siti regio lateque furentes/ Barcaei* (Verg. *Aen.* 4,42f). Dieser Aeneisvers ist in Hieronymus' Briefen 126,2,2 und 129,4,3 eingewoben und wird auch mittels der computerbasierten Analyse detektiert. Doch da die der Digitalisierung zugrunde gelegte Vergil Ausgabe *furentes* statt *vagantes* liest und Hieronymus in beiden Briefen *vagantes* gesetzt hat, betrifft die computergestützt ermittelte Übereinstimmung nur die beiden Wörter *lateque* und *Barcae* (oben fett hervorgehoben). Bei der Anwendung des HTRG-Filters fallen, da die Regel eine Nomen-Adjektiv Verbindung nicht beinhaltet (vgl. Kap. 6), diese beiden Funde für *epp.* 126 und 129 dann aus der potentiellen Ergebnismenge heraus. Wie an diesem Beispiel ersichtlich wird, berührt die computergestützte Textanalyse

handelt es sich häufig um die aktuellsten Textausgaben. Gerade an dieser Stelle gelangen *open source* Textkorpora relativ systematisch mit dem Urheberrecht in Konflikt, da es sich in ihrem Fall notgedrungen häufig um ältere Textausgaben handelt, wie beispielsweise auch bei den Texten der *PDL*. Daher kann durch die Verwendung dieser gemeinfreien Texte (meist) nicht unmittelbar an den je aktuellen Wissensstand angeschlossen werden.

Gemäß einem kritischen Qualitätsargument kann dies dann zu verzerrten Ergebnissen führen. Denn in stark flektierenden Sprachen wie dem Lateinischen können in der Tat schon einzelne Buchstabenänderungen die Analysen verzerren, wie etwa durch kleinste Textabweichungen Zuordnungen übereinstimmender Textstellen verhindert oder andersherum (fälschlicherweise) überhaupt erst ermöglicht werden. Doch die in diesen Fällen eigentlich nötige Durchsicht und aktualisierende Korrektur der *open source* Texte älterer Editionen beziehungsweise die nicht-automatische manuelle Digitalisierung neuerer Editionen für den privaten Gebrauch ist zeitlich kaum im Rahmen einzelner Forschungsvorhaben durchführbar, zumal in Fällen, in denen für eine Fragestellung nicht nur ein einzelnes Werk, sondern gleich mehrere Werke oder ganze *Œuvres* eines Autors digitalisiert vorliegen müssen.²⁶⁶

stellenweise wiederum den Bereich der Textkritik, denn die Oxford-Ausgabe der *Aeneis* liest an dieser Stelle wie die in das *Tesserae*-Korpus eingespeiste Textversion *furentes*, verweist in ihrem kritischen Apparat jedoch auf zwei Handschriften des 9. Jahrhunderts, mit denen sich eben jenes von Hieronymus verwendete *vagante(i)s* lesen ließe. Bemerkenswerterweise wird ebendort als weitere Quelle neben den beiden genannten Handschriften für diese alternative Lesart auf Hieronymus verwiesen. Die beiden vorliegend diskutierten Briefe 126 und 129 erscheinen dort jedoch (abgesehen von der unspezifischen Angabe *alibi*) nicht als Quellenangabe, vielmehr wird auf Hieronymus' Kommentar in *Esaiam* 5,21,13 sowie auf Isidors von Sevilla (c. 560–636) *Etymologiae* verwiesen (die fragliche Vergilstelle wird in den angegebenen Texten dieser beiden Autoren stets mit Verweis auf einen *poeta* im Zusammenhang von Aitiologien zitiert, jedoch zweier unterschiedlicher – einmal der der Ismaeliten bzw. arabischstämmigen Sarazenen (Hier. in Is. 5,21,13), dann der der hispanischen Völkerschaft der *Vaccae*, weswegen ebenda die Formulierung auch *Lateque uagantes Uaccae* lautet (Isid. *orig.* 9,2,107).

266 Vgl. hierfür beispielsweise den beschriebenen Aufwand der vorliegend durchgeführten Digitalisierung der Hieronymusbrieve des *CSEL* 54–56 in Kap. 5. Zudem entstehen durch viele Einzelinitiativen der Digitalisierung unnötige Redundanzen, die Ressourcen für die eigentliche Forschung absorbieren. Möglicherweise ist das Paradigma einer möglichst perfekten digitalen Textversion ferner für die Entwicklung und das Ausloten computergestützter Methoden der Textanalyse sogar hinderlich. Denn ist der hinsichtlich der benötigten Zeit als auch (ökonomischen und personellen) Ressourcen enorm aufwendige Korrekturprozess der digitalen Textversionen erst einmal abgeschlossen und der Text adäquat vorbereitet, fängt das eigentliche Experimentieren und Analysieren mit der neuen Methode ja erst an, deren Ausgang notgedrungen ungewiss ist. Ob sich eine penible Textvorbereitung in dieser Hinsicht also lohnt oder ob nicht erst das Potential der neuen Methode ausgelotet werden sollte, um dann mit der Aussicht auf Erfolg die Texte nochmals zu redigieren, kann daher durchaus kritisch diskutiert werden. Neuere Untersuchungen wie etwa von Eder (2013) zeigen ferner auch auf, dass – freilich je nach digitalem Ansatz – die Textqualität bei computergestützten Analysen selbst nicht immer zentral ist, da computerbasierte Analysen im Gegensatz zu hermeneutischen

Das Problem der Textqualität kann durch die Nutzung lizenzierter Texte leicht gelöst werden, da diese lizenzierten Korpora professionell kuratierte digitale Versionen ihrer im Print geführten Texteditionen und damit aktueller Textausgaben anbieten, die also teils noch unter Urheberrechtsschutz stehen. Doch ergibt sich bei diesen lizenzierten Korpora wiederum das Problem, dass die Nutzung dieser Texte auf die Funktionalität der Benutzeroberfläche und das verlagsseitig zugestandene Nutzungsrecht beschränkt ist. Dies trifft auf alle oben genannten Angebote lizenzierter Korpora zu. So wird etwa meist keine Schnittstellenfunktion angeboten und insbesondere das Weiterverwenden größerer zusammenhängender Textpassagen wie auch die Gesamtheit eines Werkes ausdrücklich untersagt.²⁶⁷ Damit beschränkt sich die Verwendungsmöglichkeit dieser lizenzierten Korpora auf die von Verlagsseiten zur Verfügung gestellten Analysewerkzeuge. Erschwerend kommt hinzu, dass dabei keine Einblicke in die Funktionsweise dieser Werkzeuge gewährt werden, geschweige denn Anpassungen an eigene Bedürfnisse möglich sind. Ein Einbinden dieser lizenzierten Korpora in das eigene Forschungsdesign ist daher meist ebenfalls nicht möglich.²⁶⁸

4.2.1.4 Lösungsansätze

Doch wie können diese beiden Problemfelder digitaler Texte adressiert werden? Möglicherweise stellt das erstgenannte Problemfeld der Textqualität, da es nicht ausschließlich auf digitale Texte zutrifft, ein gemeinsames Problem dar, dem daher mit den herkömmlichen Strategien des Arbeitsfeldes begegnet werden kann.

Jede moderne gedruckte Textedition basiert zum einen auf der Auswahlentscheidung eines einzelnen Herausgebers und zum anderen auf den neuesten Forschungsergebnissen bezüglich der Textüberlieferungsgeschichte und -gestalt. Aus diesem Grund haben gedruckte Editionen notgedrungen stets einen Status als „zeitgebundene Aufführungen und als qualifizierter Lesevorschlag“.²⁶⁹ Gerade aus diesem Grund böte wohl auch die jeweils neueste kritische Textedition in perfekter Digitalisierung keine Lösung des genannten Problems. Ferner können diese gedruckten Editionen streng genommen den Anspruch auf einen ‚wahren‘ Text ebenfalls nicht

Leseansätzen ihr Hauptaugenmerk nicht auf Einzelstellen, sondern viel eher auf allgemeine Strukturen und generelle Tendenzen von Texten legen.

267 So ist etwa durch die Nutzungsbedingungen der online Version der *LLT-A* das automatisierte Abfragen, das Verwenden der Inhalte zum Aufbau systematischer Sammlungen oder lokaler Abfragesysteme sowie das dauerhafte Speichern umfangreicherer Textpassagen durch die AGBs nicht gestattet.

268 Vgl. für diesen Kritikpunkt auch Barker und Terras (2016) 6–7, die dies in Bezug auf den *TLG* herausarbeiten und explizit darauf verweisen, dass hiermit eine immense Verschiebung in der wissenschaftlichen Arbeitskultur einhergeht.

269 Sahle (2010) 236.

einlösen²⁷⁰ – wobei gerade die Idee eines ‚wahren, originalen‘ Textes nicht auch zuletzt vor der antiken Vervielfältigungspraxis selbst problematisch erscheint.²⁷¹

Grundsätzlich ist daher festzuhalten, dass jeglicher Wechsel des Trägermediums ein gewisses Potential für textuelle Veränderung, Informationsverlust oder auch das Einschleichen von Fehlern bereithält.²⁷² Ein Wechsel der Medienart, sei es von einer Handschrift in einen Druck oder von diesem bzw. direkt von der Handschrift in eine digitale Version, stellt demgegenüber jedoch einen noch größeren Einschnitt dar. Hierbei kann das Maß der Überführung in ein neues Medium als Skala verstanden werden, bei der auf der einen Seite lediglich die reine Informationsübernahme („content“²⁷³) und auf der entgegengesetzten die komplette Spiegelung des alten Mediums mit all seinen medienspezifischen Bedingtheiten steht.²⁷⁴ Aus dieser Varianz an

270 In gewisser Weise schreiben heutige Editoren selbst die Textgeschichte weiter, zudem muss die neueste Textedition nicht notgedrungen die ‚beste‘ sein. Die eingangs erwähnte Kritik kann also in ihren verschiedenen Facetten nicht nur für sämtliche digital verortete Arbeitsvorhaben unabhängig von der verwendeten Textgrundlage vorgebracht werden, sondern gleichermaßen auch für all diejenigen nicht-digitalen Forschungsvorhaben, die lediglich auf der Grundlage einer (i. e. nur der neuesten) Textedition argumentieren.

271 Zwei Beispiele sollen schlaglichtartig diesen Punkt erläutern: Zum einen berichtet beispielsweise Gellius in seinen *Noctes Atticae* von einem textkritischen Diskurs in einem Kommentar zu Vergils *Georgica*, vgl. Mülke (2008) 39–40. Diesen Kommentar hatte der *grammaticus* Hygin verfasst, der selbst in augusteischer Zeit wirkte, vgl. Schmidt und Schneider (2006). Bemerkenswert ist also, dass Hygin derart zeitnah zum Tod Vergils zu dieser textkritischen Erläuterung bewogen wurde. Dies deutet entweder darauf hin, dass der Autograph der *Georgica* bereits unmittelbar nach dem Tod Vergils verändert worden war oder dass dies zumindest von Hygin behauptet werden konnte, vgl. ausführlicher zu dieser Problematik Mülke (2008) 39–40. Als Zweites sei auf die sehr rege und reichsweite Kopier- und Austauschpraxis in spätantiker Zeit gerade am Beispiel des Hieronymus und seinen gezielten Anfragen nach Abschriften einzelner Werke hingewiesen (vgl. hierzu die obigen Ausführungen zum Aufbau seiner Handbibliothek in Anm. 35).

272 Gerade dies veranlasst die philologische Disziplin zu ihrer textkritischen Vorgehensweise, vgl. zu den verschiedenen methodischen Möglichkeiten diese Unsicherheiten zu adressieren Kap. 4.1.

273 Vgl. für diesen Begriff Jochum (2017) 10.

274 Werden diese medienspezifischen Bedingtheiten als Metadaten einer digitalen Version hinzugefügt und der Text an sich noch mit zusätzlichen Informationen wie lexikalischen, grammatischen und kontextuellen Merkmalen oder materiellen Informationen, die auf den Überlieferungs-, Entstehungs- und Benutzungskontext verweisen, bereichert, entstehen dynamisierte, in einem mehrdimensionalen Raum verankerte Texte, die die Repräsentationsmöglichkeiten einer Printversion deutlich übersteigen. Denn es ist zu bedenken, dass gedruckte Versionen eigentlich nur nachhaltig im dauerhaften Bewahren des *status quo* der materiellen Publikation an sich sind, nicht jedoch hinsichtlich ihres Inhaltes, der notgedrungen auf einer bestimmten Stufe des Erkenntnisprozesses abgebrochen und eben nicht mehr aktualisierbar ist, Sahle (2010) 239–240. Freilich – und das sei mit allem nötigen Nachdruck festgehalten – ist bei einer durchaus feststellbaren Digitalisierungseuphorie insbesondere die Nachhaltigkeit stets mit zu bedenken. Denn angesichts eines noch heute lesbaren Pergamentcodex aus Ziegenhaut, der gut 1100 Jahre überdauert hat, erscheint die Haltbarkeit eines optischen Speichermediums wie der CD-ROM oder der DVD vergleichsweise marginal und eine online Veröffentlichung auf Homepages oder in speziellen Repositorien aufgrund der Instabilität ihrer Verweis-

transportiertem Inhalt wird ersichtlich, dass in gewisser Weise jede Textversion, ob in Form einer Handschrift, einer Inkunabel oder einer aufbereiteten elektronischen Version, stets ein Surrogat des wie auch immer gearteten Vorgängertextes darstellt.²⁷⁵

Da also das Kriterium der Textqualität auf ein medienunabhängiges Problem verweist, scheint die traditionelle feldeigene Lösung für den Umgang mit dieser Problematik – das heißt punktuelles Gegenlesen der relevanten Textstellen gegen mehrere Editionen und entsprechendes Kontextualisieren –, wenn es der Umfang des Projektes zulässt, immer noch die geeignetste und nahe liegende Lösung.²⁷⁶ Im Gegensatz zu lizenzierten digitalen Textkorpora ist im Bereich der *open source* Korpora hierbei die Tendenz erkennbar, mit dem Hinzufügen kritischer Apparate (*Musisque Deoque*) oder der Aufnahme sämtlicher erstellter Texteditionen (*Open Greek and Latin Project*) auch eine adäquate digitale Arbeitsumgebung für ebendieses Kontextualisieren der Texte bereitzustellen.

Das zweite genannte Problemfeld der Einbindung digitaler Texte in das eigene Forschungsvorhaben verlangt demgegenüber nach einer technisch aufwendigeren Lösungsstrategie. Denn auch wenn das Einbinden der Texte oder Korpora bei *open source* Texten bereits problemlos möglich ist und bei lizenzierten Angeboten mit der Auflösung der Nutzungseinschränkungen erreichbar wäre, ist unabhängig von dieser Urheberrechtsfrage ihre Einbindung häufig auch nur dann technisch sinnvoll umsetzbar, wenn die digitalen Texte in strukturierter Form vorliegen. Unter dem Begriff der Strukturiertheit ist an dieser Stelle die Präsentationsform der Texte oder das Format gemeint: Unstrukturierte Texte liegen beispielsweise gleich eines einfachen Textdokuments etwa in *plain text* vor oder müssen gar von der Homepage direkt kopiert werden. Strukturierte Texte hingegen sind in spezialisierten Datenformaten organisiert. Gerade diese ermöglichen einen einfachen und von Computerprogrammen oder -systemen unabhängigen Austausch des Inhalts und gewährleisten damit die optimale Voraussetzung für die Integration in den eigenen Analyseablauf.

Genau ein solches Datenformat basiert auf der generellen Auszeichnungssprache XML (= *e*xtensible *M*arkup *L*anguage). XML ist eine für Menschen lesbare und gleichzeitig für Maschinen verarbeitbare Markup-Sprache. Mit dieser Auszeichnungssprache können Daten und deren Struktur beschrieben werden. Übertragen auf literarische Werke wie eine Briefsammlung entspricht das beispielsweise den einzelnen Brieftexten und den zugehörigen Briefparagrafen und den Abschnitten, aber auch

strukturen riskant. Daher spielen Forschungsinstitutionen mit ihrer Infrastruktur, zu der ganz bestimmt Bibliotheken und auch spezialisierte universitäre Forschungsinstitute zählen, eine große Rolle dabei, die Wahrscheinlichkeit für eine nachhaltige, langwährende und stabile Umgebung für die Präservierung des in welcher medialen Form auch immer gebundenen kulturellen Erbes zu erhöhen und damit die weitere Forschung zu gewährleisten.

²⁷⁵ Vgl. für den Begriff des Surrogats Weitin (2015) 10–11, der auf Mueller aufbaut.

²⁷⁶ Freilich bietet die digitale Textanalyse die Möglichkeiten, einen gewissen Ungenauigkeitsfaktor mit einzubeziehen, der Spezialfälle der oszillierenden Textgestalt durchaus berücksichtigen kann.

dem kritischen Apparat.²⁷⁷ Ferner können mit diesen sogenannten *mark-up tags* auch zusätzliche Informationen angegeben werden, beispielsweise im Falle von Literaturwerken die genaue (Print)Vorlage, ihr Publikationsjahr, die herausgebenden Autoren, das Vorwort der Herausgeber oder das Genre des Textes.²⁷⁸

Im Bereich der Textwissenschaften wurde für diese Auszeichnungen ein spezieller Standard entwickelt, der innerhalb des Rahmens von XML dezidierte Bezeichnungsschemata für Texte festlegt. Diese TEI-Standards, benannt nach der ‚Text Encoding Initiative‘, die diese Standards in Form von Guidelines herausgibt, umfassen nicht nur editionstechnische Auszeichnungselemente, sondern auch sozialwissenschaftliche und linguistische Markierungsmöglichkeiten, mit denen etwa das Geschlecht des Autors oder die Wortarten innerhalb eines Textes ausgewiesen werden können.²⁷⁹

Um den spezifischen Bedürfnissen antiker Texte präserviert in Papyri, Manuskripten und Inschriften gerecht zu werden, wurde für diese (nochmals) eine differenzierte Empfehlung zur Auszeichnung entwickelt. Denn obwohl die TEI-Guidelines bereits viele Möglichkeiten für textkritische Auszeichnungen inkorporiert haben, bleiben in diesem Auszeichnungsrahmen dennoch die für antike Texte feldtypischen Phänomene wie fragmentarische Überlieferung durch Beschädigung des Überlieferungsträgers, Abkürzungen, Rasuren, interlineare Kommentare, Unsicherheiten in der Lesung und Veränderungen durch weitere Editoren unbedacht.

Im Bereich des Printmediums hat sich für solche Fälle in der Epigraphik das Leidener Klammersystem als generelle Auszeichnungskonvention etabliert. Auch die Hilberg'sche Hieronymusausgabe macht von diesem Gebrauch, denn beispielsweise fügt Hilberg in *ep.* 130,7,12 zu Beginn des Satzes gleichsam zur Harmonisierung mit dem an dieser Stelle zitierten Prätext Vergils (*Aen.* 3,435–436) ein *unum* ein, das er gemäß dem Leidener Klammersystem auch als Emendation auszeichnet: *<unum> illud tibi, nata deo, proque omnibus unum (...)*.²⁸⁰ Doch dieses Auszeichnungssystem

277 Auf diese Weise entsteht dann ein digitales Duplikat der Printversion. XML codiert demnach semantische Informationen des Textes und seines Inhalts, im Unterschied etwa zu HTML, das die Gestaltung und Repräsentation von Informationen auf Internetseiten ermöglicht.

278 Diese additiven Informationen werden auch „higher-level information“ genannt, Piotrowski (2012) 60.

279 Die *Text Encoding Initiative* (TEI) entwickelt internationale XML-Standards für die digitale Codierung von Texten, vgl. den Reiter ‚Guidelines‘ unter <https://www.tei-c.org/> für die je aktuelle Version, sowie Piotrowski (2012) 60–67.

280 Über diese Emendationsentscheidung kann man freilich streiten, vgl. so auch zurückweisend Hagendahl (1958) 257 Anm. 1: „I observe in passing that in my opinion there is no reason for inserting *<unum>* before *illud*, as Hilberg does in order to make the quotation agree with the original text.“ (Hervorhebungen im Original). Die Budé-Ausgabe kennzeichnet die Einfügung des Demonstrativpronomens im Unterschied zur CSEL-Ausgabe mit runden Klammern: (*unum*) *illud tibi* (...). Die Textversion in der *Patrologia Latina Database* wiederum fügt an dieser Textstelle ebenfalls ein *unum* hinzu, jedoch ohne explizite Kenntlichmachung: *unum illud tibi nata deo praeque omnibus unum*“. Des

kann nur schwer direkt in digitale Formate wie XML übertragen werden, da der basale Bestandteil jeden XML Formats, nämlich spitze Klammern < >, im Leidener Klammersystem zur spezifischen Auszeichnung von durch den Editor korrigierten Fehlern des Originals beziehungsweise der Abschrift dienen.

Um nun eine Doppelbelegung dieser spitzen Klammerzeichen in digitalen TEI-XML Textversion zu vermeiden – für einen Algorithmus ist die Unterscheidung zwischen einer funktionalen Spitzenklammer im Rahmen von XML und einer deskriptiven Spitzenklammer im Rahmen des Leidener Klammersystems zwar programmier-technisch möglich, doch unnötig verkomplizierend – wurde daher die Grundidee und Struktur des Leidener Systems in die EpiDoc-Guidelines überführt.²⁸¹ Die EpiDoc-Auszeichnung sind wiederum mit den TEI-Guidelines konform und damit in jedes XML integrierbar. Beispielsweise können Abkürzungen, die im Leidener Klammersystem mit < > aufgelöst werden, in EpiDoc-TEI-XML durch den *tag* <expand> </expand> nun eindeutig markiert werden.

Texte, die in TEI-XML oder EpiDoc-TEI-XML vorliegen, sind in den eigenen Untersuchungsablauf grundsätzlich gut integrierbar, da sie leicht nach den eigenen Bedürfnissen gestaltet werden können. Damit entsprechen Texte in TEI-XML bereits wesentlichen Kriterien des Konzeptes von ‚FAIR Data‘.²⁸² Das Akronym FAIR steht für Findable, Accessible, Interoperable und Reusable. Damit sind genau die Prinzipien genannt, die die Wiederverwendung von wissenschaftlichen Daten ganz allgemein sicherstellen sollen: Mit *Findable* ist gemeint, dass die Daten universell und beständig aufzufinden und eindeutig zitierbar sein müssen. Dies wird meist mit einer *Digital Object Identifier* (DOI) sichergestellt. *Accessible* bedeutet, dass der Datensatz frei zugänglich (*open source*) und die Auszeichnung der Metainformationen (*mark-ups*) standardisiert und damit ebenso leicht zugänglich ist. Das Prinzip *Interoperable* soll sicherstellen, dass der Datenaustausch zwischen unterschiedlichen Formaten möglich ist. Gerade hierfür eignen sich formale und standardisierte Sprachen der Wissensrepräsentation wie XML ganz besonders. *Reusable* als das letzte Prinzip soll sicherstellen, dass die Genese des Datensatzes klar und standardisiert dokumentiert ist und er samt möglichst detaillierter Metainformationen veröffentlicht ist.

Liegen digitale oder digitalisierte Textversionen eines literarischen Werkes in (EpiDoc)TEI-XML vor und sind diese zudem noch *open source* und eindeutig zitierbar, so erfüllen sie also nicht nur die oben aufgestellte Forderung, in das eigene Forschungsvorhaben einwandfrei integrierbar zu sein, sondern entsprechen ferner auch den FAIR Data Standards der *Digital Humanities*.

Weiteren liest sie auch *praeque* statt des vergilischen *proque*, eine Variante, die neben *preque* im kritischen Apparat von Hilberg vermerkt ist.

281 Das EpiDoc-Schema spezifiziert eine Untergruppe der TEI-*mark-ups* zur Codierung historischer Texte und Quellen, für das je aktuelle EpiDoc-Schema und aktuelle Guidelines vgl. <http://sourceforge.net/p/epidoc/wiki/Home/>.

282 Vgl. zu diesem Konzept ausführlicher Wilkinson et al. (2016), vgl. insb. 4–5.

4.2.2 Digitale Analyseverfahren

Das Vorliegen des Textes in elektronischer Form ist grundlegende Voraussetzung für die Anwendung digitaler Analyseverfahren. Für dieses zweite Anwendungsfeld digitaler Methoden steht eine Bandbreite computergestützter Analysemöglichkeiten zur Verfügung, die sich in folgende drei Analysefelder unterteilen lässt: Einzelwortsuche sowie deren Ausweitung auf die unmittelbare Umgebung, morpho-syntaktische und metrische Analysen sowie als Drittes *Text Mining*-Techniken. Unter letztgenannte *Text Mining*-Techniken kann die vorliegend praktizierte Analyse von Zitaten gerechnet werden. Gemäß dieser Ausdifferenzierung existieren einige Verfahren und Werkzeuge, die speziell auf das Lateinische ausgelegt sind, von denen die im Folgenden genannten lediglich eine Auswahl darstellen.²⁸³

4.2.2.1 Einzelwortsuche und *keyword in context*

Mithilfe digitaler Korpora können auf der Wortebene einfache Frequenzabfragen erstellt werden. Um beispielsweise herauszufinden, wann ein lateinisches Wort das erste Mal in einem bestimmten Kontext erschien, wird traditionell im *Thesaurus Linguae Latinae (ThLL)* nachgesehen. Dies ist das größte monolinguale Wörterbuch des Lateinischen, das die lateinische Sprache von ihren Anfängen bis 600 n. Chr. (bis Isidor von Sevilla) abdeckt. Seit den 1890er-Jahren wurden sämtliche erhaltene Texte verzettelt und sodann sortiert, um nicht so sehr Übersetzungsmöglichkeiten darzubieten, sondern vielmehr Bedeutungsentwicklungen eines Stichwortes aufzuzeigen. Noch sind nicht alle Bände fertiggestellt, doch ist neben der Printversion und der Version auf CD-ROM mittlerweile auch eine online Version verfügbar. In dieser kann innerhalb aller bisher fertiggestellten Artikel nach dem Auftreten verschiedener Wortformen gesucht werden. Die Ergebnisse können dann nach bestimmten Kategorien

²⁸³ Nach der frühen Adaption digitaler Methoden im Bereich der Altertumswissenschaft richtete sich die Aufmerksamkeit – unter anderem auch durch kommerzielle Interessen getrieben – vermehrt auf moderne Sprachen, insbesondere das Englische. Daher sind viele der tiefgreifenden Analysetechniken nur für diese Sprachen verfügbar. Der Forschungsansatz zur Idee eines standardisierten *Basic Language Resource Kit (BLARK)* hat sich zum Ziel gesetzt, genau diesen Rückstand für kleinere oder ältere Sprachen aufzuarbeiten, vgl. für das BLARK-Konzept Krauwer (2003) sowie die Ausführungen in Piotrowski (2012) 85–86. Nach diesem BLARK-Konzept sollen für gezielt jede kleinere Sprache spezielle Programme entwickelt werden, die auf die sprachspezifischen Eigenheiten eingehen, wie sie bei der Textvorbereitung oder bei morphologischen und syntaktischen Analysevorhaben entstehen (im Falle des Lateinischen beispielsweise metrische Analysewerkzeuge). Alle auf dieser grundlegenden sprachspezifischen Verarbeitung aufbauenden Analyseprogramme sollten dann sprachunabhängig konzipiert werden, sodass für alle Sprachen allgemein verbreitete Werkzeuge in gängigen Programmiersprachen zur Verfügung stehen.

auf Basis der Artikelstruktur gefiltert werden.²⁸⁴ Die Belegstellen, die den jeweiligen Artikel erstellen, fungieren als eine Art *keyword in context* (KWIC), das heißt, die Wörter in der unmittelbaren Umgebung des jeweiligen Stichwortes werden für jede Belegstelle mit angeführt.

Eine solche Konkordanzfunktion weist auch das Angebot von *PHI* auf.²⁸⁵ Innerhalb des Korpus des *PHI* kann im Gegensatz zum *ThLL* auch mit der Anwendung logischer Operatoren und Filter gesucht werden. Dies erlaubt es beispielsweise, Wortgrenzen als Suchmerkmal hinzuzufügen oder Distanzen zwischen relevanten Wörtern festzuschreiben. Zudem können in der Benutzeroberfläche von *PHI* für jeden Autor relative und absolute Häufigkeiten angezeigt werden. Ein Vorteil des Angebotes von *PHI* ist, dass jederzeit ein Wechsel in den fortlaufenden Text möglich ist.²⁸⁶ Für das lizenzierte *LLT-A* Korpus schließlich ist im Vergleich zum *ThLL* und *PHI* eine noch ausgefallenerere Suche nach Lemmata möglich. Zudem kann in der *LLT-A* Recherche die Zeitperiode eingeschränkt und mittels Operatoren und Wildcards eine komplexere Suchanfrage erstellt werden.

Die angeführten Beispiele der größten elektronischen Korpora und Wörterbücher sollen an dieser Stelle nur einen Eindruck der verfügbaren Analysemöglichkeiten auf Ebene der Wortsuche darstellen. Mit ihnen können nicht nur Forschungsfragen der Bedeutungsentwicklung, sondern auch Fragen der Semantik eruiert oder der autor- und genrespezifische Vokabelgebrauch untersucht werden.

4.2.2.2 Morpho-syntaktische und metrische Analysen

Um eine wie im Zusammenhang mit dem *LLT-A* Korpus bereits erwähnte Suche nach Lemmata zu ermöglichen, muss in einem vorgelagerten Schritt zunächst der Text morphologisch analysiert werden. Da die lateinische Sprache eine hochflektierende Sprache ist, müssen dabei sehr viele Flexionsregeln beachtet werden.²⁸⁷ Gelingt dies, können beispielsweise die (auch als *token* bezeichneten) Wortformen *vult* und *velis* beide dem (auch als *type* bezeichneten)²⁸⁸ Lemma *volo* zugeordnet werden. Meist

²⁸⁴ Für den Aufbau der jeweiligen Artikel sowie für das verwendete Textmaterial, vgl. Thesaurus linguae latinae (1990), für die Benutzeroberfläche der online Version siehe [http:// www.degruyter.com/db/tll](http://www.degruyter.com/db/tll).

²⁸⁵ Die im Folgenden genannten Werkzeuge und Projekte sind bereits in Kap. 4.2.1 eingeführt.

²⁸⁶ Die Verwendung des *PHI*-Korpus für die eigene Forschung berichtet Fowler (2000) 122–127, er bezeichnet seine Vorgehensweise dabei als „typical of modern practices“, Fowler (2000) 127.

²⁸⁷ Im Falle der lateinischen Verben muss beispielsweise beachtet werden, dass teilweise der Perfekt- gegenüber dem Präsensstamm verändert ist oder im Fall mancher *verba anomala* durch Erweiterung, Dehnung oder Vokalanpassungen gänzlich veränderte Stämme zugrunde liegen.

²⁸⁸ Da in einem Text, den Fall der *Hapax legomena* einmal ausgenommen, stets mehrere *tokens* eines *types* auftreten, kann ein Verhältnis dieser beiden ermittelt werden, das beispielsweise Ausweis der Vokabeldichte eines Textes ist. Ein im Vergleich mit weiteren Texten kleineres Ergebnis ist demzufolge Ausweis einer geringen Vokabeldichte und damit der lexikalischen Einfachheit eines Textes.

werden bei diesem Analysieren der Lemmata eines Textes auch gleich noch die Wortart (englisch: *Part-of-Speech*, kurz PoS) oder weitere morphologische Eigenschaften wie Kasus, Tempus oder Numerus analysiert. Da nach den Buchstaben in folgenden beiden Syntagmen *cur velis vivere* und *velis volamus* die Wortform *velis* zwar identisch ist, doch die erste Instanz ein Verb, die zweite Instanz ein Nomen präsentiert, muss bei der Analyse der morphologischen PoS-Eigenschaften auch auf den unmittelbaren Kontext der Wörter geachtet werden. Weil solche Analysen bereits in den Bereich der Syntax hineingreifen, werden sie auch als morpho-syntaktische Analysen bezeichnet.²⁸⁹

Eine solche morpho-syntaktische PoS-Analyse für einzelne lateinische Wortformen oder ganze Texte ermöglichen das Programm *LemLat*²⁹⁰ sowie auch der Analysealgorithmus *Morpheus* des *Perseus Projects*, der auch in die *PDL* integriert ist.²⁹¹ Ferner kann für das Lateinische auch das alleinstehende Programm *TreeTagger*²⁹² verwendet

289 Einen Überblick über *Part-of-Speech* Analysemöglichkeiten historischer Sprachen bietet Piotrowski (2012) 86–100. Morpho-syntaktisch analysierte Texte bieten eine zusätzliche Folie an Informationen, die entweder direkt für die Analyse fruchtbar gemacht werden können oder – wie im Falle von *Collatinus* – mithilfe von Wörterbüchern, Synonym- und Antonymsammlungen oder Wortfeldtabellen in eine noch breiter aufgestellte semantische Arbeit einbezogen werden können. Denn im Gegensatz zum vollständig lemmatisierten Korpus der *LLT-A* Texte können mit dem Programm *Collatinus* zum Beispiel auch einzelne Wortformen und (eigene) lateinische Texte auf Benutzerwunsch hin gezielt lemmatisiert werden, vgl. <http://outils.bibliissima.fr/collatinus/>. Das Programm ist ferner für jede Zielsprache (Französisch, Englisch, Deutsch etc.) mit einem grundlegenden Wörterbuch verknüpft – im Falle des Deutschen mit dem Georges (1913) –, so kann zusätzlich zum Lemma noch die Bedeutung und der relevante Wörterbucheintrag eingesehen werden. Morpho-syntaktische Analysetools können aber auch in digital inspirierten Lehr- und Lernformen wie *Alpheios* enthalten sein, vgl. <http://alpheios.net/>. *Alpheios* möchte ein Lernumfeld bereitstellen, in dem das Lesen lateinischer und griechischer Texte durch das Hinzuspielen von Wörterbüchern, Grammatiken und Flexionstabellen erleichtert wird. Mittels eines morphologischen Analysetools können die Texte in die jeweiligen Lemmata und deren Wortarten aufgelöst werden. Zudem können in *Alpheios* Syntaxbäume für die Analyse der Satzstrukturen sowie Alignments für die Übersetzung erstellt werden. Auch der bereits genannte Lemmatisierer *Collatinus* bietet über die Übersetzungsvorschläge hinaus auch Flexionstabellen für das Erlernen der Sprache an. Allein anhand dieser Beispiele wird deutlich, dass im Bereich der *Digital Humanities* nicht nur die Forschung, sondern auch die Anwendungsmöglichkeiten in der Lehre einen hohen Stellenwert haben.

290 <http://www.ilc.cnr.it/lemLat/>.

291 Mithilfe des *Word Study-Tools* können dort die Wortformen aller in *Perseus* integrierten Texte analysiert werden. *LemLat* und *Perseus* erlauben dabei die Ergebnisse im XML-Format zu exportieren. Auf diese Weise können die Ergebnisse für konsekutive Analysen (auch in anderen Programmumgebungen) weiterverwendet werden.

292 <http://www.cis.uni-muenchen.de/~schmid/tools/TreeTagger/>, vgl. auch Schmid (1994); für eine Evaluation des *TreeTagger* im Lateinischen vgl. Bamman und Crane (2008a); für einen Vergleich weiterer PoS-Tagger vgl. Eger et al. (2015) sowie vor der Brück und Mehler (2016). In dieser Evaluation erreicht der *TreeTagger* in einem allgemeinen Vergleich zwar nicht die besten Ergebnisse, vgl. vor der Brück und Mehler (2016) insb. Table 2, dennoch bietet sich dieser PoS-Tagger für das vorliegende

werden. Der Vorteil dieses grundständigen und im linguistischen Bereich verbreiteten Programms ist, dass es direkt in den eigenen Analyseprozess integriert werden kann, da die Ergebnisse systematisch und in einem den Datenaustausch erleichternden Format ausgegeben werden. Doch da *TreeTagger* sprachübergreifend eingesetzt werden kann, muss dieser Wortarten-Analysierer für jede Sprache erst einmal trainiert werden. Ein solcher Trainingsprozess geschieht üblicherweise an manuell analysierten und annotierten Korpora, von denen die sprachlichen Eigenheiten als Regeln abgeleitet und in Parameterdateien zusammengestellt werden, die dann für die Analyse verwendet werden können.²⁹³ Gerade für diesen Trainingsprozess eignen sich sogenannte *Treebanks*, von denen für das Lateinische drei existieren.²⁹⁴ Aus der Möglichkeit, den PoS-Tagger gezielt für ein Korpus oder eine Literaturepoche zu trainieren, resultiert ein weiterer Vorteil des *TreeTagger*.

Doch nicht nur die Wortarten, sondern auch die Quantitäten der Silben können automatisiert analysiert werden. Die Analyse des Metrums antiker Dichtung ermöglicht beispielsweise das Programm *Collatinus*.²⁹⁵ Auch für das Korpus des auf das Intertextualitätsphänomen konzentrierten Projektes *Musisque Deoque*, das auf Dichtung in daktylischen Versen spezialisiert ist, sind solche metrischen Analysen möglich.

4.2.2.3 Text Mining-Techniken

Das dritte Analysefeld stellt das Gebiet des *Text Mining* dar, womit alle diejenigen computerbasierten Analyseverfahren adressiert werden können, mit denen bedeutungs- und sinnproduzierende Strukturen von Sprache untersucht werden. Für die Aufgaben des *Text Mining* können im Gegensatz zur vorangehend beschriebenen

Projekt besonders an, da gerade für das Analysieren spätantiker Texte ein eigens trainiertes *parameter file* vorliegt, vgl. folgende Anm. 293.

293 Für den *TreeTagger* existieren zwei solcher Parameterdateien für das Lateinische, von denen die eine von Gabriele Brandolini an der *Peregrinatio Aetherae*, Hieronymus' Vulgata (NT), 8 klassischen Texten der *PDL* sowie den Texten des *Index Thomisticus* trainiert wurde. Die zweite Parameterdatei von Marco Passarotti ist am letztgenannten *Index Thomisticus* trainiert.

294 Zu diesen zählen einmal die *Latin Dependency Treebank* des *Perseus*-Projektes. Diese enthält klassische Texte aus Dichtung und Prosa, vgl. für die Übersicht über die annotierten Texte https://perseusdl.github.io/treebank_data/, vgl. ferner auch die Anwendungsstudie von *Treebanks* zu syntaktischen Fragen insbesondere der Wortstellung im Lateinischen Bamman und Crane (2006). Des Weiteren zählt die *Proiel Treebank* dazu, die einst mit diversen Übersetzungen des Neuen Testaments begonnen hatte, nun aber auch klassische Werke von Caesar, Cicero und das spätantike *Itinerarium Egeriae* sowie Hieronymus' Vulgata und sogar griechische Texte, wie die Historien Herodots, umfasst, vgl. <http://proiel.github.io/>. Die dritte Treebank ist der *Index Thomisticus* mit mehr als 16.000 annotierten Sätzen dreier Werke des Thomas von Aquin.

295 Das Programm stellt hierbei mithilfe eines Wörterbuchs und den metrischen Regeln dem Lesenden alle möglichen Skansionsvarianten zur Auswahl. Im Falle ambiger Stellen müssen diese dann folglich nochmals manuell disambiguiert werden.

Analyse morpho-syntaktischer Eigenheiten sprachunspezifische Tools verwendet werden. Mit diesen können beispielsweise ganz grundständige Untersuchungsvorhaben verfolgt werden, die von hermeneutischen Arbeitsmethoden ausgehend die dort erlangten Ergebnisse durch Annotation in digitale Forschungsumgebungen wie *Catma* und den *Voyant Tools* überführen und dadurch einer quantitativen oder statistischen Auswertung zugänglich machen.²⁹⁶

Eine weitere *Text Mining*-Aufgabe ist das *Topic Modeling*. Das Konzept des *Topic Modeling* ist im Aufgabengebiet der Semantik zu situieren. Grundsätzlich werden bei dieser Art Textanalyse die relativen Auftretenswahrscheinlichkeiten von Wörtern innerhalb eines Textes im Vergleich zu anderen Texten ausgewertet, wodurch im Optimalfall anhand der wichtigsten Wörter eines Textes gleichsam ein Abbild des in ihm geführten Diskurses abgebildet werden kann. Es existieren verschiedene Wege diese Topics zu berechnen,²⁹⁷ die zudem in unterschiedlichen Programmumgebungen angewendet werden können, so existieren *Topic Modeling packages* oder *libraries* für die Programmiersprachen *R* wie auch *Python*.

Ein nächster, sich daran unmittelbar anschließender Bereich computerbasierter Textanalyse ist in sogenannten Klassifikationsaufgaben zu finden, wie sie etwa im Bereich der *computational stylistics* verfolgt werden. Mit dieser Analysestrategie, die auf zählbare Textelemente spezialisiert ist, welche wiederum auf stilistische Merkmale verweisen, können Fragen der Autorschaftsattribuion oder auch der Gattungs- und Genresignalverarbeitung untersucht werden.²⁹⁸ Ausgehend von solchen stilometrischen Textanalysen können dann zugrunde liegende Beziehungen beispielsweise mithilfe von Netzwerken dargestellt und eingehender analysiert werden.²⁹⁹

296 <http://catma.de/>, <https://voyant-tools.org/>.

297 Unter anderem nach dem *Latent Dirichlet Allocation-Algorithmus* (LDA) von Blei, vgl. Blei et al. (2003), Blei (2012).

298 Stellvertretend sei als zentrales Programm für die Untersuchung der relativen Ähnlichkeit und Differenz von Texten auf der Grundlage von frequenzbasierten Analysen stilistischer Merkmale das in diesem Bereich prominente R-package *stylo* genannt. *stylo* erstellt – kurz zusammengefasst – Listen der (häufigsten) Wörter eines jeden Textes und vergleicht diese dann miteinander, indem es die jeweiligen Wortfrequenzen mit statistischen Distanzmaßen analysiert und darauf aufbauend Paare von ähnlichsten Texten, sogenannten *nearest neighbors*, erstellt, vgl. zum *stylo*-package Eder et al. (2016), vgl. zu einem prominenten Distanzmaß Burrows (2002) sowie die Diskussion eben dieses Maßes bei Jannidis (2014) 180–189. Die diesem Verfahren zugrunde gelegte Hypothese besagt, dass die Verwendung der *most frequent words* vonseiten des Autors themenunabhängig und unbewusst vonstattengehe. Für die Annahme eines Konnexes von linguistischer Homogenität und der Idee des Autorstils vgl. noch Gurney und Gurney (1998) 121; für eine rezenterere und zurücknehmende Einschätzung vgl. hingegen Jannidis (2014) insb. 178–179 und 189.

299 Vgl. für ein solches Vorgehen beispielsweise die Untersuchung von Weitin und Herget (2016).

Dieselbe frequenzbasierte Analyse stilistischer Merkmale kann jedoch auch für Untersuchungen gattungsspezifischer Merkmale herangezogen werden.³⁰⁰

Des Weiteren zählt auch die in der vorliegenden Untersuchung verwendete Methode der digitalen Zitatanalyse zum Bereich des *Text Mining*. Das Suchen von Zitaten eines Textes in einem neuen Textgewebe ist für den Einsatz digitaler Analysemethoden geradezu prädestiniert, da insbesondere Zitate verstanden als textuelle Wiederholungen eines klar umrissenen Textbausteins eine vergleichsweise feste Struktur aufweisen und daher mit einem Computer relativ gut zu identifizieren sind. Da der Zitatbegriff jedoch verschiedene Formen der Textwiederholung von deutlich gekennzeichneten bis hin zu versteckten Übereinstimmungen, von wortwörtlichen bis hin zu paraphrasierten, metrischen sowie syntaktischen Anlehnungen bezeichnen kann, variieren auch die computerbasierten Herangehensweisen. Hinzu kommen die verschiedenen Zieldimensionen der Forschungsfragen, die von frequenzbasierten Analysen und daran anschließenden Untersuchungen der chronologischen oder räumlichen Verteilung, über das Interesse am neuen Kontext oder der Transformation von Konzepten und Ideen reichen.³⁰¹

Grundsätzlich können im Bereich der computerbasierten Zitatanalyse zwei Gruppen unterschieden werden. Die erste untersucht insbesondere Einzelwörter oder Begriffspaare und ihre Verwendung über einen zeitlichen Rahmen hinweg, die zweite untersucht wiederverwendeten Text oder einzelne Textbausteine, sei es als Allusion, Paraphrase, Reminiszenz oder direktes Zitat. Für die Untersuchungsfragen zu Einzelwörtern oder Begriffspaaren kann auf die oben in Kap. 4.2.2.1 angeführten Werkzeuge und Projekte der Frequenzabfrage und Konkordanz zurückgegriffen werden. Für die Fragen nach wiederverwendetem Text oder einzelnen Textbausteinen existieren hingegen nochmals eigenständige Untersuchungswerkzeuge. Diese greifen teilweise mit einer Schnittstelle auf die oben erwähnten *open source* oder lizenzierten Korpora digitaler Kollektionen lateinischer Texte zu. Im Folgenden werden vier eigenständige Projekte zur Untersuchung von Zitaten in antikebezogenen Texten vorgestellt.

Ein Programm, das mit einer Schnittstelle auf vorhandene Korpora zugreift, ist beispielsweise *Citationgraph*. Es wurde im Rahmen des Projektes *eAqua* entwickelt.³⁰²

300 Vgl. für eine beispielhafte Anwendungsstudie im Bereich der Autorschaft und Gattung gleichermaßen die Untersuchung von Schöch (2014).

301 Es existieren ganz verschiedene Ansätze der digitalen Intertextualitätsanalyse, vgl. beispielsweise Bamman und Crane (2008b), Hohl Trillini und Quassdorf (2010), Manca et al. (2011), Coffee et al. (2013), Büchler et al. (2014), Gawley und Diddams (2017), Burns (2017) oder Nelis et al. (2017).

302 <http://www.eaqua.net/>, vgl. ausführlicher auch die Projektbeschreibung in Schubert und Heyer (2010). Dies ist ein Beispiel dafür, wie durch eine Schnittstelle auf verlagsseitige Textkorpora zugegriffen werden kann, um spezialisierte Abfragesysteme anzuwenden, obwohl der Verlag diese selbst nicht zur Verfügung stellt. Da es sich um lizenzierte Korpora handelt, muss allerdings der Abfragende den Erwerb der nötigen Lizenzen nachweisen.

Citationgraph gestattet es, einen Text mit dem gesamten Korpus des *TLG* und dem Korpus der *BTL* zu vergleichen und ermöglicht so diachrone Untersuchungen zu Zitationspraktiken über mehrere Jahrhunderte. Das zwischen altertumswissenschaftlichen Fächern und der Informatik interdisziplinär angelegte Rahmenprojekt *eAqua* steuert für die Ergebnisse des *Citationgraph* diverse Visualisierungsmöglichkeiten der detektierten semantischen Abhängigkeiten bei.³⁰³

Eine weitere Programmumgebung zur digitalen Untersuchung von Zitaten ist *Tracer* von der Forschungsgruppe um das Projekt *eTrap*. Zwar wurde *Tracer* für die Untersuchung von deutschen Bibelzitaten in der germanistischen Literatur erstellt, jedoch ermöglicht es auch Untersuchungen von Texten anderer Sprachen, unter anderem des Lateinischen. Ziel des auf historische Texte fokussierten Werkzeuges *Tracer* ist es, zu untersuchen, wie sich Wissen durch das Kopier- und Zitierverhalten von Autoren verbreitet. *Tracer* umfasst insgesamt ca. 700 Algorithmen, die zusammengekommen eine möglichst akkurate Analyse von Zitaten bis hin zu Anspielungen ermöglichen sollen.³⁰⁴

Von diesen beiden genannten Werkzeugen hebt sich das Projekt *Musisque Deoque* auf mehrfache Weise ab. *Musisque Deoque* ist speziell für die Suche intertextueller Stellen in lateinischer Dichtung erstellt und erlaubt es daher nicht ausschließlich auf der lexikalischen Ebene, sondern auch auf der metrischen Ebene, eingeschlossen der Verspositionen wie etwa Hiatus oder Synaloppe, und sogar der Klangebene Textähnlichkeiten zu suchen. Gerade hinsichtlich kanonisierter Werkanfänge wie etwa dem Beginn der *Aeneis* kann dieses Projekt daher über rein verbale Referenzen hinaus auch metrische Anlehnungen finden. Ferner kann in diesem Projekt nicht nur eine Textversion untersucht werden, sondern es können durch das digitale Kuratieren auch des kritischen Apparates gleich mehrere Lesarten in Betracht gezogen werden.³⁰⁵

Für eine noch stärker auf die in der traditionellen Intertextualitäts- und Zitatforschung der Klassischen Philologien ausgerichtete Suche nach *loci similes* in Prosa wie

303 *eAqua* hat generell die Anwendung und Weiterentwicklung von *Text Mining*-Techniken in altgriechischen und lateinischen Texten zum Ziel und schließt daher auch noch weitere Funktionen wie etwa eine Anwendung zur Kookkurrenz-Analyse oder eine automatische Komplettierung korrupter Inschriften mit ein. Als beispielhafter Anwendungsfall ist das Zitationsprojekt *Digital Plato* hervorzuheben, das die Rezeption des platonischen Œuvres in der Antike mit dem Tool *Citationgraph* untersucht, vgl. <https://digital-plato.org/> und die Analyse zur indirekten Tradition von Platons *Timaios* von Geßner (2010) sowie zu Platons Werk allgemein Pöckelmann et al. (2017); für eine weitere Anwendungsstudie des *Citationgraphs* und des Kookkurrenz-Tools von *eAqua* auf die Atthidographen, deren Stadtgeschichten von Athen verloren sind und nur mehr fragmentarisch und in Sekundärüberlieferung in Form von Zitaten bei anderen Autoren zu rekonstruieren sind vgl. Bünte (2010); zu Untersuchungen von Plutarchs Pericles-Biographie vgl. Schubert (2010).

304 <https://www.etrapp.eu/research/tracer/>, zu grundlegenden Vorarbeiten vgl. Büchler (2013) sowie zu Such-Algorithmen und Anwendungsstufen Büchler et al. (2014) 225–229.

305 Vgl. Manca et al. (2011) 129.

auch Dichtung kann final das *Tesserae*-Projekt angeführt werden. *Tesserae* ist ein sehr detailliert dokumentiertes Intertextualitätsanalyseprogramm der University at Buffalo, das über eine Benutzeroberfläche frei zugänglich ist und dessen Code *open source* auf *GitHub* veröffentlicht ist.³⁰⁶ Das Programm wurde eigens für die Detektion von Parallelstellen in antiker Literatur konzipiert und wird vom Projektteam für eigene Forschungsarbeiten genutzt und stetig weiterentwickelt.³⁰⁷

Tesserae ermöglicht im Gegensatz zu den vorherig genannten Projekten als einziges Tool in angenehmer Transparenz das dezidiert automatische Aufsuchen noch nicht bekannter intertextueller Stellen in Prosa und Dichtung. Für die Analyse intertextueller Bezüge können stets je zwei Texte aus dem Projektkorpus ausgewählt und gegeneinander verglichen werden. Die gewonnenen Ergebnisse können dann in Form einer Liste der textuellen Parallelen in verschiedenen Dateiformaten (html, csv, tab-separated, xml) gespeichert und weiterverarbeitet werden. Daher unterstützt dieses Projekt die flankierende Arbeit mit *close reading* Ansätzen in optimaler Weise.³⁰⁸

Mögliche intertextuelle Textstellen bestehen nach den dort angelegten Kriterien mindestens aus zwei geteilten Wörtern (i. e. bi-grams) innerhalb einer Satzeinheit. Neben der Suche intertextueller Textstellen auf der lexikalischen Ebene können auch morphologische Analysen vorgenommen werden, um Texte des *Tesserae*-Korpus auf Basis ihres Lemmas oder von Synonymen miteinander zu vergleichen. Des Weiteren kann das Ergebnis mit verschiedenen Filtern wie *stopword*-Listen oder Distanzen verfeinert werden. Im Hinblick auf die Entstehung der lateinischen Literatur ist ein wesentlicher Vorteil dieses Programms, dass über die Implementation eines entsprechenden Wörterbuchs sprachübergreifend lateinische mit griechischen Texten verglichen werden können.³⁰⁹ Die digitalen Textversionen des *Tesserae*-Korpus entstammen teils der *Latin Library*, überwiegend jedoch dem *Perseus*-Projekt. Für jeden inkorporierten Text sind die Quellenangaben detailliert notiert.³¹⁰

Neben diesen auf die Suche von lexikalisch übereinstimmenden, direkten Zitatformulierungen ausgerichteten Werkzeugen existieren im Bereich des *Natural Language Processing* (NLP) unter dem Stichwort der Word Embeddings alternative Verfahren, mit denen unterschiedliche linguistische Aufgaben wie die Disambiguierung von Wortbedeutungen, das allgemeine Verstehen von Sprache oder auch Sentimentanalysen

306 <http://tesserae.caset.buffalo.edu/> für die aktuelle Version 5 und <https://github.com/tesserae>.

307 Das Projektteam um Coffee leistet detaillierte digitale Analysen für intertextuelle Bezüge zwischen Vergils *Aeneis* und Lucans *Pharsalia*, vgl. Coffee et al. (2012); Coffee et al. (2013); Coffee und Forstall (2016); vgl. des Weiteren auch die Arbeiten mit dieser Programmumgebung von Forstall et al. (2015) wie auch Berlincourt et al. (2016), Scheirer et al. (2016), Diddams und Gawley (2017).

308 Diesen *mixed methods*-Ansatz verfolgt auch das Entwicklerteam in den eigenen Projekten, vgl. Diddams und Gawley (2017) 392.

309 Auch für das Englische umfasst das Korpus einige Autoren und Texte wie Shakespeares *Midsummer Night's Dream* oder *Hamlet*, sodass auch für englischsprachige Texte eine Analyse möglich ist.

310 Vgl. hierfür die Homepage des Projektes wie auch Coffee et al. (2013) 223.

bearbeitet werden können.³¹¹ Auch Fragestellungen der erweiterten Intertextualitätsanalyse können mit diesem Ansatz untersucht werden, da das Verfahren unter anderem auf semantische Textähnlichkeiten angesetzt werden kann. Generell werden unter dem Stichwort der Word Embeddings solche Verfahren der automatischen Textverarbeitung verstanden, mit denen unterschiedliche Beziehungsdimensionen von Wörtern mathematisch dargestellt werden können. Prominente Vertreter sind die Anwendungen „Word2Vec“, „GloVe“ oder „FastText“.³¹² Allen Ansätzen gemein ist eine Annahme der distributionellen Semantik, nach der die Bedeutung linguistischer Einheiten wie Wörter oder Phrasen mit ihrer Verteilung in bestimmten Kontexten korreliert.³¹³ Dieser Kontext von Wörtern wird mithilfe von Vektoren modelliert. Für jedes gegebene Wort wird dabei beispielsweise die linguistische Kontextinformation der umliegenden Wörter mit den Werten 0 und 1 codiert, woraus ein Vektor entsteht. Die Anzahl der Positionen, aus dem sich der Vektor zusammensetzt, hängt davon ab, wie groß das Betrachtungsfenster gewählt wird, das heißt, wie viele Wörter mitcodiert werden. Anhand dieser Vektoren im n-dimensionalen Raum können dann die Wörter und ihr unmittelbarer Kontext anhand statistischer Verfahren miteinander verglichen werden. Treten Wörter in denselben linguistischen Kontexten auf, dann ähnelt sich die relevante Sequenz ihrer Vektoren, wodurch sie im Vektorraum gleichorientiert dargestellt werden. Die relationale Beziehung der Vektoren verweist auf sprachliche Ähnlichkeitsrelationen.

Die algorithmische Bildung der Word Embedding basiert auf Verfahren des Machine Learnings unter Verwendung neuronaler Netzwerke zur Erstellung der vektoriellen Wortrelationen.³¹⁴ Damit unterscheiden sich die Modelle des Word Embeddings von den oben angeführten Verfahren der Zitatanalyse nicht nur hinsichtlich des Untersuchungsfokus, das heißt, was untersucht werden kann – direkte Wortzitate versus das breite Spektrum linguistischer Ähnlichkeiten –, sondern auch bezüglich der Herangehensweise, wie dies untersucht wird. Denn bei den zugrunde liegenden Verfahren des Deep Learning bleibt durch die Verarbeitung der Informationen innerhalb der hierarchisch angeordneten Schichten des künstlichen neuronalen Netzes unerklärbar, aufgrund welcher Parameter bestimmte Word Embeddings als Ergebnisse erstellt werden.

Auch wenn das Verfahren im Bereich der Digital Humanities im Allgemeinen zunächst zögerlich Einzug gehalten hat, liegen dennoch Untersuchungen mit Word Embedding Ansätzen aus dem Bereich historischer Sprachen auch zu lateinischen

311 Vgl. Sprugnoli et al. (2020) 30.

312 Vgl. für den Word2Vec Ansatz Mikolov et al. (2013), für den GloVe Ansatz Pennington et al. (2014) sowie für FastText Bojanowski et al. (2017).

313 Prominent formulierte dies Firth (1968), vgl. weiterführend zum Themenfeld der Kollokationen auch Anm. 467.

314 Vgl. Mikolov et al. (2013) sowie Horn et al. (2020) 560.

Texten vor.³¹⁵ Dennoch befindet sich die Herangehensweise noch in der Phase der Erprobung und Evaluation. In diesen Justierungsprozessen zeigt sich, dass das Verfahren hochgradig parameterabhängig ist.³¹⁶

4.3 Digitale Methoden in der vorliegenden Arbeit

Die vorliegende Untersuchung macht von beiden skizzierten Anwendungsfeldern digitaler Verfahren Gebrauch. Vor dem Hintergrund der oben dargestellten Möglichkeiten werden im Folgenden die für die einzelnen Arbeitsschritte vorliegend verwendeten Werkzeuge sowohl der digitalen Aufbereitung und Verfügbarmachung von Texten als auch der digitalen Analyseverfahren genannt. Im Anschluss wird die verwendete Terminologie dargelegt.

4.3.1 Digitale Aufbereitung der Texte

Für die Detektion von Zitaten der *Aeneis* in Hieronymus' Briefen müssen diese beiden Werke in digitaler Form vorliegen. Die digitalen Textversionen müssen dabei den feldeigenen Standards genügen. Eine Bestandsaufnahme zeigt, dass das die Briefe des Hieronymus in der lizenzierten *LLT-A* Datenbank in Form des Textes der *CSEL*-Printausgabe (vol. 54–56; herausgegeben von Hilberg in den Jahren 1910–18)³¹⁷ und in der *PL online* in Form des Textes der Migne-Printausgabe vorliegen. Da ferner die Textversionen der *open source* Angebote keine Vollständigkeit erreichen (so umfasst beispielsweise das Korpus der *Latin Library* nur 10 Briefe des Hieronymus, in die *PDL* sind lediglich 18 Briefe inkorporiert),³¹⁸ ist die vorliegende Untersuchung unvermeidlich auf die genannten lizenzierten Textversionen verpflichtet.

Der digitalen Textversion der *PL* mangelt es jedoch zum einen an der Textqualität, denn neben Schreibfehlern stehen teilweise die Referenzstellenangaben mitten im Fließtext, zum anderen ist das angebotene Datenformat nicht für den Austausch mit anderen Systemen geeignet. Die digitale Textversion der *LLT-A* hingegen ist

315 Vgl. beispielsweise Bjerva et al. (2015, 2016), Manjavacas et al. (2019), Bamman et al. (2020) sowie Burns et al. (2021).

316 Vgl. hierzu auch die Untersuchungsergebnisse von Burns et al. (2021).

317 Vgl. zu dieser Angabe den *LLT-A User's Guide*, Tombeur (2016), 132. Obwohl die *LLT-A* eine lizenzierte Datenbank ist, bietet sie also dennoch nicht die aktuelle *CSEL*-Ausgabe der Briefe aus dem Jahr 1996, vgl. zur Diskussion der Vor- und Nachteile lizenzierter Textkorpora Kap. 4.2.1.3.

318 Für die Texte der *Latin Library* fehlt eine Quellenangabe. Der Textversion der *PDL* liegt die Printausgabe von Wright (1933) zugrunde. Bei den 18 der insgesamt 121 hieronymianischen Briefen, die der Herausgeber als repräsentativ für Hieronymus' Briefwerk insgesamt erachtet hat, handelt es sich im Einzelnen um *epp.* 1, 7, 14, 22, 38, 40, 43, 44, 45, 52, 54, 60, 77, 107, 117, 125, 127, 128.

hinsichtlich der Textqualität sehr zuverlässig, lässt sich jedoch aus folgenden zwei Gründen nicht in die vorliegende Untersuchung einbinden. Zum einen unterstützen die bereitgestellten Analysewerkzeuge keine Zitatanalyse im Sinne eines breit angelegten Textvergleiches. Vielmehr kann im Rahmen der Funktionsvorgaben der Benutzeroberfläche nur nach gezielten Wendungen oder Kollokationen gesucht werden. Zum anderen ist verlagsseitig die Verwendung größerer zusammenhängender Textpassagen etwa zur eigenen Korpuserstellung rechtlich untersagt.

Aufgrund der oben herausgearbeiteten Bedingungen der Vollständigkeit, der Textzuverlässigkeit und der Einbindungsmöglichkeit in das eigene Untersuchungsvorhaben kann die vorliegende Forschungsarbeit an den bisher digital vorliegenden Textversionen der *PL online* und der *LLT-A* nicht durchgeführt werden.

Vor der Zitatanalyse selbst muss daher notgedrungen in einem ersten Schritt erst einmal eine eigene digitale Textversion der Briefe des Hieronymus erstellt werden.³¹⁹ Diese wird gemäß dem oben angeführten *garbage-in-garbage-out* Grundsatz einer hochwertigen, urheberrechtsfreien kritischen Textedition entnommen und in das standardisierte und interoperable Datenformat EpiDoc-TEI-XML überführt. Die digitale Textversion ist ferner *open access* im *Open Greek and Latin Project* verfügbar, mit Metadaten ausgezeichnet und entspricht daher den genannten Kriterien von FAIR Data.³²⁰

Der verwendete digitale Vergilttext wiederum entstammt der *Perseus Digital Library (PDL)*. Um die Textqualität beider Werke sowohl des Hieronymus als auch Vergils vollumfänglich sicherzustellen, erfolgt die finale Interpretation stets in Rückgriff auf die Informationen der kritischen Apparate aktuellerer Printversionen und anhand der Kontextualisierung mit mehreren Editionen.³²¹

4.3.2 Verwendete digitale Analyseverfahren

Für das Anwendungsfeld digitaler Methoden wird auf die ganze oben dargestellte Bandbreite computergestützter Analysemöglichkeiten zurückgegriffen, von der Einzelwortsuche und der *keyword in context*-Analyse angefangen, über morphosyntaktische PoS-Analysen bis hin zu *Text Mining*-Techniken des *Topic Modeling* und freilich der digitalen Zitatanalyse selbst.

Zur Belegstellensuche für fragliche Formulierungen und Kollokationen werden aufgrund der sehr umfassenden Korpusabdeckung die Einzelwortsuche und die *keyword in context*-Funktionen sowohl des *ThLL* als auch der *LLT-A* verwendet.³²² Für

³¹⁹ Vgl. hierfür ausführlicher Kap. 5.

³²⁰ Vgl. zu den Kriterien von FAIR Data Kap. 4.2.1.4.

³²¹ Vgl. für dieses Vorgehen die näheren Erläuterungen in Kap. 6.

³²² Vgl. ausführlicher Kap. 7.

die nötigen morpho-syntaktischen PoS-Analysen wird auf den *TreeTagger* zurückgegriffen, da dessen Ergebnisse optimal in den eigenen Prozessablauf integriert werden können. Für die Analyse der Briefe des Hieronymus mit dem *TreeTagger* eignet sich die von Brandolini trainierte Parameterdatei besonders, da diese an einem breiten Korpus unter anderem klassischer Texte und Hieronymus' Vulgata-Version des NT trainiert wurde.³²³

Im Bereich des *Text Mining* wird stellenweise auf Techniken des *Topic Modeling* zurückgegriffen.³²⁴ Für den zentralen Teil der digitalen Zitatanalyse wird auf die Funktionen des *Tesseract*-Projektes in der Version 3 aufgebaut. Die Anwendung des oben vorgestellten Zitatanalyseprogramms *Citationgraph* kann für die vorliegende Untersuchung ausgeschlossen werden, da die hieronymianischen Briefe in den mittels des *eAqua*-Projektes untersuchbaren Textkorpora nicht enthalten sind. Da es sich um lizenzierte Korpora handelt, auf die *eAqua* zugreift, können diese auch nicht auf unkompliziertem Wege für ein singuläres Forschungsvorhaben ergänzt werden. Das Projekt *Musisque Deoque* ist auf Texte der Dichtung begrenzt und eignet sich daher ebenso nicht für Untersuchungen am hieronymianischen Prosatext. Das Projekt *Tracer* ist vergleichsweise rudimentär dokumentiert, zudem erhöht die Gesamtzahl von 700 Algorithmen aufgrund der algorithmischen Streuung das Potential eines *black box* Verfahrens. In ähnlicher Weise trifft dies auch auf die Textanalyseansätze mit Word Embeddings zu, da hierbei Verfahren des maschinellen Lernens verwendet werden. Ansätze der künstlichen Intelligenz treffen sich nicht mit den in der vorliegenden Untersuchung anvisierten Zielen der Transparenz und Nachvollziehbarkeit, das heißt, vollständig verstehen zu wollen und jederzeit bestimmen zu können, was in den einzelnen Schritten der digitalen Textanalyse geschieht. Zudem zielen Verfahren aus dem Bereich der Künstlichen Intelligenz vor allem auf die Detektion der untersuchten Textcharakteristik beispielsweise der Zitate und nicht so sehr auf die nähere Ausleuchtung auf theoretischer Ebene, das heißt im vorliegenden Fall des Zitatbegriffes sowie der präziseren Ausdifferenzierung der Zitatmerkmale. Daher wird von den Verfahren der Word Embeddings in der vorliegenden Untersuchung Abstand genommen.

Generell eignet sich das Projekt *Tesseract* gerade für solche Anwendungssituation deutlich besser, in denen eben nicht vordeterminiert ist, welche Phrase oder konkrete Wiederholung eines Wortes oder Junktur als Zitat gesucht werden.³²⁵ Das Projekt *Tesseract* bietet sich ferner für das vorliegende Untersuchungsvorhaben ganz besonders an, da es die Möglichkeit bietet, anhand des spezifischen Intertextualitäts- und Zitatkonzepts der Klassischen Philologie intertextuelle Analysen an Dichtung und

323 Vgl. ferner Kap. 6 und insb. ausführlicher Anm. 293.

324 Vgl. Kap. 3.1, Anm. 167 und Kap 8.1.4, Anm. 675.

325 Vgl. für diese Einschätzung zu passenden Einsatzszenarien von *Tesseract* gegenüber Word Embedding Modellen auch Burns (2021) 4903.

Prosa durchzuführen und dabei neue, noch nicht bekannte Zitatstellen aufzufinden. Zudem ist *Tesserae* frei zugänglich, vergleichsweise ausführlich dokumentiert und ermöglicht durch die Ausgabe der Ergebnisse in Standarddateiformaten das Einbinden in den eigenen Analysevorgang in optimaler Weise. Auch die ausgezeichnete Möglichkeit, an Ansätze des *close reading* anzuschließen, bietet im Rahmen der anvisierten methodischen Reflexion enorme Vorteile.³²⁶

Zu Beginn der vorliegenden Untersuchung stammten sowohl der Aeneistext als auch der Text der Briefe des Hieronymus im *Tesserae*-Korpus aus der *PDL*. Bei der *Aeneis* handelt es sich dabei um die Ausgabe von Greenough,³²⁷ bei den Briefen handelte es sich zunächst um die bereits oben genannte, unvollständige Version von Wright.³²⁸ Da mit einem solch unvollständigen Briefkorpus die vorliegende Untersuchung jedoch nicht durchgeführt werden kann, wird zunächst die von der Verfasserin eigenständig erstellte digitale Textversion des vollständigen Korpus der hieronymianischen Briefe in das Analysekorpus von *Tesserae* integriert.³²⁹

4.3.3 Vereinheitlichung der Terminologie

Da der Diskurs um analoge und digitale literaturwissenschaftliche Verfahren erst vergleichsweise kurz geführt wird, erweist sich die zugehörige Terminologie noch als relativ heterogen. Zudem sind einzelne Bezeichnungen teilweise terminologisch und ideologisch derart überfrachtet oder inflationär verwendet, dass sie beinahe bedeutungslos geworden sind. Im Folgenden wird daher für die vorliegende Untersuchung ein einheitliches Begriffsrepertoire herausgearbeitet.

Wie andere textzentrierte Disziplinen kennt auch die Literaturwissenschaft die ‚Hermeneutik‘ als eine Form der regelgeleiteten Textauslegung. Ziel dieser Praxis mit antiken Wurzeln ist die Interpretation als das angemessene Verständnis eines Textes innerhalb seines historischen und kulturellen Kontextes.³³⁰ Mit dem Terminus *close reading* können in ähnlicher Weise all diejenigen literaturwissenschaftlichen Lektüertechniken gefasst werden, die sich detailliert und textnah mit einzelnen, sorgsam ausgewählten Texten oder Passagen (meist) kanonisierter Texte intensiv beschäftigen. Diese allen Nuancen nachspürende Interpretationspraxis kann der literaturtheoretischen Strömung des *New Criticism* und der werkimmanenten Inter-

³²⁶ Für weitere Gründe vgl. ausführlicher Kap. 6.

³²⁷ Greenough (1900). Dies ist eine ältere Textausgabe, daher wird ihre Qualität in der weiteren Analyse durch flankierendes Gegenlesen ständig kontextualisiert, vgl. Kap. 7.

³²⁸ Vgl. oben Kap. 4.3.1, Anm. 318.

³²⁹ Vgl. ausführlicher dazu Kap. 5, dass diese Korpuserweiterung überhaupt möglich ist, ist mit einem vergleichenden Seitenblick auf die nicht vorhandenen Erweiterungsmöglichkeiten lizenzierter Korpora sicherlich auch dem *open access* Gedanken des *Tesserae*-Projektes zu verdanken.

³³⁰ Vgl. hierfür die Definitionen von Hermeneutik in Spörl (2004) 128–130 und Hawthorn (1992) 104.

pretation zugerechnet werden.³³¹ Sie versucht sich mit ihren kritischen und regelbasierten Prinzipien von der noch zuvor verbreiteten impressionistischen, gefühlsgeleiteten Lektüre abzusetzen.³³²

In schroffer Opposition zum Begriff des *close reading* führte Moretti, ein prominenter Vertreter digitaler Analysemethoden, den Terminus des *distant reading* ins Feld. In Kontrast zum *close reading* betrachten Ansätze des *distant reading* entweder den gesamten Kanon oder das Korpus aller fraglichen Texte unabhängig von ihrer Kanonizität. Mit *distant reading* Ansätzen werden sowohl Einheiten analysiert, die kleiner wie auch deutlich größer als die einzelnen Texte selbst sind.³³³ Der Begriff des *distant reading* avancierte rasch zu einem Analogon für computerbasierte Textanalyseverfahren allgemein, sodass im Bereich digitaler Textanalyse häufig hermeneutisch-textnahe Verfahren mit dem Terminus *close reading*, computerbasierte Verfahren mit dem Terminus des *distant reading* bezeichnet werden.³³⁴

Doch dieses dichotome Begriffspaar des *distant* und *close reading* entwickelte sich zu einer Hemmschwelle im weiteren Erkenntnisgewinnungsprozess, da sich die wissenschaftliche Diskussion am Versuch einer handfesten Begriffsdefinition insbesondere des *distant reading* eher verbiss, als konkrete analytische Werkzeuge daraus abzuleiten.

Zwei Versuche, diese terminologisch äußerst festgefahrene Diskussion zu befreien, sollen im Folgenden besonders hervorgehoben werden: Zum einen wird in jüngster Zeit vermehrt darauf verwiesen, dass Moretti den Terminus des *distant reading* lediglich mit dem Fokus auf sein Forschungsgebiet der Weltliteratur geprägt und zudem als bewusste Provokation und Überzeichnung ins Feld geführt hat.³³⁵ Überdies sei an dieser Stelle angemerkt, dass Moretti die Formel (entgegen ihrem späteren Verwendungszusammenhang) gerade *nicht* in Verbindung mit computerbasierten Verfahren hervorbrachte. Vielmehr schlug er sozusagen eine Literaturwissenschaft auf zweiter Stufe vor, die sich nicht mehr mit den (aufgrund der schier Menge nicht vollumfänglich von einer Person lesbaren) Primärtexten, sondern ausschließlich mit der Sekundärliteratur zu diesen Primärtexten – also aus einer gewissen Distanz heraus – beschäftigen solle.³³⁶

331 Vgl. Nünning (2013).

332 Vgl. Wenzel (2004) 193.

333 Vgl. für diese Terminologie und zugehörige Definitionen, die Moretti im Rahmen von Überlegungen zur komparatistischen Weltliteratur entwarf, Moretti (2000) 57.

334 Hiermit bestätigt sich die Einschätzung, die Hermeneutik werde in der Literaturtheorie zwar reflexhaft abgelehnt, in der Lektürepraxis selbst jedoch sei sie dessen gänzlich ungeachtet „kaum eliminierbar“, vgl. Spörl (2004) 130.

335 Vgl. etwa Weitin et al. (2016) 104.

336 Denn der eigentliche Punkt, den Moretti in seinem Aufsatz macht, ist, dass er angesichts der riesigen Textmenge, die zur Weltliteratur zählt, vorschlägt, sich für die Literaturgeschichtsschreibung gemäß dem Prinzip „standing on the shoulder of giants“ alleinig auf die Ergebnisse der bereits

Zum anderen werden parallel dazu Versuche unternommen, den festgefahrenen Begriffsdiskurs durch weitere terminologische Neubenennungen wiederzubeleben. Beispielsweise wurde mit dem Konzept des *scalable reading*³³⁷ eine Synthese beider Ansätze vorgeschlagen. Denn das Konzept des *scalable reading* verknüpft die Vorteile von *close* und *distant reading* Techniken. Das skalierende Moment verdeutlicht dabei die anvisierte Praxis des Hin-und-Her-Zoomens zwischen der Nahaufnahme einzelner Textstellen und der Gesamtschau ganzer Werke, Œuvres oder gar Gattungstraditionen.³³⁸ Einen vergleichbaren Ansatz zwischen Nah- und Fernaufnahmen zu wechseln, stellt auch das Konzept der *micro- und macroanalysis* von Jockers dar.³³⁹

Jenseits aller heuristischen Begriffsdiskussionen ist selbstverständlich zu konstatieren, dass alle Benennungsversuche letztlich auf die dringenden Herausforderungen reagieren, die auch für die Literaturwissenschaft mit der Digitalisierung und dem Aufkommen von *Big Data* einhergehen, denn: Wie umgehen mit Millionen von Büchern, die plötzlich verfügbar werden? Was anstellen mit der Masse an Büchern, die bisher zum *great unread* zählten?³⁴⁰

Die vorliegende Untersuchung geht mit dieser Problemlage in der Terminologie folgendermaßen um: Wie im Bereich der digitalen Textanalyse üblich, wird auch vorliegend das oben angeführte Verständnis einer hermeneutischen Analyse terminologisch mit der Bezeichnung des *close reading* enggeführt. Hermeneutische Einzellectüre und textnahe Analysen und Interpretationen werden im Folgenden daher mit dem Begriff des *close reading* bezeichnet. Ferner hat das Begriffspaar von *close* und *distant reading*, auch wenn es auf einer überzeichneten Konfrontation beruht, doch den immensen Vorteil, die beiden Erkenntnisdispositive mit einer griffigen Formel

verfassten Forschungsliteratur zu konzentrieren und die Geschichte der Weltliteratur – ebenso wie eine Meta-Analyse viele Einzelforschungen zusammenfasst – ohne eigene Lektüre der Primärtexte zu schreiben. Als Argument hierfür führt er an, dass ein gegenstandsgerechter Umgang mit aller Weltliteratur aufgrund der schiereren Menge für einen einzelnen Forscher schlicht nicht leistbar sei: „.... literary history will quickly become very different from what it is now: it will become ‚second hand‘: a patchwork of other people’s research, *without a single direct textual reading*. Still ambitious, and actually even more so than before (world literature!); but the ambition is now directly proportional to *the distance from the text*: the more ambitious the project, the greater must the distance be.“ Moretti (2000) 57 (Hervorhebungen wie im Original). Dass sich Moretti der Sprengkraft und Provokation seiner (national dann wieder erstaunlich begrenzten und überhaupt nicht weltumspannenden) Forderung bewusst ist, zeigt die anschließende Einschätzung: „The United States is the country of close reading, so I don’t expect this idea to be particularly popular.“

337 Vgl. Mueller (2012).

338 Für Implikationen dieses Konzeptes auf digitale Textanalysemethoden vgl. Weitin (2015) 10–15.

339 Vgl. Jockers (2013).

340 Vgl. zur Frage „What do you do with a Million Books?“ Crane (2006); zum Begriff und Problem des *great unread* vgl. Moretti (2013) 87–89, der diesen Begriff von Cohen übernimmt und sich damit auf ihre Überlegungen zum Umgang mit vergessener Literatur (sie nennt das *hors d’usage*) bezieht, Cohen (1999) 20–25, zum Begriff des *great unread* dort insb. 23.

terminologisch prägnant voneinander zu trennen. Um diese distinkten Methoden adressieren zu können, werden daher diese beiden Begriffe trotz ihrer eigentlichen Unschärfe und jenseits ihrer teils polemischen Konnotationen verwendet.

Ferner sei festgelegt, dass im Folgenden die beiden Dispositive analoger und digitaler Methoden generell als ‚traditionell-manuelle‘ und ‚digitale‘ beziehungsweise ‚computergestützte‘ Methoden bezeichnet werden. Auch hiermit soll nicht so sehr eine Konfrontation signalisiert oder eine Abwertung nach dem Schema ‚alt vs. neu‘, ‚beschränkt vs. omnipotent‘, ‚mängelbehaftet vs. allmächtig‘ vorgenommen werden. Ganz im Gegenteil. Diese Terminologie ermöglicht es vielmehr, die Verschiebung in der Dichotomie zwischen traditionell-hermeneutischen und digital-quantifizierenden Verfahren prägnant auszudrücken. Gerade diese Möglichkeit der Unterscheidung bildet dann erst den Ausgangspunkt für eine Reflexion über die jeweiligen Potentiale beider Arbeitsweisen und ihre potentielle Verzahnung.

Zudem ist bei der Anwendung computergestützter Textanalyseverfahren stets mitzubedenken, dass ein Computer keine Texte ‚verstehet‘ und sie auch nicht in dem allgemein menschlichen Sinne des Wortes ‚lesen‘ kann. Denn digitale Analysemethoden basieren im Wesentlichen auf den beiden Prinzipien des Identifizierens und des Zählens. Identifiziert und gezählt werden können bestimmte, vom Forscher vorgegebene Sprach- oder Textcharakteristiken. Daher setzen computerbasierte Analyseprozesse prinzipiell zunächst einmal immer (noch?) auf der ‚Oberfläche‘ der Texte, d. h. auf der Zeichen- und Wortebene an.³⁴¹ Dies hat zur Folge, dass computergestützte Analyseverfahren kein Allheilmittel für disziplininhärente Herausforderungen wie z. B. die lückenhafte und fragmentarische Quellenlage sind. Die abgewandelte Wunschformel *deus, in' machina* muss also unerfüllt bleiben! Nicht selten besteht die Hilfsleistung der mit digitalen Analysen leicht zu implementierenden statistischen Methoden daher viel eher darin, Orientierung anzubieten.³⁴² Und daher bleibt auch in digitalen Forschungsvorhaben der Nukleus philologischer Wissensschöpfung immer noch dem Philologen selbst vorbehalten, wie es auch Busa, der Ahnherr der *Digital Humanities*, formuliert: „the researcher's work will not be diminished but rather increased, yet concentrated in those higher levels of analytic and creative functions which are the prerogative of the human mind.“³⁴³

341 Anhand dieser Gebundenheit an die Oberflächenstruktur der Texte wird ersichtlich, dass der Bereich zum Ansetzen des digitalen Hebels bezogen auf die gesamte Forschungslandschaft der Literaturwissenschaft vergleichsweise beschränkt ist, denn bestimmte Fragekomplexe entziehen sich schlicht diesem methodischen Zugang, vgl. zu dieser Einschränkung auch Jannidis (2010) 115. Das stete Gewahrsein der methodischen Restriktionen sowie die Reflexion über methodische und theoretische Grundlagen der Literaturwissenschaft in einer digitalen Umgebung sind daher unerlässlich.

342 So kommen beispielsweise durch digitale Methoden solche Werke und Textstellen erstmalig in den Blick, die sonst für die Klärung der Forschungsfrage nicht herangezogen worden wären, da sie von den Forschenden als nicht relevant in Bezug auf die gefragte Eigenschaft eingeschätzt wurden.

343 Busa (1980) 89.

5 Die Digitalisierung der Briefe des Hieronymus

Zu Beginn der Untersuchung lag keine digitale Form des lateinischen Textes der Briefe des Hieronymus vor, die annähernd den Bedürfnissen der vorliegenden Untersuchung sowohl in Sachen Vollständigkeit, Textzuverlässigkeit als auch Einbindungsmöglichkeit in den eigenen Analyseablauf entsprach. Daher besteht der allererste und gleichsam der eigentlichen automatisierten Textanalyse nochmals vorgelagerte Arbeitsschritt der vorliegenden Untersuchung darin, durch aufwendige Redigierungsschritte eine adäquate digitale Textversion der Briefe gemäß der in Kap. 4.2.1.4 hervorgehobenen Standards und Kriterien zu erstellen und diese digitale Textversion in das Analysekorpus von *Tesserae* zu integrieren.

Die zur Vorlage gewählte Printausgabe

Für Hieronymus' Briefe stehen grundsätzlich die wissenschaftlichen Printausgaben von Jacques-Paul Migne in der *Patrologia Latina* (PL), die kritische Ausgabe von Isidor Hilberg im *Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum* (CSEL) sowie die Ausgabe von Jérôme Labourt in der *Collection Budé* zur Verfügung. Die Migne-Edition in der PL entspricht der Ausgabe von Domenico Vallarsi,³⁴⁴ bei der Edition von Labourt in der *Collection Budé* handelt es sich im Wesentlichen um eine Kürzung der Hilberg-Edition.³⁴⁵

Von diesen lateinischen Textausgaben wird vorliegend als Print-Vorlage für die Textdigitalisierung die maßgebliche CSEL-Ausgabe von Hilberg gewählt,³⁴⁶ da diese den beiden anderen Print-Editionen in puncto *apparatus criticus*, Binnenstruktur und Textqualität deutlich überlegen ist: Denn zum ersten ist der kritische Apparat von

344 Zur Edition Vallarsis vgl. bereits Kap. 2.1. Das Alleinstellungsmerkmal der Textversion der Migne-Ausgabe ist, dass sie die einzige vollständige Ausgabe des gesamten Œuvres des Hieronymus darstellt (insg. PL 22–30).

345 Labourt (1949–1963). Großer Zugewinn dieser französischen Ausgabe ist ihre Zweisprachigkeit. Sie beinhaltet neben der spanischen Übersetzung von Bueno (1962) – der sich für den lateinischen Text der ersten 120 Briefe auf eben die Budé-Ausgabe und für die restlichen Briefe auf die Hilberg-Ausgabe stützt, vgl. Bueno (1962) 1,17 – und der italienischen Übersetzung von Cola (1996) – die neben der Übersetzung keinen lateinischen Text anführt – die bisher einzige vollständige neuzeitliche Übersetzung. Weiterhin werden die einzelnen Briefe vom Herausgeber Labourt in den aktuellen Forschungsstand eingeordnet und damit kontextualisiert. Der lateinische Text der Budé-Ausgabe basiert nach eigenen Aussagen des Herausgebers jedoch bis auf geringfügige Abweichungen wiederum auf Hilbergs CSEL-Ausgabe, vgl. die Angaben in Labourt (1949–1963) Tome I, LII.

346 Hilberg (1910, 1912, 1918), vgl. zur Frage der Vollständigkeit die Hinweise in Kap. 1.3. Dies entspricht nicht der neuesten Auflage der CSEL-Bände 54–56, vgl. für die aktuelle Version Hilberg (1996). Dies ist den Bestimmungen der Urheberrechte im Zusammenhang mit der Veröffentlichung des digitalen Textes in *Tesserae* geschuldet.

Hilberg nicht nur wesentlich umfangreicher als bei Migne und Labourt, sondern trägt auch bündig an einer Stelle Verweise auf intertextuelle Textstellen zusammen. Gerade dadurch ist der Textfluss der *CSEL*-Ausgabe ununterbrochen dargeboten, im Gegensatz zum Text der *PL*, in der zusätzlich noch Paragraphenannotierungen inmitten des Textverlaufes notiert sind. Zum anderen weist die *CSEL*-Ausgabe eine deutlich konturiertere Binnenstruktur auf. Die Paragrapheneinteilung bei Hilberg basiert zwar grundsätzlich auf der Migne-Edition und geht damit sogar noch auf Vallarsi zurück, doch ist die noch detailliertere Absatzeinteilung dann von Hilberg selbst hinzugefügt. Diese für eine möglichst exakte Stellenidentifizierung äußerst hilfreichen Absatzeinteilungen hat Labourt wiederum von Hilberg nicht übernommen. Schlussendlich ist die Hilberg-Ausgabe den beiden anderen Textversionen auch bezüglich der Textqualität aufgrund weniger Schreibfehler und der gewählten Lesarten deutlich überlegen.³⁴⁷ Dies stellt das final ausschlaggebende Kriterium für die Wahl der Hilberg-Edition dar.

Voll automatisierte Digitalisierung in EpiDoc-TEI-XML (*Open Greek and Latin Project*)

Für Hilbergs Print-Standardwerk wurde im Rahmen des *Open Greek and Latin Projects* bereits eine EpiDoc-TEI-XML Version voll automatisiert erstellt.³⁴⁸ Bei einer solchen voll automatisierten Erstellung einer Textversion in XML werden digitale Ablichtungen der Printausgabe – im vorliegenden Fall Scans aus dem Langzeitarchivierungsprojekt Archive.org –³⁴⁹ zunächst nach Layoutrastern aufgeteilt und anschließend werden die bedruckten Bereiche des Buchsatzspiegels lokalisiert. In diesem Satzspiegel wird dann das Muster der Schrifteinheiten mit wiederkehrend denselben Informationen herausgearbeitet, im vorliegenden Fall die Pagina und der lebende Kolumnentitel, die Briefnummern und Adressaten, der Fließtext der Briefe, der *apparatus locorum* und *apparatus criticus*, samt Auflistung der konsultierten Handschriften etc.³⁵⁰ Anhand dieses Schemas können dann die verschiedenen Informationseinheiten je einer Kategorie zugewiesen und mit den betreffenden EpiDoc-TEI-XML *mark-*

347 Vgl. zu dieser Einschätzung auch Rebenich, dem zufolge die Ausgabe in der *Collection Budé* den kritischen Ansprüchen nur ungenügend entspricht, Rebenich (1999) 76. Die Texte der *PL* weisen grundsätzlich die bekannten Mängel auf, die insbesondere dem Ansinnen geschuldet sind, die gesamte lateinische Literatur in einer kostengünstigen Ausgabe herauszugeben.

348 Diese EpiDoc-TEI-XML Version ist im Repository des *Open Greek and Latin Projects* erreichbar: <https://github.com/OpenGreekAndLatin/csel-dev/tree/master/Volumes>, für weitere Informationen zur Erstellung vgl. auch die Projektseite <http://opengreekandlatin.github.io/csel-dev/>.

349 <https://archive.org/>, für den dritten Band der Briefe (*CSEL* 56) vgl. beispielsweise den fraglichen Scan unter <https://archive.org/details/CSEL56>.

350 Vgl. für die einzelnen Informationseinheiten einer *CSEL*-Seite auch die beispielhafte Ablichtung einer Seite in Abb. 4.

ups annotiert werden.³⁵¹ Dadurch sind sowohl die das Textkorpus binnenorganisierenden Meta-Kategorien wie auch ihr jeweiliger Inhalt direkt adressierbar und stehen somit einer gezielten Abfrage zur Verfügung. Zusätzlich wurden auch alle weiteren Merkmale des gedruckten Texts wie Zeilenumbrüche (*line break*, *lb*), Abschnitte (*textpart: section*), Paragraphen (*textpart: chapter*), Briefeinheiten (*textpart: letter*) und Seitenumbrüche (*page break*, *pb*) mit den zugehörigen *mark-ups* im TEI-XML vermerkt (vgl. Abb. 3):

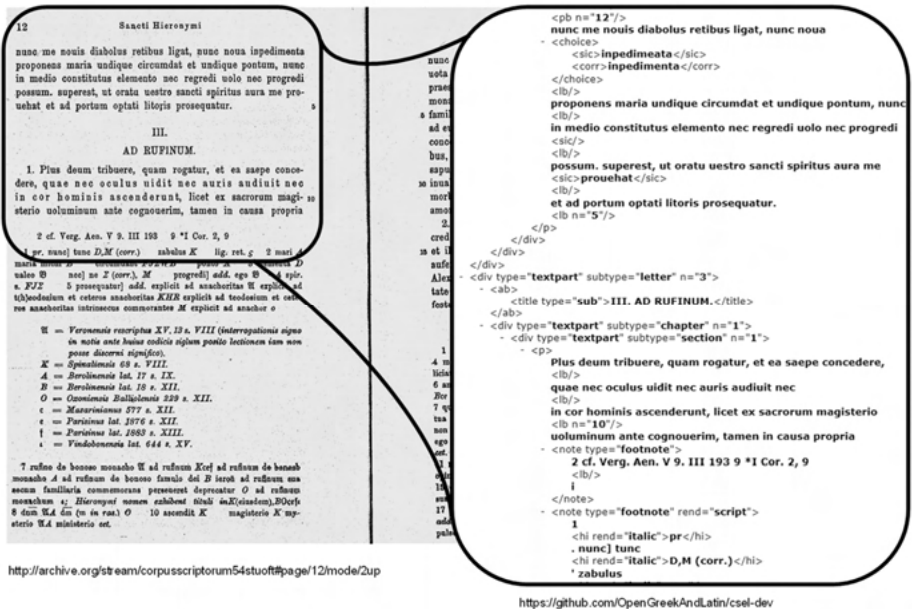


Abb. 3: Vom Scan (links) zur TEI-XML-Datei (rechts)

In einem nächsten Schritt werden alle TEI-tags, die Zeichen enthalten, innerhalb des XML einem *Optical Character Recognition* Prozess (OCR) unterzogen. Das heißt, dass innerhalb der Texteinheiten aus den schwarzen Druckmustern Zahlen- und Buchstabenkonturen gewonnen werden, die anschließend durch das Definieren von weißem Zwischenraum als Leerzeichen zu Wörtern gruppiert werden.³⁵²

351 Für handschriftliche Texte wie Manuskripte ist dieser Prozess ungleich schwieriger, insbesondere, wenn Glossierungen wie in Abb. 1 in Kap. 2.1 gesehen hinzukommen.

352 Für weiterführende Informationen zur Scan- und OCR-Technik gerade für historische Sprachen vgl. Piotrowski (2012) 28–48, für eine Diskussion der Digitalisierung kritischer Editionen im Speziellen vgl. ebd. 34–38.

Im vorliegenden Fall wurden diese Worteinheiten dann zusätzlich mit einem lateinischen Wörterbuch und spezifisch lateinischen Flexionsregeln automatisiert abgeglichen (*Intelligent Character Recognition*, ICR). Auf diese Weise können falscherkannte Buchstaben oder unvollständige Wortformen identifiziert und mögliche Korrekturen automatisiert vorgeschlagen werden. Diese Vorschläge des automatischen Korrekturprozesses sind im TEI-XML Dokument zu erkennen, vgl. beispielsweise die *tags* `<sic> ... </sic>` und `<cor> ... </cor>` im obigen Beispiel der Abb. 3 (TEI-XML Zeilennr. 4 und 5): Wie der TEI-*tag* `<sic>inpedimeata</sic>` bezeugt, wurde zwar im Laufe des OCR-Prozesses die Wortform *inpedimeata* erstellt, doch durch den ICR-Prozess wurde diese Wortform dann als der lateinischen Morphologie nicht entsprechend erkannt. Daher wurde in Form eines korrespondierenden *correction-tags* die Wortform *inpedimenta* als mögliche Korrektur des ICR-Prozesses vorgeschlagen: `<cor>inpedimenta</cor>`. Genau dies entspricht auch der an dieser Stelle korrekten Form.

Manuelle Korrekturdurchgänge

Wie das angeführte Beispiel bereits zeigt, sind derart voll automatisiert erstellte XML-Dokumente hinsichtlich der automatisch erfolgten Texterkennung und der Auszeichnung in TEI-XML häufig fehlerbehaftet, so auch im vorliegenden Fall der Briefe des Hieronymus im Rahmen des *Open Greek and Latin Projects*. Daher müssen die zunächst nur automatisch korrigierten TEI-XML Versionen der Hieronymusbriefe manuell gegengelesen und, wo nötig, korrigiert werden.³⁵³

Die vorgenommenen manuellen Korrekturen betreffen dabei die drei Ebenen des Druckbildes, der Zeichenerkennung sowie der Datenstruktur:³⁵⁴ Bei den Fehlern auf der ersten Ebene des Druckbilds handelt es sich beispielsweise um drucktechnisch bedingte, schwarze Tintensprengsel, die durch den OCR-Prozess fälschlicherweise als Satzzeichen erkannt und als solche in den digitalen Text integriert wurden. Diese irrtümlichen Satzzeichen können dabei nicht nur einzelne Wörter durchschneiden beziehungsweise unterbrechen und dadurch die Qualität des Textes deutlich mindern, sondern haben auch unmittelbar Einfluss auf die anvisierte Zitatuntersuchung,

³⁵³ Vgl. für diese Vorgehensweise auch folgende Einschätzung zu automatischen Digitalisierungsprozessen historischer Sprachen: „OCR results always contain errors. Technical measures can help to improve OCR accuracy and correct some errors, but – depending on a project’s requirements – one may conclude that, in the end, manual correction of the OCR output is required.“, Piotrowski (2012) 43; vgl. für typische OCR-Fehler auch Jockers und Underwood (2016) 300.

³⁵⁴ Insgesamt wurden ca. 1.230 manuelle Korrekturen pro *CSEL*-Band vorgenommen, dies entspricht auf alle drei *CSEL*-Bände gesehen insgesamt gut 3.500 Eingriffen. Die eigenständig vorgenommenen Veränderungen systematisch-automatisierter Art (fortlaufende Nummerierung der Absätze und Paragraphen) sind hierbei nicht einbezogen.

da die Satzzeichen im Analyseprozess als Markierungssignale für die Erstellung der Untersuchungseinheiten herangezogen werden sollen.³⁵⁵

Eine weitere wiederkehrende Komplikation entspringt aus dem Schriftbild, denn die CSEL-Ausgabe hebt die wörtlichen, unveränderten Zitate in Form von Sperrdruck graphisch besonders hervor. Doch gerade diese besondere Druckweise ist (trotz meist souveräner automatischer Texterkennung) in zwei Ausprägungsformen fehleranfällig: In manchen Fällen wird ein vereinzelt Leerzeichen zwischen Buchstaben eines Wortes im Sperrdruck eingefügt, sodass aus vormals einem Wort zwei Wörter entstehen. In anderen Fällen werden wiederum die Leerzeichen zwischen Wörtern im Sperrdruck konsequent ausgelassen, sodass in der Folge aus mehreren Einzelwörtern eine zusammenhängende Wortschlange entsteht. Auch diese Fehlerkennungen müssen stellenweise manuell behoben werden.

Die zweite Korrekturebene betrifft die Zeichenerkennung. Die häufigsten Fehler dieser Ebene resultieren aus falsch erkannten Buchstaben, Zahlen und Sonderzeichen. Eine zentrale Quelle fehlerhafter Buchstabenerkennung ist beispielsweise die Verwechslung von *u* und *n* (wie etwa in *uua somnia* statt *uan somnia*), von *m* statt *in* (wie etwa in *mfelix* statt *infelix*) oder von I (Minuskel von L) und 1 (Zahl eins) statt I (Majuskel von i, wie etwa in *iohannes* statt *iohannes*). In anderen Fällen fehlerhafter Buchstabenerkennung wie in der Junktur *mulierem <sic>Komanarum</sic>* (i. e. *Romanarum*) erkennt ein an lateinischen Texten geschultes Auge umgehend das eigentlich gemeinte Zielwort.³⁵⁶ Zusätzlich gestalten sich sämtliche Nummerierungen der Briefe, der Paragraphen und der Absätze problematisch, insbesondere hinsichtlich der richtigen Erkennung der Ziffern 3 und 8. Denn durch die Druckqualität und die in der Printausgabe gewählte Schriftart kann es zwischen diesen beiden Zahlen schnell zu Verwechslungen kommen, ist doch ihre äußere Form sehr ähnlich. Des Weiteren werden teilweise auch Satzzeichen wie das Apostroph (oder auch Auslassungszeichen) in ein anderes Zeichen überführt, wie in folgendem Beispiel: *`semper1* statt *`semper*. Auch diese Fehler müssen manuell korrigiert werden.

Der dritte Korrekturblock betrifft die Datenstruktur: Denn auch wenn die Silbentrennungen der Printausgabe am Ende jeder Zeile in der TEI-XML Version meist fehlerlos zusammengeführt werden, geraten dabei dennoch die Zeilennummerierungen teilweise mitten in den Fließtext hinein. Eigentlich sind diese Zahlen jedoch im Satzspiegel räumlich leicht abgesetzt und sollten daher auch als gesonderte Informationseinheit in den relevanten TEI-XML-tag überführt werden. Selbiges gilt für die

³⁵⁵ Vgl. die näheren Ausführungen in Kap. 6.

³⁵⁶ Optimalerweise sollten diese Fehl-Erkennungen durch den oben genannten ICR-Prozess bereits adressiert worden sein. Für diesen Fall ergibt sich die oben angeführte Folge der *sic*- und *cor*-tags, die dann gezielt gebündelt und leicht nochmals manuell überprüft werden können. Doch in der Praxis ist die Erkennung der genannten Buchstabenverwechslungen im ICR-Prozess leider nicht immer der Fall, weswegen viele dieser fehlerhaften Buchstabenerkennungen erst im Leseprozess aufgefunden werden.

Erkennung von Absätzen und Briefnummerierungen. Auch diese sind überwiegend korrekt in das XML übertragen, dennoch ist auch im Falle dieser Nummerierungen die Datenstruktur teilweise zu korrigieren.

Grundsätzliche und sehr systematische Probleme treten bei der automatischen Erkennung griechischer Wörter auf, insbesondere die Akzente betreffend. Griechische Formulierungen und Einzelwörter werden daher gesondert korrigiert. Vereinzelt muss ferner auch die originale Drucksetzung der Printausgabe selbst verbessert werden, etwa im Falle dort bereits fehlerhaft eingefügter Leerzeichen,³⁵⁷ gedoppelter Absatzbezeichnungen oder vorhandener Schreibfehler (i. e. *iustitia*).³⁵⁸

Erstellung einer erschöpfenden und systematischen Referenzstellenauszeichnung

Da die Vorteile des unkomplizierten Datenaustausches eines XML-Formats erst bei vollständiger Regelmäßigkeit innerhalb des Dokuments zum Tragen kommen, wird ferner in der vorliegenden Textdigitalisierung für die Referenzstellenauszeichnung eine erschöpfende, alle Spezialfälle abdeckende Systematik etabliert. Nach dieser besteht jede Textstellenangabe aus der Kombination folgender Positionen: Jede Briefeinheit wird durch die Angabe des Briefes, des Paragraphen und des Absatzes eindeutig markiert. Hierdurch entsteht das regelmäßige Auszeichnungsmuster ‚Briefnummer.Paragraphnummer.Absatznummer‘, wie in folgendem Beispiel: Hier. *ep.* 72.3.3.

Um diese Systematik vollumfänglich durchzusetzen, werden die den Briefen teilweise vorangestellten *praefationes* und die in der Print-Vorlage nicht nummerierten Grußformeln erstmalig nummeriert. Ferner werden allen Briefen Paragraphen und Abschnittsebenen zugeteilt, auch wenn diese (meist aufgrund der Kürze des Briefes) in der Print-Vorlage nicht ausgezeichnet sind. Gerade anhand dieser, für die weitere Verarbeitung dringend nötigen Einfügungen wird deutlich, dass die so erstellte XML-Textversion nicht einfach nur ein digitales Duplikat der Printversion, sondern ein eigenständiges Surrogat des Korpus darstellt.³⁵⁹

³⁵⁷ Z. B.: Hier. *ep.* 18A.8.3 *nunc vide mus per speculum in aenigmate*, um genanntes Rätselhafte aus dem 1. Cor. 13,12 nicht noch durch eine apostrophierte Maus zu potenzieren.

³⁵⁸ Diese nicht so seltenen Druckfehler der Hilberg-Ausgabe können mit dem inhaltsgleichen Referenztext etwa der *Collection Budé* gegengelesen und, wenn nötig, korrigiert werden. Der manuelle Korrekturprozess betrifft demnach nicht nur Fehler der Digitalisierung, sondern hat die gesamte Textgestalt im Blick und damit auch die (wohl unvermeidbaren) Fehler aus dem zuvor stattgefundenen Editierungsprozess der Printausgabe. Dass medienübergreifend sowohl der Digitalisierungs- als auch der Druckprozess nicht vor Fehlerhaftigkeit gefeit ist, wird anhand dieser Beispiele offensichtlich (vgl. hierzu auf Kap. 4.2.1).

³⁵⁹ Vgl. zu diesem Begriff auch Kap. 4.2.1.

Semi-manuelle Korrekturschritte

Die Veränderungen in der Datenstruktur können neben nur manuell zu behebenden Problemen teilweise auch automatisch vollzogen werden, etwa was die fortlaufende Nummerierung der Paragraphen innerhalb eines Briefes sowie der Absätze innerhalb eines Paragraphen betrifft. In dieser Hinsicht zeigt sich ein wesentlicher Vorteil des semi-manuellen Vorgehens, da die entstandenen Fehler des Digitalisierungsprozesses – wie in der obigen Darstellung der manuellen Korrekturen bereits mehrfach aufgezeigt – einer gewissen Regelmäßigkeit und Wiederholung unterliegen. Gerade diese wiederkehrenden Muster erleichtern das Auffinden potentiell fehlerbehafteter Textstellen enorm. Ferner kann aufgrund der Regelmäßigkeit dann wiederum eine Korrektur gezielt automatisch vorgenommen werden.

An dieser Stelle sei auch noch ein Wort zur lateinischen Orthographie hinzugefügt: Beim Arbeiten mit lateinischen Texten muss ganz generell mitbedacht werden, dass *die* eine lateinische Orthographie nicht existierte, weder in der klassischen und spätantiken Zeit noch in den patristischen Texten und mittelalterlichen Handschriften.³⁶⁰ Vielmehr existierten stets mehrere Schreibweisen parallel. Teilweise entscheiden sich daher erst die (modernen) Editoren für eine bestimmte Schreibweise und normalisieren so die verschiedenen Textvarianten. Im Gegensatz zum menschlichen Leseprozess, bei dem dies unerlässlich mit enormer Flexibilität mitbedacht wird, muss bei der automatischen Verarbeitung solch orthographisch variantenreicher Texte diese Charakteristik explizit berücksichtigt werden. Geschieht dies nicht, so können Zitate schlicht aufgrund der verschiedenen Schreibweisen nicht detektiert werden, da es in der computerbasierten Textverarbeitung zu Nichtfunden kommt. Um die Eintrittshäufigkeit genau dieses Falls zu minimieren, wird der digitale Text der hieronymianischen Briefe in die vokalische Schreibweise normiert, das heißt, *v* wird zu *u* und *j* wird zu *i* normalisiert.

EpiDoc-TEI-XML gemäß den FAIR Data Kriterien

Die wie oben beschrieben korrigierten und verbesserten TEI-XML-Textversionen der hieronymianischen Briefe des *CSEL* stehen über die Universität Leipzig und das GitHub Repository des *Open Greek and Latin Projects* allen Forschenden zur Verfügung. Zur Wahrung der Transparenz sind im dokumenteigenen TEI-Header die

360 So konstatiert etwa gar der Rhetoriklehrer Quintilian, er ziehe es vor, so zu schreiben wie man spricht – ein Faktum, das natürlich in hohem Grade zeitabhängig ist: *ego, nisi quod consuetudo optinuerit, sic scribendum quidque iudico, quomodo sonat. hic enim est usus litterarum, ut custodiant voces et velut depositum reddant legentibus.* (Quint. inst. 1,7,30–31).

vorliegend vorgenommenen Änderungen dokumentiert.³⁶¹ Damit entsprechen die Textdaten den Kriterien von FAIR Data,³⁶² denn:

- der *CSEL*-Datensatz hat einen eindeutigen und beständigen *Digital Object Identifier* (DOI), der die Daten zitierbar und auffindbar macht (Findable);³⁶³
- der Textdatensatz der Hieronymusbriefe und alle Metainformationen sind frei zugänglich, Text und Metadaten entsprechen den standardisierten TEI-EpiDoc Richtlinien (Accessible);
- das weitverbreitete XML-Format ermöglicht und vereinfacht den Inhaltsaustausch auch zwischen verschiedenen Formaten (Interoperable);
- der korrigierte Datensatz samt aller Metadaten kann zur weiteren Verwendung heruntergeladen werden, die Auszeichnungen der Metadaten entsprechen den Richtlinien der TEI-EpiDoc Guidelines und die Entstehung des digitalisierten Textes ist akkurat dokumentiert (Reusable).

Hiermit ist dem *open access* Gedanken der *Digital Humanities* und der damit verbundenen Idee der wissenschaftlichen kollaborativen Arbeitsweise Rechnung getragen.

Trotz der mehrfachen Korrekturdurchgänge mit voll automatisierten, manuellen und semi-manuellen Methoden ist die vorliegend verwendete Textversion nicht gänzlich fehlerfrei. Die Arbeit mit solchen digitalen Korpora ist im Bereich digitaler Geisteswissenschaft zumindest in der aktuellen (Früh-)Phase jedoch verantwortbar, da der ansonsten enorm zeit- und ressourcen-intensive Vorbereitungsaufwand hinsichtlich der zunächst ja auch noch zu erprobenden neuen Analysemethoden nicht zielführend wäre. Ein erstes Ausloten der Methoden und eine Weiterentwicklung derselben würde in diesen Fällen nur sehr erschwert stattfinden können.³⁶⁴

Inkorporierung in *Tesserae*

Im Anschluss an die bloße Digitalisierung des hieronymianischen Briefkorpus wird das TEI-XML nochmals weiterbearbeitet, denn das vollständige Korpus der Briefe des Hieronymus soll in das Analysekorpus von *Tesserae* integriert werden und die unvollständige Edition von Wright substituieren.³⁶⁵

361 Die manuell korrigierten, digitalen Versionen der drei *CSEL*-Bände können unter folgendem Link auf der GitHub-Projektseite im Unterordner ‚UniKonstanz‘ eingesehen werden: <https://github.com/OpenGreekAndLatin/csel-dev/tree/master/Volumes>, vgl. ferner Greta Franzini et al. (2017).

362 Vgl. Wilkinson et al. (2016) sowie ausführlicher Kap. 4.2.1.4.

363 Dieser lautet: DOI 10.5281/ZENODO.854349.

364 Zudem gibt es Hinweise darauf, dass digitale Methoden aufgrund ihres Fokus auf generelle Tendenzen relativ robust gegenüber (leicht) verderbten Textdaten sind, vgl. für diesen Befund etwa Eder (2013) generell und für die Simulation der Auswirkungen schlechter OCR-Qualität in lateinischen Prosatexten im Speziellen ebd. 610. Dies trifft freilich eher auf Ansätze zu, die *bag of words*-Prinzipien verfolgen, vgl. zu dieser Einschätzung Jockers und Underwood (2016) 300.

365 Vgl. Wright (1933) sowie Kap. 4.3.1, insb. Anm. 318.

Um in das Korpus von *Tesserae* integriert werden zu können, müssen die eingespeisten Texte jedoch nicht in TEI-XML, sondern in *plain text files* vorliegen. Zudem muss eine standardisierte Deklaration der einzelnen Textstellen gemäß eines *Tesserae* kompatiblen Schemas erstellt werden. Daher wird also aus den korrigierten und verbesserten XML-files der reine lateinische Briefftext unter Entfernung aller überflüssigen Informationen wie beispielsweise der Paginierung oder des kritischen Apparates in ein *plain text* Format migriert. Lediglich die Referenzstellenangaben bestehend aus der Briefnummer sowie der Paragraphen- und der Absatznummerierung sind aufgrund der *Tesserae* Formatvorgaben zentral und müssen daher zum jeweiligen Briefftextabschnitt hinzugefügt werden.

Diese Schritte der gezielten Informationsextraktion aus dem TEI-XML und der Zusammenstellung nach dem *Tesserae*-Schema erfolgt mittels der XML-Abfragesprache XQuery. Die Sprache XQuery erlaubt es mittels Xpath-Ausdrücken ganz gezielt die annotierten Informationen eines XML-Dokuments zu extrahieren und in eine gewünschte Zielstruktur zu überführen. So können beispielsweise die gefragten Metadaten wie die Brief-, die Paragraphen- und die Absatznummer in Kombination mit dem jeweils dazugehörigen lateinischen Briefftext durch die gezielte Ansprache der jeweiligen *mark-ups* automatisiert mit einem XQuery-Skript zusammengeführt und in ein Textdokument gespeichert werden.³⁶⁶ In diesem *plain text* folgt dann auf die formalen Vorgaben der exakten Referenzangabe nach dem Schema <jer. ep. 72.3.3> der lateinische Briefftext, wie folgender Beispielauszug zeigt:

```
<jer. ep. 72.3.3>ex quo perspicuum est homines a parua aetate libidini
deditos inmatura eorum sobole demonstrari, quod etiam eo tempore
peccare coeperint, quo natura non patitur.
```

Die auf diese Weise erstellte lateinische Textversion der hieronymianischen Briefe ist in das Analysekorpus von *Tesserae* integriert und steht dort nun für jegliche Analysen bereit.

³⁶⁶ Die Konversion der Textdaten von XML in *plain text* erfolgt in der Programmumgebung BaseX, einer *open source* Software, die für XML-Unerfahrene eine benutzerfreundliche graphische Oberfläche mit einer Unterstützung zur Erstellung von XML-Abfragen bereitstellt, vgl. <http://basex.org/>.

6 Der Untersuchungsaufbau

Der im Folgenden skizzierte Untersuchungsaufbau beleuchtet die einzelnen Verfahrensschritte der Zitatanalyse, in der hermeneutisch-traditionelle und computergestützte Verfahren kombiniert werden. Die Grundstruktur der Textanalyse besteht aus einem breit angelegten automatischen Textvergleich zweier digitalisierter Texte A und B. Auf diesen folgt dann die Eingrenzung der gewonnenen Ergebnismenge durch weitere Filterprozesse, sodass final die inhaltlich bedeutungstragenden und interessanten Funde hermeneutisch analysiert und interpretiert werden können (vgl. Abb. 4).³⁶⁷

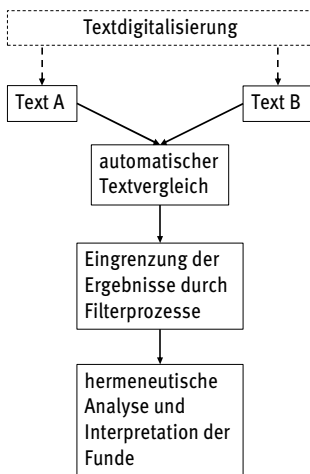


Abb. 4: Grundstruktur des Untersuchungsaufbaus

Dieses Grundschema beschreibt den Untersuchungsaufbau als eine Abfolge konsekutiver Abschnitte und verweist damit darauf, dass dem Analyseprozess prinzipiell eine chronologische Dimension zugrunde liegt. Ferner impliziert das Schema, dass der Verlauf der computergestützten Textanalyse in einzelne, aufeinander aufbauende Teilschritte unterteilt werden kann. Diese einzelnen Teilschritte können auf den

367 Mit den Epitheta ‚inhaltlich bedeutungstragend‘ und ‚hermeneutisch interessant‘ werden im Folgenden Funde bezeichnet, die in methodisch vergleichbaren Untersuchungen der computerbasierten Intertextualitätsforschung als ‚bedeutungstragend‘ oder ‚Sinn produzierend‘ bezeichnet werden, vgl. Coffee et al. (2012), Coffee et al. (2013) sowie Forstall et al. (2015), vgl. zu diesen Begrifflichkeiten auch eingehender unten Kap. 6.1.2 und dortige Anm. 390.

Strukturebenen einmal des übergeordneten Verlaufsplanes (Kap. 6.1), dann der Erstellung des Filterprozesses (Kap. 6.2) und schließlich des zugrunde liegenden Algorithmus (Kap. 6.3) verortet werden. Um den Weg der Textanalyse und damit der Ergebnisgewinnung möglichst transparent und gleichzeitig effizient darzulegen, werden im Folgenden alle Teilschritte des Untersuchungsaufbaus entlang dieser drei genannten Strukturebenen erläutert.

Zuvor sei darauf hingewiesen, dass die Entwicklung der Analysestruktur keinesfalls so teleologisch verläuft, wie es die folgenden Ausführungen suggerieren. Da die methodische Vorgehensweise der automatisierten Zitatanalyse in der antikebezogenen Literaturwissenschaft grundsätzlich noch eher neu ist, bedarf es zunächst vieler Vorarbeiten, um die jeweiligen Potentiale und Grenzen der einzelnen methodischen Umsetzungsmöglichkeiten auszuloten. Gerade diese Facette der grundsätzlichen methodischen Orientierung unterstreicht den experimentellen Charakter der vorliegenden Untersuchung. So ist beispielsweise der explorative Prozess der Findung sinnvoller Kriterien zur Filterung der Ergebnisse, zur Erstellung geeigneter digitaler Arbeitsumgebungen und Werkzeuge wie auch die konkrete Umsetzung selbst geprägt von ständigem Scheitern: Denn Programme liefern nicht genau die Ergebnisse, die für die Weiterverarbeitung nötig sind, oder Kriterien stellen sich als nur sehr schwer operationalisierbar heraus oder als nicht hilfreich beziehungsweise zu wenig zielgerichtet, Arbeitsumgebungen stoßen mit größeren Textmengen an ihre Grenzen und Arbeitsabläufe werden zu langwierig und dadurch fehleranfällig.

Mit diesem kontinuierlichen Scheitern muss auf zwei Arten umgegangen werden. Zum einen kann ein Scheitern den vollständigen Abbruch des Prozesses erzwingen, sodass wie aus einer Sackgasse der Rückzug aus der konkreten Versuchsanordnung vorgenommen und ein gänzlich neuer Anfang unternommen werden muss. Zum anderen kann ein Scheitern aber auch produktiv umgewandelt werden, indem etwa mehrere Varianten ausprobiert und nicht funktionierende ausgeschlossen werden, sodass am Ende eine tragfähige Lösung gefunden ist.

Methodische Orientierungsversuche, die in einer Sackgasse münden, sind nicht im Haupttext selbst, sondern jeweils an passender Stelle in Form von Anmerkungen aufgeführt. Mit dieser dokumentarischen Vorgehensweise soll dem experimentellen Charakter der Arbeit Ausdruck verliehen und gleichzeitig der allmähliche Entstehungsprozess des Forschungsdesigns transparent gemacht werden.³⁶⁸ Gescheiterte Versuche, die demgegenüber erklärenden Charakter für die letztlich getroffenen Entscheidungen haben, sind im Haupttext kurz erwähnt, da sie mittelbar für das Zustandekommen des finalen Untersuchungsablaufes relevant sind.

Zudem sei darauf hingewiesen, dass das Methodenexperiment und die kritische Reflexion desselben zentrale und unverzichtbarer Bestandteil der Untersuchung

³⁶⁸ Im Übrigen stellen diese gescheiterten Versuche ein (Null-)Ergebnis dar und sind insofern bereits von informativem Gehalt.

sind, denen in dieser Studie relativ breiter Raum gegeben wird. Denn bevor in einer Studie mit experimentellem Charakter eine umfassende Vergleichsanalyse des Gesamtœuvres eines Autors mit mehreren Prätexten erfolgen kann, muss nicht nur das *mixed methods*-Verfahren selbst validiert, sondern auch Rechenschaft über die Prozesse der computerbasierten Textanalyseverfahren wie auch über die notwendigen Vorarbeiten abgelegt werden. Nur so kann ein unsauberes *black box* Verfahren vermieden werden.³⁶⁹ Mit der vorliegenden Wahl der Briefe des Hieronymus und der *Aeneis* liegt daher eine sehr bewusste Einschränkung für ein möglichst optimales Probesetting vor, da zum einen in den Briefen des Hieronymus gemäß der bisherigen Forschungsliteratur viele Zitate zu erwarten sind, die gattungsbedingt wenig explizit markiert und daher für eine traditionell-manuelle Herangehensweise ungleich schwerer zu detektieren sind, und zum anderen die *Aeneis* ein Schlüsselwerk der lateinisch-römischen Literatur darstellt.³⁷⁰ Ferner bieten gerade solch mittelgroße Untersuchungskorpora aufgrund ihrer noch manuell zugänglichen Größe eine enorme Chance, im Bereich digitaler Intertextualitätsforschung methodische Grundlagenforschung zu betreiben.³⁷¹

6.1 Erste Ebene: Der Analyseverlauf

Die computergestützte Textanalyse kombiniert verschiedene literaturwissenschaftliche Methodenansätze, indem sie mit nicht-digitalen, traditionell-manuellen Vorgehensweisen beginnend zu digitalen Vorgehensweisen und wieder zurück zu traditionell-manuellen Verfahren wechselt. Die verschiedenen Phasen sind im

369 Trotz der großen Anzahl der in Kap. 4 nur in Auswahl referierten Programme, hat die digitale Intertextualitätsforschung in den *Digital Classics* bis heute noch experimentellen Charakter. Denn es mangelt nicht nur an verlässlichen Textgrundlagen in Form hochwertiger digitaler Texte, sondern schlicht auch an Ergebnissen methodischer Grundlagenforschung in Form eines erprobten und geschärften Methodenrepertoires sowie an intersubjektiv vereinbarten Normen und Maßstäben. Gerade diese können für computerbasierte Ergebnisse durch das Gegenprüfen mit hermeneutischen Erkenntnissen erlangt werden, vgl. Hodel (2013), der mit diesen Argumenten gegen Großprojekte und für kleinere Korpora argumentiert, ebd. insb. 114–115.

370 Die Auswahl der *Aeneis* erfolgte auch auf der Überlegung, dass dieses Epos bereits vergleichsweise gut erforscht ist. Gerade dieser Punkt ist beim Betreten methodischen Neulands besonders wichtig, da nur eine valide und umfassende Forschungsbasis das Schärfen eines neuen Analyseinstruments ermöglicht; vgl. für eine vergleichbare Vorgehensweise auch Coffee et al. (2012) 387, die genau dieses Prozedere für das erste Buch von Lucans *Pharsalia* und die gesamte *Aeneis* angewendet haben.

371 Denn aufgrund ihrer Größe können kleinere und mittelgroße Korpora im Gegensatz zu Großkorpora adäquat für die anvisierte Fragestellung ausgewählt, sorgfältig kuratiert und mit einem passgenauen Methodenansatz analysiert werden, zu den Vorteilen mittelgroßer Korpora hinsichtlich einer Kombination manuell-hermeneutischer und computerbasiert-statistischer Methoden vgl. auch Schöch (2013) 4 und Weitin et al. (2016) 115.

Verlaufsplan (vgl. Abb. 5) als ineinander gefügte Rahmenebenen dargestellt. Der in vertikaler Richtung verlaufende Analyseweg veranschaulicht das Ineinandergreifen digitaler und traditionell-manueller Vorgehensweisen, indem er durch diese Rahmenebenen der traditionell-manuellen und digitalen Methoden hindurchführt:

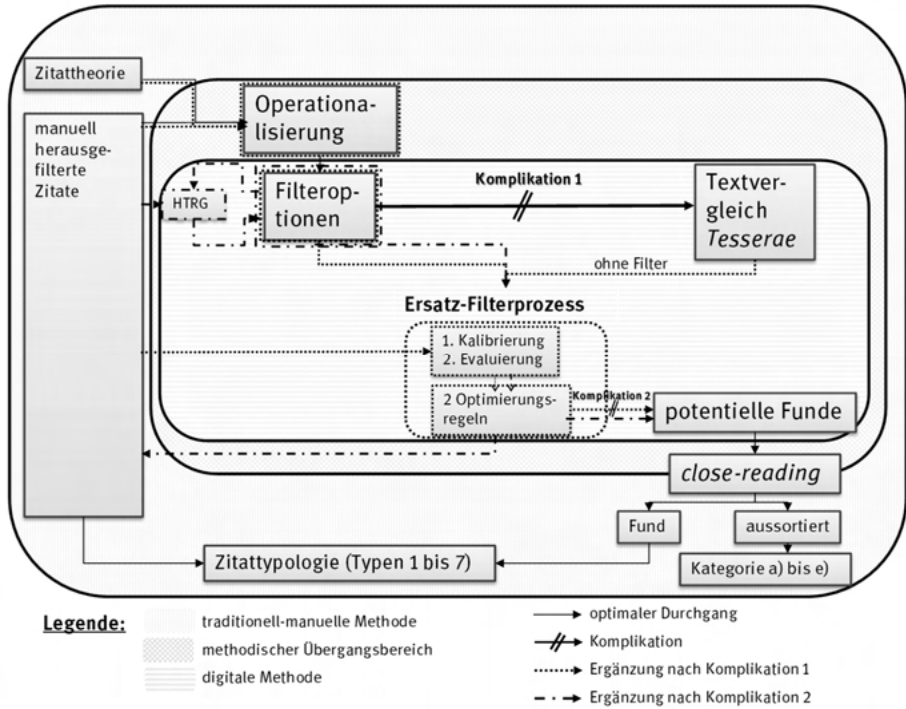


Abb. 5: Verlaufsplan der computergestützten Textanalyse

Die ineinander gefügten Rahmenebenen bilden im Einzelnen folgende Analyseetappen traditionell-manueller und digitaler Methoden ab: Im äußeren gepunkteten Rahmen sind die Zitat- bzw. Intertextualitätstheorie und die bereits bekannten Funde lokalisiert, die auf traditionelle nicht-digitale Weise gewonnen wurden. Innerhalb des karierten Rahmens ist die Operationalisierungsphase situiert, die sich damit im Übergang von manuellen zu digitalen Vorgehensweisen befindet.³⁷² In dieser Operationalisierungsphase werden von den Konzepten der Zitat- und Intertextualitätstheorie sowie den bereits bekannten Funden mögliche Filterkriterien abgeleitet und in Code

³⁷² Die liminale Position der Operationalisierungsphase scheint auch in folgender Beschreibung dieser Analysephase durch: „Eine Fragestellung zu operationalisieren heißt, eine Brücke zu bauen von einem Konzept zu einem Messvorgang.“, Weitin et al. (2016) 111.

übertragen. Filterkriterien sind Regeln, die versuchen, die Charakteristik von Text-Text-Beziehungen an spezifischen, suchbaren Merkmalen zu fassen. Innerhalb des gestrichelten Rahmens befinden sich schließlich die digitale Textanalyse mittels des *Tesserae*-Projektes und des eigenen Algorithmus des Filterprozesses sowie die Funde dieser digitalen Zitatanalyse. Die sich anschließende *close reading* Phase ist wiederum auf die Grenze des Übergangs von digitaler Analyse zu nicht-digitalen Vorgehensweisen gesetzt, da in dieser Phase zwar traditionell-hermeneutische Verfahren zum Einsatz kommen, jedoch zur Einordnung auch stets auf elektronische Korpus-Datenbanken zurückgegriffen wird. Die Typologisierung der neuen, computergestützten Funde erfolgt schließlich wieder mit hermeneutischen Mitteln (vgl. Kap. 7). An dieser methodischen Verzahnung von manuellen und computerbasierten Herangehensweisen wird der verfolgte Grundgedanke eines *mixed methods*-Ansatzes deutlich.³⁷³


6.1.1 Die Bedingungen eines gelingenden Analyseverlaufs

Gemäß dem Verlaufsplan sieht ein idealer Analysedurchgang wie folgt aus (vgl. die Abfolge der Analyseschritte in Abb. 5): Die ‚Operationalisierung‘ des verwendeten Intertextualitätsbegriffs erfolgt auf Grundlage der ‚Zitattheorie‘ und der bereits vorhandenen Quellensammlung ‚manuell herausgefilterter Zitate‘. Hieraus werden konkrete ‚Filteroptionen‘ leseempirisch abgeleitet, die dann im digitalen ‚Textvergleich‘ mit den von *Tesserae* angebotenen Analysemöglichkeiten angewendet werden. Die auf diese Weise erlangten Ergebnisse – zunächst noch in Form ‚potentieller Funde‘ – werden in einem anschließenden ‚*close reading*‘ näher untersucht und analysiert, sodass schließlich eindeutige Text-Text-Beziehungen als finale Funde deklariert und mit einer ‚Zitattypologie‘ kategorisiert und interpretiert werden können.

Für den computergestützten Analyseteil erweisen sich hierbei zwei Bedingungen als zentral: die Effizienz und die Effektivität. Denn zum einen soll der gesamte Ablauf in einem akzeptablen zeitlichen Rahmen erfolgen, da tage- oder sogar wochenlange Analyseprozesse einen der grundlegenden methodischen Vorteile computergestützter Herangehensweisen, die Geschwindigkeit, unterlaufen (Bedingung der Effizienz). Zum anderen soll die Menge der möglichen Zitate den für sie definierten Kriterien

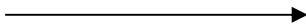
³⁷³ Zum hier vertretenen Verständnis eines solchen *mixed methods*-Ansatz vgl. Weitin et al. (2016) insb. 112ff: „Gerade traditionell rein verifikationsorientierte Hermeneutiker, die es gewohnt sind, für ihre Thesen Belege zu finden (und damit unweigerlich einem *confirmation bias* unterliegen, der nicht Passendes ausblendet), neigen dazu, zu beiden Seiten hin, ihre Ergebnisse zu überschätzen, insbesondere wenn die Visualisierung von Daten etwas zu ‚zeigen‘ scheint. Was nottut, ist also nicht die Ablösung qualitativer durch quantitative Forschung in der Literaturwissenschaft, sondern ein je an der konkreten Fragestellung orientierter *mixed methods*-Ansatz, der sich bewusst darüber ist, welche Verfahren aus beiden Bereichen er einsetzt. Das klingt viel leichter, als es getan ist.“

entsprechen (Bedingung der Effektivität). Sind diese beiden Bedingungen erfüllt, liegt ein optimaler Analysedurchgang vor:

Textvergleich		Menge potentieller Funde
	gegeben: Effizienz ✓	
	gegeben: Effektivität ✓	

Die erste Bedingung der Effizienz kann durch geeignete Maßnahmen der Aufgabenreihung und der zeitsparenderen Codierung kontrolliert werden.³⁷⁴

Die zweite Bedingung der Effektivität stellt sich als eine nur schwer erfüllbare Bedingung heraus. Denn zum einen erzeugt die Anwendung der im Projekt *Tesserae* angebotenen Filteroptionen aufgrund der Nicht-Passung zwischen den Zielsetzungen der vorliegenden Untersuchung und der konkreten Funktionsweise des *Tesserae*-Projektes Schwierigkeiten (s. ‚Komplikation 1‘ in obiger Abb. 5).³⁷⁵ Ein nächster Versuch mit einem eigenen, an *Tesserae* nur mehr orientierten Filtersetting (gepunktete Linie in Abb. 5, ‚Ergänzung nach Komplikation 1‘) schlägt ebenfalls fehl, da die aufgestellten Optimierungsregeln des Kalibrierungsprozesses und das bis dahin verwendete Set an Filterkriterien nicht aufeinander passen (s. ‚Komplikation 2‘ in Abb. 5).³⁷⁶ In beiden Fällen ist zwar jeweils die Bedingung der Effizienz, nicht jedoch die der Effektivität erfüllt. Nach den aufgestellten Bedingungen liegt daher je ein fehlerhafter Durchgang vor:³⁷⁷

Textvergleich		Menge potentieller Funde
	gegeben: Effizienz ✓	
	gegeben: Effektivität ×	

Beide Fehlschläge zeigen, dass die Funktionsweise von *Tesserae* für die vorliegende Untersuchung nicht ausreichend passgenau ist. Daher ist eine bedarfsgerechte Anpassung nötig. Für diesen eigenständigen Optimierungsprozess (vgl. Kap. 6.2) ist zunächst die Erarbeitung eines Anforderungskataloges notwendig, um die Bedarfe an

³⁷⁴ Vgl. hierzu die Ausführungen zum Python-Code in Kap. 6.3.

³⁷⁵ Vgl. hierzu ausführlicher unten in Kap. 6.1.3.

³⁷⁶ Vgl. zu den aufgestellten Optimierungsregeln des Kalibrierungsprozesses ausführlicher unten Kap. 6.2.1 und zur Lösung der Komplikation mit den Filterkriterien dann insbesondere Kap. 6.2.2.3.

³⁷⁷ Aufgrund der zweifachen Komplikation veranschaulicht das Schema in Abb. 5 somit einen dreistufigen Verlauf der Erstellung des Analyseprozesses, nachzuvollziehen anhand des dreifachen Ansatzens des Analyseweges mit der ‚Ergänzung nach Komplikation 1‘, der ‚Ergänzung nach Komplikation 2‘ und dem letztlich Gelingen des Durchgangs.

die Zitatanalyse zu skizzieren (vgl. Kap. 6.1.3). Hierfür ist wiederum die folgende akkurate Analyse der Funktionsweise von *Tesseract* Voraussetzung.

6.1.2 Das *Tesseract*-Projekt – eine kritische Diskussion

Das Projekt *Tesseract* definiert Intertextualität als „the reuse of text where the reuse itself creates new meaning or has expressive effects, distinct from the unmarked reuse of language“.³⁷⁸ In dieser Projektdefinition wird die spezifisch altphilologische Färbung des Begriffes der Intertextualität wie auch des Zitatbegriffes bereits ersichtlich. Denn nach diesem Zitatverständnis ist die Hervorbringung entweder eines dritten Sinns in Form einer gänzlich neuen Bedeutung oder das Entstehen eines bedeutungsvollen Effektes durch den Bezug des Zieltextes auf den Quellentext zentral. Aufgrund der Spezialisierung des Projektes auf das Intertextualitätsphänomen in griechisch-römischer Literatur orientiert sich der Analyseansatz der Programmstruktur dann auch an den disziplinen eigenen Versuchen der Identifikation sogenannter *loci similes*. Mit dem Konzept der *loci similes* sind textuelle Parallelen adressiert, die aus mindestens zwei geteilten Wörtern innerhalb einer Textpassage bestehen.³⁷⁹ Dies ist freilich nur eine und eine eher einfachere Form der Text-Text-Beziehung. Denn über folgende Negativdefinition wird verdeutlicht, welche Textparallelen mit diesem Programm nicht vorrangig adressiert werden können: Text-Text-Beziehungen, die keinerlei lexikalische Ähnlichkeit aufweisen sowie textuelle Parallelen, die durch den Rhythmus, verhandelte Themen und verwendete Motive entstehen oder in größeren Werkstrukturen liegen. Diese Allusionen können mit *Tesseract* nicht oder nur eingeschränkt detektiert werden.

Gemäß der genannten Zitatbestimmung sucht *Tesseract* nun als Grundeinstellung nach mindestens zwei geteilten Wörtern innerhalb einer Textpassage. Die Ebene, auf der die Wörter übereinstimmen, kann in der *Tesseract*-Suche variiert werden: Sie kann sich einerseits auf identische Buchstabensequenzen, also exakt identische Wortformen, beziehen (e. g. *uenit* bildet mit *uenit* eine textuelle Parallele) und andererseits auch auf gemeinsame Lemmata im Wörterbuch (*types*), sodass die Funde unabhängig von der je aktualisierten Flexionsform (*token*) sind (e. g. *uenit* bildet mit *ueneris* eine Parallele). In Fall der lemmabasierten Zitatanalyse erfolgt vor dem Textvergleich eine morphologische Analyse aller Wörter der beiden verglichenen Texte. *Tesseract* verwendet hierfür den *Archimedes Morphology Service*.³⁸⁰ Doch dieser Lemmati-

378 Forstall et al. (2015) 503; vgl. zum *Tesseract*-Projekt auch die einführenden Bemerkungen in Kap. 4.2.2.3.

379 Vgl. für diese Definition Coffee et al. (2012) 386.

380 Vgl. Coffee et al. (2012) 387 Anm. 16.

sierungsvorgang erfolgt „unsupervised“³⁸¹, das heißt, er findet automatisch und ohne die Möglichkeit zu manuellen Korrekturen und Eingriffen statt. Eine solche Lemmatisierung ist die notwendige Voraussetzung um dann auch weiterführend nach Parallelen basierend auf Synonymen und semantisch ähnlichen Wörtern zu suchen. Ferner existiert auch eine Analysefunktion, die klangliche Ähnlichkeiten zwischen den Texten untersucht.³⁸²

Alle bisher genannten Kriterien zeigen, dass die Wortreihenfolge und damit verbunden die Syntax bei der Operationalisierung von Intertextualität im *Tesserae*-Projekt keine Rolle spielen.³⁸³

Neben dieser ersten Funktionsebene der Wörter kann auch noch die Ebene der Texteinheit, innerhalb derer die Parallelität entstehen darf, an die Bedürfnisse der Untersuchung angepasst werden. So ist es möglich, entweder nach Verseinheiten oder nach Satzeinheiten zu segmentieren. Die Zerlegung des Textes nach Versen ist lediglich für die Zitatanalyse innerhalb der Dichtung möglich. Sobald ein Prosatext in den Textvergleich miteinbezogen wird, werden automatisch und für beide Texte die Satzzeichen der digitalisierten Edition (i. e. Punkt, Doppelpunkt und Semikolon) als Segmentationsmarker verwendet.³⁸⁴ Im Falle des vorliegend angestrebten Text-

381 Forstall et al. (2015) 513 Anm. 5. Aufgrund der Unüberwachtheit des Lemmatisierungsprozesses wird in der Zitatanalyse im Falle ambiger Morphologie stets für alle infrage kommenden Lemmata ein Textvergleich vorgenommen, wodurch die potentielle Ergebnismenge rapide ansteigt.

382 Bei der Suche nach semantisch ähnlichen Textpassagen werden die lateinischen Lemmata auf die Einträge ihres englischen Pendanten in einem englischsprachigen Wörterbuch zurückgebunden und die ausgewählten Texte auf Basis dieser englischen Lemmata-Einträge einschließlich der darin enthaltenen Informationen zu Synonymen abgeglichen. Die Klangähnlichkeit hingegen wird über das Vorhandensein von mindestens drei identischen und aufeinander folgenden Buchstaben festgestellt, vgl. die Angaben zum Thema ‚Feature‘ auf der Hilfeseite des Projektes.

383 Dies ist umso mehr begründet, da Untersuchungen feststellen konnten, dass das Lateinische aufgrund des großen Flektionsreichtums eine hohe Variabilität in der Wortreihenfolge aufweist und sich beispielsweise gerade Vergil und Hieronymus’ Vulgata hinsichtlich dieser Reihenfolge grundlegend unterscheiden, vgl. zu diesen Ergebnissen Bamman und Crane (2006) 68–75 (Vergil: variabler; Vulgata: strenger Subject-Verb-Object; zum Vergleich: Caesar eher SOV und Cicero eher OSV). Für die These der ‚Sondersprache‘ des christlichen Latein, nach der sich christliche Autoren gegenüber nicht-christlichen Autoren hinsichtlich der Grammatik insbesondere im Bereich der Syntax systematisch unterscheiden, konnte bisher noch keine Evidenz geführt werden, vgl. Danckaert (2017) 86.

384 Vgl. Forstall et al. (2015) 504. In einer früheren Code-Version wurde demgegenüber eine Textpassage noch als sechs konsekutiv aufeinander folgende Wörter definiert, vgl. Coffee et al. (2013) 223. Gerade die Wahl der Satzzeichen als Trennungsmarker erweist sich in der vorliegend notwendig gewordenen Weiterverarbeitung der *Tesserae*-Ergebnisse als hinderlich: Zwar ist dieses Vorgehen verfahrenstechnisch einfach, doch ergeben sich daraus inhaltlich nicht immer sinnvolle Textabschnitte, an die sich Hieronymus (zu dessen Zeit es die modernen Einfügungen noch nicht gab und für den daher viel eher die Versstruktur und Metrik eine Rolle spielte) nicht immer hält. Daher ist in der quantitativen Auswertung der Methodenevaluation teilweise eine Korrektur der durch *Tesserae* gesetzten Zitatgrenzen nötig (vgl. hierzu auch Kap. 8).

vergleichs wird also jeder Satz der Briefe des Hieronymus einzeln mit jedem Satz der *Aeneis* nacheinander verglichen:

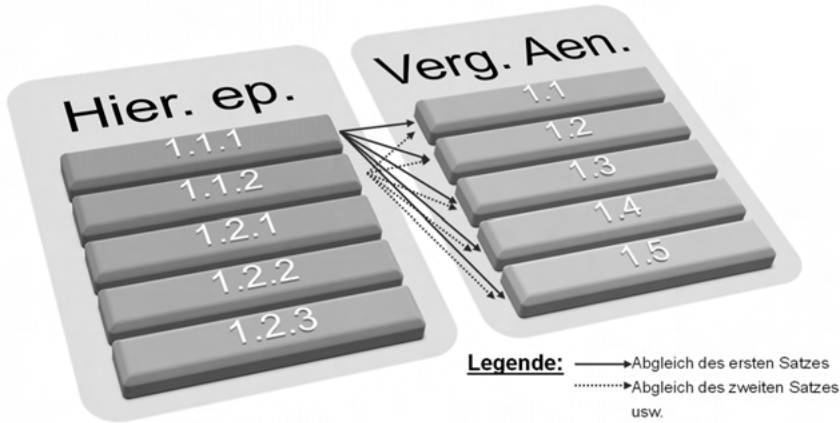


Abb. 6: Vereinfachte schematische Darstellung des Textvergleichs mit *Tesserae*

Durch diese Art des Textvergleichs entsteht eine sehr große Menge an potentiellen Ergebnissen. Sollte es nicht das Ziel des mit *Tesserae* umgesetzten Projektes sein, rein quantitativ-statistische Auswertungen zu erstellen,³⁸⁵ sondern sollte viel eher das Ziel verfolgt werden, die Menge potentieller Funde durch manuelle Überprüfung gegenzulesen, können noch weitere Filter zur sinnvollen Reduzierung dieser sehr umfassenden Ergebnismenge angewendet werden. Denn gerade im Fall der Kombination digitaler und traditionell-manueller Verfahren ist es erstrebenswert, möglichst viele der für Forschende interessanten und gleichzeitig möglichst wenige der uninteressanten Ergebnisse in der finalen Ergebnismenge zu erhalten.

Eine Möglichkeit diejenigen Ergebnisse zu adressieren, die für Forschende eher uninteressant sind, da in ihnen keine dritte Bedeutung erkennbar ist (etwa Ergebnisse nach dem Muster: Text A: *et ... in* || Text B: *et ... in*), ist das Ausschließen sogenannter Funktionswörter. Funktionswörter, auch Synsemantika genannt, sind hochfrequente, meist lediglich syntaktisch relevante Wörter wie beispielsweise *et*, *in* oder *ad*. Werden alle Wörter eines Textes in Form einer Liste absteigend nach ihrer Auftrenshäufigkeit sortiert, führen gerade diese Synsemantika die Liste an. Werden nun diese hochfrequenten Wörter aus der Zitatanalyse ausgenommen, werden sie auch

³⁸⁵ Für eine solche rein frequenzanalytische Auswertung der *Tesserae*-Ergebnisse vgl. Kap. 7.1.2.

als *stopwords* bezeichnet.³⁸⁶ In *Tesseract* können als ein weiteres Filterkriterium ebensolche Listen von *stopwords* appliziert werden. Mit dieser Filteroption ist es möglich, Ergebnisse auszuschließen, die auf Übereinstimmungen der häufigsten Wörter der Texte basieren. Dahinter steckt die theoretische Annahme, dass diese Funktionswörter im Gegensatz zu Inhaltswörtern, auch Autosemantika genannt, für die inhaltliche Kontextualisierung kaum relevant sind.³⁸⁷ Bei der Applizierung dieses Filterkriteriums kann nicht nur entschieden werden, wie viele dieser hochfrequenten Wörter ausgeschlossen werden sollen, sondern auch auf Grundlage von welchem Textkorpus die Frequenzliste erstellt werden soll (i. e. gesamtes *Tesseract*-Korpus, nur Ziel- oder nur Quelltext bzw. diese beiden zusammengenommen). Zudem richtet sich die Erstellung dieser Listen auch nach der zuvor getroffenen Entscheidung, ob die Texte basierend auf identischen Wortformen oder auf identischen Lemmata verglichen werden. Je nach der vorherigen Wahl wird auch die *stopword*-Liste auf Grundlage dieser Einstellung erstellt.

Neben dieser Anwendung von *stopwords* kann auch noch die Distanz definiert werden, die zwischen übereinstimmenden Wörtern bestehen darf. Hierdurch können Funde mit zu großer Distanz zwischen übereinstimmenden Wörtern ausgeschlossen werden. Die Distanz kann dabei auf zweierlei Wege definiert und berechnet werden: Einmal können die jeweils außen liegenden Wörter einer übereinstimmenden Passage herangezogen werden, sodass die maximale Spanne der Wortsequenz ungeachtet weiterer, nicht übereinstimmender Wörter dazwischen betrachtet wird. Zudem kann aber auch auf Basis der seltensten Wörter innerhalb der übereinstimmenden Wortsequenz eine Distanz ermittelt werden. Hinter dieser zweiten Variante steht die Annahme, dass, wenn ein Zitat aus mehreren Wörtern besteht, die jeweils wenig frequenten Wörter, die für die Erstellung einer Textbeziehung wichtigsten Wörter sind. Beide Verfahren können entweder nur auf die Distanzen des Quellen- oder die des Ziltextes sowie auch auf deren Summe angewendet werden. Die Distanz wird hierbei stets inklusive der übereinstimmenden Wörter gerechnet, sodass zwei unmittelbar nebeneinanderliegende Wörter bereits eine Distanz von zwei aufweisen.³⁸⁸

Weiterhin können zur Vermeidung offensichtlich nicht bedeutungstragender Übereinstimmungen zusätzliche frequenzanalytische Überlegungen wie die in Wörtern gemessene Distanz zwischen den Übereinstimmungen in Kombination mit der Rarität des Lemmas im Quellen- und Ziltext in den Erkennungsprozess miteinfließen. Hieraus ergibt sich als dritte zusätzliche Filteroption ein Scoring-System mit den

386 Vgl. zu diesem Begriff Manning et al. (2008) sowie noch ausführlicher unten Kap. 6.2.2.1 und dortige Anm. 423.

387 Die Wirkweise dieser *stopword*-Listen finden bisher in der Dokumentation des *Tesseract*-Programms bemerkenswert wenig Niederschlag, vgl. beispielhaft die beiläufige Erwähnung von Coffee et al. (2012) 387 Anm. 15.

388 Vgl. hierzu auch die Angaben der Hilfeseite zu den Themen ‚Maximum distance‘ und ‚Distance metric‘.

Ausprägungen von 0 bis 14, dabei gilt: Je höher der Scorewert, desto wahrscheinlicher handelt es sich um einen interessanten Fund. Dieses Scoring-System hat zum Ziel, wahrscheinlich nicht interessante Ergebnisse mit einem kleineren Wert zu versehen. Die zugeteilten Scorewerte geben also (wie die Regenprognose einer Wettervorhersage) nur eine Tendenz an oder eine Prognose ab und es wird keine finale Entscheidung getroffen, ob es sich um einen Zitatfund handelt oder nicht. Daher liegt mit dem Scoring-Modell ein klassisches Vorhersagemodell vor.

Die Klassifikation der verschiedenen Scorewerte fußt auf einem Set an Kriterien, durch das Ergebnisse mit einer „literary significance“³⁸⁹ möglichst von solchen, die in literarischer Hinsicht nicht interessant sind, getrennt werden sollen. Für die Zusammenstellung der Kriterien des Scoring-Systems wurden aus nicht-computergestützten Studien bereits bekannte Textparallelen sowie durch den Vergleich mit *Tesserae* neu aufgebrachte, potentielle Parallelen gegengelesen und klassifiziert. Hierbei wurde primär zwischen Ergebnissen unterschieden, die „meaningful“ oder eben „not meaningful“³⁹⁰ sind, wobei diese Einteilung, die am besten mit ‚bedeutungstragend‘ oder ‚Sinn produzierend‘ und ihren Negationen übersetzt werden kann, auf Überlegungen der hermeneutisch-manuellen Zitatforschung innerhalb der Klassischen Philologie fußt.³⁹¹

Es werden zwei Kriterien abgeleitet: Zum einen kann beobachtet werden, dass traditionell arbeitende Philologen vermehrt solche Formulierungen als intertextuell einschätzten, die aus Wörtern bestehen, die im fraglichen Kontext vergleichsweise selten sind; zum anderen bestehen die dort als interessant eingestuften Formulierungen aus einer vergleichsweise kompakten Form. Aus diesen beiden Beobachtungen wird dann ein Scoring-System erstellt, das in folgender Gleichung das Verhältnis der Frequenz und der Dichte einer Formulierung als ein „measure of intertextual significance“³⁹² misst:

$$score = \ln \left(\frac{\sum \frac{1}{f(t)} + \sum \frac{1}{f(s)}}{d_t + d_s} \right)$$

389 Coffee et al. (2013) 223.

390 Vgl. für diese terminologisch zentralen Begrifflichkeiten in der antikebezogenen und computerbasierten Intertextualitätsforschung Coffee et al. (2013) 223, sowie auch die Kriterien in den Tabellen in Coffee et al. (2012) 392 sowie Forstall et al. (2015) 506.

391 So wird in der *Tesserae*-Begründung, vgl. Coffee et al. (2013) 223–224, auf nicht computerbasierte Untersuchungen von Thomas (1986) und Conte (1986) verwiesen. An diesem Beispiel wird die enge Verzahnung von nicht-digitalen und computergestützten Vorgehensweisen des *Tesserae*-Projektes ersichtlich.

392 Forstall et al. (2015) 504 sowie Coffee und Forstall (2016) 256, vgl. ebd. die Gleichung, welche in der *Tesserae*-Version 3 Verwendung findet.

Der Scorewert wird aus dem natürlichen Logarithmus (\ln), der die Eulersche Zahl e als Basis des Logarithmus nimmt, der Summe der Frequenzen und der Distanzen gebildet. Hierfür wird zunächst die Frequenz (f) eines Wortes einmal für den Zieltext (target, t) und einmal für den Quelltext (source, s) ermittelt und durch die Anzahl aller Wörter des jeweiligen Textes geteilt. Diese beiden Kennzahlen werden anschließend invertiert und addiert. Ihre Summe wird dann vor dem Logarithmieren noch durch die Summe der Distanzen (d) der parallelen Wörter im Ziel- und Quelltext geteilt.³⁹³

Auch für das Kriterium des Scorewertes kann wieder entweder die Frequenz einer flektierten Wortform oder die des Lemmas verwendet werden, ferner kann ausgewählt werden, ob die Frequenz im jeweiligen Text oder im gesamten Textkorpus von *Tesserae* gewählt werden soll (Textsetting). Die Distanz wird wie in der bereits oben beschriebenen Variante zwischen den am wenigsten häufig auftretenden Wörtern der Parallelität jeweils für den Ziel- (d_t) und den Quelltext (d_s) berechnet. Mit diesem Scoring-System wird somit für jeden potentiellen Fund eine Vorhersage für die Wahrscheinlichkeit der Interpretierbarkeit der Parallelität erstellt. Hierbei werden Funde mit seltener vorkommenden identischen Wörtern, die zudem auch noch nahe beieinander stehen, als potentiell wichtiger und für den Forschenden interessanter ausgegeben als deren Widerpart.

Die vorliegende Untersuchung begrüßt den grundsätzlichen Operationalisierungsansatz des spezifisch altphilologischen Intertextualitätskonzeptes durch das Programm *Tesserae*, doch teilt sie die konkrete Umsetzung nicht in allen Facetten. Im Folgenden wird die Zielsetzung der vorliegenden Zitatuntersuchung dargelegt, um vor diesem Hintergrund die Anwendungsprobleme des Operationalisierungsansatzes von *Tesserae* zu skizzieren und die Ansatzpunkte des individualisierten Optimierungsprozesses hervorzuheben.

6.1.3 Anforderungen der Analyse und Ansatzpunkte der Optimierung

Die Anforderungen der vorliegenden Analyse werden genau an den Punkten des Untersuchungsablaufs besonders deutlich, an denen die Bedingung der Effektivität des

³⁹³ Aus dieser Modellierung heraus resultiert die problematische Einschätzung des *Tesserae*-Projektes, dass beispielsweise Funde, die sehr viele übereinstimmende Wörter aufweisen, die jedoch allesamt mittlerer Rarität sind, *nicht* höher gewertet werden, als Funde, die lediglich aus der omnipräsenten Konjunktion *et* und einem zweiten, sehr seltenen Wort bestehen. Aus Sicht einer traditionell-manuellen Quellensuche jedoch springt die erst genannte längere Passage schnell als eindeutig intertextueller Bezug ins Auge, wohingegen Funde nach Art der zweiten Variante nicht unbedingt interessant sein müssen.

Analyseprozesses verletzt wird.³⁹⁴ Dies betrifft insbesondere die Komplikation bei der Anwendung der von *Tesseract* angebotenen Filteroptionen.

Ziel der vorliegenden Untersuchung ist es, die favorisierte Kombination der Filtereinstellungen herauszufinden, mit der über alle Bücher der *Aeneis* hinweg die Gesamtheit aller traditionellen Funde gefunden und zusätzlich möglichst viele interessante und wenige nicht interessante Funde mit hervorgebracht werden können. Zunächst müssen hierfür die bereits bekannten Funde aus der Forschungsliteratur systematisch aufgenommen werden,³⁹⁵ sodass aufgrund der anvisierten Methodenkombination immer wieder ein automatischer Abgleich zwischen dem status quo und den computerbasiert ermittelten Parallelen vollzogen werden kann:

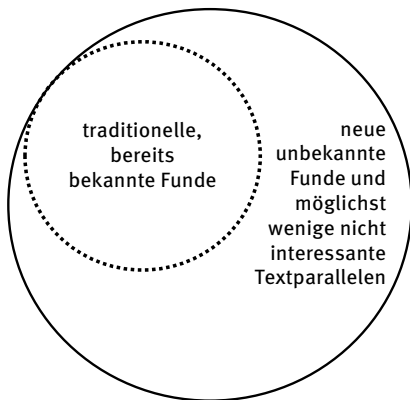


Abb. 7: Verhältnis bereits bekannter Funde und der anvisierten Ergebnismenge des computerbasierten Vergleichs

In einem ersten Testdurchlauf wird das erste Buch der *Aeneis* mit allen Briefen des Hieronymus mittels des *Tesseract*-Projektes verglichen, um diese Einstellungen in einem zweiten Schritt auf alle Bücher der *Aeneis* übertragen zu können. Doch dieser Versuch schlägt aus mehreren Gründen fehl: Für die Kalibrierung am ersten Buch stellt sich die Einstellung von 40 *stopwords* auf Basis des Korpus und eine Distanz der äußeren, übereinstimmenden Wörter von 20 als passend heraus. Doch die Evaluation genau dieser Filterkombination an weiteren Büchern der *Aeneis* scheitert, da diese gewählte Filtereinstellung auf die anderen Bücher der *Aeneis* nicht übertragbar ist. Zudem kann diese erste explorative Auswahl der Filteroptionen nicht argumentativ

³⁹⁴ Vgl. hierfür insbesondere die ‚Komplikation 1‘ im Verlaufsplan (Abb. 5) sowie die Diskussion der Bedingungen der Effizienz und Effektivität, deren Erfüllung Voraussetzung für einen gelungenen Analysedurchgang sind, in Kap. 6.1.1.

³⁹⁵ Dieser *status quo* kann im Anhang I ‚Manueller Goldstandard‘ eingesehen werden.

erläutert werden, da ihr keine klare analytische Strategie zugrunde liegt, außer der Prämisse, den vorhandenen Forschungsstand des einen Aeneisbuches vollständig zu detektieren.³⁹⁶ Da sich das Prinzip der Kalibrierung und Evaluation also als nicht umsetzbar herausstellt, ist die methodische Idee der Skalierung der Textanalyse von zunächst einem kleineren Subset hin auf die Gesamtheit aller Texte in diesem Fall nicht umsetzbar.

Hinzu kommt, dass nicht alle *Tesseract*-Einstellungen so vorgenommen werden können, wie sie dem eigenen Verständnis der Kriterien entsprechen. So stellt sich teilweise heraus, dass Präpositionalausdrücke wie *ante ora* sowie Phraseologismen wie *tum primum* oder *nomen dedit* (mit zugehörigem Dativobjekt), die eindeutig keine Text-Text-Beziehung erzeugen, durch die in *Tesseract* vorhandenen Filtermöglichkeiten nicht zielgenau adressiert werden können.³⁹⁷ Ferner ist auch die in *Tesseract* implementierte Berechnung der Zitatdichte durch die Distanz von übereinstimmenden Wörtern nicht gänzlich nachvollziehbar. Denn *Tesseract* sieht, wie oben beschrieben, insbesondere die Distanz zwischen den am wenigsten frequenten Wörtern als ausschlaggebend. Doch scheint bei traditionellen Kommentatoren vielmehr die Distanz, die zwischen den Gliedern einer wörtlichen Übereinstimmung entsteht, als viel ausschlaggebender betrachtet zu werden. Diese Distanz kann in paralleler Terminologie zu der von *Tesseract* als ‚inner span‘ bezeichnet werden.

Ferner wird im Unterschied zum in *Tesseract* implementierten probabilistischen Modell der Fundeinschätzung vorliegend in Anlehnung an die literaturwissenschaftliche Forschungspraxis ein stärker klassifizierendes Entscheidungsmodell gesucht. Ein Vorhersagemodell mit einer finalen Klassifikationsentscheidung entspricht eher der Publikationssituation eines traditionell-manuell Forschenden, als ein reines Vorhersage- oder Wahrscheinlichkeitsmodell ohne finale Klassifikationsentscheidung, wie es in *Tesseract* implementiert ist. Denn in der traditionell-manuellen Forschung wird final die binäre Entscheidung nach dem Muster ‚Zitatfund‘ oder ‚kein Zitatfund‘ getroffen. Daher soll auch in der vorliegenden *mixed methods*-Untersuchung das Vorhersage- mit einem solchen klassifikationsorientierten Entscheidungsmodell kombiniert werden.

Insgesamt ergeben sich daher folgende Problemfelder bei der Anwendung der *Tesseract*-Filtereinstellungen auf die vorliegende Fragestellung:

³⁹⁶ Zu dieser Gefahr eines Zirkelschlusses siehe auch weiter unten Kap. 6.2.1.1.

³⁹⁷ Es sei darauf hingewiesen, dass sich dieser Befund auf die Möglichkeiten der GUI von *Tesseract* bezieht. Zwar ist der Code von *Tesseract* auf GitHub zugänglich und das System daher auf dem eigenen Rechner installierbar und dort nach den eigenen Bedürfnissen personalisierbar, doch bedarf dieser Schritt der dazu nötigen Programmierkompetenz, die der Verfasserin der vorliegenden Arbeit zu diesem Zeitpunkt noch fehlte. Ertragreich waren diese ersten Probedurchgänge dennoch, da bei ihnen bereits durch genaue Beobachtung der eigenen Entscheidungsfindung im *close reading* Prozess das Aufzeichnen eines eigenen Kriterienkatalogs für das möglichst zielgerichtete Auffinden von Textbezügen angefangen werden konnte.

- fehlende Übertragbarkeit der einmal kalibrierten Filtereinstellungen,
- fehlende Erklärbarkeit der gewählten Filtereinstellungen,
- unzureichende Adjustierungsmöglichkeiten der Filtergestaltung und
- unzureichendes Entscheidungsmodell.

Auch wenn eine wesentliche Stärke des *Tesseract*-Projektes darin liegt, Werke antiker Autoren auf *loci similes* zu untersuchen, und gerade diese sehr fachspezifische Operationalisierung von Intertextualität es erlaubt, den methodeninduzierten Effekt einer computerbasierten Textanalyse von einer traditionell-manuellen Herangehensweise möglichst trennscharf zu isolieren, bedarf die angestrebte Operationalisierung der Fragestellung aufgrund der genannten Punkte einer zusätzlichen Erweiterung, sodass die vorliegende Untersuchung nicht ausschließlich mit den Möglichkeiten des *Tesseract*-Projektes angemessen umgesetzt werden kann. Um dennoch einerseits die methodischen Vorteile des *Tesseract*-Projektes nutzen zu können und dabei andererseits den Anforderungen der eigenen Fragestellung gerecht zu werden, wird daher letztlich die Verwendung des Programmes *Tesseract* auf seine grundlegende Funktion des Textvergleichs reduziert! Alle weiteren Filterprozesse werden dann separat durch einen eigenen, ergänzenden Algorithmus vorgenommen.

Die vorliegende Untersuchung basiert daher auf einer sehr reduzierten Verwendung von *Tesseract* ohne jegliche systembasierte Filternutzung und fügt die nichtsdestotrotz notwendigen Filterprozesse mit eigenen Algorithmen hinzu. Dadurch kann sichergestellt werden, dass die angewendeten Filter der Stoßrichtung der vorliegenden Fragestellung exakt entsprechen, sie vollständig kontrollierbar und zugleich transparent sind.

6.2 Zweite Ebene: Der Filterprozess

Die eigenen Filterprozesse werden in der Programmiersprache Python (Version 2.7) erstellt.³⁹⁸ Python wurde Anfang der 1990er von Guido van Rossum entwickelt und ist

398 Die Entscheidung für Python fiel nicht gleich zu Beginn. Zunächst wurden verschiedene andere Programme und Umgebungen auf ihre Praktikabilität des hier verfolgten Zieles ausprobiert: Eingangs wurden einige Schritte des Filtersystems in Excel erarbeitet und umgesetzt. Doch musste schnell festgestellt werden, dass lange Listen von zu filternden Charakteristiken wie *stopword*-Listen mit den Excel-Formeln und Makros nicht sinnvoll eingeführt werden können. Auch kann die Distanz zwischen den übereinstimmenden Wörtern für jeden Text nur schlecht berechnet und folglich ein bedingtes Entfernen eines Ergebnisses nicht umgesetzt werden. Ein weiterer Nachteil ist, dass alle Schritte immer nacheinander ausgeführt werden müssen. Sollte sich im Nachhinein einer der vorherigen Schritte als hinderlich oder kontraproduktiv herausstellen, so ist es teils nur schwer möglich diesen wieder rückgängig zu machen. An diesem Umstand ist deutlich der Bedarf an einer Umgebung zu erkennen, die mit einem Code-Skript an einem Datensatz arbeitet, sodass die nachträglichen Veränderungen in dem Skript vorgenommen werden können und dieses lediglich immer wieder von

eine universal anwendbare, objektorientierte Programmiersprache mit hervorragender Eignung, natürliche Sprache (also linguistische Daten) zu verarbeiten.³⁹⁹ Python kann auf allen Plattformen und Betriebssystemen verwendet werden und wird in sehr verschiedenen Bereichen von der Biologie und Chemie über Finanzanalysen, numerische Analysen sowie in der Robotik aber auch der Web-Entwicklung eingesetzt.⁴⁰⁰ Die wesentlichen Vorteile von Python liegen darin, dass die Programmiersprache durch ihre der menschlichen Sprache nahe Syntax relativ leicht zu erlernen ist. Im Vergleich zu kompilierten Programmiersprachen wie *C* oder *C++* ist ein Python-Code jedoch langsamer in der Verarbeitung. Dies liegt daran, dass der Code von *C* oder *C++* zwar deutlich umfangreicher, im Gegenzug für den verarbeitenden Computer jedoch eindeutiger ausfällt. Python hingegen verwendet ein höheres Abstraktionslevel als diese beiden weitverbreiteten Sprachen. Dadurch ist zwar der Python-Code einerseits für Menschen besser lesbar, aber andererseits weiter entfernt von den darunter laufenden Prozessen des Computers.⁴⁰¹ Daher ist bei Python ein sogenannter *Interpreter* zwischengeschaltet, der (in *C* geschrieben) zunächst Zeile für Zeile des Python-Codes in das niedrigere Level der Maschinensprache übersetzt, das heißt kompiliert. Genau dieser Prozess ist etwas zeitaufwendig, was eben jene Performanzunterschiede bedingt.⁴⁰² Die Angabe ‚zeitaufwendig‘ ist in diesem Zusammenhang jedoch in Bezug auf wahrlich riesige Dimensionen bezogen und verliert mit dem Geschwindigkeits-

vorne aktiviert werden muss. In der ersten Phase wurden ferner auch mit Statistikprogrammen wie etwa *Stata* und *R* Versuche unternommen, die Filterroutine zu programmieren. Da jedoch im Bereich der digitalen Literaturwissenschaft und insbesondere der Linguistik die Programmiersprachen Python und Perl (in dieser Sprache ist auch das *Tesserae*-Projekt in der Version 3 geschrieben) aufgrund ihrer besseren Verarbeitungsmöglichkeiten von Sprache- beziehungsweise Textdaten eingesetzt werden, schienen diese Programme für das Vorhaben passender zu sein. Daher wurden die bereits in anderen Sprachen erstellten Code-Elemente schließlich in Python übertragen und bis zur finalen Version in Python stetig weiterentwickelt.

Mit dieser Orientierung in verschiedenen digitalen Arbeitsumgebungen und dem allmählichen Verständnis für Vor- und Nachteile unterschiedlicher Systeme rückte das methodische Interesse in ein gänzlich neues Licht. Fragestellungen, die zu Beginn des Projektes noch nicht virulent waren, kamen plötzlich auf, sodass notgedrungen eine Schwerpunktverschiebung noch deutlicher hin zu computergestützten Methoden der Textverarbeitung erfolgte.

399 Python verdankt seinen Namen der gleichnamigen britischen Komikergruppe Monty Python: „By the way, the language is named after the BBC show ‚Monty Python’s Flying Circus‘ and has nothing to do with nasty reptiles...“, van Rossum (1995) 2; für eine gute Einführung in Python vgl. ebd.; zu Python als einer ausgezeichneten Sprache für die Verarbeitung von Text vgl. des Weiteren Bird et al. (2010) 0. Preface: Why Python: „Python is a simple yet powerful programming language with excellent functionality for processing linguistic data.“

400 Vgl. hierzu Kalb (2016) Chapter 1.

401 Vgl. hierzu Martelli et al. (2017) Chapter 1.1. The Python Language.

402 Vgl. Lubanovic (2014) Chapter 1. Python versus language X.

zuwachs moderner Rechner und ihrer Fortentwicklung stetig an Bedeutung, sodass die *Interpreter* immer schneller werden.⁴⁰³

Neben dem aus der vergleichsweisen Einfachheit der Sprache heraus resultierenden Vorteil einer steilen Lernkurve für Neulinge im Bereich des Programmierens, um die es sich im Bereich der *Digital Humanities* meist handelt, bietet Python im Vergleich zu anderen Programmiersprachen des Weiteren viele Erweiterungen (*packages* beziehungsweise *libraries* genannt), die speziell auf das Arbeitsfeld der *Digital Humanities* ausgerichtet sind. So existieren sowohl für Aufgaben des *Topic Modeling* (*LDA*, *MALLET* und *Gensim*) als auch für Aufgaben der natürlichen Sprachverarbeitung (*NLTK*) spezifische *libraries*.⁴⁰⁴ Letztere *library* des *Natural Language Tool Kits* etwa bietet gezielt Möglichkeiten zur Sprachverarbeitung und Informationsgewinnung aus natürlicher Sprache.⁴⁰⁵ Da die dortigen Textanalyseschritte allesamt stark der Linguistik verpflichtet sind, ist es zentral, dass, sobald die Ebene der Wörter verlassen und eine höhere Abstraktionsebene wie die der Morphologie oder der Semantik betreten wird, insbesondere die Prozesse des Lemmatisierens und der *Part-of-Speech* Analyse sprachspezifisch ausgeführt werden können. Für historische Sprachen bietet als Pendant zum stärker neuphilologisch orientierten *NLTK* das *Classical Language Tool Kit* (*CLTK*) viele dieser wichtigen Analysemöglichkeiten, die über die beiden prominentesten klassischen Sprachen des Lateinischen und Griechischen weit hinausgehen.⁴⁰⁶

Da sowohl *CLTK* als auch *Tesseract* mit Python operieren, ist Python im Bereich der *Digital Classics* durchaus verbreitet und bietet sich daher auch für die vorliegende Untersuchung besonders an.

403 Vgl. Lubanovic (2014) Chapter 1. When not to use Python.

404 Vgl. zum Modell der Häufigkeitsberechnung der Topics nach der *latent Dirichlet allocation* (*LDA*) Blei et al. (2003) sowie die dahinterliegende Idee einfach erklärend Blei (2012), vgl. ferner die Dokumentation für das *package* selbst unter <https://github.com/lda-project/lda>; vgl. zu den differenzierteren Ansätzen des in Java geschriebenen *MALLET-packages* mit seinen weiteren Funktionen McCallum (2002), vgl. auch hier die Dokumentation für das *package* selbst unter <http://mallet.cs.umass.edu>; vgl. zur Python *library Gensim* Řehůřek und Sojka (2010), vgl. unter <https://pypi.org/project/gensim/> die Dokumentation des *packages*; vgl. für *NLTK* das Handbuch von Bird et al. (2010), online unter <https://www.nltk.org/book/>) sowie die Hinweise unter <https://www.nltk.org/>.

405 Hierzu gehört das Tokenisieren von Texten (Tokenisieren bedeutet einen Text in Einheiten zum Beispiel von Sätzen oder von Wörtern zu zerteilen), das Stemming (unter Stemming wird die Reduktion der Wortform auf den Wortstamm unter Entfernung der Flexionsendung und Flexionsmarker verstanden) und Lemmatisieren derselben, das gezielte Entfernen oder Ersetzen von Worteinheiten, das Korrigieren oder Vereinheitlichen der Orthographie, die morphologische Analyse der Wortarten oder die Kasus- und Formanalyse sowie die Merkmalsextraktion, Textklassifikation und die Sentiment- und Diskursanalyse, vgl. hierzu auch Perkins (2014) Preface.

406 So bietet *CLTK* etwa auch Analysemöglichkeiten für das Hebräische, für Sanskrit, Urdu oder für klassisches Chinesisch, vgl. <http://cltk.org> sowie <https://github.com/cltk>.

Ziel ist es, mit einem eigenen Filteralgorithmus aus der Ergebnismenge des mit *Tesseract* ausgeführten basischen Textabgleichs alle bereits bekannten Zitate sowie zusätzlich möglichst viele neue relevante Text-Text-Beziehungen zu extrahieren. Als Beispiel für eine solche Extraktionsaufgabe sei hier die Ergebnismenge nach dem basischen Textvergleich durch *Tesseract* für das 5. Buch der *Aeneis* mit rund 300.000 potentiellen Funden angeführt. Um einerseits alle bereits lokalisierten Parallelen zu identifizieren und andererseits die immense Menge an Ergebnissen auf ein sinnvolles Maß zu reduzieren, sodass ein *close reading* aller Stellen möglich ist, müssen sinnvolle Kriterien identifiziert werden, die in einem Filterprozess angewendet werden können.⁴⁰⁷

Der Weg dahin führt einerseits über allgemeine Überlegungen zur Informationsgewinnung aus Texten (*information retrieval*) und Fragen von *precision* und *recall* sowie andererseits über das Auffinden und Operationalisieren wirkmächtiger Kriterien für den Filterprozess. Diese beiden Teilaspekte – korrekte Klassifizierung der Funde und Zusammenstellung der Filterkriterien – sind prozesstechnisch aufs Höchste miteinander verbunden, werden im Folgenden nichtsdestotrotz getrennt voneinander ausgeführt (vgl. Kap. 6.2.1 und 6.2.2). Im Anschluss werden die beiden angewendeten Entscheidungsmodelle zur Bestimmung eines Zitatfundes auf ihre Wirksamkeit hin miteinander verglichen.

6.2.1 Schritt 1: Evaluation des Klassifikationssystems

Ganz generell dient der Filterprozess dazu, die generierten Funde des computergestützten Textvergleichs korrekt einzuschätzen. Hierbei wird die Gruppe der Funde, die tatsächlich brauchbar, das heißt nach der oben angelegten Definition von Text-Text-Beziehungen bedeutungsproduzierend sind, von den Funden unterschieden, die nach dieser Definition nicht interpretierbar sind. Bedeutungsproduzierend und damit interpretierbare Text-Text-Beziehungen werden im Folgenden als ‚wahre Funde‘ bezeichnet, Ergebnisse, die diesen Kriterien nicht entsprechen, als ‚falsche Funde‘. Der Filterprozess muss nun also so kalibriert werden, dass er auf diese binäre Unterscheidung hin korrekt wahre und falsche Funde klassifiziert. Damit ist der Filterprozess eine binäre Klassifikationsaufgabe.

In einem solchen binären Klassifizierungsvorgang können grundsätzlich vier Szenarien eintreten:

⁴⁰⁷ Im obigen Verlaufsplan (Abb. 5) sind die dafür notwendigen Schritte anhand der gepunkteten Linie ‚Ergänzung nach Komplikation 1‘ hervorgehoben, sie beschreiben den Ausweg aus der ersten Komplikation.

- Funde werden richtigerweise als wahre Funde ausgegeben (*true positives*, TP)
- Funde werden fälschlicherweise als wahre Funde ausgegeben, es handelt sich bei ihnen eigentlich um falsche Funde (*false positives*, FP)
- Funde werden richtigerweise als falsche Funde ausgegeben (*true negatives*, TN)
- Funde werden fälschlicherweise als falsche Funde ausgegeben, da es sich bei ihnen eigentlich um wahre Funde handelt (*false negatives*, FN)

Diese vier Szenarien können in einer sogenannten Konfusionsmatrix wie folgt zueinander angeordnet werden:

		Wahrheit		Σ	
		true	false		
Schätzer	true	TP	FP	$\hat{P} = TP + FP$	Szenario 1: Wahrheit = trad. Forschungsstand
	false	FN	TN		
Σ		$P = TP + FN$	$N = FP + TN$		

Abb. 8: Konfusionsmatrix nach Murphy⁴⁰⁸

Eine solche Konfusionsmatrix gibt nicht nur die vier möglichen Kombinationen an, sondern kann auch beinhalten, wie häufig jedes der vier Szenarien eintritt. Sie kann wie folgt gelesen werden: In der Vertikalen wird die ‚Wahrheit‘ in Form des gewählten Bezugspunktes abgetragen. An ihr kann die Unterscheidung in wahre und falsche Funde erfolgen. In der Horizontalen ist demgegenüber die Einschätzung des Schätzers notiert. Dieser kann ein Ereignis entweder der genannten ‚Wahrheit‘ entsprechend als wahr (*true positive*, TP) oder als falsch (*true negative*, TN) einschätzen. Erfolgt die Klassifizierung nicht korrekt, dann handelt es sich um fälschlicherweise als wahr ausgegebene Funde (*false positive*, FP) beziehungsweise um fälschlicherweise als falsch ausgegebene Funde (*false negativ*, FN). Im einen Fall sollte eine korrekte Klassifizierung den Fund eigentlich als positiv, im anderen als negativ einordnen. Ziel einer Schätzerkalibrierung ist es also, den Filterprozess derart aufzusetzen, dass möglichst viele Funde richtig klassifiziert werden. Die Evaluation des Klassifizierungsmechanismus erfolgt dann anhand der Häufigkeiten, die der Schätzer wahr oder falsch liegt.

⁴⁰⁸ Vgl. Murphy (2007) 2.

6.2.1.1 Bestimmung des Klassifikationszieles

Die vorliegende Evaluation des Klassifikationssystems spezifiziert ausgehend von dieser allgemeingültigen Variante der Schätzeroptimierung eine Anwendung, die auf die spezifische Problemlage der vorliegenden Untersuchung eingeht. Diese Problemlage besteht darin, dass nicht alle wahren Funde zu Beginn der Untersuchung bekannt sind, denn gerade deren Auffinden ist (unter anderem) ja ein Ziel der Untersuchung. Daher ist eine Kalibrierung orientiert an der ‚Wahrheit‘ nicht möglich. Auch ist die hieronymianische Zitierpraxis nicht in der Form bekannt, dass gleichsam ein lateinischer Text mittels Umsetzung seiner Zitierpraxis simuliert werden könnte, um auf diese Weise einen perfekten Trainingstext zu erzeugen.

Als ein erster Ausweg aus diesem Dilemma der unzureichenden Bestimmtheit des Klassifikationszieles muss daher zunächst die Orientierung an den bereits durch traditionelle Vorgehensweisen detektierten Funden gelten. Diese können vorläufig einmal an die Stelle der ‚Wahrheit‘ gesetzt werden und so in einem ersten Durchlauf als Bezugspunkt für eine erste Evaluation des binären Klassifikationssystems dienen. Daher werden die durch traditionelle Vorgehensweisen bereits detektierten Funde auch ‚manueller Goldstandard‘ genannt.⁴⁰⁹ Wird nun der Filterprozess ausgeführt, kann anhand dieses Bezugspunktes der traditionell-manuellen Forschungsergebnisse erkannt werden, ob das Filtersetting wahre Funde als wahre Funde erkennt und umgekehrt falsche Funde als falsche – das heißt, ob der Klassifizierungsmechanismus des Schätzers optimal funktioniert.

Wird also an die Stelle der ‚Wahrheit‘ der bisherige Forschungsstand gesetzt, dann ist die ‚Wahrheit‘ unter dieser Prämisse umfassend bekannt und die Unterscheidung zwischen bedeutungsvollen Funden und nicht bedeutungsvollen Funden eindeutig zu vollziehen. Unter dieser Annahme ist die Konfusionsmatrix komplett definiert (vgl. Szenario 1 in Abb. 8):

- Ergebnisse, die als *true positive* gelten, sind Funde, die von den traditionell-manuell vorgehenden Kommentatoren und dem Schätzer als Parallelen bezeichnet werden. Deren richtige Klassifikation gilt es bei der Optimierung des Filtersettings zu maximieren.

409 Wie sich dieser Goldstandard des traditionell-manuellen Forschungsstandes zusammensetzt und welche Zitate dort Aufnahme gefunden haben, ist in Kap. 1.3 insb. Anm. 69 beschrieben. Es sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass gerade für den automatisierten Abgleich des traditionell-manuellen Forschungsstandes und der Ergebnisse des computerbasierten Textvergleichs die teilweise divergierenden Versangaben des in *Tesserae* digital vorliegenden Aeneistextes von Greenough (1900) und der Angaben bei Hagendahl und Kamptner fatal sind, da in diesem automatisierten Abgleichungsprozess die Referenzstellenangaben sozusagen als Label für die textuellen Übereinstimmungen verwendet werden. Weicht bei diesen Labeln eine Versangabe auch nur um eine Ziffer ab, kann dementsprechend keine Übereinstimmung gefunden werden. Eine Angleichung an ein einheitliches Verszählungssystem ist daher dringend nötig. An der textuellen-lexikalischen Übereinstimmung selbst ändert diese einheitliche Zählung freilich nichts.

- *False positive* bezeichnet dann all diejenigen Funde, die der Schätzer als positive Funde deklariert hat, die jedoch gemäß dem angelegten Richtwert des traditionellen Forschungsstandes nicht als Parallelen gelten. Diese *false positives* gilt es im Sinne der sinnvollen Reduktion der Ergebnismenge zu minimieren.
- Unter *false negatives* werden dann all diejenigen Funde verstanden, die zwar vom traditionellen Forschungsstand als Parallelen deklariert, jedoch vom Schätzer nicht als solche erkannt wurden. Diese Klassifizierung gilt es gleichfalls zu minimieren.
- Die letzte Kategorie der *true negatives* bezeichnet Funde, die vom Forschungsstand nicht als Parallele ausgegeben wurde und auch der Schätzer nicht als interessante Funde deklariert. Diese Kategorie ist für die vorliegende Untersuchung nicht von Interesse.

Ist die Konfusionsmatrix auf diese Weise vollständig definiert, kann der Schätzer daran kalibriert und das Filtersetting optimiert werden.

Doch das Anlegen eines solchen ‚manuellen Goldstandards‘ erlaubt durch die dadurch vorgenommene Verifikation der Ergebnisse eben jener traditionell-manuellen Forschungsarbeit einzig Vertrauen in die methodische Neuerung der automatischen Detektion von Text-Text-Beziehungen zu etablieren. Denn ein Schätzer, der auf diese Weise perfekt kalibriert ist, erlaubt gleich eines Zirkelschlusses ausschließlich Funde der bereits bekannten Beschaffenheit zu replizieren. Er ermöglicht es nicht, Funde neuer Beschaffenheit aufzufinden. Daher ist ein solches Vorgehen nicht geeignet, die Potentiale traditioneller und computergestützter Methoden auszuschöpfen. Auch dient diese Herangehensweise allein dazu, die Techniken der Wissens- und Evidenzgenese manueller Kommentatoren mit dem Computer möglichst ergebnisgleich nachzubilden. Der eigentlich anvisierte Wissensfortschritt bezüglich des Untersuchungsgegenstandes, d. h. die Detektion neuer, bislang unbekannter Textstellen und ihre theoretische Durchdringung tritt dabei in den Hintergrund.

Da dies nicht dem Ziel der vorliegenden Untersuchung entspricht, muss im Rahmen eines zweiten Lösungsweges der Richtwert – das heißt die Stelle der ‚Wahrheit‘ in der Konfusionsmatrix – in anderer Weise besetzt werden. Anstelle des Goldstandards des bisherigen Forschungsstandes muss daher in einer zweiten Variante eine etwas weiter gefasste ‚Wahrheit‘ eingesetzt werden, sodass es zusätzlich möglich ist, auch neue, bisher unbekannte Funde dem traditionell erarbeiteten Forschungsstand hinzuzufügen. Dies impliziert jedoch, dass diese neue ‚Wahrheit‘, die möglichst alle interpretierbaren Text-Text-Befunde einschließt, nicht länger bekannt ist. Dieser Umstand impliziert Folgendes (vgl. Szenario 2 in Abb. 8):

- Als *true positives* seien nun all diejenigen Parallelen bezeichnet, die von Kommentatoren und zusätzlich auch vom computerbasierten Suchmechanismus detektiert werden und als bedeutungsvoll gelten können. Das Ziel der Maximierung dieser Funde bleibt bestehen.

- Als *false positives* gelten all diejenigen Funde, die der Schätzer als positive Funde ausgegeben hat, die jedoch nach der *close reading* Phase als nicht interpretierbar eingestuft werden. Diese Funde gilt es durch das Filtersetting möglichst zu minimieren.
- *False negatives* seien in dieser Variante all diejenigen Funde, die der Schätzer fälschlicherweise als negative Ergebnisse eingeschätzt und aussortiert. Diese Funde werden daher durch den Algorithmus erst gar nicht ausgegeben, obwohl es sich eigentlich um bedeutungsvolle Funde handelt. Es gilt weiterhin diese *false negatives* zu minimieren.
- *True negatives* seien weiterhin Funde, die vom Schätzer richtigerweise aussortiert werden.

Da die ‚Wahrheit‘ also nicht länger bekannt ist, kann auf die durch den Schätzer als negativ klassifizierten Funde nicht weiter fokussiert werden und sie fallen daher aus der weiteren Analyseperspektive aus. Die weitere Untersuchung ist demnach ausschließlich auf die erste Zeile der Konfusionsmatrix (Abb. 8), das heißt auf die durch den Schätzer als positiv klassifizierten Funde restringiert.

6.2.1.2 Leitende Optimierungsregeln

Die durch den Schätzer als positiv klassifizierten Funde müssen dann in einem weiteren Schritt angesehen werden, um zu klären, ob es sich bei ihnen tatsächlich um interpretierbare Text-Text-Beziehungen (*true positives*) oder nicht eher um einen ‚falschen Alarm‘ (*false positives*) handelt. Die Einteilung in tatsächliche Funde und Funde, die nicht interpretierbar sind und daher verworfen werden müssen, wird in der *close reading* Phase getroffen.⁴¹⁰ Das heißt, alle Funde, die der kalibrierte Schätzer als positiv ausgegeben hat (TP), müssen im klassisch hermeneutischen Sinne gelesen und analysiert werden, bevor die Entscheidung getroffen wird, ob sie ein positives Ergebnis (TP) bleiben oder vielmehr als *false positive* gekennzeichnet und in der Folge aussortiert werden müssen.

Da dieser Arbeitsschritt des *close reading* zwar nur auf die Ergebnisse der obersten Zeile der Konfusionsmatrix beschränkt ist, aber dennoch sehr zeitintensiv ist, muss der Schätzer möglichst so kalibriert werden, dass die Anzahl der *false positives* möglichst minimal ausfällt. Daher muss der Schätzer beziehungsweise das Filtersetting zusätzlich noch darauf optimiert werden, dass das Filtersystem alle Parallelen des ‚manuellen Goldstandards‘ erkennt und dabei auch neue, bisher unbekannte Text-Text-Beziehungen zu diesem Forschungsstand hinzufügt, bei gleichzeitiger Minimierung der *false positives*.

⁴¹⁰ Vgl. hierzu ausführlicher Kap. 7.1 für aussortierte und 7.2 für neue Funde.

Aus diesen Bedingungen lassen sich zwei Optimierungsregeln (Op) ableiten, nach deren Maßgabe der Filterprozess kalibriert werden muss:

- Op1: Falle auf keinen Fall hinter den *status quo* des bereits bekannten Forschungsstandes zurück.
- Op2: Füge diesem Forschungsstand möglichst gezielt nur neue Funde hinzu.

Die erste Optimierungsregel (Op1) besagt, dass der Schätzer *alle* bereits bekannten Parallelen richtig als positiv klassifizieren muss. Hierbei ist nicht relevant, wie viele Funde er dabei fälschlicherweise als richtig klassifiziert, solange er nur alle Parallelen des Forschungsstandes als Funde deklariert.⁴¹¹ Daher ist diese erste Optimierungsregel hinsichtlich des daran anschließenden *close reading* Prozesses ineffizient, da etwa 100.000 potentielle Funde allein für das erste Buch der *Aeneis* nicht in einem sinnvollen, den Vorteil der computerbasierten Methode nicht nihilierenden zeitlichen Rahmen gelesen und analysiert werden können. Abhilfe schafft hier die zweite Optimierungsregel (Op2): Diese formuliert, dass auch die allgemein richtige Klassifizierung wichtig ist, sodass nun auch die Minimierung der *false negatives* zentral ist, damit zwar einerseits so viele bedeutungskonstruierende Text-Text-Beziehungen entdeckt werden, wie nur möglich (bereits bekannte sowie neue Parallelen), gleichzeitig aber auch die Minimierung der *false positives* im Vordergrund steht, um die *close reading* Phase in angemessener Zeit realisieren zu können.

Um die Kalibrierung des Schätzers auf diese beiden Optimierungsregeln hin auszurichten, gilt es, das optimale Verhältnis von Op1 und Op2 zu finden. Auch für diese Aufgabe kann die bereits oben eingeführte Konfusionsmatrix (vgl. Abb. 8) hilfreich sein: Die Menge aller tatsächlich positiven Funde (P), die in der vorliegenden Anwendung wie erwähnt unbekannt ist, kann als Summe aus allen TP und FN gebildet werden: $P = TP + FN$. Demgegenüber können alle durch den Schätzer als positiv eingestuft Funde aus der Summe von TP und FP definiert werden: $\hat{P} = TP + FP$.⁴¹² Op1 entspricht dann der Rate aus allen durch den Schätzer richtigerweise positiv eingeschätzten Funden (TP) und der Anzahl aller tatsächlich positiven Funde insgesamt: $\frac{TP}{P}$. Diese *true positive rate* (TPR) gibt also an, wie viele der bereits bekannten Parallelen der Schätzer richtig als positiven Fund klassifiziert hat. Diese Rate wird im Bereich des *information retrieval* als *recall* bezeichnet und gilt als Maß, wie sensitiv ein Schätzer reagiert. Eine zweite wichtige Messzahl der computerbasierten Informationsextraktion ist die sogenannte *precision*. Sie wird als Rate aus den durch den Schätzer als

411 Der Abgleich der computergestützten Funde mit den bereits bekannten Funden erfolgt über eine eindeutige Fund-ID, die aus der Stellenangabe aus Ziel- und Quelltext erstellt wird. Somit ist es möglich, die Funde automatisiert zu vergleichen.

412 Dementsprechend besteht die Summe aller wirklich negativen Funde (N) aus FP und TN. Alle durch den Schätzer als negativ eingestuft Funde (\hat{N}) können aus der Summe von FN und TN gebildet werden, siehe obige Konfusionsmatrix (Abb. 8).

richtigerweise positiv klassifizierten Funden (TP) und der Summe aller durch ihn als positiv eingeschätzter Funde (\hat{P}) gebildet: $\frac{TP}{\hat{P}}$.⁴¹³

Dementsprechend bezeichnet *recall* denjenigen Anteil aller möglichen relevanten Parallelen, die der Schätzer gefunden hat, wohingegen *precision* denjenigen Anteil der gefundenen Parallelen benennt, die relevant sind. Die Auswirkungen auf die *close reading* Phase der vorliegenden Untersuchung fasst folgende Abb. 9 zusammen:

Maß	Anwendung	Schwerpunkt und Ziel	Fokus auf	Auswirkung auf <i>close-reading</i>
<i>recall</i>	Wie viele der bereits durch traditionelle Forschung bekannten Parallelen hat das Filtersetting gefunden?	<i>false positives</i> irrelevant, Hauptsache Goldstandard möglichst umfassend getroffen	Vollständigkeit	<i>close-reading</i> nicht bestreitbar
<i>precision</i>	Wie viele der durch das Filtersetting gefundenen Parallelen sind relevant?	möglichst wenige <i>false positives</i> , vollständiges Finden des Goldstandards irrelevant	Genauigkeit	<i>close-reading</i> leicht bestreitbar

Abb. 9: Auswirkungen von *recall* und *precision* auf die *close reading* Phase

Zusammenfassend verhindert also ein optimales Filtersetting, dass hinter die bereits bekannten Parallelen zurückgefallen wird (Op1) und ermöglicht zugleich, dass möglichst viele neue Funde detektiert werden, während die fälschlicherweise als positiv deklarierten Funde möglichst geringgehalten werden (Op2).

Das Ziel, den Filterprozess genau so auszurichten, dass diese beiden Bedingungen möglichst umfassend erfüllt sind, wird mit der folgenden Skizze (Abb. 10) näher veranschaulicht. In ihr ist auf der x-Achse die *precision* abgetragen, auf der y-Achse der *recall*. Die beiden Kurven zeigen die Ergebnisse zweier fiktiver Schätzer A und B mit je unterschiedlicher Ausprägung der beiden Optimierungsregeln:

⁴¹³ Für diese Ableitungen von *recall* und *precision* vgl. Murphy (2007) 2 bzw. 3 sowie auch Bird et al. (2010), dort Kap. 6.3.3.

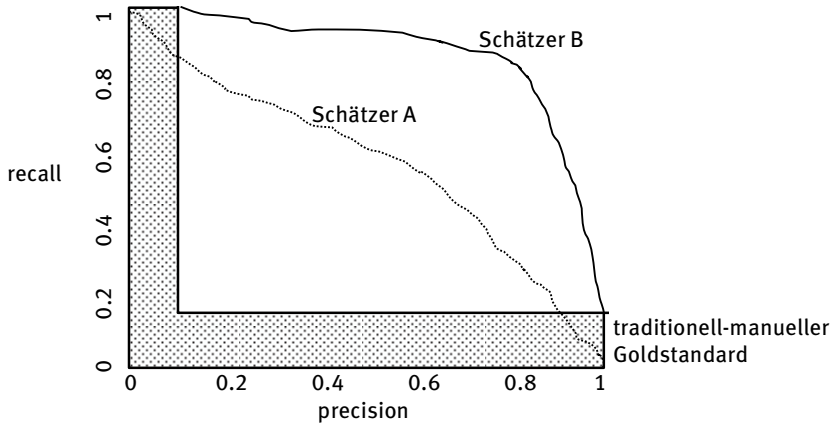


Abb. 10: Skizze für gesuchten Schätzer, der beide Optimierungsregeln erfüllt

Im Vergleich der beiden fiktiven Schätzer A und B deutet die Ergebniskurve des Schätzers B auf eine deutlich höhere *precision* bei gleichzeitig höherem *recall* und zudem einem vollständigen Auffinden des ‚manuellen Goldstandards‘ hin. Der fiktive Schätzer B ist daher dem fiktiven Schätzer A vorzuziehen.

6.2.1.3 Überwachter Trainingsprozess des Klassifikationssystems

Gemäß diesen Zielvorgaben des fiktiven Schätzers B erfolgt die Justierung des tatsächlich angewendeten Schätzers, das heißt des Sets an Filterkriterien. Hierfür wird auf Methoden des maschinellen Lernens und der statistischen Klassifikation zurückgegriffen. Denn üblicherweise werden dort die Kriterien oder Parameter zunächst an einem kleineren Teil des Korpus trainiert (Trainingsset), um dann an einem anderen Teil des Korpus evaluiert zu werden (Testset), bevor sie auf das Gesamtkorpus übertragen werden.⁴¹⁴ Die dazu notwendigen Subsets werden anfangs aus dem Gesamtkorpus herausgelöst. Bei ihrer Erstellung ist die Frage der Länge und der Materialzuweisung zentral: Auf der einen Seite müssen das Training- und Testset groß genug sein, um möglichst viel Trainingsmaterial bereitzustellen, damit verlässliche Ergebnisse erzielt werden können, auf der anderen Seite sollten sie so klein wie möglich sein, um ein möglichst rasches Vorankommen bei gleichzeitigem vollständigem Überblick zu gewährleisten. Das Textmaterial für diese Subsets kann dabei entweder aus einem fortlaufenden Abschnitt des Gesamtkorpus stammen, alternativ können

⁴¹⁴ Die beiden Unterkorpora von Trainings- und Testset werden auch Entwicklungssubset genannt, vgl. für dieses Vorgehen Jurafsky und Martin (2009) 125.

auch kleinere Passagen aus verschiedenen Korpusstellen zu einem Set zusammengefügt werden.⁴¹⁵

Im vorliegenden Fall wird das Filtersetting zunächst an einem solchen Entwicklungssubset entwickelt und nach persistent korrekter Klassifikation auf das Gesamtkorpus übertragen (vgl. Abb. 11):

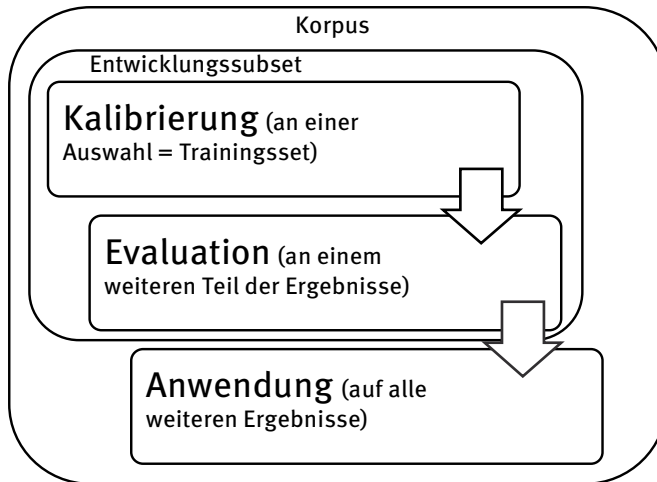


Abb. 11: Schritte der Kalibrierung, Evaluation und Anwendung

Aufgrund der Größe des Korpus muss letztlich jedoch von diesem klaren Dreischritt zugunsten eines Zweischritts leicht abgewichen werden: Denn obschon eingangs noch durchaus in Form des ersten Buches der *Aeneis* an einem Entwicklungssubsets kalibriert werden kann, muss jedoch die tatsächliche Festlegung des Filtersettings letztendlich an einem Querschnitt aller 12 Büchern der *Aeneis* gemeinsam erfolgen.⁴¹⁶

⁴¹⁵ Vgl. zu den Möglichkeiten der Einteilung in Training- und Testsets Jurafsky und Martin (2009) 126.

⁴¹⁶ Die Auswahl einer Teilergebnismenge wurde in einem ersten Anlauf aufseiten der Briefe getroffen, da eben diese für die Untersuchung der Zitierpraxis des Hieronymus im Mittelpunkt stehen. Die Briefauswahl muss bei dieser Variante repräsentativ und daher also zufällig getroffen werden, um zuverlässige Schlüsse auf die Gesamtheit aller 121 von Hieronymus verfasster Briefe zuzulassen. Da zu diesem Zeitpunkt die Wahl der Analyseumgebung noch nicht auf Python gefallen war (hieran wird die chronologische Gleichzeitigkeit der Untersuchungsprozesse allzu deutlich), wurden in Excel mit dem Befehl der ZUFALLSZAH() in einer ersten Runde 10 Briefe zufällig ausgewählt, für die die optimale Ausprägung der Kriterien ermittelt wurden. Doch dieses Verfahren entlang des Zieltextes stellte sich bald als nicht zielführend heraus, da einige der Briefe keine, oder nur sehr wenige bereits bekannte Zitate aufwiesen und somit die Menge, an der kalibriert werden konnte, zu gering war.

Als Länge des Trainingssets wird daher eine mittlere Größe gewählt, wobei die Trainingsfunde so ausgewählt werden, dass sie möglichst repräsentativ sind, also möglichst alle im Korpus vorhandenen Problemlagen widerspiegeln. Die Grundstruktur eines Trainingssets und eines Anwendungskorpus' bleibt dadurch jedoch beibehalten. Daher handelt es sich bei diesem Vorgehen weiterhin um einen überwachten Trainingsprozess.⁴¹⁷

6.2.2 Schritt 2: Die Operationalisierung der Filterkriterien

Im Anschluss an die Ausführungen zur korrekten Klassifizierung folgt nun die Zusammenstellung der wirkmächtigen Filterkriterien. Hierbei knüpft die Untersuchung an bestehende Operationalisierungen an und betritt gleichzeitig Neuland. Denn die vorliegende Untersuchung stimmt mit der im *Tesserae*-Projekt vorgenommenen Operationalisierung grundsätzlich überein, nicht jedoch mit der konkreten Ausgestaltung der dortigen Kriterien. Daher baut die vorliegende Untersuchung zwar auf den in *Tesserae* bereits etablierten Filterkriterien auf, erstellt jedoch eigene Konfigurationsmöglichkeiten. Um ferner den oben eigens formulierten Optimierungsregeln vollumfänglich zu entsprechen, wird zusätzlich noch ein neues Filterkriterium anhand leseempirischer Eindrücke und computergestützt extrahierter Muster induktiv entwickelt. Gegenüber den in *Tesserae* verwendeten Kriterien, die allesamt auf der Wort- und Satzstrukturebene zu lokalisieren sind, kann dieser zusätzliche Filter der ‚Historischen *text re-use* Grammatik‘ das Zitatphänomen erstmals auf der grammatischen Wortebene lokalisieren.

Gemäß den theoretischen Annahmen der vorliegenden Untersuchung (vgl. Kap. 3.3) kann eine Text-Text-Beziehung folgendermaßen beschrieben werden: Eine Text-Text-Beziehung besteht aus mindestens zwei übereinstimmenden Wörtern (a) sowohl im Quellen- als auch im Zieltext (b). Die zwei übereinstimmenden Wörter gehören dabei in beiden Texten je einer gemeinsamen Satzeinheit an (c). Zwischen den beiden übereinstimmenden Wörtern stehen ferner nur eine bestimmte Anzahl an Wörtern (d). Die beiden übereinstimmenden Wörter sind zudem semantisch ausreichend distinkt (e) und weisen zusätzlich zu dieser semantischen Distinktheit auch eine

Die zweite Variante, dann schon in Python umgesetzt, bestand darin, entlang des Prätextes eine Auswahl zu treffen. Hier bot sich die Buchstruktur der *Aeneis* als Grundlage für die Einteilung an. In einem ersten Durchlauf wurde so das Filtersetting am ersten Buch der *Aeneis* ausgerichtet und sodann auf die weiteren Bücher übertragen. Dieses Vorgehen war bereits besser als die erste Variante der Zufallsauswahl entlang des Zieltextes, dennoch war auch diese Variante noch nicht zufriedenstellend, weswegen final auf eine repräsentative Querschnittsauswahl zurückgegriffen wurde.

⁴¹⁷ Vgl. zum Stichwort ‚supervised classification‘ auch Bird et al. (2010) Kap. 6,1 – an die dortige ‚Figure 1.3 Organization of corpus data for training supervised classifiers‘ ist die obige schematische Darstellung in Abb. 11 angelehnt.

gewisse grammatische Struktur auf (f). Aus dieser Charakterisierung können folgende Filterkriterien und Ausprägungen abgeleitet werden:

- a) Anzahl: mind. 2 geteilte Wörter
- b) Einheit: innerhalb eines gemeinsamen Satzteils
- c) Distanz: mit einem gewissen maximalen Abstand
- d) Bezugsrahmen: die Kriterien a) bis c) treffen auf den Quellen- und Zieltext zu
- e) Bedeutung: geteilte Wörter sind von einer gewissen semantischen Qualität
- f) Prägnanz: geteilte Wörter haben eine typische Grammatikstruktur

Treffen alle diese Kriterien auf einen potentiellen Fund zu, dann wird er für die *close reading* Phase interessant.

Die beiden Kriterien der Mindestanzahl der geteilten Wörter (a) und des Auftretens in einer gemeinsamen Einheit (b) sind bereits durch die Durchführung des computerbasierten Textvergleichs mittels *Tesseract* erfüllt und müssen daher im individualisierten Filterprozess nicht mehr eigens umgesetzt werden.⁴¹⁸ Demgegenüber müssen die genauen Ausprägungen des Distanz-Kriteriums (c),⁴¹⁹ des Kriteriums der semantischen Qualität (e) wie auch das der ‚Historischen *text re-use* Grammatik‘ (f) erst noch ausgelotet werden.

Da die beiden Kriterien der Distanz und semantischen Qualität hohe Interdependenzen aufweisen, wird ihre Herleitung im Folgenden gemeinsam vorgenommen sowie im Anschluss ihre optimale Ausprägung und damit tatsächlich verwendete Form berichtet. Darauf folgt dann die Ableitung des neu entwickelten Filters der ‚Historischen *text re-use* Grammatik‘.

6.2.2.1 Herleitung der Kriterien der semantischen Qualität und der Distanz

Hinter dem Kriterium der semantischen Qualität steht eine Überlegung aus dem Bereich des *information retrieval*. Nach dieser Überlegung tragen die in Texten am häufigsten vorkommenden Wörter weniger Sinn beziehungsweise Bedeutung, vielmehr übernehmen sie in einem Satz eine grammatikalische Funktion.⁴²⁰ In Abgrenzung zu den Inhaltswörtern oder auch Autosemantika einer Sprache (i. e. Nomina, Verben, Adjektive etc.) werden diese hochfrequenten Wörter Funktionswörter oder Synsemantika⁴²¹ genannt – zu ihnen zählen unter anderem Konjunktionen, Partikel, Präpositionen oder Pronomen. Die Abb. 12 zeigt sortiert nach ihrer Frequenz die Menge der Wörter des untersuchten Korpus, die bis zu 100-mal auftreten:

⁴¹⁸ Vgl. hierfür auch die Ausführungen unter Kap. 6.1.2.

⁴¹⁹ Da das Kriterium des Bezugsrahmens (d) mit dem Distanz-Kriterium (c) verbunden ist, muss dann auch dieses Kriterium in Reaktion auf die Veränderung des Distanz-Kriteriums neu umgesetzt werden.

⁴²⁰ Vgl. Jurafsky und Martin (2009) 159 und 806.

⁴²¹ Vgl. hierzu bereits Kap. 6.1.2.

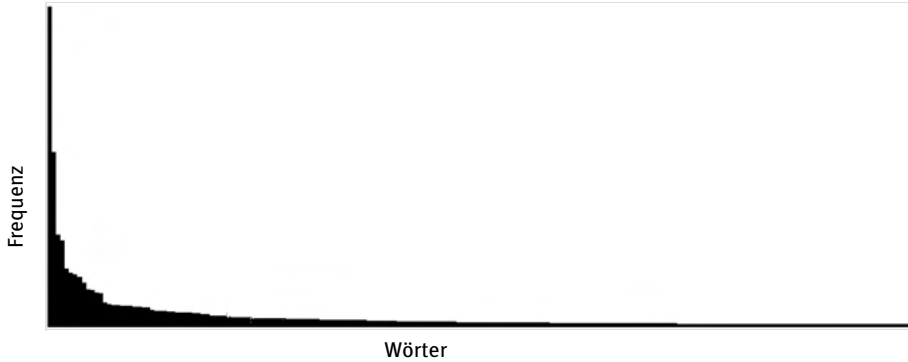


Abb. 12: Alle Wörter, die bis zu 100-mal im untersuchten Korpus auftreten, sortiert nach Frequenz

Da die Häufigkeitsverteilung aller Wörter innerhalb eines Textes stets exponentiell abfällt (vgl. Abb. 12), das heißt, nur sehr wenige Wörter sehr oft und umgekehrt sehr viele Wörter nur selten in einem Text vorkommen,⁴²² zählt nur ein vergleichsweise kleiner Anteil aller in einem Text verwendeten Wörter zu diesen Synsemantika.

Gerade diese beiden Eigenschaften von Synsemantika – eine geringe semantische Qualität und eine hohe Frequenz – können für die vorliegende Herleitung der Filterkriterien folgendermaßen fruchtbar gemacht werden: Da Synsemantika weniger inhaltliche Bedeutung tragen, sind sie meist nicht ausreichend distinkt genug, um einen wesentlichen Beitrag zur Etablierung einer Text-Text-Beziehung zu leisten. Beispielsweise kann eine polysyndetische Verbindung nach dem Muster *et et* eines Textes A grundsätzlich mit jeder polysyndetischen Formulierung eines Textes B eine wörtliche Parallele erzeugen. Dies heißt jedoch noch nicht, dass Text B mit diesem Polysyndeton eine intertextuelle Verbindung gerade zu Text A aufbaut. Synsemantika scheinen daher erstens für die Etablierung einer Text-Text-Beziehung wenig verdächtig. Da Synsemantika ferner in Texten sehr häufig vorkommen, können aus ihnen in einem ungefilterten Textabgleich überproportional viele potentielle Funde entstehen. Somit beeinflussen Synsemantika zweitens die *precision* des Filterpro-

⁴²² Dieses Phänomen ist auch bekannt als Zipf'sches Gesetz. Der Linguist Zipf untersuchte Mitte des 20. Jahrhunderts die Wortfrequenz von James Joyce's *Ulysses* im Zusammenhang mit seiner Grundthese, dass das menschliche Verhalten primär durch das Prinzip des geringsten Aufwandes („the principle of least effort“) beschrieben werden kann. Als erstes Beispiel verifiziert er dieses Prinzip anhand der Sprachökonomie, vgl. Zipf (1965) 19–55, insb. 23–29. Der gedankliche Konnex zwischen der Verwendung der Sprache und ökonomischen Erwägungen wird in folgendem Ausspruch ersichtlich: „words are tools that are used to convey meanings in order to achieve objectives.“, ebd. 20.

zesses negativ. Um also nicht unnötig viele Ergebnisse dieser wenig ertragreichen Art zu erhalten, müssen die Synsemantika adressiert und ausgeschlossen werden.⁴²³

Wörter, die mit einer solchen Begründung der Feature- oder Ergebnisreduktion ausgeschlossen werden, werden in der maschinellen Textverarbeitung *stopwords* genannt. Eine Liste dieser Wörter wird als *stop list* bezeichnet.⁴²⁴ Wie für die meisten natürlichen Sprachen existiert auch für das Lateinische eine Standardliste, die die häufigsten lateinischen Wörter enthält.⁴²⁵ In einem Pretest wurde die Nützlichkeit dieser Standardliste für den angestrebten Filterprozess eruiert. Hierbei stellte sich jedoch heraus, dass diese Liste zu wenige der potentiellen Ergebnisse herausfiltert, sodass weiterhin ganz offensichtlich nicht sinn- bzw. bedeutungstragende Funde in der Ergebnismenge zurückbleiben.⁴²⁶ Um die Zahl der Ergebnisse dennoch maßgeblich zu verringern, wird daher eine noch umfassendere *stopword*-Liste erstellt.

Grundsätzlich existieren verschiedene Möglichkeiten, eine *stop list* zu erstellen. Allen Ansätzen gemein ist, dass die Wörter einer Textkollektion stets nach ihrer Häufigkeit des Auftretens sortiert werden. Dies geschieht meist absteigend, sodass die *most frequent words* (MFW) die Liste anführen und am Ende die *Hapax legomena* des Korpus stehen. Die Unterschiede in den Ansätzen liegen dann darin, welches Korpus der Frequenzanalyse zugrunde gelegt wird, nach welchem statistischen Modell die Frequenzanalyse vorgenommen wird (gewichtet, ungewichtet, Annahme einer spezifischen Verteilung etc.) und bis zu welcher Position der Frequenzliste die Wörter Eingang in die *stop list* finden, bzw. ob die Liste nochmals händisch durchgesehen und

423 Die Kehrseite dieses Filtervorhabens ist freilich, dass auch solche Ergebnisse ausgeschlossen werden, die zwar ausschließlich aus Funktionswörtern bestehen, aber dennoch ausreichend semantischen Kern und Wiedererkennungswert besitzen, um deutlich als eine Textparallele hervorzustechen. Häufig wird an dieser Stelle das Beispiel „to be or not to be“ aus Shakespeares Tragödie *Hamlet* angeführt, vgl. etwa Jurafsky und Martin (2009) 806, so auch Manning et al. (2008) 25. Dieser Einwand ist freilich richtig und verweist auf ein Defizit dieser Methode, das jedoch im Bereich des computerbasierten Textvergleichs zugunsten des enormen Vorteils der Ergebnisreduktion in Kauf genommen wird. Auch muss klargestellt werden, dass diese Funktionswörter mitnichten gänzlich uninteressant für computerbasierte Textanalyseverfahren allgemein sind, ganz im Gegenteil: Es existieren sogar Ansätze wie die Autorschaftsattribuion oder auch die Genreklassifikation, die sich gerade auf diese Funktionswörter fokussieren, vgl. hierzu etwa Jannidis (2014) und Weitin et al. (2016).

424 Manning et al. (2008) 25, vgl. hierzu ferner bereits Kap. 6.1.2.

425 Die lateinische Standard-*stop list* wurde im Rahmen des *Perseus*-Projektes erstellt und beinhaltet folgende Wörter: ab, ac, ad, adhuc (sic!), aliqui, aliquis, an, ante, apud, at, atque, aut, autem, cum, cur, de, deinde, dum, ego, enim, ergo, es, est, et, etiam, etsi, ex, fio, haud, hic, iam, idem, igitur, ille, in, infra, inter, interim, ipse, is, ita, magis, modo, mox, nam, ne, nec, necque, neque, nisi, non, nos, o, ob, per, possum, post, pro, quae, quam, quare, qui, quia, quicumque, quidem, quilibet, quis, quisnam, quisquam, quisque, quisquis, quo, quoniam, sed, si, sic, sive, sub, sui, sum, super, suus, tam, tamen, trans, tu, tum, ubi, uel, uero, unus, ut; vgl. <http://www.perseus.tufts.edu/hopper/stopwords>.

426 Auch eine Erweiterung dieser *Perseus*-Liste mit der vollständigen Flexion aller Wörter (i. e. für *sum* etwa: *es, est, sumus* ...) sowie dem Hinzufügen aller alternativen Schreibweisen (etwa: *alicui, alicui* ...) führte zu keiner wesentlichen Verbesserung.

dadurch manuell gefiltert wird.⁴²⁷ Da typischerweise ab einer bestimmten Position der Frequenzliste nicht mehr nur ausschließlich Funktionswörter stehen, sondern sich allmählich der Übergang zu den Inhaltswörtern vollzieht, können in *stop lists* auch Autosemantika auftreten.⁴²⁸

Im vorliegenden Projekt wird die *stopword*-Liste auf Grundlage des Korpus bestehend aus dem Quellen- und dem Zieltext (Vergils *Aeneis* und Hieronymus' Briefen) erstellt. Daher stellt sie also im Gegensatz zur lateinischen Standardliste von *Perseus* keine universell anwendbare, sondern eine individualisierte *stopword*-Liste dar. Die Frequenzauszählung wird mit dem Programm *AntConc* vorgenommen (vgl. Abb. 13). *AntConc* weist einen verstärkt linguistischen Schwerpunkt der Textverarbeitung auf,⁴²⁹ sodass aus einem Text recht unkompliziert eine Frequenztafel, bestehend aus jedem im Text verwendeten Wort (*type*) und der jeweiligen Frequenz (Anzahl oder *tokens*), erstellt werden kann:⁴³⁰

427 Vgl. hierzu Manning et al. (2008) 25: „The general strategy for determining a stop list is to sort the terms by *collection frequency* (the total number of times each term appears in the document collection), and then to take the most frequent terms, often hand-filtered for their semantic content relative to the domain of the document being indexed, as a stop list“. Für verschiedene statistische Modelle zur Berechnung der Frequenz bzw. der semantischen Relevanz vgl. Zou et al. (2006) 1011–1013; für eine Anpassung einer vorhandenen *stop list* an die eigenen Bedürfnisse vgl. beispielsweise Weitin und Herget (2016) 6.

428 Für dieses Vorgehen, die Länge der *stop list* so zu wählen, dass in dieser nicht mehr nur Funktionswörter, sondern auch Autosemantika enthalten sind vgl. beispielsweise Jockers (2013) 131.

429 *AntConc* ist ein Programm für die Korpusanalyse und quantitative Textanalyse von Laurence Anthony, Professor an der Waseda University (Japan). Mit diesem können Konkordanz und Kollokationsanalysen für ein eingelestes Korpus erstellt, aber auch Häufigkeiten für jedes Wort eines Korpus ermittelt werden, vgl. <http://www.laurenceanthony.net/software/antconc/>.

430 Da wie bereits erwähnt die lateinische Schriftsprache die Unterscheidung in vokalische und halb vokalische bzw. konsonantische Zeichen nicht kennt und es demgemäß in der Entscheidung des modernen Editors einer Print-Textedition liegt, ob diese erst im Mittelalter eingeführte Unterscheidung im Schriftbild nachgebildet werden soll, und bei einer computerbasierten Textanalyse die Buchstaben *v* und *u* sowie *j* und *i* jedoch als unterschiedliche Zeichen verarbeitet werden, wurden auch die *stopword*-Listen wie alle digitalen Texte zur Vereinheitlichung der Orthographie halb vokalisches bereinigt, vgl. die Hinweise in Kap. 5 und den Schritt der Normalisierung im Code-Skript Kap. 6.3.1.

Wort	Frequenz	Wort	Frequenz	Wort	Frequenz
et	17654	quae	2052	esse	1148
in	9624	si	1920	autem	1128
non	5117	cum	1846	a	1095
est	4761	nec	1365	me	1078
ut	3237	enim	1256	se	941
quod	2998	hoc	1249
ad	2916	sunt	1220	zorobabel	1
qui	2791	te	1192	zoth	1
de	2467	per	1186	ἀρχιστρατηγός	1
sed	2098	quam	1184	αγράμματος	1

Abb. 13: Beginn und Ausschnitt aus dem Ende der Frequenzliste

Mithilfe dieser Frequenztafel können nun viele unterschiedliche *stopword*-Listen erstellt werden. Da das optimale Setting des Filterprozesses erst noch kalibriert werden muss, werden zunächst unterschiedlich lange, konsekutiv aufeinander aufbauende Listen erstellt, die dann getestet werden, bis ein optimales Setting erreicht ist.⁴³¹

Damit die zu testenden *stop lists* konsekutiv aufeinander aufbauen, wird vorliegend in Bezug auf die Frequenz der Wörter (vgl. Frequenzspalte in Abb. 13) in 50er bzw. 10er Schritten jeweils abwärts gezählt, beginnend ab den Wörtern, die mindestens 250-mal im Korpus vorkommen.⁴³² Das heißt, die erste Liste enthält alle Wörter, die häufiger als 250-mal verwendet werden. Dies entspricht den 118 meist frequenten Wörtern (bereits in dieser Liste sind Autosemantika enthalten). Die zweite Liste enthält dann alle Wörter, die häufiger als 200-mal verwendet werden (dies entspricht den 151 meist frequenten Wörtern), und immer so weiter. Ab den Wörtern, die häufiger als 50-mal verwendet werden, werden die darauffolgenden Listen in 10er Schritten erstellt, bis zur letzten Liste, die alle Wörter enthält, die häufiger als 30-mal Verwendung finden. Insgesamt werden auf diese Weise demzufolge sieben *stopword*-

⁴³¹ Für die Ergebnisse dieser Kalibrierung der optimalen Länge der *stop list* vgl. Kap. 6.2.2.2.

⁴³² Damit alle Listen tatsächlich konsekutiv aufeinander aufbauen, wurden sie auch nicht nochmals händisch durchgesehen oder manuell gefiltert.

Listen erstellt.⁴³³ Die kleiner werdenden Schritte in der Bemessung der Listen ermöglichen dabei ein eher gleichmäßiges Anwachsen der Länge der Wortlisten, indem sie der exponentiell sinkenden Frequenzverteilung innerhalb eines Textes Rechnung tragen (vgl. obige Abb. 12).⁴³⁴

Mit diesem in Form der *stop lists* operationalisierten Kriterium der semantischen Qualität ist das nächste Kriterium der Distanz insofern eng verknüpft, da die Wörter der *stop list* nicht als Distanzwörter gezählt werden. Das Kriterium der Distanz bezieht sich auf die maximal erlaubte Anzahl der Wörter zwischen zwei identischen Wortformen.

Hintergrund dieses Distanzkriteriums ist der Skopus eines Wortes, das heißt der Wirkungsbereich einer Wortform innerhalb eines Satzes.⁴³⁵ Die zentrale Frage ist, wie weit der Skopus eines Wortes trotz dazwischenstehender Wörter reicht, sodass immer noch eine so hohe Anziehung zwischen zwei getrennt voneinander stehenden Wörtern besteht, dass sie ein Zitat etablieren können. Freilich ist dieser Wirkungsbereich zum einen bereits mit dem Kriterium des Auftretens der geteilten Wörter in einer gemeinsamen Einheit (b) adressiert. Doch zusätzlich ist auch noch danach zu fragen, wie viele Wörter wiederum innerhalb dieser gemeinsamen Einheit zwischen den geteilten Wörtern maximal stehen dürfen.

Folgende Ausprägungen des Distanzkriteriums scheinen erwägenswert: Da einen großen Teil der traditionellen Forschungsergebnisse zitierte Halbverse oder ganze Verse darstellen und in diesen Fällen zwischen den einzelnen Wörtern des Aeneisverses kein zusätzliches Wort im hieronymianischen Text hinzugefügt wird, besteht die erste Ausprägung in einer Distanz von 0. Doch mit dem Ziel der Anlehnung an die traditionelle Forschung und ihrer gleichzeitigen Ausweitung sind vorliegend auch noch größere Distanzen in den Suchalgorithmus miteinzubeziehen. Denn es ist durchaus vorstellbar, dass im hieronymianischen Text ein einzelnes Wort eines Verses ausgetauscht wird, um das Zitatsegment dem Sinnzusammenhang des neuen Kontextes anzupassen. Des Weiteren können auch mehrere Wörter zwischen zwei zitierte Wörter eingefügt werden, um den syntaktischen oder auch semantischen Kontext des neuen Satzes trotz des Zitates nicht zu verletzen. Aufgrund leseempirischer

433 Die Ausprägung des Kriteriums der *stop list* unterscheidet sich in seiner Gewinnung aus dem Korpus des Quellen- und Zieltextes demnach nicht von den Möglichkeiten des *Tesseræ*-Projektes. Doch im Unterschied zur dortigen Einstellungsmöglichkeit, die auf der Anzahl der *stopwords* beruht, werden in der vorliegenden Arbeit die *stopwords* auf Basis ihrer Auftretenshäufigkeit ausgesucht. In paradigmatischer Sichtweise erfolgt also eine Verschiebung im Auswahlkriterium.

434 Ein Versuch, überhaupt nur Wörter mit sehr wenigen Verwendungen in die Analyse miteinzubeziehen – in der Annahme, dass diese seltenen Wörter (mit Ausnahme von *Hapax legomena*) distinkte Sprache auszeichnen und damit überhäufig aus fremdem Textmaterial stammen – brachte keine vernünftigen Ergebnisse hervor.

435 Vgl. zum Skopus-Konzept als Geltungsbereich der Negationen Weinrich (1993) 867 und als Wirkungsbereich von Vergleichen ebd. 787.

Eindrücke wird daher ferner ein Abstand von maximal 3 Wörtern zwischen zwei identischen Wortformen angesetzt.

Auch bei der Kalibrierung des Distanz-Kriteriums geht es wie bei dem Kriterium der semantischen Qualität letztlich darum, zu klären, welche Distanz von 0 bis 3 in Bezug auf die oben eigens formulierten Optimierungsregeln des Schätzers eine möglichst präzise Filterung der potentiellen Funde ermöglicht. Zwei Bedingungen erschweren dabei die Berechnung: Die erste Bedingung ist, dass die Maximaldistanz sowohl im Quellen- als auch im Zieltext eingehalten werden muss.⁴³⁶ Zum anderen ist im Zusammenspiel mit den *stop lists* zu bedenken, dass die Wörter der jeweiligen *stop list* nicht als Distanzwörter gezählt werden. Durch diese zweite Bedingung kann die tatsächliche Distanz zwischen zwei identischen Wörtern deshalb deutlich höher liegen. Ferner ist zu konstatieren, dass gerade die obere Grenze, also der Unterschied zwischen einer Distanz von 2 und 3, einer besonderen Untersuchung hinsichtlich der optimalen Ausprägung bedarf, da eine Distanz von 0 und 1 bereits durch den traditionell-manuellen Forschungsstand als zielführend bestätigt ist.

Die Ergebnisse der Kalibrierungsphase und die letztendlich gewählten Ausprägungen der beiden Kriterien der semantischen Qualität (*stop list*-Länge) und der Distanz werden im Folgenden berichtet.

6.2.2.2 Optimale Ausprägung der semantischen Qualität und der Distanz

Um hinsichtlich der formulierten Optimierungsregeln die optimale Konfiguration der Filterzusammenstellung zu finden, werden alle *stop lists* jeweils in Kombination mit allen Distanzmaßen getestet. Zusätzlich zu den sieben, wie oben beschrieben konsequent aufeinander aufbauenden *stop lists* werden auch noch die lateinische Standardliste von *Perseus* und eine Erweiterung derselben, bestehend aus allen Flexionsformen und Schreibweisen, untersucht.⁴³⁷ Diese insgesamt neun *stopword*-Listen und die vier möglichen Distanzen (von 0 bis 3 dazwischen liegenden Wörtern) zusammen genommen ergeben insgesamt 36 zu testende Kombinationsmöglichkeiten (9 x 4).

Da die Länge der *stop list* mit steigender Listennummer wächst, ist im Sinne der zweiten in Kap. 6.2.1.2 formulierten Optimierungsregel (auch neue Funde zu finden, doch dabei die *false positives* möglichst zu minimieren) die längste Liste gefragt, die der ersten Optimierungsregel (nicht hinter den *status quo* des bereits bekannten Forschungsstandes zurückzufallen) gerade noch gerecht wird. Denn mit dieser längsten Liste werden alle manuellen Funde detektiert und gleichzeitig möglichst viele potentiell nicht interessante Ergebnisse ausgeschlossen, während auch neue potentielle Funde detektiert werden. In der folgenden Abbildung (Abb. 14) sind diesbezüglich

⁴³⁶ Vgl. hierzu auch das Kriterium des Bezugsrahmens (d) in Kap. 6.2.2, nach dem die Kriterien a) bis c) sowohl auf den Quellen- als auch den Zieltext zutreffen müssen.

⁴³⁷ Vgl. hierzu auch Anm. 426.

die Ergebnisse der beiden interessantesten⁴³⁸ Distanzen von 2 und 3 für die 12 Aeneisbücher (x-Achse) und die neun getesteten *stopword*-Listen (y-Achse) abgetragen:

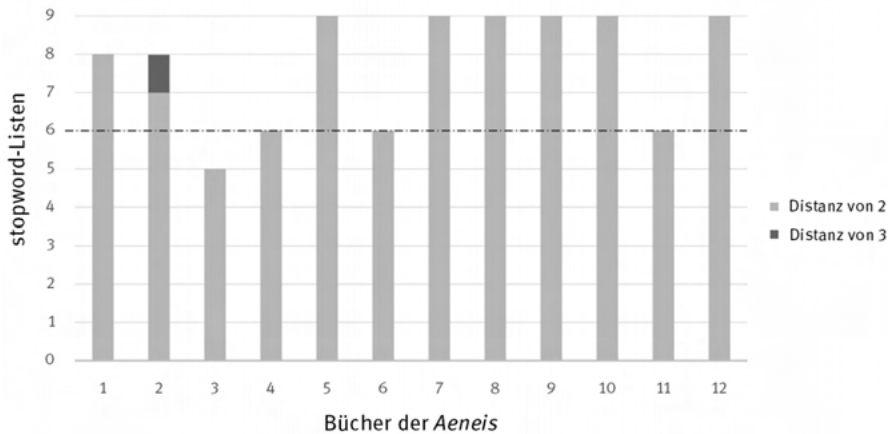


Abb. 14: Optimum des *stop list*-Kriteriums für alle 12 Aeneisbücher

Über die 12 Bücher der *Aeneis* hinweg zeigt sich ein sehr diverser Befund hinsichtlich derjenigen *stop list*, die der ersten Optimierungsregel noch entspricht: Denn für das 3. Aeneisbuch ist beispielsweise bereits ab der *stop list* mit der Nr. 5 (die 223 MFW, die häufiger als 150-mal auftreten) das Ziel, den *status quo* des Forschungsstandes abzubilden, nicht mehr erfüllt. Im Gegensatz dazu sind in einigen anderen Büchern selbst in der neunten *stop list* mit 1406 MFW (alle Wörter, die häufiger als 30-mal auftreten) noch alle traditionell-manuell erlangten Funde in der Ergebnismenge enthalten.⁴³⁹

Dementgegen ergibt sich für die beiden getesteten Distanzmaße ein einheitlicheres Bild. Die Ergebnismengen der Distanzen von 2 und 3 unterscheiden sich über alle 12 Bücher der *Aeneis* hinweg (beinahe) nicht hinsichtlich der formulierten Optimierungsregel den *status quo* des Forschungsstandes abzubilden: Für beide Distanzmaße sind bis auf das 2. Buch – hier unterscheidet sich der *recall* aller bekannten Funde zwischen den beiden Distanzen um eine *stop list* (für die Distanz von 2 erweist sich die siebte *stopword*-Liste und für die Distanz von 3 die achte *stopword*-Liste als geeigneter) – stets in derselben *stop list* alle manuellen Funde in der Ergebnismenge

⁴³⁸ Interessant deswegen, da gerade der obere Rahmen des möglichen Distanz-Kriteriums auszuloten ist, denn eine Distanz von 0 (zusammenhängende Versteile) und eine Distanz von 1 (lediglich ein Wort dazwischengeschoben) weisen undiskutierbar auf ein Zitat hin.

⁴³⁹ Dieser Befund gibt dabei Hinweise darauf, dass die in manueller Herangehensweise gefundenen Text-Text-Beziehungen tatsächlich aus vergleichsweise distinktem Sprachmaterial bestehen.

enthalten. Dies bedeutet, dass die Distanz keinen nennenswerten Einfluss auf den *recall* der manuellen Funde hat.

Demgegenüber wirkt sich die Distanz jedoch sehr wohl auf die *precision* aus. Denn mit dem Distanzmaß von 2 fällt die Ergebnismenge über alle 12 Bücher hinweg stets geringer aus als mit einem Distanzmaß von 3 (vgl. Abb. 15):⁴⁴⁰

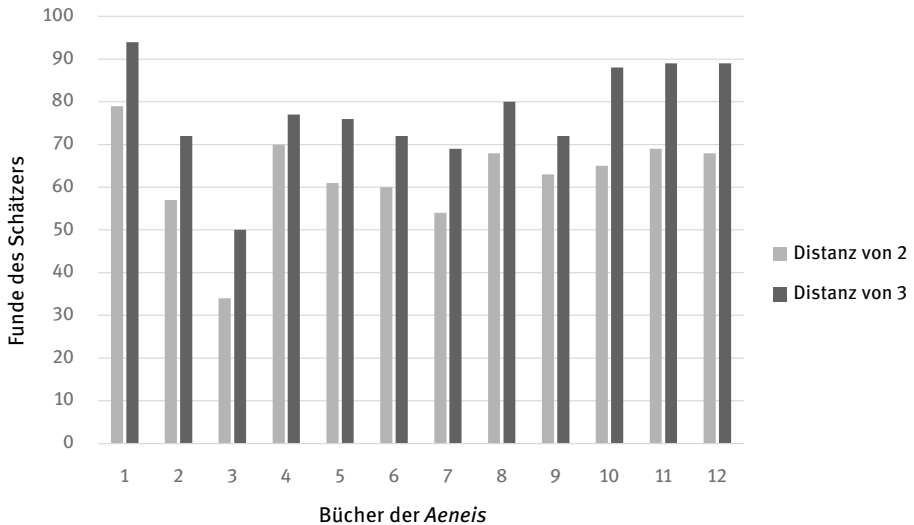


Abb. 15: Der Einfluss des Distanzmaßes auf die *precision*

Da das Distanzmaß also keinen Einfluss auf den *recall*, sehr wohl aber auf die *precision* zeigt, ist im Sinne der zweiten Optimierungsregel der Minimierung der *false positives* das Distanzmaß von 2 dem von 3 vorzuziehen.

Aufgrund des bisher nicht eindeutigen Ergebnisses des *stop list*-Kriteriums wird für die weitere Kalibrierung noch zusätzlich auf leseempirisch gewonnene Eindrücke zurückgegriffen. Denn im stets verzahnt stattfindenden *close reading* einer Vorjustierungsphase anhand des 1. Aeneisbuches kann festgestellt werden, dass in der gemäß der ersten Optimierungsregel (nicht hinter den bereits bekannten Forschungsstand zurückzufallen) besten *stop list* (Nr. 8, vgl. Abb. 14) zwar wie beabsichtigt alle manuellen Funde enthalten sind. Doch in der Ergebnismenge dieser *stop list* sind detektierte Zitatneufunde ausgeschlossen, die in den Ergebnismengen von kürzeren *stop*

⁴⁴⁰ Dieser Unterschied fällt bei den kürzeren *stop lists* deutlicher aus als bei den längeren. Die Abbildung zeigt den Unterschied für die letztendlich verwendete sechste *stop list* (223 MFW).

lists noch enthalten sind.⁴⁴¹ Dies bedeutet, dass es im Sinne der zweiten Optimierungsregel (auch neue Funde aufzufinden) zielführender ist, nicht auf die längste und im Sinne der ersten Optimierungsregel beste *stop list* hin zu optimieren. Hinzu kommt, dass die Einhaltung dieser ersten Optimierungsregel ja grundsätzlich durch eine kürzere *stop list* nicht gefährdet ist, da durch ihre Anwendung immer noch alle Funde des traditionellen Forschungsstandes aufgefunden werden. Einzig dem Ziel der *precision* ist damit nicht mehr in vollem Maße Rechnung getragen. Um also einen Mittelweg zu wählen,⁴⁴² wird angesichts der Ergebnisse in Abb. 14 als finale Ausprägung des Kriteriums der *stopword*-Liste die Liste mit der Nr. 6 gewählt. Diese *stop list* umfasst die 359 häufigsten Wörter im Korpus, die alle häufiger als 100-mal im Korpus vorkommen.⁴⁴³

Zusammengenommen argumentieren die dargelegten Ergebnisse also für eine Distanz von maximal 2 Wörtern zwischen zwei identischen Wortformen (*stop list*-Wörter ausgenommen) in Kombination mit der *stop list*-Länge der Nr. 6. Auch die Erfahrung des *close reading* legt das Fokussieren auf die Ergebnismengen dieser Liste nahe. Mit dieser Wahl ist somit gewährleistet, dass alle manuellen Funde enthalten sind, die Ergebnisse also nicht hinter den *status quo* des Forschungsstandes zurückfallen, wobei dennoch neue Funde gefunden werden können und gleichzeitig möglichst wenige weitere Ergebnisse ausgegeben werden. Damit sind die beiden in Kap. 6.2.1.2 formulierten Optimierungsregeln vollumfänglich erfüllt.

Wie die nicht ganz eindeutige Befundlage hinsichtlich der optimalen *stop list* gezeigt hat, ist ab einem bestimmten Punkt der computerbasierten Textanalyse mit dem Kriterium der Wortfrequenz kein weiterer Zugriff mehr möglich auf Formulierungen, die höchstwahrscheinlich Text-Text-Beziehungen etablieren. Es scheint daher, dass ein rein frequenzbasierter Filterprozess insgesamt zu wenig zielführend und das Kriterium der Häufigkeit für sich genommen relativ instabil ist. Daher ist die Entwicklung eines zusätzlichen Filterkriteriums notwendig (vgl. folgendes Kap. 6.2.2.3).

441 Hierbei handelt es sich ganz konkret um den Fund mit der Fundnr. 2 von Verg. *Aen.* 1,673–675 in Hier. *ep.* 64,2,3 (Zitattyp 1) sowie um Fundnr. 1 von Verg. *Aen.* 1,92 in Hier. *ep.* 1,5,2 (Zitattyp 6), vgl. zu diesen Zitatneufunden ausführlicher auch deren Besprechung in Kap. 7.2.1.1.

442 Diese nicht vollständig befriedigende Lösung mündet schließlich in der Etablierung eines gänzlichen neuen Filterkriteriums, vgl. hierzu dann Kap. 6.2.2.3.

443 Bezüglich Aeneisbuch 3 bedeutet dies den Verlust eines, durch die traditionell-manuelle Forschung bekannten Zitates. Hierbei handelt es sich um den Vers Verg. *Aen.* 3,490 *sic oculos, sic ille manus, sic ora ferebat*. Dieser Vers ist in Hier. *ep.* 79,6,2 zitiert. Dieses Zitat wurde in der vorliegenden Untersuchung per Hand in die Zitatsammlung nachgetragen.

6.2.2.3 Zum Kriterium der ‚Historischen *text re-use* Grammatik‘

Da die bisherigen Filterkriterien hinsichtlich der aufgestellten Optimierungsregeln einen noch unzureichenden Zugriff auf das Phänomen der Intertextualität gewähren, ist ein noch zielgenaueres Kriterium notwendig, das deutlich über die in *Tesserae* bestehende Operationalisierung des Zitatphänomens hinausgeht. Im Versuchsplan (vgl. Abb. 5) ist diese Filtererstellung als Reaktion auf ‚Komplikation 2‘ dargestellt (Strich-Punkt-Linie).

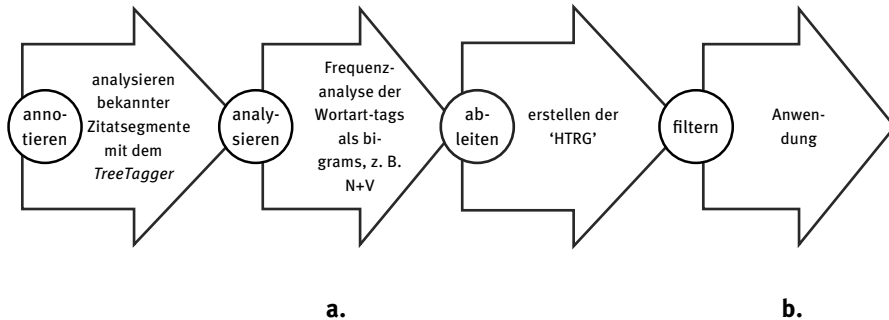
Die Auffindung eines zusätzlichen Filterkriteriums erfolgt wiederholt durch die eingehende Analyse der bereits bekannten Funde sowie durch die genaue Beobachtung des eigenen *close reading* Prozesses. Ziel ist es, herauszufinden, was eine bedeutungstragende Text-Text-Beziehung über die bereits operationalisierten Kriterien hinaus noch determiniert. Da die Möglichkeiten bestimmte Wörter gezielt anzusprechen, die der Leseerfahrung zu Folge keine potentiellen Ergebnisse sind, mit der Optimierung hinsichtlich der Auswahl der bestgeeigneten *stopword*-Liste bereits ausgeschöpft sind, muss ein anderer Zugang zu diesen eindeutig nicht relevanten Wörtern gefunden werden.⁴⁴⁴ Eine Möglichkeit besteht nun darin, das Kriterium der *most frequent words* des Kriteriums der *stop lists* noch weiter zu denken.

An dieser Stelle kommen nun kognitionswissenschaftliche Überlegungen zum Tragen, die das Frequenzkriterium noch weiter ausgehen. Nach den obigen Ausführungen (Kap. 6.2.2.1) weisen hochfrequente Wörter (Synsemantika/Funktionswörter) lediglich grammatikalische Funktion auf und haben auf den semantischen Inhalt keine größere Auswirkung. Gerade bezüglich des Zitierens einer Formulierung eines fremden Textes erscheint es nun durchaus plausibel, dass sich bestimmte Textpassagen des Quellentextes bei einem Rezipienten besser einprägen können als andere, und diese folglich auch eher Eingang in die (intentionale oder nicht intentionale) Rezeptionspraxis innerhalb des Zieltextes finden. Daher muss der potentielle Merkfaktor einer Formulierung noch näher untersucht werden.

Dieser potentielle Merkfaktor lässt sich mit der Vorstellung einer gewissen Griffigkeit umschreiben und soll versuchsweise einmal auf der Ebene der Wortarten lokalisiert werden. Denn gerade Nominal- oder Verbalphrasen weisen aufgrund ihrer semantisch reicheren Qualität und größeren inneren Abhängigkeit einen höheren Wiedererkennungswert auf als Syntagmen, die etwa aus Numeralia oder Pronomina

⁴⁴⁴ Freilich hätte die Auswahl der besten *stop list* noch verfeinert werden können, im Sinne einer optimalen Anzahl an Wörtern, also der Länge der Liste. Doch hiermit begäbe man sich sodann noch stärker in die Abhängigkeit des einzelnen Korpus und müsste also für jede neue Untersuchung und jedes weitere Korpus jeweils eine optimale Länge dieser Liste festlegen. Einem universell einsetzbaren Filter wäre auf diese Weise nicht nähergekommen, ferner wäre das Ergebnis für das Argument der Beliebigkeit und subjektiven Auswahl anfällig und nicht zuletzt würde kein Mehrwert für das theoretische Verständnis intertextueller Stellen entstehen.

bzw. einer Reihe weiterer Funktionswörter bestehen.⁴⁴⁵ Möglicherweise kann also eine gewisse Charakteristik des zitierten Wortmaterials hinsichtlich der Zusammensetzung der Wortarten festgestellt werden. Verlockend scheint daher eine syntaktische Analyse der Zitatsegmente durch eine *Part-of-Speech* Analyse. Mit dieser PoS-Analyse kann der Filterprozess der Zitatanalyse dann erstmals auf die Ebene der Wortarten erweitert werden. Die Ableitung dieses Filterkriteriums erfolgt durch folgende Schritte (vgl. Abb. 16):



- a. Erstellen einer 'Historischen *text re-use* Grammatik' (HTRG)
 b. Anwendung

Abb. 16: Ablauf zur Erstellung des Filters der ‚Historischen *text re-use* Grammatik‘ (HTRG)

⁴⁴⁵ Diese Idee ist unter der Wirkung einer Aussage Fowlers entstanden: „traditionally it was not hard to track (...) a correspondence (...) in an uncommon noun“, Fowler (2000) 122. Bei der automatischen Untersuchung von Idiosynkrasien der Sprache eines Autors verknüpfen auch Koppel und Schler (2003) diesen Merkfaktor mit dem Feature der Wortart, auch in ihrer Untersuchung hat sich das bi-gram als zielführender als andere n-grams erwiesen vgl. ebd. 74. Einen positiven Effekt für das schnellere Erinnern von Autosemantika als von Synsemantika in neuropsychologischen Studien zum Kurzzeitgedächtnis fanden erstmals Tehan und Humphreys (1988) 295. Dieser Effekt ist jedoch hoch mit der verbundenen mentalen bildlichen Repräsentation korreliert und verschwindet unter Kontrolle derselben, vgl. Bourassa und Besner (1994) 124. In Weiterführung dieser neuropsychologischen Untersuchungen und in Rückgriff auf den auch in der vorliegenden Untersuchung formulierten Konnex von der Griffigkeit und dem potentiellen Merkfaktor einer Formulierung vgl. auch die Ergebnisse von Castellà und Campoy (2018), die einen Konkretheitseffekt in Gedächtnisstudien finden konnten. Die Autoren folgern, dass hauptsächlich lexikalisch-semantische Variablen den Erinnerungseffekt beeinflussen, vgl. ebd. 1358. Inwiefern von diesem Effekt Rückschlüsse auf die kulturelle Praktik des Literaturkonsums (kursorisches Lesen, nur auszugsweises Lesen, Auswendiglernen von Beispielformulierungen etc.) zu Zeiten des Hieronymus gezogen werden können, muss an dieser Stelle offenbleiben. Auch kann die Streitfrage, ob Hieronymus aus dem Gedächtnis zitiert habe oder die Quelle aufgeschlagen unmittelbar vor sich liegen hatte, nicht final geklärt werden.

Zunächst werden die Wortarten der Zitatsegmente aller manuellen Zitatfunde mit dem *TreeTagger* analysiert.⁴⁴⁶ Dann werden die häufigsten Wortartkombinationen innerhalb dieser Textbausteine ermittelt. Hierdurch können wiederkehrende Strukturen hinsichtlich der Wortartenzusammensetzung festgestellt werden.⁴⁴⁷ Die am häufigsten verwendeten Wortart-Kombinationen ergeben dann eine Art Regelsatz oder ‚Grammatik‘, mit der übernommene – beziehungsweise um ganz präzise zu sein: vom modernen Wissenschaftler als übernommen erkannte – Textpassagen noch exakter adressiert werden können. Anhand dieser ‚Historischen *text re-use* Grammatik‘ (HTRG)⁴⁴⁸ wird dann die Ergebnismenge der in Kap. 6.2.2.2 festgelegten Kriterienkombination gefiltert.⁴⁴⁹

Die Analyse der Wortartenzusammensetzung der manuell gefundenen Zitate weist eine sehr deutliche Regelmäßigkeit auf (vgl. Abb. 17):

446 Vgl. zum *TreeTagger* als einem linguistischen Standardwerkzeug für die morphologische Analyse ganzer Korpora Kap 4.2.2.2. Für ein möglichst akkurates Ergebnis werden die Ergebnisausgaben des *TreeTagger* nochmals manuell gegengeprüft und wenn nötig korrigiert. Denn problematisch wird es, wenn die *Part-of-Speech*-Zuweisung nicht korrekt funktioniert. Ein Beispiel hierfür ist der traditionell-manuell hervorgebrachte Fund von Verg. *Aen.* 8,727 in Hier. *ep.* 123,15,3: *extremique hominum Morini*. In diesem Zitatsegment wird der Eigenname der Moriner durch den PoS-Prozess als Adjektiv klassifiziert.

447 Diese Routine wird in Python geschrieben (s. Code in Kap. 6.3.2). In diesem Schritt werden sogenannte *n*-grams der ermittelten Wortarten erstellt. Das *n* steht hierbei für die Anzahl, wie viele Einheiten (grams) der auszuzeichnenden Dimension zusammengenommen werden. Ein 2-gram (auch bi-gram) besteht aus zwei Einheiten, das heißt für den vorliegenden Fall, dass immer zwei Wortart-tags zu einem Paar geschnürt werden, ein 3-gram (tri-gram) besteht folglich aus drei Einheiten etc. Die Fragmentierung geschieht hierbei überlappend. Bei einer Einteilung der *n*-grams nach Wörtern werden aus dem Satzbeginn „Please turn your homework...“ dann beispielsweise die bi-grams „Please turn“, „turn your“ und „your homework“, vgl. zu dieser Definition von *n*-grams auch Jurafsky und Martin (2009) 117. Häufig werden wie in dem angeführten Beispiel Wörter als Einheiten angesetzt, diese Fragmentierung kann jedoch auch auf anderer Ebene wie etwa auf der von Buchstaben oder eben wie in der vorliegenden Untersuchung auf Ebene der Wortarten angesetzt werden. Die Reihenfolge der Wortarten spielt in der vorliegend gewählten Modellierung keine Rolle, das heißt, syntaktische Muster werden mit dieser Modellierung nicht erfasst. Es wird einzig die Wortartenpräsenz untersucht.

448 ‚Historisch‘ deswegen, da sich die abgeleitete morphologische Regularität auf das Intertextualitätsphänomen in lateinischen Texten der griechisch-römischen Antike bezieht.

449 Hierdurch wird sichergestellt, dass durch dieses dritte Filterkriterium der *recall* möglichst unverändert, die *precision* jedoch noch weiter gesteigert werden kann.

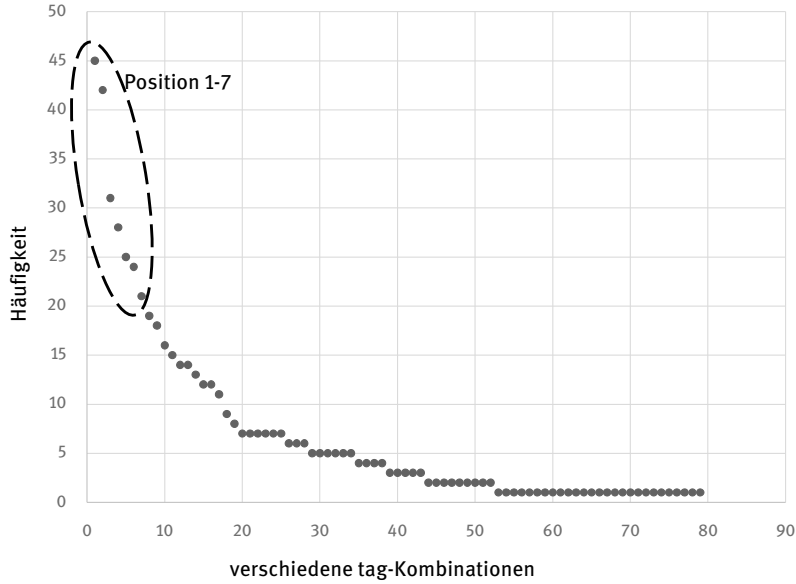


Abb. 17: Verteilung der PoS-tag Kombinationen

Position	tag-Kombination	Anzahl
1	('N', 'V')	45
2	('N', 'N')	42
3	('ADJ', 'N')	31
4	('CC', 'N')	28
5	('V', 'V')	25
6	('ADJ', 'V')	24
7	('CC', 'V')	21

Abb. 18: Häufigste Wortartkombinationen

Insgesamt kommen 79 verschiedene Wortartkombinationen vor (e. g. Nomen + Verb, Konjunktion + Possessivum, Verb + Adjektiv). In mindestens einem Drittel der manuell gefundenen Fundstellen aller 12 Aeneisbücher kommen folgende Wortartkombinationen vor (vgl. Abb. 18, N = Nomen, V = Verb, ADJ = Adjektiv, CC = Konjunktion): An erster Position ist die Kombination von Nomen und Verb zu finden. In den darauffolgenden 6 Positionen ist einmal für Nomina zunächst die Doppelung und dann die

Paarung mit einem Adjektiv und mit einer Konjunktion zu finden. Im Anschluss daran folgt ab Position 5 genau diese Abfolge in selbiger Reihenfolge für Verben: Doppelung, Paarung mit einem Adjektiv, Paarung mit einer Konjunktion.

Dieses bemerkenswert regelmäßige und zwischen der Klasse der Nomina und der Verben symmetrische Muster innerhalb der Wortartenkombination zeigt einerseits die Wichtigkeit der beiden Wortarten Nomen und Verb, die freilich eng mit semantischen Inhalten verknüpft sind. Andererseits verweist diese Regelmäßigkeit durch die relative Dominanz der Konjunktionen auch auf die Wichtigkeit kompakter und syntaktisch funktionierender Strukturen bei der Textübernahme beziehungsweise ihrer -erkennung. Denn obwohl Konjunktionen wie *et*, *atque* und *neque* keinen semantischen Sinninhalt transportieren, sind sie dennoch gleich Agglutinatoren für die Griffigkeit und Wohlgeformtheit der Formulierung von wichtiger Bedeutung. Hierbei ist zu bedenken, dass nicht nur der Autor des neuen, übernehmenden Textes, sondern auch die traditionell vorgehenden Kommentatoren bei der Erkennung auf die Abgeschlossenheit der Syntagmen angewiesen sind, das heißt, dass dieses Merkmal sowohl produktions- wie auch rezeptionsästhetisch von Bedeutung ist. Auch der Umstand, dass es sich bei Vergils *Aeneis* um Dichtung handelt, die von Hieronymus in einen Prosatext eingewoben wird, könnte zu dieser sehr regelmäßigen Wortartenstruktur beitragen.

Freilich ist dezidiert darauf hinzuweisen, dass die beobachtete Regelmäßigkeit zuvorderst durch den Rezeptionsprozess geprägt wird, also durch die Fähigkeit der Forschenden, Aeneistextstellen im hieronymianischen Briefkorpus zu entdecken. Doch auch computerbasierte Untersuchungen im Bereich der Autorschaftsattribuion verwenden solche Wortartstrukturen, um etwa den Autor eines Textes oder dessen Geschlecht richtig zu klassifizieren. Gerade bei diesen Aufgaben ergibt eine Kombination lexikalischer und syntaktischer Kriterien – die meist frequenten Wörter sowie die häufigst verwendete Wortartenkombination – die besten Ergebnisse.⁴⁵⁰ Aus dieser Perspektive scheint der vorliegend durch intuitiv-induktive Verfahren abgeleitete Filter noch zusätzlich begründet.

Da Konjunktionen zwar wie oben angedeutet beim Wiedererkennungsprozess manueller Forschenden im Sinne der Griffigkeit und der Abgeschlossenheit (insbesondere auch mit Blick auf das Metrum) eine dezidierte Rolle spielen, sonst jedoch lediglich grammatikalische Funktion im Satz übernehmen (Synsemantika), werden die *tag*-Kombinationen, bei denen Konjunktionen in Kombination mit einem Nomen

⁴⁵⁰ Vgl. Baayen et al. (1996) 127–128. Die Autoren konnten PoS-Regeln gewinnbringend für die Autorschaftsattribuion einsetzen; für einen Überblick vgl. auch Koppel et al. (2009) 12 sowie Stamatatos (2009) insb. 543; vgl. ferner auch Forsyth und Holmes (1996) 170, die eine Kombination lexikalischer und syntaktischer Marker als besten Weg deklarierten, Texte richtig zu klassifizieren; sowie Koppel et al. (2002) 404, die gleichfalls eine Kombination dieser beiden Marker mit guten Ergebnissen für die Differenzierung des Geschlechts einer Autorin oder eines Autors eingesetzt haben.

oder einem Verb auftreten, dennoch nicht in die HTRG-Regeln übernommen.⁴⁵¹ Auf diese Weise wird verhindert, dass potentielle Ergebnisse nach dem Muster *et, bello* in die nähere Auswahl gelangen.

Des Weiteren werden auch die beiden Kombinationen mit Adjektiven ausgeschlossen.⁴⁵² Zwar zählen Adjektive zu den Autosemantika und sind damit prädestiniert für die Erstellung einer inhaltlichen Verknüpfung, dementsprechend spielen sie auch in der Ergebnismenge traditioneller Forschung eine wichtige Rolle. Doch treten sie niemals in Kombination mit entweder Nomen oder Verben alleine auf. Vielmehr ist stets ein weiteres Nomen oder Verb bzw. eine weitere Wortart noch zusätzlich im Zitatsegment vertreten. Das heißt, die Existenz von Adjektiven alleine zählt noch nicht zu den Kernsignalen einer potentiell sinnproduzierenden Entlehnung.

Der Kern der ‚Historische *text re-use* Grammatik‘ kann damit mit folgenden Regeln formuliert werden: Potentielle Funde des computergestützten Textvergleichs, deren übereinstimmendes Wortmaterial der Wortartenstruktur nach aus mindestens zwei Nomina oder zwei Verben sowie aus der Kombination dieser beiden Wortarten besteht, ist besonders prädestiniert dafür, eine sinnproduzierende Text-Text-Beziehung zu etablieren.

Durch die Anwendung dieser formulierten ‚Historische *text re-use* Grammatik‘ können einerseits Ergebnisse, die in früheren *close reading* Phasen bereits als nicht sinnproduzierend bewertet wurden, sehr gezielt gestrichen werden und andererseits lässt sich die Ergebnismenge gemäß den aufgestellten Optimierungsregeln nochmals enorm eingrenzen, wie Abb. 19 zeigt:

451 Vgl. die Positionen 4 und 7 in Abb. 18.

452 Vgl. die Positionen 3 und 6 in Abb. 18.

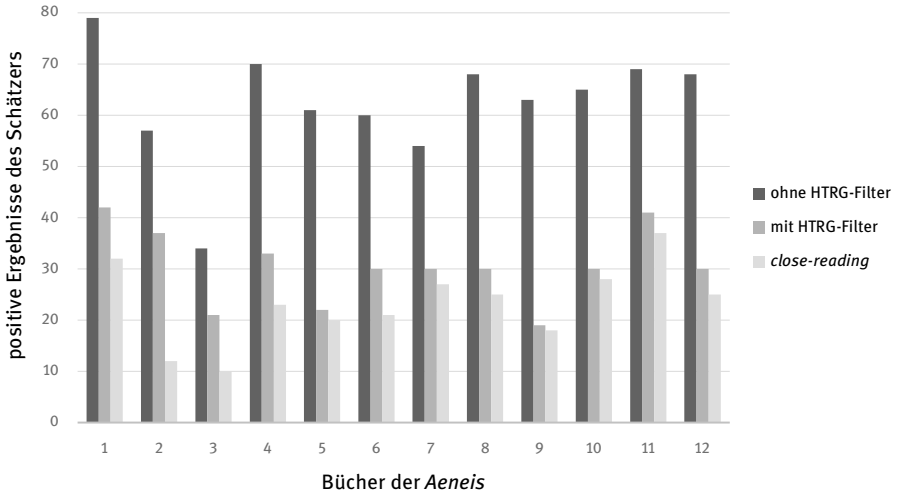


Abb. 19: Auswirkung des HTRG-Filters auf die *precision*⁴⁵³

Der im Anschluss an die Distanz und *stop list*-Filter noch zusätzlich angewendete HTRG-Filter kann nochmals zwischen 30 % und knapp 65 % der bis zu diesem Verarbeitungspunkt potentiellen Funde reduzieren. Da von dieser deutlichen Reduktion die bereits bekannten Zitate sowie die Neufunde an Zitaten des vorherigen *close reading* nicht betroffen sind und umgekehrt viele derjenigen Funde unterdrückt werden können, die in einem *close reading* manuell aussortiert werden müssten, gelingt es mit diesem zusätzlichen Filter in Übereinstimmung mit den in Kap. 6.2.1.2 aufgestellten Optimierungsregeln das Filtersetting optimal zu vervollständigen.

Mit der erfolgreichen Erstellung und Optimierung wirkmächtiger Filterkriterien ist nun also der Filterprozess den formulierten Zielvorgaben gerecht justiert. Die zwei aufgestellten Bedingungen der Effizienz und Effektivität sind schließlich erfüllt, sodass ein optimaler Analysedurchgang vorliegt (vgl. Kap. 6.1). Daher kann nun die computergestützte Textanalyse vollständig erfolgen, das heißt, auf das gesamte Korpus mit allen 12 Büchern der *Aeneis* final angewendet werden.

⁴⁵³ Die Differenz zwischen den potentiellen Funden des Algorithmus mit Anwendung des HTRG-Filters und den Funden, die einem *close reading* unterzogen werden, ergibt sich aus der Subtraktion der bereits bekannten Funde.

6.2.3 Vorhersagemodell und binäres Klassifikationsmodell im Vergleich

In der vorliegenden Untersuchung kann auf zwei unterschiedliche Modelle zur Bestimmung der Wahrscheinlichkeit des Vorliegens eines Zitatfundes zurückgegriffen werden. Neben dem in das *Tesserae*-Projekt integrierte Scoring-System in Form eines probabilistischen Vorhersagemodells wird mit dem eigens entwickelten Filtersetting eine weitere Möglichkeit zur stärker binär klassifizierenden Eingrenzung der wahrscheinlichen Funde erstellt. Doch wie gut funktionieren diese beiden Modellansätze im Vergleich? Um dies zu klären, werden im Folgenden die durch *Tesserae* zugeteilten Scorewerte der traditionell-manuellen Zitate mit den Scorewerten für die digitalen Zitatneufunde verglichen.⁴⁵⁴

Die manuellen Funde weisen grundsätzlich einen *Tesserae*-Scorewert zwischen 8 und 14 auf. Die den digitalen Funden zugewiesenen Scorewerte liegen hingegen zwischen 8 und 12. Dass der Maximalwert bei den manuellen Ergebnissen etwas höher liegt, deutet darauf hin, dass das Scoring-System am oberen Ende der Skala in der Tat sehr präzise ein Zitat als einen sehr interessanten Fund einschätzt. Diese sehr wahrscheinlich vollwertigen Funde sind dabei derart prägnant, dass sie durch die traditionell-manuelle Forschung bereits alle erkannt wurden.

Wird ferner die Häufigkeit dieser Scorewerte für digitale wie manuelle Funde näher betrachtet, zeigt sich folgendes Muster (vgl. Abb. 20):

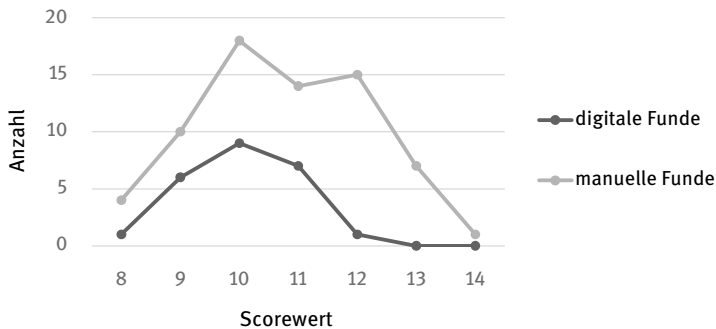


Abb. 20: Verteilung der Scorewerte des *Tesserae*-Projektes über die verschiedenen Funde

⁴⁵⁴ Die im Folgenden berichteten Ergebnisse basieren auf dem finalen Befund nach der *close reading* Phase. Die Scorewerte kommen einzig an dieser methodischen Vergleichsstelle zum Einsatz sowie in der Kontextualisierung der aussortierten Funde auf der Makroebene des *distant reading* vgl. Kap. 7.1.2, ansonsten verzichtet die vorliegende Untersuchung auf den Umgang mit diesen Kennzahlen. Aus Dokumentationszwecken wurden die Scorewerte über den gesamten Verlauf des Analyseprozesses nicht gelöscht.

Grundsätzlich verlaufen die beiden Kurven der Verteilung der Scorewert-Häufigkeit annähernd parallel und zeigen jeweils bei einem Scorewert von 10 einen Höchstwert an. Die manuelle Analyse weist jedoch mehr Fälle mit einem höheren Scorewert auf, insbesondere der nochmals sehr hohe Wert der Scorezahl von 12 ist auffällig. Die Kurve der digitalen Funde verläuft demgegenüber deutlich gleichmäßiger. Ferner ist auffällig, dass der Kurvenabstand für die Scorewerte 8 und 9 sehr gering ist. Dies heißt, dass in den digital erzeugten Funden vergleichsweise viele niedrige Scorewerte von 8 und 9 vertreten sind. Dies verweist darauf, dass das vorliegend etablierte Filtersystem eben nicht nach denselben Mustern wie das *Tesseract*-System vorgeht und einfach nur dessen tiefere Scorewerte abschneidet, um die *precision* zu verbessern, sondern dass die Filterkriterien gänzlich unabhängig von der in *Tesseract* hinterlegten Idee interessante Zitatstellen adressieren können. Der eigens hinzugefügte Filteransatz liegt sozusagen gleichsam quer zu den von *Tesseract* verwendeten Filtermerkmalen, da er nicht schlicht nach dem Scorewert-System, sondern gemäß einem anderen Fluchtpunkt die Ergebnismenge reduziert.

Als letzte Vergleichsebene der beiden Entscheidungsmodelle sei ein Gedankenexperiment hinzugefügt: Der Minimalwert für die manuellen Funde liegt bei einem Scorewert von 8. Dies hieße gemäß den oben aufgestellten Optimierungsvorgaben alle manuellen Funde innerhalb der Ergebnismenge auffinden zu wollen, dass in einer *Tesseract* Verwendung ohne eigene Filtersysteme derart vorgegangen werden müsste, dass alle Funde mit mindestens einem Scorewert von 8 gegengelesen werden müssten. Dies entspräche für die vorliegende Untersuchung einer Fallzahl von 13.547 potentiellen Funden. Die letztliche Positivrate läge dann bei 0,7 %. Durch die Implementierung des zusätzlichen Filtersystems konnte nun jedoch die Fallzahl der potentiellen Funde von diesen 13.547 Funden auf 284 Funde reduziert werden. Damit liegt die letztliche Positivrate bei 8 % und somit deutlich über den 0,7 % des Scorewert-Systems von *Tesseract*.⁴⁵⁵ Die genannten Ergebnisse zeigen zusammengenommen, dass in Sachen Effizienz ein binäres Klassifikationssystem deutliche Vorteile gegenüber einem probabilistischen Vorhersagemodell hat.

6.3 Dritte Ebene: Der Algorithmus im Hintergrund

Nach der Darlegung der einzelnen Teilschritte der Analyse auf der Strukturebene des übergeordneten Verlaufsplanes (Kap. 6.1) sowie der Erstellung des Filterprozesses (Kap. 6.2), wird nun noch die dritte Strukturebene des zugrunde liegenden Algorithmus betreten.

Das Schreiben eines Codes ist eine höchst kreative Arbeit, die neben dem souveränen Umgang mit der Programmiersprache und der Syntax ein hohes Maß an

⁴⁵⁵ Näheres hierzu dann auch in Kap. 8.1.1.

Vorstellungskraft erfordert, Text in einer Datenstruktur zu verorten und sich in dieser operativ zu bewegen. Die Erstellung des Algorithmus erfolgt der Übersichtlichkeit halber an einem kleinen Test-Datensatz mit geeigneten und repräsentativen Schwierigkeiten des Gesamtkorpus. Durch die allmähliche Perfektionierung des Algorithmus an einem solchen optimalen Trainingskorpus ist es möglich, ohne größere Rechenbedarfe, welche sich schnell als zeitliche Verzögerung im Arbeitsablauf bemerkbar machen, jede neue Hinzufügung zum Code umgehend auf seine technische Funktionsweise hin zu kontrollieren. Denn mit der Algorithmuferstellung geht stets auch ein Überprüfen am Textmaterial selbst einher, um zu klären, ob der geschriebene Code an der richtigen Stelle im Textmaterial angreift oder ob wichtige Eigenheiten von Text-Text-Beziehungen mit der gewählten Lösung außer Acht gelassen werden.

Nachdem der Algorithmus am kleineren Trainingskorpus für alle Filterkriterien erstellt ist, kann er dann auf das Gesamtkorpus angewendet werden. Aufgrund der schiereren Textdatenmenge ist dann jedoch nur noch eine stichpunktartige Überprüfung möglich.

Bei der Übertragung auf das Gesamtkorpus sind Probleme der Performanz des Algorithmus zu lösen, da einige verwendeten Methoden die Rechenleistung stark steigen lassen und teils die benötigte Zeit potenziert wird. Dies führt schnell zu ineffektiven Systemen, weshalb der Code in einem finalen Schritt auch auf diese Bedingungen hin nochmals angepasst werden muss. Um dies zu erreichen, werden einerseits effektivere Methoden der Programmiersyntax gewählt, andererseits kann auch durch Zwischenspeichern, das heißt Trennen der einzelnen Schritte, eine enorme Verbesserung erzielt werden.⁴⁵⁶

Im Folgenden sind in Pseudo-Code die geschriebenen Filteralgorithmen zusammenfassend wiedergegeben, um in natürlicher Sprache die wichtigsten Schritte des Algorithmus zu beschreiben. Diese Skizzierung dient also lediglich der Veranschaulichung des Algorithmus und ist der besseren Verständlichkeit halber in ‚Prosa‘ gehalten.

456 Der zeitliche Unterschied beläuft sich beispielsweise für ein Aeneisbuch von ehemals zwei Tagen (i. e. 48 Stunden Laufzeit) auf optimierte 74 Minuten. Die eingangs enorm lange Rechenleistung von zwei Tagen kann auf die durch einige verwendete Methoden hervorgerufene, exponentiell wachsende Größe der Datenmenge und ihrer Verarbeitungsart zurückgeführt werden.

6.3.1 Umsetzung der Filter der semantischen Qualität und der Distanz

Der folgende Pseudo-Code ist die Beschreibung des zentralen Code-Skripts, mit dem die Ergebnisse aus dem Textvergleich mit *Tesseract* zunächst bezüglich der Kriterien der Distanz und der semantischen Qualität (*stop list*) weiterverarbeitet werden.

Listing 1: Weiterverarbeitung des *Tesseract*-Outputs

Öffne die Ergebnisdatei des Textvergleichs mit *Tesseract*
 lies die potentiellen Funde als Liste ein

Das Öffnen der Datei und Einlesen der Daten auf die gewünschte Weise ist stets der erste Schritt. Im Anschluss daran müssen zunächst noch einige Vorbereitungen getroffen werden, um die eingeladenen Textdaten ohne Probleme verarbeiten zu können. Der Datensatz operiert mit genesteten Listen mit zwei Leveln. Jeder potentielle Fund ist eine Liste.

Normalisiere die Textdaten:

```
transformiere alle Zeichen in UTF-8 Kodierung;
schreibe alles klein, unabhängig davon, ob das Wort am Satzanfang
steht oder es sich um einen Eigennamen handelt;
umgib jedes Element mit einem Leerzeichen davor und danach;
entferne überflüssige (z. B. doppelte) Leerzeichen
```

Bei der Normalisierung der Kodierung stellen griechische Buchstaben des Hieronymustextes eine Besonderheit dar, doch da das Griechische im Aeneistext keine Rolle spielt, können diese Wörter bei der vorliegenden Untersuchung außen vorgelassen werden. Enklitika werden nicht als eigenständige (freistehende) Wörter behandelt.

Bereinige die Textdaten:

```
standardisiere die Orthographie halbvokalisch/vokalisch;
entferne alle Satzzeichen, Gedankenstriche, Klammern etc.;
entferne überflüssige (z. B. doppelte) Leerzeichen
```

Sind die Textdaten vorbereitet, kann es zur Anwendung des ersten Filters, das heißt der Entfernung der *stopwords* kommen. Hierfür müssen erst einmal alle 9 *stop lists* in den Code aufgenommen werden, dieser Schritt ist in der Beschreibung des Codes außen vorgelassen. Die *stop lists* sind als *tuple* aus dem *stopword* und einem einzelnen Leerzeichen aufgebaut, mit dem das entfernte *stopword* ersetzt wird.

Wende die *stop lists* an:

für jedes *stopword*:

in jeder *stop list*:

wenn in einem item einer Liste ein *stopword* steht:

dann ersetze dieses mit einem Leerzeichen und lösche es dadurch aus dem Text oder der Liste der geteilten Wörter; reduziere auf diese Weise eventuell entstandene Häufungen von Leerzeichen auf jeweils nur mehr eines; sollte ein Wort, das vormals als Textparallele gekennzeichnet war, durch die Anwendung der *stop lists* durch ein Leerzeichen ersetzt worden sein, sodass jetzt nur noch die Signalzeichen für den Beginn und das Ende der Textparallele wie eine leere Hülle übrig sind, dann lösche diese beiden Signalzeichen samt des eingeschlossenen Leerzeichens

Hänge die derart bearbeiteten Hieronymus- und Vergilttextstellen für jede der *stop lists* an den jeweiligen potentiellen Fund hinten an

Die manipulierten Texte werden damit an die Liste für jeden potentiellen Fund hinten angehängt. Diese dokumentarische Vorgehensweise erfolgt, um später die passendste *stop list* bestimmen zu können. Dies heißt, der Datensatz wächst stets in Bezug auf *items*, jedoch nicht in Bezug auf genestete Levels.

Schreibe diesen Datensatz in eine Datei

und zwar wieder so, dass jeder Fund mit den durch die *stop lists* bearbeiteten *items* in einer Liste erscheint

Dieses Zwischenspeichern dient nur Dokumentationszwecken. Als Nächstes werden die Distanzen (2. Filterkriterium) zwischen den übereinstimmenden Wörtern gezählt.

Zähle die Distanz zwischen den dann noch vorhandenen übereinstimmenden Wörtern:

Hole für jedes *item* in jeder Liste die Position jedes Signalzeichens für eine Textparallele;

zähle dann die Distanz zwischen einem End- und dem darauffolgenden Beginn-Signalzeichen für Textparallelen in Form der dazwischen befindlichen Leerzeichen (d. h. die Leerzeichen zwischen ungeraden und geraden Nummern der Signalzeichen);

Beachte, dass wenn keine Distanz zwischen den Signalzeichen besteht und dennoch mehrere Wörter dazwischenstehen, ein ganzer Halbvers übernommen ist,
 markiere dies entsprechend;
 bedenke auch, dass eine Textparallele aus mehreren vereinzelt
 Wörtern bestehen kann,
 sammle in diesem Fall alle Distanzen
 merke jedoch nur die kleinste Distanz;
 Höre auf, wenn das letzte Endzeichen erreicht ist
 wiederhole diesen Vorgang für jedes Textelement des Datensatzes.

Für das bereits oben genannte beispielhafte Buch 5 heißt dies, dass diese Operation allein für ein Buch der *Aeneis* für ca. 300.000 Funde x 3 Textelemente pro Fund (= Hieronymus-, Vergiltextstelle, Aufzählung der identischen Wörter) x 9 *stop lists*, also für rund 8.100.000 Textelemente, durchgeführt werden muss. Hieran ist ersichtlich, dass neben der Funktionsweise des Codes auch die Verwendung einer möglichst zeiteffektiven, das heißt rechenleistungsarmen Lösung ratsam ist. Zumal dieser Vorgang für zwei Distanzmaße, nämlich für das von zwei und das für drei Zwischenwörter ausgeführt werden muss (es handelt sich also insg. um 16.2 Mio. Operationen allein für das 5. Aeneisbuch).

Hänge die Liste aller Distanzen wieder hinten an jeden Fund an

Dann ist es aufgrund der vorgenommenen Analyseschritte nötig, das bereits von *Tesseræ* vorgegebene Kriterium von mindestens zwei übereinstimmenden Wörtern pro Fund nochmals neu zu überprüfen.

Zähle für jedes *item*, das mit einer der 9 *stop lists* bearbeitet wurde, ob dieser Fund noch aus mindestens zwei übereinstimmenden Wörtern besteht;

für jede *stop list*:

markiere alle Funde, die nicht mehr aus mindestens zwei identischen Wörtern bestehen, als ‚out‘,
 alle anderen als ‚in‘

Damit die Textstellen im *close reading* in ihrem Kontext betrachtet werden können, müssen anschließend die zuvor einfachheitshalber entfernten Metadaten wieder hinzugefügt werden.

Füge die exakten Stellenangaben und den von *Tesseræ* vergebenen Scorewert für jeden potentiellen Fund wieder zum Datensatz hinzu
 Speichere den Datensatz zwischen

Als Letztes erfolgt die Abfrage der Ergebnisse.

```
Rufe alle nach der bisherigen Filteranwendung noch relevanten Funde ab:
  Überprüfe für jeden Fund
    für jedes Ergebnis der 9 stop lists
      ob sowohl die ermittelte Mindestzahl der übereinstimmenden
      Wörter (mind. 2)
      wie auch die Distanzen (max. 2 bzw. 3) den festgelegten Aus-
      prägungen entsprechen;
    schreibe für jede stop list und jede Distanz die fraglichen Funde in
    eine Datei.
```

6.3.2 Herleitung und Umsetzung des HTRG-Filters

Die beiden folgenden Codes beschreiben die induktive Herleitung der ‚Historischen *text re-use* Grammatik‘ sowie die darauffolgende Anwendung des auf dieser Grundlage erstellten HTRG-Filters.

Für die Herleitung der ‚Historischen *text re-use* Grammatik‘ wurden im Vorfeld die übereinstimmenden Wörter aller Funde des traditionellen Forschungsstandes bereits mit dem *TreeTagger* analysiert. Darauf aufbauend können nun zunächst die häufigsten PoS-tag bi-grams für diese Funde extrahiert werden.

Listing 2: Induktive Herleitung der ‚Historischen *text re-use* Grammatik‘

```
Öffne die Ergebnisdatei des TreeTagger mit allen Part-of-Speech Angaben
(PoS) für die Textstellen bereits bekannter Funde
  lies die Daten in Form einer Liste ein, sodass alle PoS-Angaben für
  einen Fund zusammenstehen
    sortiere die PoS-tags innerhalb eines Fundes alphabetisch
    erstelle aus allen PoS-tags eines Fundes alle möglichen tag-
    Kombinationen in Form von bi-grams,
    sammle diese bi-grams in einer Liste
    entferne die Duplikate in dieser Liste
für jedes dieser bi-grams
  in jedem der Funde zusammengenommen
    zähle wie oft das bi-gram vorkommt
    sortiere das Ergebnis absteigend nach Häufigkeit
  schreibe das Ergebnis unter Nennung der PoS-tag-Kombination und der
  Anzahl in eine Datei.
```

An diese Analyse der häufigsten PoS-tag bi-grams im Forschungsstand schließt sich dann die beschriebene Analyse der Regelmäßigkeit in der PoS-bi-gram Verteilung sowie die Extraktion der ‚Historischen *text re-use* Grammatik‘ an. Sobald die ‚Historische *text re-use* Grammatik‘ definiert ist, kann hieraus ein HTRG-Filter erstellt werden. Um diesen auf die potentiellen Funde der computergestützten Textanalyse anwenden zu können, müssen freilich auch für diese im Vorfeld die übereinstimmenden Wörter mit dem *TreeTagger* analysiert sowie PoS-bi-grams erstellt werden.

Listing 3: Anwendung des HTRG-Filters

Öffne die *TreeTagger* Ergebnisdatei der computergestützten Funde nach Anwendung der anderen Filterkriterien

als Liste

erstelle auch für diese PoS-tags alle möglichen bi-gram Kombinationen
gleiche diese bi-grams mit den bi-grams der HTRG ab

übernimm die tag-Kombinationen

wenn sie dieser entsprechen

sonst lasse die Zeile frei

schreibe das Ergebnis in eine Datei

als Liste.

Mithilfe der Ergebnisse des HTRG-Filters können dann die Ergebnisse des Distanz- und des *stopword*-Filters nochmals effektiv reduziert werden, bevor in der *close reading* Phase alle dann noch potentiellen Ergebnisse analysiert und wenn möglich interpretiert werden (vgl. folgendes Kap. 7).

7 *Close reading* und Typologisierung der Zitate

Als grundlegender Befund kann festgehalten werden, dass sich die auf traditionell-hermeneutische Weise herausgefilterten Funde von den digital entdeckten Textübereinstimmungen grundlegend unterscheiden. Denn die hermeneutisch herausgefilterten Zitate bestehen häufig aus Halbversen oder ganzen Versen. Teilweise handelt es sich bei ihnen sogar um zusammenhängende Verspassagen von ein bis zu fünf Versen. Gerade durch ihre Länge bieten sie einen vergleichsweise breiten Angriffspunkt für die Analyse. Der Umstand, dass für sie der Status als Zitat durch die Forschungsliteratur bereits geklärt ist, erleichtert ferner ihre eingehendere Interpretation. Bei den digitalen Neufunden handelt es sich demgegenüber eher um weniger bis nicht markierte Zitate, da die Länge und das Metrum als Markierung des fremden Textsegments ausfallen. Die digital gefundenen Textübereinstimmungen bestehen vermehrt aus Teilstücken eines Verses, meist aus dem Versende. Teilweise handelt es sich bei ihnen zwar noch um einzelne Halbverse, doch sehr viel häufiger um mitten aus dem Vers herausgelöste Syntagmen. Bei ihnen ist die Analyse deutlich voraussetzungsreicher, da die Vorentscheidung, ob tatsächlich ein Zitat vorliegt, erst noch getroffen werden muss. Ferner ist bei diesen Neufunden der Angriffspunkt für die Interpretation im Vergleich zu den bereits aus der Forschungsliteratur bekannten Zitaten durch ihre Kürze wesentlich prekärer.

Im Folgenden werden alle Aeneiszitate in Hieronymus' Briefen eingehend hermeneutisch analysiert und interpretiert, mit dem Ziel, sowohl ihre Beschaffenheit als auch ihre Integrationsform näher zu untersuchen. Dabei werden die Zitate mithilfe einer Typologie systematisiert. Diese Zitattypologie bildet ab, welche vergilischen Textstrukturen in den hieronymianischen Text aufgenommen werden und welche Semantik aus dieser Aufnahme entsteht.

Da die Analyse der hermeneutisch herausgefilterten Zitate durch die bisherigen Ergebnisse der Forschung schon weiter vorangeschritten ist, ist deren Interpretation und Typologisierung in Form einer konzentrierten Zusammenschau, die im Anhang eingesehen werden kann, dargelegt.⁴⁵⁷ Hingegen erfolgt die hermeneutische Analyse und Interpretation der digital neu aufgefundenen Zitate detailliert. Da für den *mixed methods*-Ansatz gerade das Ineinandergreifen der unterschiedlichen Methoden zentral ist, wird in der folgenden Analyse dieser Übergang von digitalen zu traditionell-hermeneutischen Verfahren eingehend dargelegt.

Im Zuge des Entscheidungsprozesses bezüglich des tatsächlichen Vorliegens eines Zitates wird für alle positiven Funde des Algorithmus, das heißt für alle nach den

⁴⁵⁷ Vgl. Anhang I: ‚Manueller Goldstandard‘.

computergestützten Filterprozessen noch in der Fundmenge verbliebenen Ergebnisse, die jeweils fragliche Textstelle der *Aeneis* und des hieronymianischen Briefes eingehend gelesen und analysiert (*close reading*). Dieses *close reading* erfolgt in zwei konsekutiven Phasen, zum einen einer groben Relevanzcodierung (erste Phase) und zum anderen einer detaillierten Interpretation (zweite Phase).

Erste Relevanzcodierung der digital gefundenen Textübereinstimmungen

In der ersten Phase der Relevanzcodierung ist es zunächst das Ziel, für jeden Einzelfall zu entscheiden, ob das potentielle Ergebnis als substantielles Ergebnis in die tiefergehende Analysephase übernommen werden kann oder ob es gleichsam als falscher Alarm aus der Masse der interpretierbaren Fälle ausgeschlossen werden muss.⁴⁵⁸ Diese Vorevaluation erfolgt in einem mehrstufigen Prozess, der mit dem Wechsel von der computerbasierten in die traditionelle Arbeitsumgebung beginnt. Die Schritte sind im Einzelnen:

1. Aufsuchen der ausgegebenen Textstellen Vergils und Hieronymus' in einer klassisch herausgegebenen, gedruckten Referenztextversion und Überprüfung der Stellenangaben sowie, falls nötig, Korrektur dieser Angaben;⁴⁵⁹
2. In wenigen Fällen: explizites Gegenlesen des elektronischen lateinischen Textes gegen die gedruckte Referenzausgabe (teilweise unter Einbeziehung weiterer Ausgaben und der Angaben im kritischen Apparat) und notfalls Korrektur der digitalen Textversion;⁴⁶⁰

458 Das leichte Oxymoron in den Formulierungen ‚potentielles / aussortiertes / nicht interpretierbares Ergebnis‘ ist absichtlich gesetzt. Denn mit diesem Ausdruck ist auch semantisch verbrieft, dass gerade diese vermeintlichen Nicht-Funde – wie zu zeigen sein wird – durchaus ein wichtiges Ergebnis der Untersuchung darstellen, auch wenn sie vom Erkenntniswert her nicht einer vollwertigen Zitatstelle im herkömmlichen Sinne gleichkommen.

459 Die Vereinheitlichung der Versangaben für die *Aeneis* ist unvermeidlich, da die Angaben der digitalisierten Textversion von Greenough (1900) in einigen Fällen von den Angaben bei Hagendahl (1958) sowie im Apparat der kritischen Textausgabe zu Hieronymus' Briefen von Hilberg (1910, 1912, 1918) und der Überarbeitung durch Kamptner (1996) abweichen. Um dennoch eine einheitliche Referenzstellenangabe zu gewährleisten, liegt der in dieser Arbeit verwendeten Verszählung die Oxford-Ausgabe von Mynors (1969) zugrunde. Um die gesuchten Aeneistextstellen in den konsultierten Werken des manuellen Forschungsstandes zu Hieronymus' Briefen wieder aufzufinden, muss daher umgekehrt an einigen Funden mit einer geringfügigen Abweichung gerechnet und entsprechend mit einiger Kulanz nachgesehen werden. Da der Text der Hieronymusbrieve eigenständig digitalisiert wurde, ist auch hier, wenn auch äußerst selten, eine Korrektur der Stellenangabe nötig. Für diese Korrekturen am Hieronymustext wurde die *CSEL*-Ausgabe herangezogen, die auch Gegenstand der Digitalisierung ist (vgl. Kap. 5).

460 Für den Aeneistext wird neben Mynors (1969) zusätzlich die Ausgabe von Ribbeck (1895a, 1895b), für Hieronymus der Text in der *Collection Budé* von Labourt (1949–1963) konsultiert. Durch dieses Abgleichen der digitalen Textversionen mit einer weiteren Printversion findet in diesem

Daran schließen sich Arbeitsschritte an, die ein erstes Verständnis der Textstellen zum Ziel haben:

3. Lesen beider Textstellen sowie erstes Einordnen in den unmittelbaren Kontext (Mikrostruktur);
4. Orientierung im weiteren Werkskontext und in der Buchstruktur beziehungsweise Klärung des Briefthemas und des/r AdressatInnen (Makrostruktur);
5. Erste Einschätzung der Plausibilität eines Ergebnisses aufgrund der Semantik und der Szene;
6. Sofern der Fund ausreichend interessant erscheint: Recherche der Verwendung der geteilten Wörter des Zitatsegments im Wörterbuch (*Georges*)⁴⁶¹ sowie Syntagmensuche in einer oder in mehreren Datenbanken (zunächst in der *LLT-A*, dann in *ThLL*, teils auch in der *PL* sowie in *Perseus*);⁴⁶²
7. Klassifizierung als zu verwerfendes Ergebnis oder als mögliche Text-Text-Beziehung.

Analyseschritt nochmals eine qualitative Überprüfung des digitalisierten Hieronymustextes statt (s. o. die Lösungsansätze in Kap. 4.2.1.4).

461 Georges (1913).

462 Zu diesen Datenbanken vgl. Kap. 4.2. In diesem Schritt wird das Kriterium der Einzigartigkeit und Distinktheit des Ausdrucks oder der Formulierung untersucht. Hierin folgt die *close reading* Phase dem methodischen Vorgehen Adkins, der sehr häufig in seinen Arbeiten zu Hieronymus auf die Recherche in *ThLL* oder *LLT-A* verweist und so zwischen dem Kriterium der Rarität des Syntagmas und der Einstufung als Zitat einen Konnex erstellt, vgl. beispielsweise Adkin (1997b, 1999b, 2002b, 2005a). Dieses Raritätsargument der hermeneutischen Herangehensweise findet sich auch in der computergestützten Intertextualitätsanalyse in Form der Anwendung von *stopwords* zur akkuraten Reduzierung der Ergebnismenge wieder. Dass diese Anwendung von *stopwords* in ihrer Zielgenauigkeit problematisch und unscharf ist, hat der beschriebene Prozess der Filterentwicklung gezeigt (vgl. Kap. 6.2.2.3): Daher musste für akkuratere Ergebnisse eigens das zusätzliche Filterkriterium des HTRG-Filters entwickelt werden. Vergleichbare Kritik an einer alleinigen Fokussierung auf das Kriterium der Einzigartigkeit einer Wendung kann auch im Bereich der hermeneutischen Zitatanalyse gefunden werden. So argumentiert etwa Hagendahl an einer Stelle, dass trotz der fehlenden Distinktheit des Syntagmas sehr wohl von einem Vergilzitat ausgegangen werden kann. Zunächst belegt Hagendahl die Ubiquität der Wendung auch bei anderen Autoren in Dichtung wie in Prosa: "... a Virgilian phrase much imitated by other poets ... and also by prosaists ...", um unmittelbar daran anschließend dann festzustellen: „The literal agreement with a definite Virgilian passage gives us the right to regard this passage as a quotation.“, vgl. Hagendahl (1958) 257f, Anm. 2. Daraus ist zu entnehmen, dass Hagendahls Meinung nach die Rarität eines Syntagmas im Vergleichskorpus keine notwendige Bedingung für die Etablierung einer Text-Text-Berührung darstellt. Das Vorgehen Hagendahls, methodische Hinweise in Fußnoten festzuhalten und nicht weiter zu diskutieren, ist wiederholt ein Beispiel dafür, dass die Kriterien für das Zustandekommen einer Text-Text-Berührung im Bereich nicht-computergestützter Forschung meist nicht expliziert und daher final geklärt sind. Zu erwarten, dass eine digitale Analyse diese Ungeklärtheit allein aufgrund der methodischen Differenz lösen kann, ist freilich nicht realistisch. Vielmehr zeigt sich an diesem Beispiel, dass die computergestützte Textverarbeitung auf die Erkenntnisse der traditionellen Forschung angewiesen ist und auf diesen aufbaut.

Nicht in allen Fällen sind alle oben aufgeführten Schritte notwendig. Teilweise wechselt auch ihre Reihenfolge oder es stellt sich ein zirkuläres Vorgehen ein, sollte im ersten Durchgang ein Hinweis übersehen worden sein.

Unabhängig von der Klassifizierung als zu verwerfendes Ergebnis oder mögliche Text-Text-Beziehung erfolgt für alle Funde eine weitere systematische Einordnung. Dabei werden zu verwerfende Ergebnisse anhand der Merkmale, die das Aussortieren veranlassen, kategorisiert (s. Kap. 7.1). Für Ergebnisse, die als mögliche Text-Text-Beziehung klassifiziert werden, erfolgt hingegen in einem vertiefenden *close reading* die letztendliche Analyse und Typologisierung (s. Kap. 7.2). Die Markierung als mögliche Text-Text-Berührung wird zunächst eher großzügig vergeben, sodass die finale Entscheidung erst in der eingehenderen Analyse und somit aufgrund informierten Lesens getroffen wird.

Detaillierte Analyse der digital gefundenen Textübereinstimmungen

In der zweiten Phase des *close reading* der als mögliche Text-Text-Berührung eingestuften Funde erfolgt eine detaillierte Analyse Satz für Satz und Wort für Wort sowie eine Vertiefung der Figuren-, Szenen- und Handlungsanalyse nach hermeneutischen Grundsätzen.⁴⁶³ In dieser Phase wird letztendlich geklärt, ob der Quellen- und der Zietext durch die lexikalische Übereinstimmung in eine Beziehung treten. Kann eine solche Text-Text-Beziehung festgestellt werden, erfolgt die Interpretation und schließlich wie für die traditionell-manuell herausgefilterten Zitate eine Typologisierung. Die konkreten Schritte dieser zweiten Phase sind in Kap. 7.2 im Einzelnen dargestellt.

Um den *close reading* Prozess der digital gefundenen Textübereinstimmungen so transparent wie möglich und das Resultat nachvollziehbar zu halten, ist das gelesene Textmaterial vollständig im Anhang aufgeführt, das heißt sowohl alle verworfenen potentiellen Ergebnisse als auch die als Neufunde angenommenen Ergebnisse:⁴⁶⁴ Alle

⁴⁶³ Vgl. zu dieser Methode Kap. 4.3.3.

⁴⁶⁴ Dieses dokumentarische Vorgehen entspricht ganz bewusst der Praxis Knauers. Knauer kollationierte in seiner einschlägigen Arbeit zur poetischen Technik Vergils die Parallelen zwischen Homer und der *Aeneis* aus allen ihm erreichbaren Kommentaren. Dabei verwarf er nicht stillschweigend all diejenigen Stellen, die entweder unbrauchbar oder nicht mehr zu identifizieren waren beziehungsweise bei denen die Beziehung fraglich erschien, sondern listete sie mit eben demselben Verweis auf die „notwendig verbundene[n] Subjektivität“ der Entscheidung unter Kenntlichmachung ihres strittigen Status auf, vgl. Knauer (1979) 41 und 364. Dass auch in der Kommentierung der Hieronymusbriefe eben diese Subjektivität zu Unterschieden in der Bewertung einer Zitatformulierung führen kann, beweist eine Wendung aus dem 4. Buch der *Aeneis* im 39. Brief des Hieronymus: Während der kritische Apparat der CSEL-Ausgabe im Paragraph 8 Absatz 1 auf den Aeneisvers 336 mit einem *confer* lediglich vergleichend verweist, ist dieser komplette Halbvers bei Hagendahl als direkte Zitatstelle

aussortierten Funde sind mit der Angabe des jeweiligen Aussortierungsgrundes aufgelistet.⁴⁶⁵ Für die Neufunde sind zusätzlich zu ihrer Typologisierung auch die relevanten Textpassagen aufgeführt.⁴⁶⁶ Für ein akkurates Ergebnis erfolgte das *close reading* aller potentiellen Ergebnisse mehrfach.

Die Ergebnisdokumentation des *close reading* der computerbasiert gefundenen Textübereinstimmungen wird mit einem Einblick in diejenigen Ergebnisse begonnen, die in der Vorevaluation aussortiert werden, denn gerade in ihnen liegt, wie zu zeigen sein wird, ein entschiedener methodischer Gewinn.

7.1 Die aussortierten Funde

Da die potentiellen Ergebnisse durch die streng methodische Vorgehensweise einer bestimmten Systematik folgend erzeugt werden, weisen sie zu einem gewissen Grad strukturelle Ähnlichkeiten auf. Im *close reading* wird infolgedessen rasch ein Muster hinsichtlich der Gründe des Aussortierens sichtbar, auf Grundlage dessen es möglich ist, fünf Kategorien a) bis e) der aussortierten Fälle zu unterscheiden.

7.1.1 Fünf Kategorien

Unter die erste Kategorie können all diejenigen Fälle subsumiert werden, die aufgrund einer ‚Grammatischen Diskrepanz‘ (Kategorie a) aussortiert werden, da bei ihnen morphologische oder syntaktische Gründe der Konstituierung einer Text-Text-Beziehung eindeutig entgegenstehen. Unter die zweite Kategorie (b) können Mehrwortverbindungen mit einem unterschiedlichen Grad an innerer Anziehung oder Festigkeit zusammengefasst werden.

Mehrwortverbindungen werden in der Linguistik häufig mit dem Begriff der ‚Kollokation‘ bezeichnet. Dies ist ein Terminus, der in äußerst vielfältigen Bedeutungsnuancen verwendet wird.⁴⁶⁷ Gemeinhin wird mit dem Begriff ‚Kollokation‘ der

aufgeführt, vgl. Hagendahl (1958) 113. Aus diesem Grund erscheint es zweckdienlich, auch für die vorliegende Untersuchung die dokumentarische Vorgehensweise Knauers zu übernehmen.

465 Vgl. Anhang III: Im *close reading* aussortierte digitale Funde.

466 Vgl. Anhang II: Digitale Neufunde der Zitattypen 1 bis 7.

467 In der Forschungsliteratur zum Themenkomplex der Kollokation ist ein Zitat des theoretischen Linguisten Firth sehr prominent: „You shall know a word by the company it keeps!“, Firth (1968) 11. Firth formulierte diese Sentenz in einem Essay über die Geschichte der linguistischen Theorie. In dieser indirekten Definition von Kollokationen wird eine gewisse Fokussierung auf den unmittelbaren Kontext eines einzelnen Wortes bereits ersichtlich. Der Kontext sei hier jedoch, so Firth, nicht der Kontext, „by which the whole conceptual meaning is implied“, Firth (1968) 11, sondern vielmehr „the other word-material in which they are most commonly or most characteristically embedded“, Firth

Eigenschaft eines Wortes Ausdruck verliehen, dass es in einer gewissen nachbarschaftlichen Beziehung zum unmittelbar umgebenden lexikalischen Material steht.⁴⁶⁸ Demzufolge muss es sich nicht notgedrungen um Verbindungen von zwei Wörtern handeln, vielmehr können damit auch Beziehungen zwischen mehreren Wörtern beschrieben werden. Das Phänomen hängt somit nicht unwesentlich mit der Linearität der Sprache zusammen.⁴⁶⁹ Eine weitere Eigenschaft von Kollokationen zeigt sich im statistischen Argument der gemeinsamen Auftretenswahrscheinlichkeit der jeweiligen Wörter.⁴⁷⁰ Neben dieser Eigenschaft der (relativen) Häufigkeit weisen die Wörter oder Wortgruppen einer Kollokation ferner auch gewisse strukturelle Gemeinsamkeiten auf. Nach der prominenten Definition von Hausmann kann eine gewisse Hierarchie innerhalb der Wortverbindung konstatiert werden, insofern eines der Wörter als *base*, ein anderes als *collocatif* fungiert, das seine semantische Qualität einzig durch die Kollokationsverbindung erhält (Basis-Kollokator-Prinzip).⁴⁷¹ Mit dieser Beschreibung des Phänomens ist sodann auch eine deutliche Trennung vom konkurrierenden Begriff der ‚Kookkurrenz‘ möglich, welche ausschließlich Wortverbindungen bezeichnet, die alleine nach dem frequenzanalytischen Kriterium eine gewisse Zusammengehörigkeit aufweisen. Kollokationen jedoch zeichnen sich demgegenüber zusätzlich zur gemeinsamen Gebräuchlichkeit und Frequenz noch durch ihre Festigkeit im Sinne der Starrheit in ihrer Wortreihenfolge, durch die Unikalität

(1968) 12. Er definiert Kollokationen als „mutually expectant orders of words and pieces as such“, Firth (1968) 13.

468 Diese Eigenschaft klingt auch in der rezenteren Definition von Bartsch an: „In general terms, collocations can be defined as frequently recurrent, relatively fixed syntagmatic combinations of two or more words.“, Bartsch (2004) 11.

469 Firth konstatiert, dass ein ähnlich gelagertes Phänomen auch auf der grammatischen Ebene zu beobachten ist, etwa wenn – so sein Beispiel – eine lateinische Präposition entweder einen Akkusativ oder einen Ablativ fordere. Dieses Phänomen bezeichnet Firth zur Unterscheidung vom Begriff Kollokation als ‚colligation‘: „Collocations are actual words in habitual company. A word in a usual collocation stares you in the face just as it is. Colligations cannot be of words as such. Colligations of grammatical categories related in a given structure do not necessarily follow word divisions or even sub-divisions of words.“ Firth (1968) 14; in diesem Sinne unterscheidet auch Bartsch Kolligationen und Kollokationen, vgl. Bartsch (2004) 29.

470 Da die Firth'sche Definition einem historischen Essay zur theoretischen Linguistik entspringt, führt er keine statistisch-quantifizierenden Herangehensweisen in seiner Argumentation an, auch wenn in den Formulierungen bereits eine Wahrscheinlichkeitsaussage *in nuce* angelegt ist. Erst Firths Schüler Halliday stellt diesen rein theoretischen Ausführungen Überlegungen auf der Basis von Häufig- und Wahrscheinlichkeiten an die Seite. Halliday definiert Kollokationen dann auch deutlich technischer: „Collocation is the syntagmatic association of lexical items, quantifiable, textually, as the probability that there will occur, at n removes (a distance of n lexical items) from an item x, the items a, b, c“, Halliday (1961) 276. Doch gegen diese rein quantitative Verengung des Kolloktationsbegriffs wiederum argumentiert in der Folge Hausmann (1985) 124–125.

471 „On appellera *base* de la collocation le partenaire caractérisé (...) et *collocatif* le partenaire caractérisant qui ne reçoit son identité sémantique que par la collocation.“ Hausmann (1989) 1010.

und Bedeutung der Bestandteile oder durch ihren Grad an Idiomatizität aus. Diese weiteren Eigenschaften sind nicht immer scharf voneinander zu trennen, vielmehr treten sie in Kollokationen wechselseitig und mit unterschiedlicher gradueller Ausprägung auf.

Aufgrund der unterschiedlichen Ausprägung von Mehrwortverbindungen werden vorliegend drei Unterkategorien von Kollokationen von b_1 bis b_3 differenziert, mit denen der abnehmenden Festigkeit kollokativer Verbindungen Ausdruck verliehen wird: Unter der ersten Unterkategorie sind Ergebnisse nach dem Typ ‚idiomatischer Kollokationen und übertragener Bedeutung‘ (b_1) erfasst, bei denen eine der beiden Textstellen eine feste, beinahe erstarrte Phrase, übertragenes Sprechen oder eindeutig idiomatische beziehungsweise phraseologische Verbindungen aufweist. Mit der zweiten Unterkategorie der ‚kollokativen Verbindungen‘ (b_2) sind Funde bezeichnet, in denen überzufälliges Auftreten zweier Wörter oder Wortkombinationen zu konstatieren sind, die wortfeldbedingt noch eine gewisse innere Gebundenheit des Ausdrucks aufweisen (was häufig auch der sprachlichen Notwendigkeit geschuldet ist). Wohingegen unter der Kategorie ‚leicht kollokatives Verhältnis‘ (b_3) vergleichsweise banale Mehrwortverbindungen im Sinne des rein frequenzanalytischen Kriteriums erfasst werden, wobei freilich auch das Wortfeld beziehungsweise das Thema des Abschnittes eine ausschlaggebende Rolle spielen. Insbesondere die beiden Kategorien b_2) und b_3) sind nur schwer voneinander zu trennen, weshalb die Grenze zwischen ihnen als fließend betrachtet wird.

Unter der vierten Kategorie werden Fälle der ‚lexikalischen Koinzidenz‘ (c) subsumiert. Eine deutlich kleinere Kategorie stellt die Gruppe ‚zu große Distanz‘ (d) dar, in der all diejenigen Fälle zusammengefasst werden, die aufgrund der sehr großen Distanz zwischen den übereinstimmenden Wörtern in mindestens einer der beiden Textstellen schnell verworfen werden können. Obwohl mit dem erstellten Algorithmus gerade diese Fälle explizit adressiert worden sind, können dennoch einige wenige Fälle nicht aussortiert werden. Die letzte Kategorie bietet einen ‚Einblick in die Kompositionsstruktur‘ (e) des Quelltextes der *Aeneis* beziehungsweise auch in weitere Werke Vergils. In diesen Fällen vermag der Algorithmus die vergilische Sprache als ausreichend distinkt zu erkennen, doch bringt die computergestützte Analyse Textpassagen miteinander in Verbindung, für die bereits eine augenfälligere Übereinstimmung mit vergilischen Texten bekannt und als Zitat deklariert ist. Teilweise kann dieser Blick in die Kompositionsstruktur auch umgekehrt werden: Denn werden zu einer Aeneistextstelle mehrere Briefpassagen detektiert, so erlauben diese Funde wiederum einen Einblick in die hieronymianische Textverwendung wie auch dessen Kompositionstechnik.

7.1.1.1 Die Kategorien im Einzelnen

Meist können die Fälle aufgrund einer dieser fünf Kategorien eindeutig verworfen werden, doch teilweise konkurrieren die Ausschlussmotivationen aufgrund der

unterschiedlichen Kriterien oder die Priorisierung der Ausschlussgründe ist nicht eindeutig. Daher erfolgt die Kategorisierung der Ausschlussmotivation auf Grundlage der im *close reading* Prozess am prominentesten hervortretenden Eigenschaft, die der Ausbildung einer Textverbindung am meisten entgegensteht.

Im Folgenden werden die fünf Kategorien der Ausschlussmotivationen a) bis e) anhand von Beispielen, die die Qualitäten der ausgeschlossenen Ergebnisse möglichst exemplarisch abbilden sollen, näher ausgeleuchtet. Die konkrete Fundanzahl je Aussortierungsgrund kann im Anhang III der im *close reading* aussortierten Funde eingesehen werden.

Kategorie a) Grammatische Diskrepanz

Hierunter werden all diejenigen Ergebnisse der digitalen Textanalyse klassifiziert, bei denen aufgrund ganz allgemein grammatikalischer Kriterien eine Textverbindung mittels der als übereinstimmend angezeigten Wörter schlicht ausgeschlossen ist. Dies kann zum einen daran liegen, dass die übereinstimmenden Wörter in den beiden Texten je unterschiedlichen Lemmata entspringen (Morphologie) und so eine gänzlich verschiedene Bedeutung tragen. Zum anderen können die Wörter unterschiedlichen syntaktischen Konstituenten angehören, sodass syntagmatische Grenzen unterschiedlich verlaufen und in der Folge differente Bezüge entstehen. Häufig handelt es sich bei letzteren Fällen um nominale Konstruktionen, an denen Genitivformen beteiligt sind.

Unter die erstgenannte Kategorie der grammatischen Unmöglichkeit aufgrund morphologisch ambiger Formen fällt zum Beispiel das potentielle Ergebnis von *ep.* 120,1,12 (hier und im Folgenden stets links abgeleuchtet) und *Aen.* 11,148–149 mit den Übereinstimmungen in den Wörtern „non, uis, tenere, sed“:⁴⁷²

non *uis* esse perfecta *sed* secundum gradum *tenere* uirtutis	at *non* Eundrum potis est *uis* ulla *tenere* *sed* uenit in medios.
--	--

Bei der aufgeführten Textstelle des Hieronymus handelt es sich um eine rhetorische Frage an die Primäradressatin Hedybia, mit der er ihr unterstellt, dass sie sicherlich ganz vollkommen sein (*uis*) und nicht nur den zweiten Grad der Tugend innehaben (*tenere*) wolle. In der *Aeneis* hingegen vermag in der fraglichen Textpassage keine Macht (*uis*) den um seinen Sohn Pallas trauernden König Euander davon zurückhalten (*tenere*), sich unter die Menschenmenge zu mischen und an die Totenbahre

⁴⁷² Auch im Folgenden werden stets links die Brief- und rechts davon die Aeneispassage unmittelbar gegenübergestellt. Die Sternchen (*, eines vor und eines nach dem jeweiligen Wort) markieren die in beiden Textstellen identischen Wörter (fett hervorgehoben). Bei dem abgebildeten Text handelt es sich um die Textversionen des *Tesserae*-Korpus, einzig die Eigennamen sind in der vorliegenden Präsentationsform zur besseren Orientierung rekaptalisiert.

heranzutreten. Das heißt, bei Hieronymus liegt der ambigen Wortform *uis* das Verb *uolo* zugrunde, wohingegen bei Vergil das defektive Nomen *uis* Verwendung findet. Da ferner die Verbindung mit dem Infinitiv *tenere* korpustechnisch nicht ausreichend distinkt ist, ist damit auf semantischer Ebene eine bedeutungstragende Textübereinstimmung und damit das Potential zur Parallelstelle definitiv ausgeschlossen.⁴⁷³

Ein häufiger Ausschlussgrund liegt weiterhin in verschobenen Bezügen durch Genitivkonstruktionen. Da der Genitiv sehr häufig die Funktion des Attributs eines Nomens einnimmt, kann sich die jeweilige Zugehörigkeit der Genitive innerhalb des Quellen- und Zieltextes und damit die semantische Richtung der Satzeinheit deutlich unterscheiden, wie das Ergebnispaar *ep.* 49,15,7 und *Aen.* 3,486–488 mit den Übereinstimmungen in den Wortformen „et, coniugis, amorem“ zeigt:

probet se unusquisque ***et*** sic ad Christi
 corpus accedat non quo dilatae
 communionis unus dies aut biduum
 sanctiorem efficiat Christianum ut quod
 hodie non merui cras uel perendie merear
 sed quo dum doleo non communicasse
 corpori Christi abstineam me paulisper ab
 uxoris amplexu ut amori ***coniugis***
amorem praeferam Christi

accipe ***et*** haec manuum tibi quae
 monumenta mearum sint puer ***et*** longum
 Andromachae testentur ***amorem***
coniugis Hectoreae

In diesem Brief an Pammachius verteidigt sich Hieronymus gegen Anfeindungen, denen er sich wegen seines radikal vertretenen Jungfräulichkeitsideals und der damit verbundenen Schelte der Ehe ausgesetzt sieht. Der Radikalasket versucht in der obigen Briefstelle, seine früheren Ausführungen zu erklären und dabei gleichzeitig abzumildern. Er appelliert in diesem Rahmen an den Leser, dass eine Teilnahme an christlichen Festen kein bedingungsloses Recht sei, vielmehr müsse man sich die Teilnahme erst durch sittliches Verhalten erarbeiten. Die Ausübung nicht-asketischer Praktiken, wie es etwa der Sex mit dem Ehepartner darstelle, sei demnach eine sittliche Verfehlung, weswegen in der Folge eine Zurückhaltung an christlichen Festen notwendiger Weise folgen würde. Der aus dieser Absenz erfahrene Schmerz solle dann die innere Einsicht befördern, zukünftig lieber von nicht-asketischen Praxen Abstand zu nehmen (i. e. sich bei der Umarmung der Ehefrau zurückzuhalten), sodass ‚die Liebe (*amorem*) zu Christus der Liebe zur Ehefrau (*amori coniugis*)‘ schließlich vorgezogen werde. Bei Hieronymus bezieht sich demnach der Genitiv *coniugis*

⁴⁷³ Die Negation *non* und die Adversativpartikel *sed* stellen keine relevanten Vergleichsgrößen dar, wie auch generell und in den folgenden Beispielen die Synsemantika beim *close reading* häufig keine herausragende Rolle einnehmen. Ergebnisse nach diesem Typ hätten freilich durch die *Tesserae*-Anwendung und die dort angelegte Möglichkeit der Lemmaanlyse ausgeschlossen werden können. Für die Gründe der in diesem Projekt sehr reduzierten Anwendung der *Tesserae*-Filter vgl. jedoch Kap. 6.1.3.

auf den zusätzlichen Dativ *amori*, wohingegen der eigentlich im Zentrum der Textübereinstimmung stehende Akkusativ *amorem* mit einem anderen Genitiv (*Christi*) verknüpft ist.

Bei Vergil hingegen ist der in einer Apposition stehende Genitiv *coniugis* über das Bezugswort Andromache direkt auf den Akkusativ *amorem* bezogen: In der fraglichen Textpassage berichtet die Erzählerstimme, wie sich Andromache vom abseigenden Aeneas verabschiedet, sich dabei an dessen Sohn Ascanius wendet und ihm Geschenke als Ausweis ‚der dauernden Liebe (*amorem*) Andromaches, Hectors Gattin (*coniugis*)‘ übergibt. Unabhängig davon, dass es sich bei Hieronymus um einen objektiven und bei Vergil um einen subjektiven Genitiv handelt, sind die Genitivkonstruktionen in den beiden verglichenen Textstellen aufgrund der unterschiedlichen Bezugswörter des Genitivs *coniugis* verschoben, sodass die computergestützt gefundene lexikalische Übereinstimmung aus grammatischer Perspektive keine Text-Text-Beziehung etablieren kann. Da darüber hinaus keine semantisch interpretierbare Beziehung entsteht, können potentielle Ergebnisse dieses Musters aussortiert werden.

Ganz offensichtlich ist die grammatische Diskrepanz zweier Textstellen, wenn zusätzlich zu verschobenen Genitivbezügen noch die übereinstimmenden Worte in mindestens einer Textstelle zu unterschiedlichen syntaktischen Einheiten oder Gliedern des Satzes gehören; dieser Fall liegt im Ergebnis *ep.* 39,5,2 und *Aen.* 12,64–66 mit den Übereinstimmungen „*lacrimis, matris*“ vor:

ignoscimus ***matris*** ***lacrimis*** sed
modum quaerimus in dolore

accepit uocem ***lacrimis*** Lauinia ***matris***
flagrantis perfusa genas quoi plurimus
ignem subiecit rubor et calefacta per ora
cucurrit

Hieronymus zeigt sich in dieser Briefstelle gegenüber Paulas Trauer um ihre verstorbene Tochter Blesilla zwar verständnisvoll, doch mahnt er eine gewisse Grenze des Trauerschmerzes an: ‚Ich sehe die Tränen (*lacrimis*) einer Mutter (*matris*) nach, aber ich fordere ein Maß im Schmerz.‘ Bei Vergil hingegen ‚vernahm Lavinia die Worte der Mutter (*uocem matris*) und Tränen überströmten (*lacrimis perfusa*) ihre brennenden Wangen‘, aus großer Scham wird ihr Gesicht tiefrot. Stellen bei Hieronymus das Bezugswort des Genitivs *matris* die Tränen dar, so sind es bei Vergil die Worte. Hierdurch wird bei Vergil das Lexem *lacrimis* frei und kann in einer zusätzlichen Partizipialkonstruktion trotz des Hyperbatons syntaktisch gebunden werden: Die Tränen rollen die geröteten Wangen der Tochter herab.⁴⁷⁴ Dies ist ein Beispiel, in dem nicht nur durch die unterschiedlichen Bezugswörter des Genitivs, sondern auch durch die

⁴⁷⁴ Das Syntagma *flagrantis genas* nimmt in der Aktivformulierung der Partizipialkonstruktion die Stelle des direkten Objektes ein und stellt, von dort in der Passivkonstruktion beibehalten, sozusagen einen stehengebliebenen Akkusativ zu *perfusa* dar, vgl. die Deklarierung als typisch vergilische Konstruktion bei Tarrant (2012) 106.

Bindung der Wörter in verschiedenen syntaktischen Strukturen das Potential für eine interpretierbare Parallelstelle auszuschließen ist. Der semantische Inhalt ist gleichzeitig zu wenig stark, als dass er über diese grammatikalischen Brüche hinwegtragen könnte.

Kategorie b,) Idiomatiche Kollokationen und übertragene Bedeutung

Zu dieser ersten Unterkategorie der Mehrwortverbindungen zählen Funde, bei denen in einer der beiden verglichenen Textstellen Teile der übereinstimmenden Wörter im Rahmen einer idiomatiche beziehungsweise feststehenden Wendung oder in einer übertragenen Bedeutung verwendet werden. Die andere Textstelle weicht dann jedoch von dieser übertragenen Bedeutung und Verwendung in einer festen Verbindung ab, sodass hierdurch eine semantische Differenz zwischen den Textstellen aufbricht.

Unter diese Kategorie kann beispielsweise das Ergebnispaar *ep.* 60,10,7 und *Aen.* 4,413–415 mit den Übereinstimmungen „et, lacrimas, in, precando“ gezählt werden:

iam uero postquam domum se contulerat
 et relicto foris clerico duritiae se
 tradiderat monachorum creber *in*
 orationibus uigilans *in* *precando*
 lacrimas deo non hominibus offerebat

ire iterum *in* *lacrimas* iterum temptare
 precando cogitur *et* supplex animos
 submittere amori ne quid inexpertum frustra
 moritura relinquat

Hieronymus beschreibt in seinem Nachruf auf Nepotian die sittsame Strenge, die der Verstorbene an sich selbst anlegte: Zwar war Nepotian im öffentlichen Leben ein Geistlicher mit seelsorgerisch-praktischen Aufgaben, zu Hause jedoch unterwarf er sich der Strenge des Mönchslebens, betete häufig und unermüdlich und brachte ‚seine Tränen (*lacrimas*, i. e. der Reue) Gott und nicht den Menschen‘ dar. Die Vergil-szene hingegen handelt vom Liebesschmerz Didos, als die Teucrer auf Geheiß des Aeneas die Schiffe zu Wasser lassen und sie versucht ist, wieder ‚in Tränen auszubrechen (*in lacrimas ire*), wieder mit Bitten (*precando*) es [i. e. Aeneas zum Bleiben zu überreden] zu versuchen‘.

Vergil setzt hier also die Tränen im Rahmen der relativ festen Formulierung *in lacrimas ire* mit der Bedeutung ‚in Tränen ausbrechen‘ ein. Innerhalb dieser Kollokation fungiert nach der Definition von Hausmann *ire* als Kollokator und *lacrimas* als Basis, da *ire* im Zusammenhang mit dieser Basis die Bedeutung ‚ausbrechen‘ annimmt. Hieronymus hingegen verwendet das Nomen *lacrima* nicht im Rahmen dieser Kollokation, sondern quasi alleinstehend und damit frei. Hiermit stellt sich eine semantische Ungleichheit zwischen den beiden Textstellen ein, die freilich noch durch die verschobenen grammatikalischen Bezüge verschärft wird (Hieronymus bindet die

Präposition *in* an die Nominalform *precando*, wohingegen sie bei Vergil Teil der Kollokation und das Gerundium damit präpositionslos ist).⁴⁷⁵

Ein weiteres Beispiel liegt in *ep.* 49,8,2 und *Aen.* 2,386–390 und den Übereinstimmungen hinsichtlich „sequamur, dextra“ vor:

quod uidelicet sinistra sit si Iudaeorum et
gentilium *sequamur* libidinem et semper
aestuemus ad coitum *dextra* si
Manicheorum *sequamur* errorem et
simulatae pudicitiae retribus implicemur uia
autem regia sit ita adpetere uirginitatem

atque hic successu exultans animisque
Coroebus o socii qua prima inquit Fortuna
salutis monstrat iter quoque ostendit se
dextra *sequamur* mutemus clipeos
Danaumque insignia nobis aptemus

Die Textstelle ist wieder jenem verteidigenden Brief an Pammachius entnommen. Hieronymus zitiert in dieser Szene zunächst seine eigene Schrift, in der er für die Vorzugswürdigkeit der Jungfräulichkeit vor der Ehe argumentiert. In der oben abgebildeten Textstelle führt er einen Apostel als Beispiel an, der in dieser Frage weder zu stark nach ‚rechts‘ noch nach ‚links‘ abweichend den Mittelweg wählte. Hieronymus führt im Anschluss eine Auslegung des Verhaltens des Apostels an: ‚Es ist offensichtlich, dass links heißt, sich den Ausschweifungen der Juden und Heiden hinzugeben (*sequamur*) und immer auf Beischlaf heiß zu sein, und dass rechts (*dextra*) heißt, der Irrlehre der Manichäer⁴⁷⁶ zu folgen (*sequamur*)‘. Bei Vergil hingegen ist *dextra* nicht in diesem Sinne verwendet, sondern in seiner übertragenen Bedeutung als ‚günstig‘ – als solches erweist sich im 2. Buch der *Aeneis* nämlich das Schicksal, dem es zu folgen gelte (*sequamur*). Dieses potentielle Ergebnis ist ein Beispiel für semantische Ambiguität des übereinstimmenden lexikalischen Materials durch übertragene Bedeutung.

Kategorie b₂) Kollokative Verbindungen

Die bisherigen Kategorien basierten alle auf dem Muster des ‚Verschiebens‘ oder des ‚Unterschiedes‘ zwischen den verglichenen Textstellen. Es gibt jedoch auch Fälle, in denen es trotz des Fehlens dieser Ungleichheit eindeutig ist, dass eine Übernahme der exakten Wortform nicht als klares Indiz für eine Zitatstelle gesehen werden kann,

⁴⁷⁵ Bei diesem potentiellen Ergebnis erschien die Kollokation das ausschlaggebendere Merkmal und die verschobenen grammatikalischen Bezüge lediglich eine Folge aus dieser. Selbstverständlich ist dies ein Beispiel für die subjektive Priorisierung der Ausschlussmotivationen, so könnte auch für eine Klassifizierung unter der Gruppe a) ‚Grammatische Diskrepanz‘ argumentiert werden. Am Ergebnis des Aussortierens ändert dies freilich nichts.

⁴⁷⁶ Der Manichäismus ist ein von den Lehren des Persers Mani (216–76/77) geprägtes Religionssystem, das als Weltreligion unterschiedliche Ausformungen erfuhr und im Gebiet des *Imperium Romanum* Anlehnungen an das Christentum aufwies. Im Gegensatz zu Hieronymus, der im vorliegenden Brief diese Strömung als Irrlehre (*error*) bezeichnet, gehörte Augustinus dieser Strömung knapp 10 Jahre an, vgl. Näheres bei Hutter (2012).

da die Kombination der Wörter dafür gleichsam zu wenig distinkt ist. Dies liegt auch daran, dass ihre Verwendung zu ‚banal‘ ist, und zwar banal nicht nur in Bezug auf die Häufigkeit des Ausdrucks im herangezogenen Referenzkorpus der lateinischen Sprache, sondern auch in Hinblick darauf, dass der angesprochene Sachverhalt schlichtweg auf irgendeine Weise ausgedrückt werden muss und hierfür nur eine begrenzte Zahl an Worten beziehungsweise Formulierungen innerhalb einer Sprache zur Verfügung stehen. Somit ist eine Verwendung dieser Wortkombination aus der Natur der Sache heraus und damit in der Notwendigkeit des Ausdrückens schlechthin begründet und insofern nicht als textuelle Reminiszenz zu begreifen. Das Syntagma weist in diesen Fällen im Vergleich zu den Ergebnissen unter b₁) eine geringere Festigkeit oder innere Anziehung der Bestandteile auf.

Dies ist etwa der Fall in folgendem Beispiel von *ep.* 70,2,6 und *Aen.* 7,209–211 mit den Übereinstimmungen „*numerus, auget*“:

labor meus in familiam Christi proficit
stuprum in alienam ***auget* *numerus***
conseruorum

hinc illum Corythi Tyrrhena ab sede
profectum aurea nunc solio stellantis regia
caeli accipit et ***numerus*** diuorum
altaribus ***auget***

Hieronymus formuliert diesen Satz im Kontext des Gleichnisses der weltlichen Weisheit als einer Magd, die er aufgrund ihrer Anmut von einer Gefangenen zur Israelitin retuschieren und damit christianisieren will,⁴⁷⁷ da seiner Meinung nach ‚die Schändung einer Fremden die Zahl ihrer Anhänger vermehrt (*auget numerum*)‘. Bei Vergil hingegen entstammt die Stelle der Rede des Latinus, König über Latium, der bei seiner Begrüßung der Trojaner diese als Heimkehrer tituliert, in Rekurs auf deren Ahnherren Dardanus, der seinerseits von Latium einst ausgezogen war, und zwar ‚um die Zahl (*numerus*) der Götter durch seinen Altar zu vermehren (*auget*)‘.

Der Ausdruck ‚eine Anzahl vermehren‘ mit abhängigem Genitivus quantitatis ist für die Etablierung einer Text-Text-Beziehung allein noch nicht distinkt genug, ein gewisses *surplus* an Bedeutung entsteht nicht. Wird in der *LLT-A* nach der Kombination der Wortstämme ‚*auge** + *nume**‘ gesucht, finden sich unzählige Beispiele ihrer Kombination. Dies lässt auf die Tatsache schließen, dass es innerhalb des zur Verfügung stehenden Sprachschatzes schlicht wenige Formulierungsalternativen gibt. Aus diesem Grund kann nicht davon ausgegangen werden, dass hier ein bewusster Rückgriff auf den Vergilttext stattgefunden hat. Vielmehr scheint es sich um eine Art Standardformel zu handeln, die nach der obigen Definition zwar keine Kollokation mehr ist, aber dennoch eine gewisse innere Festigkeit und Gebundenheit aufweist.

⁴⁷⁷ Vgl. zu diesem Bild und Begriff der Kriegsgefangenen beziehungsweise ‚captive maiden‘ auch ausführlicher Mohr (2007), hier insb. 307–313.

Diese Form einer losen kollokativen Verbindung tritt häufig zwischen zwei Nomina auf. Ein Beispiel hierfür ist der potentielle Fund zwischen *ep.* 14,10,1 und *Aen.* 4,543–546 mit den Übereinstimmungen in „et, uela, uentis“:

sed quoniam e scopulosis locis enauigauit
 oratio *et* inter cauas spumeis fluctibus
 cautes fragilis in altum cumba processit
 expandenda *uela* sunt *uentis* *et*
 quaestionum scopulis transuadatis
 laetantium more nautarum epilogi celeuma
 cantandum est

quid tum sola fuga nautas comitabor
 ouantes an tyriis omnique manu stipata
 meorum inferar *et* quos sidonia uix urbe
 reuelli rursus agam pelago *et* *uentis*
 dare *uela* iubebo

Mit dieser Formulierung leitet Hieronymus von – wie er attestiert – heiklen Fragen, die er im 14. Brief beantworten sollte, auf einen freudigeren Schlussgesang nach Tradition der Seeleute über. Diese heiklen Fragen vergleicht er in der Passage mit einer felsigen Küste und schäumenden Wogen, denen er nun erfolgreich ausgewichen sei und das offene Meer erreicht habe, auf dem nun ‚das Segeltuch vor dem Wind ausgebreitet werden muss‘. Die Vergilstelle entstammt einem Soliloquium Didos, in dem sie eines Nachts in einer Art Katalog rhetorischer Fragen ihre Handlungsalternativen angesichts der bevorstehenden Abreise des Aeneas und seiner Gefährten durchspielt. Eine dieser Handlungsalternativen lautet, ihre Leute wieder aufs Meer zu schicken und ihnen ‚zu befehlen, die Segel in den Wind zu setzen‘.

Die Übereinstimmung der Wörter resultiert in diesem Beispiel allein aus der Motivähnlichkeit heraus, denn die Kombination aus Segeln (*uela*), die in den Wind (*uentis*) gesetzt werden müssen, entspricht der allgemeinen Beschreibung dessen, was im Moment des Ab- und Lossegelns geschieht, eines in der *Aeneis* qua Erzählstoff omnipräsenten und in der lateinischen Literatur allgemein wie auch bei Hieronymus weitverbreiteten literarischen Topos. Mit dieser Einschätzung der Allgemeinheit der Szene stimmt auch der Befund überein, dass für die fragliche Hieronymustextstelle im 14. Brief bei der computergestützten Textanalyse nicht nur die hier diskutierte, verbale Übereinstimmung mit dem 4. Buch angezeigt wird, sondern auch noch einige weitere Übereinstimmungen mit anderen Büchern der *Aeneis* ausgegeben werden.⁴⁷⁸

Ein weiterer häufig auftretender Typ dieser Gruppe kollokativer Verbindungen besteht aus zwei lateinischen Nomina, welche bei einer Übertragung ins Deutsche in Form eines Kompositums ausgedrückt werden. Sowohl in *ep.* 130,6,3 als auch in *Aen.* 2,234 ist die Rede von Stadtmauern: „moenia, urbis, et“:

tunc lugubres uestes Italia mutauit *et*
 semiruta *urbis* Romae *moenia*

diuidimus muros *et* *moenia* pandimus
 urbis

⁴⁷⁸ So etwa Übereinstimmungen mit *Aen.* 3,682, mit 7,21 und 8,707. Vergleiche zu dieser Art von Ergebnis daher auch Kategorie e) ‚Einblick in die Kompositionsstruktur‘.

pristinum ex parte recepere fulgorem
 propitium sibi aestimantes deum in
 alumnae conuersione perfecta

Dass zwischen Hieronymus – laut dem ob des Gelöbnisses der jungen Adligen Demetrias zu einem jungfräulichen Leben die (halb zerstörten) ‚Stadtmauern Roms‘ in ihrem alten Glanz erstrahlen – und Vergil – bei dem die Trojaner höchstpersönlich ihre ‚Stadtmauer einreißen‘, um das griechische Pferd mit dem listenreichen Odysseus und seinen Gefährten im Bauch in die Stadt zu ziehen – über die im Deutschen als Kompositum wiederzugebenden Nomina noch keine Text-Text-Beziehung etabliert wird, entbindet nicht von der Feststellung, dass die beiden Nomina *moenia* und *urbis* im Lateinischen eine kollokative Verbindung aufweisen.

Kategorie b₃) Leicht kollokatives Verhältnis

Zur Gruppe b₃) nun gehören im Vergleich nochmals losere Wortverbindungen als zur Gruppe b₂), für die das gemeinsame Auftreten zweier Wörter alleine durch die vergleichbare Szene und damit durch das Wortfeld bedingt ist, wodurch ihre Verbindung frequenzanalytisch zwar auffällt, sie jedoch semantisch vergleichsweise weniger zwingend und damit lockerer in Verbindung stehen. Als erstes Beispiel sei hier *ep.* 140,13,4 und *Aen.* 1,357–359 mit der Übereinstimmung „et, argenti, auri“ zur Erklärung angeführt:

quoniam abiit homo in domo aeternitatis
 suae *et* gyrabunt in foro qui plangunt
 quoad usque non pulsetur funiculus
 argenti *et* coneratur ornamentum
 auri *et* confringatur hydria ad fontem
 et impediatur rota in lacu *et*
 conuertatur puluis in terra sicut fuit *et*
 spiritus reuertatur ad deum qui dedit eum

tum celerare fugam patriaue excedere
 suadet auxiliumque uiae ueteres tellure
 recludit thesauros ignotum *argenti*
 pondus *et* *auri*

Die Hieronymustextstelle entspringt einem Brief an den Presbyter Cyprian, der wohl um eine Erklärung des 90. Psalms gebeten hatte. Die Passage beschreibt allegorisch die Mühen des Alters bis zum Tod, bis das ‚Band aus Silber und die Zierde aus Gold‘ breche.⁴⁷⁹ Bei Vergil erscheint der Dido ihr getöteter Ehemann Sychaeus im Traum, rät ihr zur Flucht vor der unmenschlichen Herrschaft ihres Bruders Pygmalion und verweist als Fluchhilfe auf eine ‚unbekannte Menge an Silber und Gold‘. Dass die

⁴⁷⁹ Anzumerken ist, dass der hier aufgeführte Satz seinerseits wiederum einer längeren Zitatpassage aus dem *liber Ecclesiastes* entspringt, zu dem Hieronymus auch einen Kommentar verfasst hat, vgl. Fürst (2016) 123–124 für eine Übersicht der Bibelkommentare sowie die Einführung und Kommentierung in Birnbaum und Schwienhorst-Schönberger (2012) und die Beiträge in Birnbaum und Schwienhorst-Schönberger (2014).

Wörter Gold und Silber eine häufige Verbindung eingehen, ist auch aus dem deutschen Sprachschatz bekannt, dennoch ist ihre leicht kollokative Verbindung nicht alternativlos oder ausreichend distinkt. Ihr gemeinsames Auftreten legt keine Grundlage für eine Text-Text-Beziehung.

Ein weiteres Beispiel ist *ep.* 140,5,2 und *Aen.* 9,556–558 mit der Übereinstimmung von „muros, hostis“:

quem ***hostis*** persequitur ad ***muros***
urbium confugit

at pedibus longe melior Lycus inter et
hostis inter et arma fuga ***muros*** tenet
altaque certat prendere tecta manu
sociumque attingere dextras

Die Hieronymustextstelle entspringt nochmals dem bereits oben erwähnten Brief an Cyprian. In dieser Textpassage wird die Bedeutung des christlichen Gottes mit einem ‚Refugium‘ verglichen und diese Funktion durch den Vergleich eines Gläubigen mit einem (möglicherweise im Krieg) vom Feind Verfolgten, der zu den (schützenden) Stadtmauern fliehe, erläutert. Vergil hingegen erzählt in der fraglichen Textstelle die Kämpfe um das trojanische Lager und berichtet, wie einer der Männer des Turnus, ein gewisser Lycus, (vergeblich) zwischen den Feinden hindurch zurück zur schützenden Mauer versucht zu fliehen.

Die Schilderung der Flucht vor dem Feind hin zu schützenden Mauern ist für ein Kriegsgeschehen weiter nicht unüblich und somit die Verbindung der beiden Nomina häufig zu finden.⁴⁸⁰ Das Syntagma ist nicht ausreichend distinkt. Zudem entsteht keine festere Wortverbindung, da beide Nomina mit weiteren Wörtern ähnliche Verbindungen eingehen können. Eine Text-Text-Beziehung entsteht an dieser Stelle aufgrund dieser Arbitrarität daher nicht.

Einigermaßen austauschbar in den Begriffen und dennoch mit einem leichten Anstrich einer Kollokation ist das Beispiel von *ep.* 125,10,2 und *Aen.* 9,395–398 mit der Übereinstimmung in „et, clamor, ad, peruenit“:

quorum ***clamor*** tandem ***peruenit*** ***ad***
caelum ***et*** patientissimas dei uicit aures
ut missus angelus pessimo Nabal Carmelio
diceret

nec longum in medio tempus cum ***clamor***
ad auris ***peruenit*** ac uidet Euryalum
quem iam manus omnis fraude loci ***et***
noctis subito turbante tumultu oppressum
rapit ***et*** conantem plurima frustra

In beiden Textstellen ‚gelangt ein Hilferuf an ein (himmlisches) Ohr‘: Bei Hieronymus entstammt der Ruf Notleidenden, denen das für sie bestimmte Almosen durch einen habgierigen Mönch vorenthalten wurde. Diese Information dringt durch ihren

⁴⁸⁰ Die digital nicht detektierte Kasusdifferenz zwischen Nominativ (bei Hieronymus, bedingt durch das Deponens) und Akkusativ (bei Vergil) kommt noch als grammatische Differenz hinzu.

Hilferuf bis zu Gott vor. Bei Vergil stößt den Hilferuf Euryalus aus, der zusammen mit seinem Gefährten Nisus als Bote entsandt wurde. Angesichts der durch Weinkonsum tief und fest schlafenden Rutuler packen die beiden die Gelegenheit beim Schopf und richten unter den Feinden ein Blutbad an. Im Anschluss wird Euryalus mit Beute(schmuck) beladen jedoch von der feindlichen Reiterei unter Volscens gesichtet, weggeschleppt und getötet, was zu den Ohren seines Gefährten Nisus dringt. Dass ein Rufen (*clamor*) zu den Ohren dringt (*peruenit ad auris*), stellt, auch wenn vermeintlich viel lexikalisches Material identisch ist, noch keine Text-Text-Beziehung her. So ist doch die Formulierung *clamor peruenit ad aures* eine weitverbreitete Standardformulierung mit einer gewissen inneren Festigkeit, doch mit austauschbaren Gliedern (etwa: *uerba/consilia perueniunt ad aures*) und semantisch darum für die Unterstellung einer Text-Text-Beziehung zu wenig distinkt.

Kategorie c) Lexikalische Koinzidenz

In die nächste Kategorie fallen all diejenigen Ergebnisse, deren übereinstimmendes Wortmaterial die bisher beschriebene Festigkeit nicht aufweist, sondern bei denen die lexikalische Übereinstimmung eher als zufällig deklariert werden kann. Hierunter fallen beispielsweise die Beschreibungen in *ep.* 130,7,13 und *Aen.* 1,677–679:

polire faciem purpurisso *et* cerussa ora	regius accitu cari genitoris *ad* urbem
depingere ornare crinem *et* alienis capillis	sidoniam puer ire parat mea maxima cura
turritum uerticem struere ut taceam de	dona ferens *pelago* *et* *flammis*
inaurium pretiis candore margaritarum	restantia troiae
rubri maris profunda testantium	
zmaragdorum uirore cerauniorum	
flammis hyacinthorum *pelago* *ad*	
quae ardent *et* insaniunt studia	
matronarum	

In der fraglichen Passage wird bei Hieronymus der kostbare Schmuck der Frauen beschrieben, von dem die asketisch lebende Demetrias nach ihrem Gelübde Abstand nimmt – Ohringe, glänzende Perlen, das Grün von Smaragden, ‚das Flammenrot der Edelsteine und das Blau der Amethysten‘. Vergil beschreibt mit den Worten *flammis* und *pelago* die Geschenke, die Ascanius auf Geheiß seines Vaters Aeneas zu Dido mitbringt: Geschenke, die ‚aus dem Meer und den Flammen‘ Trojas gerettet wurden.

Semantisch können die Wörter ‚Meer‘ und ‚Flammen‘ nur schwer so eng zusammengeschnürt werden, dass eine verbindende Interpretation der beiden Passagen möglich wäre, auch wenn sie dem gemeinsamen Wortfeld der fünf Elemente entstammen. Auch der inhaltliche Konnex scheint zwischen diesen Stellen nicht gegeben und die lexikalische Übereinstimmung entsprechend eher zufällig.

Ausweis für die Tatsache, dass eine vergleichsweise hohe Anzahl an wörtlichen Übereinstimmungen allein noch keine interpretierbare Textbeziehung entstehen lässt, sondern vielmehr ebenfalls auf Zufälligkeit beruhen kann, ist das nächste

Beispiel von *ep.* 107,5,2 und *Aen.* 12,908–912 mit den Übereinstimmungen zwischen „et, somnis, uerba, in, nocte“:

et ecce tibi eadem *nocte* cernit *in*
 somnia uenisse ad se angelum terribili
 facie minitantem poenas *et* haec *uerba*
 frangentem

ac uelut *in* *somnia* oculis ubi languida
 pressit *nocte* quies nequiquam audios
 extendere cursus uelle uidemur *et* *in*
 mediis conatibus aegri succidimus non
 lingua ualet non corpore notae sufficiunt
 uires nec uox aut *uerba* sequuntur

Die Textstelle bei Hieronymus berichtet von einer Traumerscheinung einer römischen Adligen, der des Nachts (*nocte*) im Traum (*in somnis*) ein Engel mit furchterregendem Antlitz erschienen und in scheltende Worte (*uerba*) ausgebrochen sei, da sie es gewagt hatte, Eustochium, die doch der Jungfräulichkeit geweiht sei, zu frisieren und herauszuputzen. Dementgegen bietet die Textstelle bei Vergil einen Vergleich des in die finalen Kampfhandlungen verstrickten Turnus, der – von den göttlichen Kräften Junos schleichend verlassen – sein übermenschliches Geschoss kräftemäßig nicht mehr wie erhofft bis ins Ziel werfen kann, und der allgegenwärtigen Erfahrung im Schlaf (*in somnis*), wenn einem nachts (*nocte*) im Traum die Beine den Dienst versagen und man im Lauf zusammensinkt oder die Stimme und Worte (*uerba*) ausbleiben, da die Zunge kraftlos ist. Trotz der Übereinstimmung verhältnismäßig vieler Wörter handelt es sich in den beiden Textpassagen um gänzlich eigenständige, nicht aufeinander verweisende Situationsbeschreibungen. Unter diese Kategorie c) fallen verhältnismäßig viele der aussortierten Ergebnisse.⁴⁸¹

Kategorie d) Zu große Distanz

Bei den Fällen dieser Kategorie ist die eigentliche, finale Distanz zwischen den übereinstimmenden Wörtern eindeutig zu groß, um sie als gemeinsam agierende Junktur aufzufassen. Dies kann daher rühren, dass mindestens in einer der Textpassagen eine erstaunliche Häufung an *stop list* Wörtern aufeinandertreffen. In einem anderen Fall kann durch die Aufteilung der fraglichen Wörter in nicht identisch eingeteilte Zwei-Wort-Paare eine lexikalische Übereinstimmung nur mehr über Kreuz hergestellt werden, sodass auch hier die Distanz zu groß wird.

Als Beispiel zur Verdeutlichung des ersten Falls kann *ep.* 120,5,7 und *Aen.* 2,410–412 mit der Übereinstimmung in „facie, errore“ angeführt werden:

Maria ut quem *facie* non agnoscebat uoce
 intellexeret illa in *errore* persistens

hic primum ex alto delubri culmine telis
 nostrorum obruimur oriturque miserrima

⁴⁸¹ Vgl. die Frequenzanalyse in der Tabelle am Ende des Anhangs III: Im *close reading* aussortierte digitale Funde.

nequaquam dominum sed rabboni id est
magistrum uocat

caedes armorum ***facie*** et Graiarum
errore iubarum

Im Text von Hieronymus werden unter Verwendung des gewählten Filtersettings von den sechs Wörtern, die in seinem Text zwischen den identischen Formen stehen, alle bis auf zwei Wörter (*agnoscebat* und *intellexeret*) mit der *stopword*-Liste vorläufig entfernt. Eine solche Anhäufung von *stopwords* in einer Textstelle ist vergleichsweise selten. Diese Häufung ist daher durch den Algorithmus nicht eigens abgedeckt. Da die in der Filteranwendung angesetzte Distanz zwei Wörter beträgt, bleibt das Ergebnis trotz dieser Anhäufung in der engeren Auswahl. Eine Text-Text-Beziehung entsteht jedoch aufgrund der eigentlich großen Entfernung zwischen den übereinstimmenden Wörtern innerhalb des hieronymianischen Prosatextes nicht.

Letzteren Fall beschreibt das Ergebnis *ep.* 130,6,3 und *Aen.* 7,205–208 mit der Übereinstimmung in „penetrauit, urbes, ad, fama“:

non solum ***ad*** ***urbes*** oppida
uiculosque sed ***ad*** ipsa quoque mappalia
celebris ***fama*** ***penetrauit***

atque equidem memini ***fama*** est obscurior
annis Auruncos ita ferre senes his ortus ut
agris Dardanus Idaeas Phrygiae
penetrauit ***ad*** ***urbes*** Threiciamque
Samum quae nunc Samothracia fertur

Im Gegensatz zur Textstelle des Hieronymus, in der sich eine Kunde (*fama*) verbreitet (*penetrauit*) und zwar (nicht nur) in den Städten (*ad urbes*), ist in der Vergiltextstelle das hieronymianische Subjekt *fama* in eine vorgeschaltete Parenthese eingebunden und damit syntaktisch abgetrennt, sodass die Verbalphrase *penetrauit ad urbes* folgerichtig ein anderes Subjekt erhält (*Dardanus*). Durch diese differierende Aufteilung der zwei Nomina und des Verbs in je ein Paar aus zwei Wörtern (Hieronymus: *fama penetrauit*; Vergil: *ad urbes penetrauit*) und die Distanz des jeweils dritten, übrigen Wortes (Hieronymus: *ad urbes*; Vergil: *fama*) zu diesem Paar, entsteht eine lexikalische Über-Kreuz-Situation, durch die keine intertextuelle Stelle mehr entstehen kann.⁴⁸² Das vermeintliche Ergebnis fällt also nach Betrachtung der Über-Kreuz-Stellung der übereinstimmenden Wörter schnell als ein Nicht-Ergebnis in sich zusammen.⁴⁸³

482 Der Algorithmus ist an dieser Stelle ganz im Sinne des Verständnisses der vorliegenden Untersuchung als Probebohrung und erste Exploration noch nicht so aufgestellt, dass er diese Kreuzstellung erkennen kann. Auch wenn nur sehr wenige potentielle Ergebnisse mit dieser Struktur erzeugt werden, kann dies jedoch in einer Nachjustierung behoben werden.

483 In diesen Fällen wäre auch eine Einteilung unter a) ‚Grammatische Diskrepanz‘ möglich gewesen, doch das Kriterium der Distanz schien für diese Fälle ausschlaggebender.

Kategorie e) Einblick in die Kompositionsstruktur

Unter diese Kategorie fallen schließlich all diejenigen potentiellen Ergebnisse, die einerseits durch Wiederholungsverse einen Blick in die Kompositionsstruktur des Quelltextes, das heißt der *Aeneis* beziehungsweise sogar Vergils Œuvre allgemein, gewähren wie auch andererseits in die hieronymianische Kompositions- und Zitiertechnik.

Einmal finden sich unter diesem Typ Ergebnisse, bei denen für eine Hieronymustextstelle lexikalische Übereinstimmungen mit mehreren Aeneistextstellen aus unterschiedlichen Büchern ausgegeben werden. In diesen Fällen handelt es sich meist um Versenden, die in der *Aeneis* identisch an mehreren Werkstellen stehen.⁴⁸⁴ Im Falle solcher Wiederholungsverse wurde immer eine der Stellen bereits als Zitat von traditionellen Kommentaren erkannt und ausgewiesen, die übrigen jedoch nicht.

Eine Variation dieses Typs besteht ferner darin, dass das potentielle Ergebnis eine hieronymianische Textstelle mit nur einer Aeneistextstelle in Verbindung setzt, wobei jedoch die Hieronymustextstelle bereits ein längeres und sehr viel deutlicheres Zitat eines Verses aus einem gänzlich anderen Werk Vergils ist. In diesen Fällen hat der Algorithmus folglich die vergilische Sprache als für Hieronymus untypisch erkannt. Letztendlich verweist diese Variation dann wieder auf die vergilische Kompositionstechnik der Wiederholungsverse und des Selbstzitates, nur diesmal nicht wie eingangs innerhalb der *Aeneis*, sondern vielmehr innerhalb seines gesamten Œuvres.

Dieser Blick in die Kompositionstechnik Vergils kann auch umgedreht werden, indem eine Aeneistextstelle mit mehreren Briefpassagen in Verbindung gebracht wird. Diese Fälle geben dann umgekehrt einen Einblick in die hieronymianische Kompositionstechnik und Zitierpraxis beziehungsweise in Passagen des hieronymianischen Selbstzitates.

Als ein Beispiel für die erstgenannte Variante kann *ep.* 125,7,2 und *Aen.* 4,689 mit den Übereinstimmungen in „uulnus, pectore, sub“ dienen:

matrem ita uide ne per illam alias uidere	infixum stridit *sub* *pectore* *uulnus*
cogaris quarum uultus cordi tuo haereant	
et tacitum uiuat *sub* *pectore* *uulnus*	

Hieronymus gibt in diesem Brief einem Mönch aus Marseille Ratschläge für die mönchische Lebensweise. In der Textstelle rät er dazu, die Besuche bei der eigenen Mutter derart einzurichten, dass er nicht auf andere Frauen treffe, damit deren Antlitze bei dem Mönch ‚keine Wunde in tiefer Brust heimlich‘ hinterlassen können. Diese

⁴⁸⁴ Vgl. zur vergilischen Selbstzitation und seiner Kompositionstechnik allgemein Gall (1999) 41–43; Moskalew (1982) 21–72, zu einer Liste der wiederholten (Halb-)Verse sowie wiederholten Wörter innerhalb der *Aeneis* ebd. 194–245. Die Selbstzitate in der *Aeneis* können im Kommentar bei Niehl (2002) 15–119 kompakt eingesehen werden, die im Folgenden als Beispiel angeführten Verswiederholungen innerhalb des 4. Buches finden sich ebd. 41–42.

Textstelle ist bereits ein aus traditionellen Kommentaren bekanntes Zitat aus eben dem 4. Buch der *Aeneis*: *est mollis flamma medullas/ interea et tacitum uiuit sub pectore uulnus*. (vv. 66b-67). Im Vergleich zum oben aufgeführten Vers 689 stimmen hier gar noch zwei weitere Wörter überein: *tacitum* und *uiuit* – Hieronymus formuliert in Modusangleichung an seine finale Konstruktion *uiuat*. Diese Aeneisszene aus dem Beginn des 4. Buches beschreibt die bereits heftig in Liebe entbrannte Dido, welche zwar noch Opfer darbringt und die Eingeweide befragt, deren ‚zartes Herz‘ jedoch die Flamme der Liebe bereits verzehrt hat und in der ‚die Wunde in tiefer Brust heimlich‘ klaffend brennt. Von Leidenschaft getrieben schreitet Dido so ihrem Tod entgegen. Die durch die digitale Textanalyse aufgebrachte Aeneistextstelle vom Ende des 4. Buches beschreibt den Tod Didos. Sie sinkt, nachdem sie sich ein Schwert in die Brust gerammt hat (vv. 663–665), in sich zusammen und aus der ‚Wunde, die sie sich in tiefer Brust‘ zugefügt hatte, pfeift sie gleichsam ihren Atem aus. Insofern entspricht die Verwendung des Aeneishalbverses⁴⁸⁵ 67 neben der größeren lexikalischen Übereinstimmung auch hinsichtlich der übertragenen Bedeutung der Liebeswunde viel eher der Aussageintention der hieronymianischen Textstelle als ein Vergleich mit einer tatsächlich todbringenden Wunde. Der Fund gibt somit Einblicke in die vergilische Kompositionstechnik, insbesondere in das Merkmal der wiederkehrenden Versenden.⁴⁸⁶

Im folgenden Beispiel wird eine Variation dieser Spielart erkannt, nach der eine hieronymianische Textstelle mit einem Aeneisvers in Verbindung gebracht wird, obwohl diese Hieronymustextstelle Zitat aus einem anderen Werk Vergils ist: *ep.* 58,11,2 und *Aen.* 6,275–277, Übereinstimmungen „*et, tristisque, morbi, senectus*“:

485 Die Benennung Halbvers folgt hier und überall sonst nicht nach der metrischen, sondern der syntaktischen Struktur.

486 Nach einer Syntagmensuche in der Datenbank *LLT-A* kann diesem Fund auch noch die Aeneistextstelle 1,36 flankierend hinzugegestellt werden. Auch der gedruckten Textausgabe zufolge findet hier das Syntagma *sub pectore uulnus* wie in 4,689 Verwendung. Diese Übereinstimmung wurde jedoch mittels der computerbasierten Textanalyse nicht gefunden, da die digitale Textversion des *Tesserae*-Korpus an der fraglichen Stelle in Buch 1 *uolnus* liest und in Buch 4, wie oben zu sehen, demgegenüber zu *uulnus* emendiert ist. Der Text der intersubjektiv in der Forschung anerkannten Zitatstelle aus 4,67 ist in *Tesserae* ebenfalls nicht normalisiert, was dazu führt, dass in der computerbasierten Analyse zwischen hieronymianischem *uulnus* und vergilischem *uolnus* keine Übereinstimmung gefunden werden kann. Nichtsdestotrotz wird diese akzeptierte Text-Text-Beziehung aufgrund der darüber hinausgehenden lexikalischen Übereinstimmungen in dem Wort *tacitum* durch die digitale Textanalyse dennoch detektiert. Dieses Beispiel verweist nochmals darauf, wie wichtig es ist, eine gute Printausgabe als Vorlage für die Digitalisierung von Texten zu wählen beziehungsweise wie die Qualität der elektronischen Textversion die Ergebnisse einer computergestützten Textanalyse beeinflussen kann (vgl. zu dieser Problematik Kap. 4.2.1.3).

praepara tibi diuitias quas cotidie eroges
 et numquam deficiant dum uiget aetas
 dum adhuc canis spargitur caput
 antequam subeant *morbi* *tristisque*
senectus *et* labor *et* durae rapiat
inclementia mortis

pallentesque habitant *Morbi* *tristisque*
 Senectus *et* Metus *et* malesuada
 Fames ac turpis Egestas terribiles uisu formae

Die hieronymianische Anleitung zu einem christlichen Leben richtet sich an den frisch geweihten Presbyter Paulinus, er solle – so die Szene – doch zu seiner Klugheit und Beredsamkeit das Studium der Schriften hinzufügen, sodass aus ihm ein erfolgreicher christlicher Autor werden könne. In der Textstelle weist Hieronymus nun darauf hin, dies vor dem Einzug des Alters anzugehen, da sonst ‚Krankheiten und das traurige Alter‘ mit all seinen Schwächen nahe und der Tod ihn schließlich hinwegraffe. Diese Stelle entspringt – wörtlich, wenn auch mit einem Moduswechsel – dem 3. Buch der *Georgica* Vergils, vv. 67b-68 (s. Unterstreichung), in dem Vergil den Lebensverlauf der Rinder beschreibt, bei denen im Anschluss an ihre wilde Jugend das unfruchtbare Alter drohe, weshalb sie zuvor noch in ihrer zeugungsfähigen Phase befruchtet werden sollen. In der mittels der digitalen Textanalyse assoziierten Aeneistextstelle wird hingegen der Unterwelteingang beschrieben, an dem ‚Krankheiten und das traurige Alter‘ wohnen. Hier in der *Aeneis* sind diese beiden Eigenschaften daher personifiziert verwendet. Wie dieser Fund zeigt, ist es gelungen, die vergilische Sprache eindeutig anhand einer Textstelle zu erkennen, die jedoch bereits als ein Zitat eines anderen Werkes Vergils anerkannt ist.

Findet sich nun zu diesem Fund ein weiterer Fund zu einem anderen Hieronymusbrief, mit dem dieselbe Aeneistextstelle verknüpft wird, so wird umgekehrt ein Blick in die Ähnlichkeit des hieronymianischen Werkes gewährt. An dieser Stelle kann *ep.* 60,14,4 als Beispiel angeführt werden. Diese Briefstelle wird ebenfalls mit obigem Aeneisversen des 6. Buches (v. 275) als potentielles Ergebnis zusammengebracht. Auch in diesem Brief geht die fragliche Passage auf eben dieselbe *Georgica*-textstelle wie bereits in Brief 58 zurück, doch ist sie hier deutlich ausführlicher und (mit korrekter Modusübernahme) gar über drei ganze Verse zitiert, vv. 66–68: *optima quaeque dies miseris mortalibus aevi/ prima fugit subeunt *morbi* *tristisque* *senectus*/ *et* labor *et* durae rapit inclementia mortis*. Mit diesem Fund ist damit nicht nur ein Blick in die Kompositionstechnik des Hieronymus möglich, sondern erstmals auch in seine Zitiertechnik, die im Nachfolgenden noch ausführlicher ergründet wird.⁴⁸⁷

⁴⁸⁷ Vgl. ausführlicher zu den Ergebnissen dieser Kategorie e) die folgende Zusammenfassung sowie die abschließenden Ausführungen zu Hieronymus' Zitiertechnik in Kap. 9.

7.1.1.2 Zusammenfassung

Die erstellte Kategorisierung der aussortierten Funde und ihre ausführliche Besprechung verdeutlicht, wie diejenigen digitalen Funde beschaffen sind, die sich im *close reading* als keine Text-Text-Beziehung etablierenden Funde herausstellen. Bei ihren Ausschlussgründen handelt es sich, wie an den Kategorien a) bis c) deutlich wird, im Wesentlichen um morphologisch-syntaktische sowie semantische und lexikalische Argumente.

Hiervon sind die beiden letzten Kategorien dezidiert ausgenommen, da unter diese solche Funde gezählt werden, die nicht aufgrund grammatischer Qualitäten ausgeschlossen werden. Denn mit der Kategorie ‚zu große Distanz‘ (d) sind Funde gefasst, die an den Rändern des operationalisierten Zitatbegriffes liegen und deswegen vom Algorithmus nicht (mehr) adäquat adressiert werden können. Ihre korrekte Einschätzung ist demnach prinzipiell technisch erreichbar. Gleichzeitig lenken jedoch gerade diese Ergebnisse den Blick auf komplexere und voraussetzungsreichere Konstellationen von Text-Text-Berührungen. Daher helfen gerade sie, das Intertextualitätsphänomen noch weiter auszuleuchten und in allen seinen Merkmalen präziser auszubuchstabieren.

In ähnlicher Weise sind auch die Funde der Kategorie ‚Einblick in die Kompositionsstruktur‘ (e) erkenntnisreich. Diese Kategorie ist ferner die einzige Kategorie der aussortierten Funde, aus der ein konkreter Rückschluss auf die Zitierpraxis des Hieronymus gezogen werden kann. Denn diese Funde zeigen, dass auch Hieronymus eine Kompositionstechnik der Wiederaufnahme praktiziert, die mit der Vergils in Ansätzen durchaus zu vergleichen ist. Denn in Analogie zu den Wiederholungsversen Vergils kann bei Hieronymus ebenfalls das Wiederkehren ein und desselben Zitatmaterials beobachtet werden. Hieronymus behandelt jedoch dieses wiederkehrende Zitatmaterial wie eine Art Textbaustein, das heißt, er setzt die Zitate flexibel ein und passt sie je nach Kontext sogar in der Länge an.

Für alle Typen an aussortierten Funden kann konstatiert werden, dass mit ihnen an verschiedenen Stellen über die Grenze dessen geblickt werden kann, was noch als eine Text-Text-Beziehung verstanden werden kann. Gerade dieser Übertritt der Grenze lässt diese und das durch sie umrandete Zitatphänomen noch konturreicher hervortreten. Aus diesem Grund sollen die aussortierten digitalen Funde auch keineswegs als Restbestände der methodischen Vorgehensweise abgetan und von der Gesamtanalyse gänzlich ausgeschlossen werden. Vielmehr werden sie explizit mit in den Blick genommen und ihre Qualität ebenso als ein Analyseergebnis gewertet, nur eben nicht als eines, das dem Erkenntniswert der *loci similes* in traditioneller Hinsicht entspricht, sondern als eines, das durch die methodischen Bedingtheiten der computergestützten Textanalyse bestimmte Formen der Textähnlichkeit erstmals in den Fokus rückt.

Da an diese aussortierten Funde also nicht in dem Maße eine hermeneutische Interpretation angeschlossen werden kann, wie dies bei den traditionellen Funden der klassisch philologischen Intertextualitätsanalyse der Fall ist, gelingt für diese

Textpaare das vorliegend methodisch angestrebte Nacheinander von digitaler Analyse und traditioneller Interpretation nicht. Nichtsdestotrotz kann konstatiert werden, dass an diesen Funden noch ein minimaler Bestandteil dessen erkennbar ist, was in der hermeneutischen Interpretation für den Erkenntnisprozess relevant ist. Dass die hier typologisierten Funde keinen Mehrwert für das Vorgehen einer rein hermeneutischen Interpretation leisten, schließt also einen analytischen Wert *per se* bei Weitem nicht aus. Dieser kann, wie das folgende Kapitel zeigt, dafür in anderer Hinsicht gefunden werden.

7.1.2 Implikationen für die Intertextualitätsforschung

Der erkenntnisteknische Mehrwert der aussortierten Funde kann zum einen in Rekurs auf die Zitat- und Intertextualitätstheorie und zum anderen durch die Kontextualisierung der Befunde auf der Makroebene des *distant reading* erörtert werden. Zudem werfen die aussortierten Ergebnisfunde in ihrer Funktion als Negativdefinition des Zitates Ansätze für eine noch präzisere Konzeptualisierung desselben auf.

Verortung in der Intertextualitätstheorie

Im begrifflichen Feld der Theorie des Zitates oder der Intertextualität als ein breiteres Phänomen, auf das die Gesamtheit aller einzelnen Vorkommnisse der Zitate deutet, kann den aussortierten Ergebnissen unabhängig von ihrer Nichtpassung aus hermeneutischer Perspektive sehr wohl ein Platz zugewiesen werden. Mit der sehr weiten, eingangs jedoch wegen ihres ausgreifenden und wenig konkreten Charakters zurückgestellten Theorie der Intertextualität in der Prägung von Kristeva können genau solche Berührungsstellen zwischen Texten theoretisch adressiert werden: Kristeva beschreibt, wie jeder Text alle vorherigen Texte in sich widerspiegeln.⁴⁸⁸ Demzufolge kann argumentiert werden, dass Hieronymus' Texte in der Verwendung der lateinischen Sprache notgedrungen Ähnlichkeiten mit der *Aeneis* aufweisen müssen, schon alleine aus dem Grund, da letzteres Werk früher verfasst wurde. Freilich ist dieses chronologische Argument, das die Eigenschaft der *Aeneis* als Schlüsselwerk für die weitere Literatur gänzlich ausblendet, nicht nur auf die *Aeneis* oder den Autor Vergil beschränkt. Vielmehr gilt es für jeden Text, der *vor* den hieronymianischen Texten erstellt worden ist. Nach dieser Ansicht sollte auch die Frage, ob Hieronymus den jeweiligen Text kannte oder selbst gelesen hat, keine allzu großen Auswirkungen mehr entfalten, da dieser Effekt freilich auch durch vermittelnde Texte hervorgerufen werden kann.⁴⁸⁹ Ergebnisse computergestützter Intertextualitätsanalyse können daher

⁴⁸⁸ Vgl. Kap. 3.2.

⁴⁸⁹ Ein Rückschluss auf die Ausstattung der Bibliothek oder Lesebiographie des Hieronymus kann dementsprechend anhand dieser Ergebnisse dann auch nur schwer gezogen werden.

zumindest in dieser Hinsicht auf die Theorie der Intertextualität gewinnbringend zurückgebunden werden.

Kontextualisierung auf der Makroebene

Der Erkenntnisgewinn aus obiger Feststellung ist jedoch für sich genommen noch relativ gering, da außer dem chronologischen Aspekt der Werkerstellung noch kein inhaltlicher Mehrwert ersichtlich wird – und selbst dieser Chronologie-Effekt fällt in sich zusammen, sollte die Abfassungszeit der untersuchten Texte einmal nicht bekannt sein. Doch auf die Makroebene des *distant reading* verlagert, kann an diesen Funden doch noch ein interpretatorischer Mehrwert ersichtlich werden, wenn beispielsweise untersucht wird, inwiefern die Menge und Beschaffenheit aller digital erzeugter Ergebnisse für Hieronymus inklusive der hier aussortierten Funde distinkt ist. Um eine solche Kontextualisierung auf der Makroebene zu erzielen, müssen die Funde der Analyse von Vergil und Hieronymus mit Ergebnissen eines analog aufgebauten Textvergleichs in einem *distant reading* gegenübergestellt werden.⁴⁹⁰

Als eine mögliche Vergleichsgröße bietet sich hier der spätantike lateinische Kirchenlehrer Augustinus von Hippo besonders an, da er ein Zeitgenosse des Hieronymus war, ebenfalls aus einer Provinz des Römischen Reiches stammte, vergleichbar ausgebildet war und gleichfalls ein Briefkorpus hinterließ.⁴⁹¹ Wird also das Briefkorpus des Augustinus unter Anlegen ebenderselben *Tesserae*-Parameter wie für Hieronymus mit Vergils *Aeneis* verglichen,⁴⁹² so kann auf der Makroebene die Anzahl der Roh-Ergebnisse miteinander abgeglichen werden.⁴⁹³

Hinsichtlich der Menge digitaler Ergebnisse zeigt sich, dass eine größere Anzahl an *Tesserae*-Ergebnissen für den Textvergleich mit Augustinus' (4.637.219 Funde)

490 Der Begriff des *distant reading* ist hier im Sinne eines frequenzanalytisch-quantitativen Ansatzes gebraucht.

491 Vgl. für weitergehende Fragestellungen und Ergebnisse zum Themenkomplex Augustinus und Vergil die Untersuchung von Müller (2003).

492 Das Korpus der Briefe des Augustinus ist in der Version des *CSEL* (vol. 34,1; 34,2; 44; 57) bereits in *Tesserae* inkorporiert.

493 Für die Analyse der Scorewerte wurde ein Python-Skript erstellt. Die *Tesserae*-Analysen des Augustinus-Briefkorpus wurden knapp 17 Monate nach der *Tesserae*-Analyse des Hieronymus-Briefkorpus vorgenommen. Hierbei musste festgestellt werden, dass das Scoring-System des *Tesserae*-Projektes mittlerweile weiterentwickelt wurde. Statt eines Stufensystems mit Werten von 1–14 existierte nun ein System mit Werten von 0–12. Hierdurch waren die früher erhobenen Ergebnisse zu Hieronymus freilich nicht mehr mit den jüngeren Augustinus-Ergebnissen vergleichbar. Eine Stichprobe für das 7. Buch der *Aeneis* zeigte, dass die vormalig mit einem Scorewert von 13 eingestufteten Ergebnisse nun, wie sehr viele andere Ergebnisse auch, mit einem Scorewert von 11 eingeschätzt wurden. Um die Vergleichbarkeit der *distant reading* Analyse dennoch zu gewährleisten, wurde deswegen für diesen Vergleich eine neue Vollerhebung des Textvergleiches der hieronymianischen Briefe mit der *Aeneis* durch *Tesserae* vorgenommen. Diese aktuellen Ergebnisse waren die Grundlage für den referierten Vergleich der Scorewerte zwischen Augustinus und Hieronymus.

denn mit Hieronymus' Briefkorpus (3.709.476 Funde) erzielt wird. Wird jedoch diese Anzahl bezüglich der Wortanzahl beider Briefkorpora normiert, verschwindet dieser Vorsprung des augustinischen Briefkorpus wieder und beide Korpora weisen pro Wort in etwa gleich viele *Tesserae*-Funde auf, mit einer leicht erhöhten Häufigkeit für Hieronymus (11,33 Funde pro Wort für Augustinus versus 12,72 Funde pro Wort für Hieronymus). Werden nun ausschließlich die Funde mit einem *Tesserae*-Scorewert von 6 und höher verglichen,⁴⁹⁴ so zeigt sich, dass ohne Normierung wiederum für Augustinus mehr Ergebnisse gefunden werden, auf die Wörter der Briefkorpora umgerechnet führt jedoch dann Hieronymus wieder leicht (0,99 Funde mit einem *Tesserae*-Score von 6 und höher pro Wort für Augustinus versus 1,06 solcher Funde für Hieronymus).⁴⁹⁵

Da für diese Kontextualisierung der Hieronymus-Ergebnisse eine ebenso tiefgehende und genaue Analyse der Augustinus-Ergebnisse wie für Hieronymus vorgenommen in diesem Kontext nicht leistbar ist, aber die Ergebnisse dennoch jenseits dieser reinen Anzahl in Beziehung zueinander gesetzt werden sollen, kann als Hilfsebene exemplarisch auf das in *Tesserae* implementierte, automatische Scoring-System zurückgegriffen werden. Ein noch differenzierteres Bild der Beschaffenheit aller digital erzeugter Ergebnisse zeigt daher die nähere Betrachtung der einzelnen *Tesserae*-Scorewerte. Um all die Funde für Augustinus in ihrer Wertigkeit und Nützlichkeit für eine Interpretation ohne ein *close reading* annähernd einschätzen zu können, kann die Anzahl der Funde für beide Autoren, die einen Scorewert von 6 oder höher erreicht haben, miteinander verglichen werden.⁴⁹⁶ Für Hieronymus liegen bis zu einem Scorewert von 10 etwas mehr Funde als für Augustinus vor. Für den nächsthöheren Scorewert von 11 wie auch den von 12 dreht sich das Verhältnis dann erstaunlicherweise jedoch um und *Tesserae* zeigt für Augustinus mehr Funde an.⁴⁹⁷ Die vom

494 Die Wahl dieses Scorewertes ist durch die Angaben des *Tesserae*-Projektteams bedingt. Nach deren Angaben ist es wahrscheinlicher, dass Funde mit einem Scorewert von 6 und höher interpretatorisch interessant sind.

495 Dieser verbalen Deskription liegen im Einzelnen folgende Daten zugrunde: Die Summe der Wörter für die Briefbände beider Autoren in der CSEL-Ausgabe beträgt für Hieronymus 291.652 Wörter, für Augustinus 409.213 Wörter (diese Zahlen entstammen den Angaben des *Open Greek and Latin Project*, <http://opengreekandlatin.github.io/csel-dev/>). Auf diese Wörter kommen für Hieronymus 3.709.476 Funde durch einen offenen *Tesserae*-Abgleich. Für Augustinus weist *Tesserae* 4.637.219 Funde auf. Da die Briefsammlungen unterschiedlicher Länge sind, ist ein Vergleich der Fundanzahl selbst nicht aussagekräftig, es sei denn die durchschnittliche Fundanzahl pro Wort eines jeden Korpus wird zueinander ins Verhältnis gesetzt. Pro Wort findet *Tesserae* für Hieronymus' Briefsammlung 12,72 Funde, für Augustinus liegt diese Zahl etwas niedriger bei 11,33.

496 Funde pro Scorewert von Scorewert 6 an und höher normiert auf 1000 Wörter: Score 6: A. 601,98, H. 616,69; Score 7: A. 251,88, H. 286,02; Score 8: A. 91,95, H. 113,34; Score 9: A. 30,60, H. 38,00; Score 10: A. 8,04, H. 9,42; Score 11: A. 1,36, H. 1,29; Score 12: A. 0,14, H. 0,02.

497 Im Einzelnen findet *Tesserae* für Hieronymus pro Wort 1,06 Ergebnisse, die von dem eingebauten Scoring-System mit einem Scorewert von 6 und höher eingeschätzt werden, für Augustinus sind

Tesserae-Projekt implementierte Skala ist dabei derart aufgebaut, dass mit der Größe der Scorewert-Zahl auch die Wahrscheinlichkeit steigt, dass ein interpretierbarer Fund vorliegt.⁴⁹⁸ Da für die beiden höchsten Scorewerte für Augustinus mehr Ergebnisse gefunden werden, weist demzufolge Augustinus' Briefkorpus in diesem Vergleich der Rohdaten mehr höchstwahrscheinlich interpretierbare Ergebnisse als Hieronymus' Briefkorpus auf. Bei den darunterliegenden Scorewerten zeigt sich ein umgekehrtes Bild: Verglichen mit Augustinus' Texten ist für das hieronymianische Briefkorpus die allgemeine sprachliche ‚Nähe‘ zur *Aeneis* insgesamt größer, da für die darunterliegenden Scorewerte für Hieronymus eine höhere Anzahl Funde angezeigt wird. Demnach besteht hier eine höhere textuelle Ähnlichkeit bezüglich der sprachlichen Färbung und des Duktus. Dieser Befund zeigt auch, dass die Untersuchung des hieronymianischen Briefkorpus mit computergestützten Methoden vergleichsweise ergiebiger ist,⁴⁹⁹ da davon ausgegangen werden muss, dass es sich bei den Funden mit einem hohen Scorewert eher um deutlich markierte und darum bereits gefundene Zitate handelt. Denn gerade bei den Funden mit einem geringeren Scorewert kommt das Potential der computergestützten Analyse erst voll zum Zuge. Und genau in diesem Bereich scheinen die Ergebnisse für Hieronymus etwas stärker als für Augustinus vertreten zu sein. Hieronymus' Sprache ist demnach im Vergleich zu Augustinus insgesamt der Vergils ähnlicher, doch bei den vermeintlich deutlich distinkten Wortverbindungen und Text-Text-Beziehungen übertrifft Augustinus den Hieronymus.

Im Vergleich mit einem zweiten Textkorpus können also die *Tesserae*-Ergebnisse für das hieronymianische Briefkorpus auf der Makroebene des *distant reading* ansatzweise kontextualisiert werden. Wieder zurückgebunden auf die Intertextualitätstheorie Kristevas ist die intertextuelle Beziehung zwischen Hieronymus und Vergil dichter als die Augustinus', der demgegenüber mehr textuell deutlich konturierte Entlehnungen der *Aeneis* in seine Texte einwebt. Freilich kann sich diese Tendenz nochmals nach Anwendung des eigens für Hieronymus erarbeiteten feineren Filteralgorithmus auf die

es nur 0,99 Funde pro Wort. So wie *Tesserae* bereits etwas mehr Ergebnisse pro Wort für Hieronymus' Briefe gefunden hat, so findet das Projekt auch etwas mehr Funde mit den Scorewert 6 und höher für dieses Briefkorpus. Doch dieser Vorsprung ist beinahe unwesentlich. Bei der Betrachtung der genauen Verteilung der Scorewerte von 6 bis maximal 12 fällt ferner auf, dass bis Scorewert 10 für Hieronymus verhältnismäßig mehr Ergebnisse gefunden werden, denn der Betrag, normiert auf 1000 Wörter, beträgt für den Scorewert von 10 für Hieronymus 9,42 Funde, für Augustinus beläuft sich dieser Betrag nur auf 8,04. Ab Scorewert 11 jedoch kippt dieses Bild und Augustinus beginnt die Liste anzuführen. Für einen Scorewert von 11 findet *Tesserae* für Augustinus 1,36 Funde pro 1000 Wörter, für Hieronymus nur mehr 1,29; für den Scorewert 12 kommen auf 1000 Wörter bei Augustinus noch 0,14 Funde, bei Hieronymus beläuft sich diese Zahl lediglich auf 0,02 Funde.

498 Vgl. für den Aufbau der Skala Forstall et al. (2015) 506–507.

499 Nichtsdestotrotz wäre eine vergleichbare Untersuchung für Augustinus höchst interessant. Die Möglichkeiten eines *distant reading* Ansatzes zur Untersuchung textueller Referenzen in Augustinus' Briefkorpus im Allgemeinen lotet Nunn (2016) aus.

augustinischen Fundstellen beziehungsweise nach einem vergleichbar angelegten *close reading* verschieben.

Anregungen für die theoretische Konzeptualisierung des Zitats

Eine dritte Möglichkeit, aus den aussortierten Funden Erkenntnisse über das Intertextualitätsphänomen zu gewinnen, entspringt der Grundstruktur der Funde. Denn da alle im Algorithmus umgesetzten Kriterien von den traditionellen Funden abgeleitet wurden und das verwendete Filtersetting – nicht zuletzt anhand des Filters der ‚Historischen *text re-use* Grammatik‘ (HTRG) – die Fundmenge recht zielgenau reduzieren konnte, weisen sowohl alle manuellen wie auch digitalen Ergebnisse die operationalisierten Kriterien als gemeinsame Qualitäten auf. Doch da sich nicht alle potentiellen Funde als wertvoll im Sinne der traditionell-manuellen Methode herausgestellt haben, scheinen den manuellen Funden noch weitere Qualitäten innewohnen, die mit den bisherigen Filterkriterien noch nicht adressiert werden können. Gleich eines Negativabdrucks klingen diese weiteren Qualitäten in den ausgearbeiteten Kategorien der Aussortierungsgründe an.

Umgekehrt verweisen wiederum die aussortierten, computergestützten Funde auf einen für manuelle, nicht-computerbasierte Vorgehensweisen ‚blinden Fleck‘ der Textübereinstimmung. Denn die nach den oben näher ausgeführten Kriterien aussortierten Ergebnisse werden in der traditionellen Vorgehensweise entweder erst nicht als Ergebnisse aufgeworfen oder aber noch während des Lesens derart schnell wieder verworfen, dass eine längere Reflexion über sie nicht stattfindet. Aus diesem Grund liegt mit der hier diskutierten Ergebnisqualität eine Art Negativdefinition dessen vor, was unter traditionell-manuellen Methoden als Zitat oder Text-Text-Beziehung deklariert wird. Gerade diese Negativdefinition zwingt an diesem Punkt der Textanalyse, den Erkenntnisgewinnungsprozess zu verlangsamen, und ermöglicht es somit, die Randgebiete des Zitatphänomens eingehender zu betrachten. Daher können gerade an den aussortierten Funden und an den an ihnen abgeleiteten Kategorien des Aussortierungsgrundes wichtige Hinweise für die weitere theoretische Definition des Zitates abgeleitet werden.⁵⁰⁰ Denn erst wenn die Textqualitäten, die für die Bedeutungs- und Beziehungskonstruktion nach hermeneutischen Maßstäben zusätzlich relevant sind, vollumfassend lokalisiert und verstanden sind, können sie auch adäquat operationalisiert und mit einem Algorithmus adressiert werden.⁵⁰¹

500 Dies entspricht dem Ziel der Forschung, das Phänomen des Zitates näher auszubuchstabieren, vgl. hierfür auch ausführlicher die Vorschläge zur Zukunft der digitalen Zitatanalyse in der antikebasierten Literaturwissenschaft von Coffee (2018) insb. 209.

501 Auffallenderweise werden diese Eigenschaften selbst in traditionell-hermeneutischen Analysen meist nicht expliziert, wie etwa auch die Studie von Knauer (1979) bereits moniert. Knauer formuliert dies bei der Motivierung seiner Studie: „Es fehlt [i. e. in den bisherigen Arbeiten zum Verhältnis der *Aeneis* zu Homer, M.R.] aber auch an Überlegungen, nach welchen Prinzipien Homer heranzuziehen

7.2 Neue Zitatfunde

Computerbasierte Ergebnisse, die nicht aufgrund der oben kartographierten Merkmale aussortiert, sondern als Text-Text-Beziehung markiert sind, werden in einer weiteren *close reading* Phase eingehender analysiert. Nicht immer war es dabei möglich, die Ergebnisse als ganz eindeutig nicht interpretierbar auszusortieren oder als bedeutungsproduzierende Vollergebnisse beizubehalten. Somit zeigte sich die große Schwierigkeit, die konkreten Qualitäten interpretierbarer Text-Text-Beziehungen auszumachen, auch an der vorliegenden Studie. Aus diesem Grund ist die hier vorgenommene Grenzziehung zwischen den Ergebnissen, die im *close reading* aussortiert wurden, und denjenigen, die als neue Zitatfunde angenommen werden, nicht als scharfe Grenze aufzufassen. Vielmehr soll der Übergang zwischen aussortierten und neuen Funden der computergestützten Zitatanalyse als Schwelle verstanden werden, die auch fließende Übergänge erlaubt.

7.2.1 Sieben Zitattypen

Wie die bereits aus der traditionell-manuellen Forschung bekannten Zitate werden auch alle neuen Zitatfunde im Anschluss an die Analyse und Interpretation

ist, wann wirklich ein wörtliches Zitat, wann nur eine Paraphrase, eine ferne Anspielung vorliegt“, ebd. 35. Doch wie Knauer selbst diese Differenzierung vornimmt, wird auch von ihm nicht ausreichend erläutert, selbst bei der Darlegung des Klassifizierungssystems heißt es sehr vage etwa bezüglich seiner zweiten Kategorie: „b) Bleibt die homerische Vorlage trotz gewisser Abweichungen ohne Schwierigkeiten erkennbar, wird das Zitat mit ‚cf.‘ versehen“, ebd. 49. Was die mühelose Erkennbarkeit ausmacht, wird jedoch nicht weiter erörtert. Ein Umstand, der für die Operationalisierung im Rahmen einer computerbasierten Analyse höchst unbefriedigend ist. Dennoch können aus Knauers Vorgehen selbst einige implizite Kriterien erschlossen werden. So konstatiert er an anderer Stelle, dass „eine prägnante Formulierung als ‚Leitzitat‘ sofort an das ‚Original‘ denken läßt. Näheres Zusehen enthüllt oft genug, daß die vor wie die nach einem solchen Zitat liegenden Partien dem Aufbau der homerischen Szene entsprechen, aus der es stammt“, ebd. 335 (Hervorhebungen wie im Original). Hieraus ist zu entnehmen, dass nach dem anfänglichen Assoziieren aufgrund der Reize der wörtlichen Ebene eine strukturelle, szenische Ebene den ersten Hinweis auf eine Text-Text-Beziehung bestätigen kann.

Ein ähnliches Erklärungsvakuum ist auch bei Hinds (1998) zu beobachten. Zwar kritisiert Hinds die Unzulänglichkeit der Intertextualitätskonzepte der Klassischen Philologie ganz allgemein, allen voran das von Thomas (1986), doch stellt er dem kein eigenes Konzept gegenüber. Auch bei ihm lassen sich die von ihm angelegten Kriterien nur implizit ableiten, wie etwa in Hinds (1998) 28–29. Dadurch, dass die Kriterien beim hermeneutischen Arbeiten kein Gegenstand der expliziten theoretischen Auseinandersetzung sind, ist es schwer, darauf aufbauend operationalisierbare Kriterien zu entwickeln. Deswegen scheint das in der vorliegenden Studie unternommene, verzahnt stattfindende *close reading* der einzige Weg, in diesen Bereich der Bedeutungskonstruktion vorzustoßen.

typologisiert.⁵⁰² Die Typologisierung der Zitate erfolgt nach 7 Typen. Diese 7 Typen sind in zwei Unterblöcke unterteilt: Funde, bei denen auch nach mehrfachem Lesen durchaus diskutabel ist, ob eine bedeutungstragende Text-Text-Berührung tatsächlich angenommen werden kann, werden in den ersten 3 Gruppen der Typologisierung klassifiziert (Typen 1 bis 3). Sie bilden einen Übergangsbereich. Ihre finale Einstufung ist offengelassen, wenn auch eine Tendenz angegeben wird. Die Funde der Typen 1 bis 3 sollen damit von den darauffolgenden eindeutigen Text-Text-Berührungen der Typen 4 bis 7 nochmals leicht abgesetzt werden.

Im Folgenden werden die einzelnen Zitattypen dieser beiden Unterblöcke kurz skizziert. Eine ausführlichere Charakterisierung erfolgt dann jeweils zu Beginn der eingehenden Kommentierung aller darunter zu subsumierenden Neufunde.

Die Zitattypen 1 bis 3

Unter die erste Gruppe können diejenigen Zitate subsumiert werden, die zwar eindeutig durch Vergil geprägte Formulierungen enthalten, welche jedoch teils im Laufe der Zeit und von verschiedenen Autoren verwendet wurden und von denen daher eher anzunehmen ist, dass sie in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen sind. Ferner kann für diese Zitate nicht einwandfrei konstatiert werden, dass eine definierte Text-Text-Beziehung genau zwischen diesen beiden genannten Textpassagen vorliegt (‘Vergilische Sprachfärbung oder Prägung’, Typ 1). Zur zweiten Gruppe zählen Zitate, bei denen diese vergilische Sprachprägung des Syntagmas so prägnant ist, dass ein interpretierbarer Konnex zwischen den in Frage kommenden Textstellen möglich, doch äußerst vage und beliebig erscheint. Hierunter zählen auch Zitate mit vergilischen Syntagmen, deren relative Häufigkeit im angeführten Vergleichskorpus sehr gering ist und die deswegen äußerst auffällig sind (‘Vergilisches Syntagma’, Typ 2). Unter die dritte Zitatgruppe können nur digitale Zitatfunde subsumiert werden, da es sich bei ihnen um zusätzliche Ergänzungsvorschläge zu bereits bestehenden Zitatstellenangaben handelt (‘Ergänzungsvorschlag’, Typ 3). Für diese ersten drei Zitattypen gilt, dass eine allzu eindeutige Typologisierung unter eine dieser Typen durchaus diskutiert werden kann, da die Hinweise für eine Einteilung gerade bei Zitaten dieser Typen nicht ausreichend überzeugend oder zahlreich sind. Sie werden daher auch als disputable Zitattypen deklariert.

Die Zitattypen 4 bis 7

Im Anschluss an die vorangegangenen Typen der eher unsicheren Funde folgen vier weitere Zitattypen, für die eine Einteilung der Zitate wesentlich offensichtlicher ist. Die Kriterien für diese vier zusätzlichen Kategorien können anhand der neu

⁵⁰² Für eine Übersicht aller digitalen Neufunde vgl. den Anhang II: Digitale Neufunde der Zitattypen 1–7.

hinzugewonnenen digitalen Zitatfunde sehr viel deutlicher festgestellt werden als anhand der bereits bekannten Zitate. Denn bei der Analyse der neuen Zitatfunde werden die sonst doch eher unbewusst ablaufenden Entscheidungsprozesse für und wider ein Zitat nun wesentlich absichtlicher und reflektierter durchgeführt. Bei der Analyse dieser sicheren Zitattypen treten neben ausschließlich wörtlichen Parallelen auch breitere kontextuelle Entsprechungen wie Szenenentsprechungen oder Personenkonstellationen als Argumente hinzu. Gerade durch diese weiteren Details wird das Hinweisnetz auf eine Text-Text-Beziehung dichter. Diese Details sind es dann auch, die es dem Forschenden erleichtern oder ihm sogar nahelegen, neben dem Argument der lexikalischen Übereinstimmung und der generellen inhaltlichen Nähe des Kontextes eine Text-Text-Beziehung als „eindeutig“ oder „ohne Schwierigkeiten erkennbar“⁵⁰³ einzustufen.

Häufig entsteht in diesen Fällen zwischen dem Prä- und dem Zieltext eine weitere, dritte Bedeutung, die für die Interpretation beider Texte, sowohl des Hieronymus wie aber auch des Vergil herangezogen werden kann. Doch dies ist nicht immer der Fall, denn teilweise fällt es schwer oder ist es unmöglich, eine solche Intersignifikanz zu erkennen, und dennoch liegt eindeutig eine Text-Text-Beziehung vor.

Die erste hierunter zu nennende Kategorie ist die des ‚Korrekturfundes‘ (Typ 4), die notgedrungen nur durch digitale Zitate vertreten ist. Dieser Typ des Korrekturfundes tritt auf, wenn die computergestützte Analyse ein Ergebnis aufgebracht hat, das im Vergleich mit der bisherigen Zitatangabe aus der traditionell-manuellen Forschung noch eher als Zitatquelle geeignet ist.

Unter die folgenden beiden Typen der ‚konvergierenden‘ und der ‚divergierenden Vergleichsfigur‘ (Typen 5 und 6) können sowohl traditionell-manuelle als auch digitale Zitate kategorisiert werden, beide Zitattypen beschreiben eine Figur des Vergleiches. Im ersten Fall verursacht die Textberührung einen einfachen, das heißt direkten und in seiner Wirkung (leicht) positiven Vergleich. Im letzteren Fall kann insofern eine Vergleichsfigur erkannt werden, da der hieronymianische Text sich vom vergilischen abzuheben und ihn dadurch zu übertreffen sucht. Beide Vergleichsfiguren setzen voraus, dass zwischen den beiden in Beziehung gesetzten textuellen Entitäten eine deutliche gemeinsame Schnittmenge vorhanden ist. Dieser Vergleichspunkt stellt gleichsam als Dreh- und Angelpunkt das *tertium comparationis* dar, anhand dessen der Vergleich inhaltlich analysiert und für die Textinterpretation fruchtbar gemacht werden kann.

Die letzte Kategorie beschreibt Zitate, bei denen der Textbaustein des Zitatsegments vollständig aus seinem ursprünglichen Kontext gelöst und in einen neuen eingefügt wird (‚Dekontextualisierung‘, Typ 7).⁵⁰⁴ Freilich sind jegliche Zitate aufgrund

503 Für diese beiden Begriffe siehe auch die Klassifizierung sowie die ersten beiden Zitatklassen (dort 7a und 7b genannt) bei Knauer (1979) 49.

504 Vgl. für die englische Formulierung „out of context“ Cain (2013a) 74.

ihrer Eigenschaft als Zitat bis zu einem gewissen Grad dekontextualisiert, da sie gleich *spolia* aus ihrem ursprünglichen Textzusammenhang herausgelöst sind, wodurch notgedrungen Teile des ursprünglichen Kontextes verloren gehen. Dennoch sind deutliche Unterschiede im Ausmaß der Dekontextualisierung festzustellen. Dies wird insbesondere in Hinblick auf die Semantik ersichtlich, die durch die Aufnahme des Zitatsegments im Zieltext entsteht. Diese Semantik der Aufnahmehandlung spielt in den zuletzt genannten drei Zitattypen (Typen 5, 6 und 7) eine wichtige Rolle, sie ist im Folgenden erklärt.

In der Handlung der Aufnahme eines fremden Textsegmentes in einen neuen Text kann als Agens der aufnehmende Text deklariert werden. Dieser erzeugt durch die Handlung der Aufnahme eine bestimmte Semantik. Diese Semantik der Aufnahmehandlung, welche von der Semantik der Textpassage, i. e. der Interpretation, zu unterscheiden ist, kann auch als Positionierung des neuen, unmittelbaren Textumfeldes zu dem fremden Textsegment und seinem Kontext bezeichnet werden. Anhand dieser Positionierung kann entweder eine Parallelisierung an die Textquelle (‘konvergierende Vergleichsfigur’, Typ 5), eine Entfremdung von ihr (‘divergierende Vergleichsfigur’, Typ 6) oder eine gänzliche Unabhängigkeit von ihr (‘Dekontextualisierung’, Typ 7) ausgedrückt werden.

Die Kategorie der Dekontextualisierung ist also dadurch gekennzeichnet, dass die Semantik der Aufnahmehandlung in den hieronymianischen Text einen Bezug zur ursprünglichen Handlung des Quellentextes nicht herzustellen vermag. In diesem Fall ist die Distinktivität des lexikalischen Materials der einzige Hinweis auf eine Textbeziehung. Ein konvergierender Vergleich entsteht dann, wenn ein Textsegment als Beweis oder Erklärung, als Vorbild oder Norm zur Bestätigung oder Verstärkung eingesetzt wird. Dies kann auch eine anmaßende Semantik des aufnehmenden Textes entwickeln. Demgegenüber liegt ein divergierender Vergleich dann vor, wenn durch die Aufnahme ein Kontrast deutlich hervorgehoben oder eine Differenz aufgemacht wird. Hierdurch kann eine produktive Lücke entstehen, die durch eine alternative Lösung des Textes aufgefüllt werden kann.

Mit diesen sieben unterschiedlichen Zitattypen sind sowohl die bereits bekannten traditionell-manuellen Zitate, wie im Anhang einzusehen, als auch die digitalen Neufunde typologisiert. Im Folgenden werden die Neufunde je einzeln eingehend besprochen. Die Besprechung hat dabei stellenweise den Charakter eines Kommentars.

7.2.1.1 Die Analyse der neuen Zitatfunde

Die Analyse der digitalen Neufunde und die Interpretationsvorschläge werden im Folgenden in einem Dreischritt dargelegt, an den sich je ein Fazit der Verfasserin anschließt:

1. Szenerie: Zunächst wird der Kontext beider Textstellen Hieronymus’ und Vergils kurz skizziert, darauf werden die fraglichen Formulierungen in Form einer

paraphrasierenden Übersetzung möglichst wortgetreu dargelegt. Diese deskriptiven Erläuterungen und teils narrativen Wiedergaben der Textstellen bereiten die Grundlage für die spätere Erörterung möglicher Interpretationsräume.

2. Lexikalische Merkmale: Um die Frequenz, den Ursprung und die Verbreitung des Zitatsegments besser einschätzen zu können, werden Recherchen zur Verwendungsweise der beteiligten Wörter in einem möglichst umfassenden Vergleichskorpus der lateinischen Literatur vorgenommen. Hierfür werden die Datenbanken *LLT-A*, *PL* sowie *Perseus* und Nachschlagewerke wie der *Georges* und der *ThLL* (in Print- und digitaler Form) konsultiert.⁵⁰⁵ Sollte für den fraglichen Brief ein Kommentar vorliegen, dann sind auch die dortigen Verweise in die Recherche miteinbezogen. In diesem Abschnitt werden ferner auch relevante stilistische Besonderheiten aufgeführt.
3. Interpretationsspielraum: In diesem Abschnitt werden Interpretationen einer möglichen Text-Text-Beziehung erörtert. Dies erfolgt auf Basis der eingangs geschilderten Szenarien der Textstellen. Ziel ist es, die strukturellen und kontextuellen Verbindungen sowie die lexikalischen Auffälligkeiten miteinander zu verknüpfen.
4. Favorisierte Typisierung: Zuletzt wird die favorisierte Einordnung begründet dargelegt.

Wie auch bereits bei den aussortierten Funden treten auch bei einigen digitalen Neufunden verschiedene Signale gleichzeitig auf. In diesen Fällen wird wieder stets das dominantere Signal als für die Typologisierung ausschlaggebend angesehen. Diese Auswahl geht notgedrungen mit einer gewissen subjektiven Einschätzung einher. Da ferner die Analyse und Interpretation beider Werke und somit auch der einzelnen Textstellen stets fortschreitet und niemals an einen finalen Punkt anlangt, ist die vorgenommene Einteilung notgedrungen stets vorübergehend zu verstehen.⁵⁰⁶

Die folgende Besprechung der Funde ist nach den sieben Zitattypen sortiert, da diese Sinnkategorien für den Erkenntnisprozess im Vergleich zur Buchstruktur der *Aeneis* die dominantere Struktur darstellen. Innerhalb der Typen wird zur besseren Orientierung (wenn immer sinnvoll möglich) wiederum nach der Reihenfolge der Aeneisbücher sortiert.⁵⁰⁷

505 Vgl. zu diesen Datenbanken auch die ausführlichen Besprechungen in Kap. 4.2. Dieses Vorgehen ist angelehnt an die Arbeitsweise von Adkin (1997b, 1999b, 2002b, 2003a, 2005a), der in seinen Einzeluntersuchungen zu Zitaten in Hieronymus' Schriften systematisch auf den *ThLL* zurückgreift.

506 Gleiches gilt auch für die Funde der traditionell-manuellen Forschung, welche ebenfalls typologisiert wurden. Deren Zuordnung kann im Anhang als ‚manueller Goldstandard‘ eingesehen werden.

507 Um die neuen Zitatfunde in der Tabelle im Anhang leichter auffinden zu können, ist die dortige Auflistung demgegenüber aufsteigend an den Aeneisbüchern orientiert.

Typ 1: Vergilische Sprachfärbung oder Prägung

Die unter der ersten Gruppe typologisierten Zitatерgebnisse fielen im *close reading* aufgrund von Formulierungen und Wendungen auf, deren erstes Auftreten für Vergil belegt ist. Teilweise wurden diese Formulierungen in den zwischen Vergil und Hieronymus liegenden Jahrhunderten von einigen wenigen weiteren Autoren aufgenommen, teilweise jedoch auch nicht. Neben dieser Rarität und damit verbundenen sprachlichen Distinktheit der Wendungen ist für diese Ergebnisse ferner charakteristisch, dass zwar ein gewisser ähnlicher Kontext in beiden Textstellen vorherrscht, der ganz prinzipiell eine Assoziation zwischen den Texten entstehen lassen kann, eine solche jedoch aus dem weiteren Szenenaufbau oder der Personenkonstellation nicht einwandfrei ausgemacht werden kann. Meist verweist die auffallende Prägnanz der Formulierung lediglich auf eine gewisse Prägung durch die vergilische Sprache und ist damit wohl insbesondere Ausweis von Vergils unvermindertem Status als Schulautor.

Kommentar zu Fundnr. 2: ep. 64.2.3 mit Aen. 1.673–675

quodsi filios habuerit redditur suboli suae
 ut iuxta apostolum his ministretur quae
 uere uidua sunt *et* ut quae sacerdotalibus
 sustentatur cibus nullius alterius *amore*
 teneatur

quocirca capere ante dolis *et* cingere
 flamma reginam meditor ne quo se numine
 mutet sed magno Aeneae mecum
 teneatur *amore*

Szenerie:

Hieronymus: Die genannte Hieronymustextstelle (wieder stets links abgebildet) befindet sich im 64. Brief an die vornehme Asketin Fabiola. In diesem Brief erläutert Hieronymus vorrangig die priesterliche Kleidung, doch im zweiten Paragraphen legt er die Regeln für eine Teilnahme an einem priesterlichen Mahl dar. Von diesem solle, so Hieronymus, ein Priester, der einen Samenerguss hatte (*semine fluxerit*), ausgeschlossen werden. Demgegenüber solle eine Witwe, die unfruchtbar ist und keine Nachkommen zeugen kann, in die Tischgesellschaft aufgenommen werden. Wenn die Witwe jedoch Nachkommen hat, dann müsse sie an diese zurückgegeben werden, damit nur diejenige durch priesterliche Speisen ernährt werde, die ‚durch die Liebe‘ zu keinem anderen ‚gehalten wird‘: *nullius alterius amore teneatur*.

Vergil: In der relevanten Textstelle aus dem ersten Buch der *Aeneis* Vergils hingegen (wieder stets rechts abgebildet) plant die Göttin Venus anlässlich der Aufnahme ihres Sohnes Aeneas und seiner Gefährten durch die Phönikerin Dido in Karthago ihren Sohn Amor/Cupido in Gestalt des Ascanius in den Schoß der Gastgeberin Dido zu senden, damit ihre Gegenspielerin Iuno nicht in ihrem Zorn die gastfreundschaftliche, friedliche Begegnung torpedieren und sie in ein feindseliges Aufeinandertreffen

verwandeln könne. Die Königin Dido soll durch diese List der Venus in großer ‚Liebe‘ zu Aeneas ‚gehalten werden‘: *Aeneae (...) teneatur amore*.

Lexikalische Merkmale:

Das allgemeine Syntagma aus *amor* und *teneo* ist in der lateinischen Literatur freilich omnipräsent, die Variante mit einer passiven Verbform ist jedoch demgegenüber deutlich weniger häufig anzutreffen, sie findet sich beispielsweise noch bei Tibull, Hygin, Valerius Maximus, Columella, Apuleius, Rufin und Augustinus.⁵⁰⁸ Aus Korpusperspektive ist dieser Befund nur mittelmäßig auffällig. Doch betrachtet man die Praxis nicht-computerbasierter Untersuchungen, stellt dies noch kein Ausschlusskriterium dar.⁵⁰⁹ Überdies ist in passivischer Formulierung und mit einem zugehörigen Genitiv das Syntagma in der Literatur nach Hieronymus nur noch bei Gregor dem Großen und in Zitaten von diesem belegt.⁵¹⁰

Weitere Merkmale und Interpretationsspielraum:

Die Szenerie der beiden Textstellen bei Hieronymus und Vergil ist gänzlich verschieden. Bei Hieronymus handelt es sich um die Formulierung von Regeln, wer und zu welchen Bedingungen an einem priesterlich-sakralen Mahl (vermutlich dem Abendmahl) teilnehmen darf. Bei Vergil hingegen wird in der fraglichen Szene die Rivalität der beiden Göttinnen Iuno und Venus thematisiert. Dennoch entspringt aus dem Syntagma in beiden Verwendungskontexten ein Ausschließlichkeitsanspruch, der für beide Szenen in vergleichbarer Hinsicht inhaltlich zentral ist. Soll bei Hieronymus der oder die am Tisch Zugelassene in ihrem Denken und Streben ausschließlich Gott, wie die französische Übersetzung sinngemäß ergänzt,⁵¹¹ verpflichtet sein, so soll sich auch die Königin Dido ganz dem gestrandeten Aeneas hingeben. Stellt das Syntagma

508 Die Stellen sind im Einzelnen: Tib. 1,2,29 (das 1. Elegienbuch wird auf 27 v. Chr. datiert, vgl. Holzberg (2011) 10); Hyg. *fab.* 189,1; Val. Max. 5,8,3; Colum. 10,395; Apul. *met.* 3,15, ders. 4,31; Rufin. *adv. Hier.* 2,6, ders. *Orig. princ.* 2,63 und ders. *Orig. in Rom.* 10,13; Aug. *serm.* 280.

Die Autoren- und Werkangaben in Kap. 7.2 entstammen hauptsächlich der Recherche in der *LLT-A* oder dem *ThLL*. Aufgrund der schieren Menge (gut über 250) bedingt durch den Einsatz von *mixed methods*-Verfahren sei im Sinne der Handlichkeit des Primärliteraturverzeichnisses der vorliegenden Arbeit für Kap. 7.2, wenn nicht an Ort und Stelle abweichend angegeben, auf die jeweiligen Textausgaben und Quellenangaben zu diesen Werken und Autoren in der *LLT-A* verwiesen.

509 Vgl. die Ausführungen zur Argumentationstechnik Hagendahls oben Kap. 7 insb. Anm. 462.

510 Das Original bei Greg. *M. moral.* 18,54 (*ne iam eius amore teneatur*) wird in der Folge etwa von Lathcen (+661) in seinen *ecloga de moralibus Iob quas Gregorius fecit* 18 zitiert sowie zweimal von Thomas von Aquin (1224/1227–1274): *catena aurea in Iohannem* 1,18 sowie *quaestiones disputatae de veritate* 13,4,2.

511 „celle qui est soutenue par les aliments des prêtres ne soit pas hantée par un autre amour que celui de Dieu“, Labourt (1949–1963) Tome III, 120.

bei Hieronymus den Versuch dar, Ehepartner und Nachkommen aus der Verbindung auszuschließen, sodass diese ausschließlich zwischen der Witwe und Gott geschlossen werden kann, so drückt das Syntagma bei Vergil den Versuch aus, Iuno und ihren göttlichen Zorn aus der Handlung zu exkludieren und die epische Konstellation auf nur mehr Dido und Aeneas zu reduzieren.

Dieser Ausschließlichkeitsanspruch steckt in der Formulierung selbst und zwar maßgeblich in der Erweiterung durch einen Genitiv (*nullius alterius* beziehungsweise *Aeneae*). Bei diesen Genitivformen handelt es sich beide Male um objektive Genitive. Denn einmal soll Dido in großer Liebe zu Aeneas gehalten werden und in vergleichbarer Weise soll auch die Frau durch die Liebe zu keinem anderem (als Gott) vereinnahmt werden. Auch wenn bei Hieronymus durch den Objektstatus, den die Frau in der gesamten Formulierung erfährt, eine subjektive Verwendung des Genitivs beinahe mitschwingt,⁵¹² liegt die Textbedeutung eines objektiven Genitivs deutlich näher an der Stoßrichtung der gesamten Passage, geht es doch in der christlichen Lehre darum, dass sowohl der Priester als auch die Witwe von allen leiblichen Liebesbegierden innerlich frei zu sein hat.

Favorisierter Typ:

Da das Syntagma im Vergleichskorpus relativ selten ist und außer der textsemantischen Bedeutung des Syntagmas für die Personenkonstellation der beiden Passagen keine weitere kontextuelle oder strukturelle Verbindung ersichtlich ist, wird die vorliegende Stelle als eine vergilische Sprachfärbung oder Prägung eingeordnet. Dieser Fund zeigt auf, dass durch eine Zitatanalyse sogar eine sprachhistorische Perspektive eingenommen werden kann, die etwa auf semantische Rollen der Kasus ausgerichtet ist. Hieraus können dann Implikationen für das Verständnis des Textes und dementsprechend für Aufgaben wie die Übersetzungstätigkeit entstehen.

Kommentar zu Fundnr. 4: ep. 1.9.1 mit Aen. 3.572–574

huc huc mihi trium exempla puerorum qui
inter frigidos *flammarum* *globos*
hymnos edidere pro fletibus circa quorum
sarabara sanctamque caesariem innoxium
lusit incendium

interdumque atram prorumpit ad aethera
nubem turbine fumantem piceo et candente
fauilla attollitque *globos* *flammarum* et
sidera lambit

⁵¹² Die Textstelle hätte dann den Sinn, dass nur diejenige Witwe durch priesterliche Speisen ernährt werden soll, die durch die Liebe *keines anderen* (als Gott) gehalten werde: *nullius alterius amore teneatur*. Die französische Übersetzung von Labourt umgeht diese Entscheidung elegant, wie in der vorausgehenden Anmerkung ersichtlich ist.

Szenerie:

Hieronymus: Die Textstelle entspringt dem 1. Brief des Hieronymus an den Presbyter Innocentius aus den Jahren vor oder nach 373/374.⁵¹³ In diesem erzählt Hieronymus von einer Frau in der ligurischen Stadt Vercelli, die gemeinsam mit einem jungen Mann fälschlicherweise des Ehebruchs bezichtigt wird. Im Gegensatz zu ihrem männlichen Gefährten gesteht sie jedoch selbst unter Folter die Tat nicht, tief auf ihren christlichen Glauben vertrauend. Schließlich wird über beide als Urteil die Todesstrafe verhängt. Während der Kopf des Mannes beim ersten Hieb prompt abgetrennt wird, gelingt es dem Henker dreimalig nicht, den Nacken der Frau zu durchtrennen, denn das Schwert hält sonderbarerweise stets kurz über ihrem Hals inne. Auch ein unmittelbares Aufsetzen auf den Nacken bewirkt alleinig, dass sich die Schneide unter dem ausgeübten Druck zum Henker zurückbiegt. Gleichsam um diese Wundererzählung zu plausibilisieren, werden von Hieronymus drei ähnlich gelagerte biblische Beispiele aus dem Buch Daniel flankierend zur Seite gestellt. Beim dritten dieser Beispiele handelt es sich um die hier diskutierte Textstelle, in der Hieronymus an die Geschichte dreier junger Männer im Feuerofen erinnert (Dan 3,23–27), die ‚mitten zwischen Flammenkugeln‘ (*inter flammaram globos*) stehend – die sich für die Männer jedoch nicht brennend heiß, sondern im Gegenteil kalt anfühlten – Lobgesänge anstimmten, statt Tränen zu vergießen, und sich so gewissermaßen widerstandsfähig gegen das sie umzüngelnde Feuer zeigten.

Vergil: Die parallele Vergilstelle auf der anderen Seite entstammt dem Bericht des Aeneas über seine Ankunft auf Sizilien. Aeneas beschreibt rein deskriptiv den hochragenden Ätna, und erwähnt, dass dieser zuweilen schwarze Rauchwolken, glühende Asche und ‚Feuerkugeln‘ in den Himmel speie.

Lexikalische Merkmale:

Das Syntagma *globus flammae* findet sich bei Vergil bereits im 1. Buch der *Georgica* (v. 473). Auch hier bezeichnet die Wortverbindung wie dann auch im 3. Buch der *Aeneis* den feurigen Auswurf des Ätna. Im Vergleichskorpus taucht die Wendung mit Bezug auf Vulcanus bei Silius Italicus sowie freilich in Plinius' *naturalis historia* auf. Weiterhin zitiert Aulus Gellius gerade die fraglichen Verse der *Aeneis* und auch bei

513 Zur immer noch ungeklärten Datierungsfrage dieses Briefes vgl. Kelly (1975) 93–94, dieser plädiert für ein Entstehungsdatum nach 374, womit der Brief in die Phase des Aufenthalts in Antiochien fällt. Im Unterschied dazu argumentiert Grützmaker für ein Datum vor 373, das heißt, der Brief wäre noch während Hieronymus' Aufenthalt in Aquileia entstanden, vgl. Grützmaker (1969) Band 1, 53–54; vgl. des Weiteren auch den Beitrag von Schwind (1997) passim sowie den Überblick bei Rebenich (2002) 64 und die Ausführungen von Cain (2009) 14. Ferner argumentiert Rebenich, dass dieser Brief nicht so sehr an Innocentius, sondern in erster Linie viel eher an Evagrius adressiert sei, vgl. Rebenich (2002) 64.

Arnobius und Ambrosius findet sich das Syntagma wieder sowie schließlich bei Sulpicius Severus.⁵¹⁴ Gerade die Verwendung bei letztgenanntem Sulpicius Severus ist besonders interessant, da es sich hier exakt um denselben Kontext wie bei Hieronymus handelt, nämlich um die Erzählung der drei jungen Männer im Feuerofen. Doch dieser 2. Brief des Sulpicius Severus, der an einen gewissen Diakon Aurelius gerichtet ist und inhaltlich die Verdienste Martin von Tours zum Gegenstand hat, wird erst auf das Jahr 396 datiert. Somit gereichte – gänzlich unabhängig der fraglichen Datierung des 1. hieronymianischen Briefes – die Formulierung im Brief des Hieronymus wohl zum Vorbild für Sulpicius, und nicht umgekehrt.⁵¹⁵ Da das Syntagma erstmals für Vergil nachweisbar ist, kann demnach davon ausgegangen werden, dass es eine Formulierung vergilischer Prägung ist.⁵¹⁶

Interpretationsspielraum:

Die hieronymianische Wahl des Nomens *globus* erscheint für die Beschreibung des umgebenden Feuers im Ofen durchaus bemerkenswert, da das Nomen auf eine runde oder zumindest kugelförmige Form verweist. Doch eine solche kugelförmige Flamme würde selbstverständlich eine eher untypische Form eines zumeist doch züngelnden Feuers bezeichnen. Ähnlich irritierend an der Nominalphrase ist auch das Epitheton *frigidus*. Ein Versuch der Auflösung der Irritationen kann folgendermaßen unternommen werden: Da es nur schwer vorstellbar ist, dass das Feuer mit kugelförmigen Hölzern entfacht worden ist, könnte mit der runden Form vielmehr der Vorgang oder das Endprodukt des Verbrennungsprozesses bezeichnet sein, in dem die zunächst kantigen Holzscheite durch die Einwirkung des Feuers allmählich abgerundet werden und so die Form glühender Rundkörper annehmen. Das Nomen *globus* wäre damit also resultativ zu verstehen. Alternativ könnte die Bezeichnung *globus* auch einer Intensivierung des Feuers Ausdruck verleihen, in dem Sinne, dass das Feuer kompakt zu einer Kugel zusammengeballt ist. Die zweite Irritation der Kälte der Feuerkugeln wiederum erzeugt ein Oxymoron und streicht dadurch das märtyrergleiche Ertragen der jungen Männer noch deutlicher hervor, indem es betont, dass sich das typischerweise stets heiße Feuer für diese Männer kalt darstellt.

⁵¹⁴ Bei den genannten Stellen handelt es sich im Einzelnen um: Sil. 5,514; Plin. *nat.* 2,233; Aul. Gell. *noct. att.* 17,10,10 und 15; Arnob. *nat.* 2,14 (verfasst 303–310, vgl. Schanz und Hosius (1959a) 407); Ambr. *Iac.* 2,11,50; Sulp. Sev. *Mart.* 14,1 und *ep.* 2,9.

⁵¹⁵ Hieronymus hat generell distanziert bis ablehnend auf Sulpicius reagiert – nicht zuletzt aufgrund dessen Parteiergreifung in der Origeneskontroverse für die gegnerische Seite um Rufin und Melania, vgl. Fürst (2016) 245; Cain (2009) 156. Diese Umstände schienen jedoch Sulpicius Severus nicht davon abzuhalten, das Exemplum des Feuertopfes in dieser Formulierung wortgetreu von Hieronymus zu übernehmen.

⁵¹⁶ Gegen einen darüberhinaus pindarischen Ursprung der vergilischen Formulierung argumentiert Horsfall (2006) 397 und 398.

Doch selbst mit diesen Erklärungen zur konkreteren Situationsbeschreibung steckt in der Präposition *inter* immer noch eine Räumlichkeit von drei Dimensionen, die mit alleinigem Stehen *auf* dem Feuer noch nicht eingelöst ist, vielmehr müssen die brennenden Rundkörper oder zumindest deren Flammen die drei Männer quasi umgeben. Hiermit muss dann eigentlich auch davon ausgegangen werden, dass das Feuer nicht *unter* den Männern, sondern vielmehr *in* dem Behältnis entfacht wird und um die Männer herumzüngelt. Mit der besonderen Wortwahl des Syntagmas und dem damit evozierten Bild wäre dann also der hieronymianische Feuerofen mit dem vergilischen Vulkan parallelisiert, bei dem während einer Eruption ebenfalls die brennenden Lavabomben oder Lapilli ringsum aus dem Schlot hervorbrechend die Luft erfüllen.

Ein solcher Vergleich auf bildlicher Ebene führt dann dazu, auch auf inhaltlicher Ebene eine Beziehung zwischen Hieronymus und Vergils *Aeneis* zu lokalisieren, geht doch von beiden Feuermassen gleichermaßen eine drohende Todesgefahr für die Protagonisten aus, auch wenn diese für die drei Männer im Feuertopf im Gegensatz zum nur vorbeisegelnden Aeneas und seinen Gefährten unmittelbare Realität ist. Weiter können diese Parallelen jedoch nicht gespannt werden. Dies liegt auch daran, dass die Aeneistextstelle innerhalb der großen Analepse, die der Bericht des Aeneas im Narrativ darstellt, eher deskriptiven Charakter hat und für den weiteren Erzählverlauf unmittelbar keine weitere Funktion trägt, die somit auch nicht auf den Hieronymustext appliziert werden könnte.

Dadurch, dass es sich bei der Hieronymustextstelle um eine deutliche Reminiszenz an eine biblische Geschichte handelt, stellt sich vor dem Hintergrund der Übersetzungstätigkeit des Hieronymus zudem die Frage, ob nicht viel eher zur biblischen Formulierung eine intertextuelle Verbindung hergestellt werden kann. Doch zum einen hat sich Hieronymus selbst erst rund 24 Jahre nach dem 1. Brief an die Übersetzung des Buches Daniel gemacht (ca. 390–395, *ep.* 1 aber ca. 374) und zum anderen trägt seine Übersetzung an dieser Stelle erstaunlicherweise einen anderen Wortlaut, denn die fragliche Formulierung lautet dort: (...) *mitterent eos in fornacem ignis ardentem ... misi sunt in medium fornacis ignis ardentis ... uiros illos qui miserant Sedrac Misac et Abdenago interfecit flamma ignis ... ceciderunt in medio camini ignis ardentis conligati et ambulabant in medio flammae* (...) (Dan 3, 20–24). Wie Hieronymus im Prolog zu seiner Übersetzung des Danielbuches vermerkt, fehlt zudem die Erzählung der drei Männer im Feuertopf in der hebräischen Fassung des Buches (*haec idcirco, ut difficultatem uobis Danihelis ostenderem, qui apud Hebraeos nec Susannae habet historiam nec hymnum trium puerorum nec Belis draconisque fabulas, prol. Vulg. Dan. 20–21*),⁵¹⁷ wohingegen sie in der griechischen Version enthalten ist. Wenn sich Hieronymus also in seiner Übersetzung des Danielbuches an die griechische Version gehalten haben sollte und ihm auch tatsächlich, wie die Aufzählung der Textvarianten

517 Weber und Gryson (1994) 1341.

im Prolog des Buches suggeriert, keine andere lateinische Version des Buches Daniel als Vorbild gedient haben sollte, erscheinen die unterschiedlichen hieronymianischen Formulierungen in Brief und sogenannter Vulgata umso auffälliger und das Einwirken eines fremden, von einem anderen Autoren entlehnten Bildes umso wahrscheinlicher.

Favorisierte Typisierung:

Aus den genannten Gründen liegt zwar nahe, dass es sich bei dem Syntagma um eine Wortverbindung vergilischen Ursprungs handelt, doch aufgrund der zwischenzeitlich einigermaßen beständigen Verwendung durch andere Autoren und des fehlenden inhaltlichen Konnexes zwischen dem Aeneistext und der Hieronymuspassage scheint hier eine dezidierte Text-Text-Beziehung nicht vorzuliegen. Dass die Formulierung nichtsdestotrotz einprägsam ist, beweist die Wiederaufnahme durch Sulpicius Severus in eben demselben Kontext. Der Fund zeigt damit auf, wie die hieronymianische Wortwahl, die ihrerseits geprägt von vergilischer Diktion ist, Nachahmer findet. Möglicherweise liegt dies daran, dass in der Formulierung eine gewisse Prägnanz enthalten ist, die der sie aufnehmenden Passage eine besondere Note verleiht.

Kommentar zu Fundnr. 13: *ep. 49.21.4* mit *Aen. 6.434–436*

Lazarus recepit mala sua in uita sua et
diues ille purpuratus crassus et nitidus frui-
tus est bonis carnis dum adiuueret sed
diuersa post mortem ***tenent*** ***loca***
miseriae deliciis et deliciae miseris
commutantur

proxima deinde ***tenent*** maesti ***loca*** qui
sibi letum insontes peperere manu lucemque
perosi proiecere animas

Szenerie:

Hieronymus: Die fragliche Hieronymus-Textstelle befindet sich im 49. Brief an den römischen Senator Pammachius. Mit diesem Brief versucht Hieronymus beschwichtigend noch einmal in die Kontroverse um Iovinian und seine Lehren einzugreifen (Anfang 390er-Jahre), da seine ursprüngliche Widerlegung der Iovinianschen Lehren über das Ziel hinausgeschossen war: Er hatte darin das jungfräuliche Ideal dermaßen radikal verfochten und gleichzeitig auf das Heftigste gegen die Ehe argumentiert,⁵¹⁸

⁵¹⁸ Vgl. zu Hieronymus' Ehefeindlichkeit und im Gegenzug seiner vehementen Propagierung des jungfräulichen Ideals sowie der damit verknüpften Thematik einer radikal asketischen Familienfeindlichkeit in Hieronymus' Schriften Feichtinger (2018); zum polemisch-apologetischen Kommunikationsmodus speziell des 49. Briefes vgl. Schaaf (2018) insb. 134–140.

dass sich viele gemäßigte Christen in ihrer Lebensweise angegriffen fühlten und sein Freund Pammachius in Rom sich sogar gezwungen sah, die zirkulierenden Kopien der Streitschrift durch Kauf aus der Öffentlichkeit verschwinden zu lassen, zumindest soweit er sie noch erreichen konnte. Hieronymus beschließt den seine Ansichten entschärfenden 49. Brief mit einem Beispiel entlehnt aus Lk 16,19–31: Die Belohnungen für eine enthaltsame und eine ausschweifende Lebensweise seien nach dem Tod ganz unterschiedlich, insofern den Verstorbenen ihrem Lebenswandel gemäß unterschiedliche Wohnstätten zugewiesen würden: *diuersa post mortem tenent loca*.

Vergil: Die Stelle im 6. Buch der *Aeneis* beschreibt demgegenüber die Katabasis des Aeneas. Nach seiner Landung in Italien steigt er mithilfe der Sibylle in die Unterwelt hinab und gelangt jenseits der Styx zunächst in die Zwischenwelt zu den Seelen der vorzeitig oder unglücklich Verstorbenen. Hierzu zählen an erster Stelle die unmündigen Kinder, neben ihnen finden sich dann die unschuldig Hingerichteten, sodann die Selbstmörder (vv. 434–436a). Zu Letzteren wird in Vers 434 übergeleitet mit der Formulierung, sie bewohnten die unmittelbar benachbarten Plätze: *proxima deinde tenent maesti loca*.

Lexikalische Merkmale:

Der semantische Spielraum dieses Syntagmas schwankt zwischen der Auffassung als "*terminus technicus* der Fechter- und Militärsprache, die Stellung, der Posten, die oder den man im Kampfe behaupten will" und der Verwendung von "*locum tenere*, der Ort zum Bewohnen"; hiervon werden die "*loca tacentia*, in der Unterwelt, Verg." abgeleitet.⁵¹⁹ Dieses Bedeutungsspektrum wird durch die Ergebnisse der Datenbanksuche in der *LLT-A* bestätigt, wobei auffällt, dass Vergil tatsächlich als einziger Autor das Syntagma (unter anderem)⁵²⁰ in der Unterweltsemantik und damit in Bezug auf Tote verwendet. Einzig Ovid verwendet es zumindest noch im Kontext einer Szenerie in der Unterwelt, jedoch dort wiederum in der erwähnten übertragenen Semantik des ‚Eine-Stellung-Einnehmens‘.⁵²¹ Dieser lexikalische Befund ist angesichts der Allgemeinheit der Formulierung bemerkenswert.

Interpretationsspielraum:

Somit scheint Hieronymus der erste Autor zu sein, der nach Vergil dieses Syntagma für die Benennung von räumlich voneinander unterschiedenen Gebieten für die

⁵¹⁹ Alle Zitate Georges (1913) s.v. *locus* I) B) 1) und 6).

⁵²⁰ In Verg. *Aen.* 6,761 ist das Syntagma *loca tenere* nochmals in Bezug auf die Einteilung der Unterwelt verwendet, in 10,238 hingegen im Ersteren Sinne des Eine-Stellung-im-Kampf-Einnehmens.

⁵²¹ Ov. *met.* 4,436; ohne Unterweltsemantik findet es in Sall. *Iug.* 19,4 und Plin. *nat.* 3,104 Verwendung, später auch bei Aug. *ep.* 187,4 (dieser an Dardanus adressierte Brief ist jedoch deutlich später als der hier diskutierte 49. Brief im Jahr 417 verfasst worden).

Toten verwendet. Dies ist ein gewichtiges Argument. Doch um eine konkrete Text-Text-Beziehung zwischen genau diesen beiden Textstellen konstatieren zu können, fehlen weitere szenische oder kontextuelle Anhaltspunkte. Vielmehr scheint Hieronymus an dieser Stelle die Vorstellungen der vergilischen Unterwelt als Abschreckung und damit als eine Art Drohpotential aufzurufen. Damit bringt er sie gemäß der Dichotomie einer enthaltsamen beziehungsweise ausschweifenden Lebensweise gegen seine christlichen Überzeugungen für ein Leben nach dem Tod in Stellung. Denn nach seiner Argumentation gelangt ein ausschweifend Lebender nach dem weltlichen Prasserleben eben nicht zu Gott, sondern in die mit Strafen behängten Regionen der vergilischen Unterwelt.

Favorisierte Typisierung:

Bei der Formulierung handelt es sich um eine vergilische Sprachfärbung oder Prägung. Ob Hieronymus diese als explizite Verbindungsstelle zu genau der diskutierten Textstelle in der *Aeneis* verwendete, muss aufgrund des Fehlens weiterer struktureller oder kontextueller Anknüpfungspunkte offenbleiben, wenn auch eine allgemeine Referenz an die vergilischen Unterweltvorstellungen wahrscheinlich ist. Der Fund bezeugt, dass es relativ schwierig ist, festzustellen, ob es sich um eine Text-Text-Berührung handelt, wenn eine kulturelle Distanz vorliegt und bis auf lexikalische Argumente keine weiteren Hinweise vorliegen.

Kommentar zu Fundnr. 14: ep. 77.6.2 mit *Aen.* 6.494–497

describam nunc ego diuersas hominum
calamitates *truncas* *nares* effossos
oculos semiustos pedes luridas manus
tumentes aluos exile femur crura turgentia
et de exesis ac putridis carnibus
uermiculos bullientes

atque hic Priamiden laniatum corpore toto
Deiphobum uidet *et* lacerum crudeliter ora
ora manusque ambas populataque tempora
raptis auribus *et* *truncas* inhonesto
uolnere *nares*

Szenerie:

Hieronymus: Die Textstelle entstammt dem 77. Brief des Hieronymus. Hierbei handelt es sich um einen Nekrolog auf die vornehme Asketin Fabiola, der an den stadtrömischen Politiker und Christen Oceanus gerichtet ist, mit dem zusammen Fabiola nur wenige Jahre vor ihrem Tod bei Hieronymus zu Besuch gewesen war. Hieronymus skizziert in diesem Brief den Lebensweg der Verstorbenen und spricht sie von gehässigen Nachreden ob ihrer zwei Ehen frei. Fabiola spendete als asketisch lebende Witwe ihr Vermögen an christlich-karitative Institutionen, so unterstützte sie Klöster und errichtete gemeinsam mit Pammachius ein Hospiz. In diesem betätigte sich Fabiola laut Hieronymus gar selbst als Pflegerin der Kranken und Armen, wo sie –

wie Hieronymus anerkennend hervorhebt – ohne jegliche Scheu den verschiedenen Gebrechen und Krankheiten entgegenzutrat: ‚Soll ich nun die vielfältigen menschlichen Gebrechen aufzählen: verstümmelte Nasen (*truncas nares*), ausgestochene Augen, halbverbrannte Füße, leichenblasse Hände, geschwollene Bäuche ...‘

Vergil: Die oben genannte Vergiltextstelle entspringt abermals der Katabasis des Aeneas. In dem Textabschnitt begegnet Aeneas in der Unterwelt den verstorbenen Kriegshelden, darunter Deiphobus, ein Sohn des Priamus, der nach dem Tod des Paris Helena ehelichte. Aus Rache hierfür entstellten (*laniatum corpore toto ... et truncas inhonesto uulnere naris*, vv. 494–497) und töteten ihn die durch die List des Odysseus im hölzernen Pferd in die Stadtmauern gelangten Griechen. Das Wiedersehen des Aeneas mit Deiphobus in der Unterwelt lässt somit die letzte Nacht Trojas und dessen Untergang in Aeneas wieder aufleben.

Lexikalische Merkmale:

Der vergilische Vers ist bereits in *ep.* 40,2,2 (aus dem Jahre 384, an Marcella adressiert) von Hieronymus als Zitat eingeflochten.⁵²² Chronologisch betrachtet belegt diese Tatsache notwendigerweise, dass Hieronymus beim Verfassen des 77. Briefes die fragliche Vergiltextstelle und Formulierung durchaus kannte. Darüber hinaus erfährt das Adjektiv *truncus* (3) noch in vier weiteren Briefen des Hieronymus Verwendung.⁵²³ Von diesen ähnelt vom sprachlichen Kontext einzig die Verwendung in *ep.* 64,2,2 der hier diskutierten Textstelle, da auch dort entstellte Körper thematisiert werden. Bemerkenswerterweise ist dieser 64. Brief nur wenige Jahre vor ihrem Tod ebenfalls an Fabiola gerichtet. Die beiden hier diskutierten Lexeme *truncus* und *naris* sind im Text des 64. Briefes jedoch im Unterschied zu *ep.* 40 und 77 auf zwei Syntagmen verteilt (*truncis auribus, laeso oculo, simis naribus*) und damit im Vergleich syntaktisch etwas weiter voneinander entfernt.

Außerhalb der Autoren Vergil und Hieronymus findet sich die syntagmatische Kombination von *truncus* und *naris* mit dem Epigrammatiker Martial nur noch bei einem weiteren (uns überlieferten) Autor.⁵²⁴ Aus dieser Rarität der Formulierung entspringt ein gewisses lexikalisches Distinktionsmerkmal.

⁵²² Dieses ist im kritischen Apparat von Hilberg auch als ein Zitat vermerkt, vgl. Hilberg (1910, 1912, 1918) Pars I, 310 wie auch bei Hagendahl (1958) 113, dort lautet die Textstellenangabe abweichend allerdings 40,2,1.

⁵²³ Dies sind *epp.* 57,12,5; 64,2,2; 1,7,1; 66,5,1, vgl. den Index von Schwind (1994) 535.

⁵²⁴ Mart. 2,83,3.

Interpretationsspielraum:

Dass Hieronymus beim Verfassen des 77. Briefes die vergilische Textstelle im 6. Buch der *Aeneis* unmittelbar als Vorlage vor Augen schwebte, ist wohl dennoch eher unwahrscheinlich, da sich jenseits der Schilderung entstellter Personen keine Paralleltät der beiden Textpassagen erkennen lässt. Bei Vergil wird in der fraglichen Szene der in der Vergangenheit schmerzlich erlittene Verlust Trojas evoziert und die Gesichtsentstellung in einen Handlungsrahmen des Rachenehmens gerückt. Doch diese beiden Facetten des schmerzlichen Verlusts und der Rache fehlen bei Hieronymus gänzlich, da hier vielmehr das Leid und der Mangel der armen Bevölkerung thematisiert werden, denen Fabiola mit ihrem Vermögen und Einsatz etwas entgegenzusetzen versucht. Vorstellbar ist jedoch gerade im Hinblick auf die weiterführende semantische Ähnlichkeit aufgrund der thematisierten Körperlichkeit – Deiphobus ist am ganzen Körper (*corpore toto*, v. 494) und damit neben der Nase auch *expressis verbis* an den Händen (*manus ambas*, v. 496) verstümmelt und auch bei Hieronymus finden die Hände neben weiteren Körperpartien ausdrückliche Erwähnung –, dass sich Hieronymus der Formulierung ob ihrer Einprägsamkeit und Formelhaftigkeit beim Verfassen des Briefes an dieser Stelle erinnerte und sie daher übernahm.⁵²⁵

Favorisierte Typisierung:

Es handelt sich um einen vergilisch geprägten Ausdruck. Anhand dieses Fundes wird deutlich, dass das Argument der Chronologie allein noch nicht ausschlaggebend sein muss. Denn obwohl Hieronymus den fraglichen Vergilvers nachweislich kannte, da er ihn zum Zeitpunkt des Verfassens des Briefes bereits unzweifelhaft zitiert hatte, folgt daraus nicht, dass zu einem späteren Moment wiederholt ein Konnex zu der Textvorlage hergestellt werden muss. Vielmehr scheint es möglich, dass eine prägnante Formulierung selbst nach der Verwendung als Zitat in den allgemeinen Sprachgebrauch des Sprechenden übergeht.

Kommentar zu Fundnr. 22: *ep. 65.19.4* mit *Aen. 10.817–819*

uariam habuit ***et*** Ioseph ***tunicam***
quam ei texuit ***mater*** ecclesia

transiit ***et*** parmam mucro leuia arma
 minacis ***et*** ***tunicam*** molli ***mater***
quam neuerat auro impleuitque sinum
 sanguis

⁵²⁵ Zum Vorgang des Verfassens, i. e. mehrheitlich des Diktierens der Briefe durch Hieronymus vgl. Arns (1953) 37–51, Bartelink (1980) 31, Conring (2001) 105–118.

Szenerie:

Hieronymus: Die Textstelle ist Teil eines Briefes an die asketisch lebende Jungfrau Principia, eine Schülerin und Wegbegleiterin Marcellas. Auf Principias Anfrage hin legt Hieronymus im vorliegenden Brief den Psalm 44 für sie aus. Im fraglichen Briefparaph 19 erläutert Hieronymus den 14. Psalmenvers, der metaphorisch von einem Gewand der Kirche handelt, das mit Fäden aus den goldenen Gedanken der Heiligen Schrift gewoben ist. Dieses übertragene Sprechen belegt Hieronymus unter anderem mit dem Beispiel Josephs, der eben ein solch buntes ‚Gewand‘ besaß, ‚das ihm die Mutter‘ Kirche gewebt hatte.

Vergil: Bei Vergil hingegen handelt es sich beim beschriebenen Gegenstand um ein tatsächliches, haptisch erfahrbares Kleidungsstück, das Lausus, der Sohn des Mezentius, im Kampf trägt, als Aeneas ihn mit seinem Schwert ersticht. Die Schwertklinge durchdringt dabei nicht nur den Schild des Lausus, sondern auch das ‚Gewand, das ihm seine Mutter‘, die erstmals und einmalig an dieser Stelle voll Pathos Erwähnung findet,⁵²⁶ aus Goldfäden gewebt hatte.

Lexikalische Merkmale:

Die Kookkurrenz der beiden Nomina *tunica* und *mater*, deren Verhältnis beide Male durch einen Relativsatz näher bestimmt ist, in dem die Mutter als Näherin des Gewandes deklariert wird, ist laut *LLT-A* außer bei den hier diskutierten Autoren bis ins 12. Jahrhundert nicht bekannt. Einzig bei Ausonius wird die Suche nach diesem lexikalischen Material fündig, da er den eben hier genannten Vergilvers *in toto* zitiert.⁵²⁷

Auffälligerweise ergeben sich zwei weitere semantische Parallelen, die jedoch durch die digitale Textanalyse nicht aufgebracht wurden: Zum einen tragen die beiden Verben *texo* und *neo* beide die Bedeutung ‚weben‘ und sind somit Synonyma. Zum anderen kann als eine zusätzliche lexikalische Übereinstimmung Gold als Grundstoff der Gewänder herangezogen werden. Denn auch wenn das Gewand des Josephs an fraglicher Stelle als ‚bunt‘ (*uariam habuit et Ioseph tunicam*) statt golden beschrieben wird, so wird doch am Eingang der Passage konstatiert, dass alle Gewänder der Kirche in die goldenen Fäden der Heiligen Schrift gewebt seien (*in aureis sensibus scripturarum, in quibus uestis ecclesiae omnis intexitur, miscentur aliqua, ep. 65,19,3*). Bezüglich des Gewandes von Joseph wird so eine gewisse Ambivalenz evoziert, sodass das Gold zumindest als semantisches Konzept die Textpassage mitprägt.

⁵²⁶ Vgl. hierzu auch Harrison (1991) 266.

⁵²⁷ Auson. *cent. nupt.* 4,50.

Interpretationsspielraum:

Denkbar wäre ein Vergleich des Gewandes des Lausus, das seine Mutter ihm zum Schutz im Kampf gefertigt hatte, mit der schützenden Funktion des metaphorischen Gewandes der Heiligen Schrift um die Mitglieder der Kirche. Ein weiterführender Konnex zwischen den beiden Textpassagen bleibt jedoch aus. Auch ist freilich fraglich, ob der Vergleich mit einem Kleid, das als Schutz des Sohnes im Kampf versagt hatte, als bildliche Assoziation zur Verteidigung der Christenheit erstrebenswert ist.

Favorisierte Typisierung:

Die Typisierung erfolgt aufgrund der Rarität und verhältnismäßig weiten lexikalischen Übereinstimmung durchaus als eine in vergilischer Weise geprägte Sprachwahl, doch in sehr loser Art, da ein tatsächlich inhaltlicher Konnex oder Mehrwert an Bedeutung nicht festgestellt werden kann. Dieser Fund ist damit ein sehr deutliches Beispiel für diese erste Gruppe der vergilischen Sprachfärbung oder Prägung.

Typ 2: Vergilisches Syntagma

Im Gegensatz zum ersten Typ der vergilischen Sprachfärbung und Prägung ist die Herkunft der Formulierung bei den Ergebnissen des zweiten Typs sehr viel deutlicher Vergil zuzuordnen. Zudem gestaltet sich der Interpretationsspielraum bei diesen Funden etwas größer. Meist ist die Rarität des Syntagmas im Vergleichskorpus äußerst auffällig, eine inhaltliche Verbindung der Textstellen entfernt erkennbar und/oder die stilistische Ausarbeitung oder narrative Einbettung in beiden Texten vergleichbar. Und dennoch fehlt für die uneingeschränkte Postulierung einer Text-Text-Beziehung im traditionell-hermeneutischen Sinne eine gewisse Eindeutigkeit. Dies liegt zumeist daran, dass neben der lexikalischen Übereinstimmung weitere, letztlich überzeugende größere Szenenübereinstimmungen fehlen oder die Verwendung der eindeutig auf Vergil zurückzuführenden Sprachverwendung doch eher als kontingent oder weitgehend kanonisiert betrachtet werden muss. Ferner scheint auch der Interpretationsspielraum teilweise höchst spekulativ. Die Benennung als ‚vergilisches Syntagma‘ soll daher im Vergleich zu Funden unter Typ 1 der ‚vergilischen Sprachfärbung oder Prägung‘ eine größere Nähe zu tatsächlichen intertextuellen Stellen und eine deutlichere Prägung der Wendung durch Vergil ausdrücken.

Kommentar zu Fundnr. 3: ep. 60.16.2 mit Aen. 2.10–13

non calamitates miserorum ***sed*** fragilem
humanae condicionis narro statum
horret ***animus*** temporum nostrorum
ruinas prosequi

sed si tantus amor casus cognoscere
nostros et breuiter Troiae supremum audire
laborem quamquam ***animus*** meminisse
horret luctuque refugit incipiam

Szenerie:

Hieronymus: Die fragliche Textstelle entspringt dem 60. Brief des Hieronymus, den er im Jahr 396 dem Bischof Heliodor zum Tode seines Neffen Nepotian widmete. Es handelt sich bei diesem Schreiben um einen konsolatorischen Nekrolog, der das Ziel hat, den Trauerschmerz des Onkels zu lindern und Trost zu spenden. Hieronymus kontrastiert hierfür das Los Nepotians mit dem Schicksal der Menschheit. Er skizziert in groben Strichen alles Unglück der damaligen Welt und folgert daraus, dass man um Nepotian nicht trauern solle, sondern ihn vielmehr dazu beglückwünschen müsse, all diesem Übel bereits entkommen zu sein.

Der Diskurs steuert jedoch nicht geradlinig auf diese durchaus Trost spendende Argumentation zu, sondern versucht sich zuvor noch an zwei weiteren tröstenden Gedankengängen, die jedoch allesamt vom Autor selbst als nicht der Textintention entsprechend verworfen werden.⁵²⁸ Erst im Anschluss daran folgt die fragliche Textstelle, mit der die finale Argumentation eingeführt wird. Gleichsam als retardierendes Moment konstatiert Hieronymus eingangs, sein ‚Denken schreckt davor zurück‘ (*animus horret*) die Unglücksfälle seiner Zeit nachzuvollziehen. Was dessen ungehindert darauf folgt, ist eine Skizze der damaligen weltpolitischen Lage mit Nennung der Völkerwanderung und der hierunter in den Augen des Hieronymus zusammenstürzenden römischen Welt. Ein besonderer Fokus wird in dieser Skizze auf die Auswirkungen für die Christen gelegt. Es folgt ein Aeneiszitat gerade aus dem 2. Buch (vv. 368–369) zur Ubiquität des Todes, bevor die weitgehende Unberührtheit des Ostens von diesen Geschehnissen hervorgehoben wird, dessen Bewohner nichtsdestotrotz durch die Nachrichten über das Schicksal des westlichen Reichsteils mindestens ebenso erschüttert seien. Als Abschluss dient nochmals ein Aeneiszitat, jedoch aus dem 6. Buch (vv. 6,625–627 – der inhaltliche Zusammenhang liegt in der desaströsen menschlichen Lage, die eine Strafe Gottes sei), bevor auf die Erzählebene gewechselt wird und der Bericht mit dem Kommentar, dass der Autor nicht Geschichte schreiben wolle, sondern nur das Unglück in aller Kürze beweisen wolle, beschlossen wird.

Die eingangs skizzierte tröstende Wirkung der Passage entspringt nun dem Übergang zum folgenden Absatz: All diesem Unglück nun – das durch einen Hinweis auf die Historiker Thukydides und Sallust, die laut Hieronymus verstummt wären, wenn

528 Hieronymus holt in der Vorbereitung auf den finalen Gedankengang weit aus und versucht zunächst den Fakt des Todes des Nepotian aus seiner Singularität zu holen, indem er Herrscher und ihre grausamen Tode aufzählt. Diese vergleichende Argumentation macht Hieronymus jedoch sogleich selbst wieder zunichte, indem er mit einem Horazzitat (Hor. *carm.* 2,10,11–12) gleichsam im Diatribenstil den Einwand anführt, das sei nun einmal das Los von Herrschern. Hierauf verlegt er sich auf Beispiele von Privatleuten, nur um im Anschluss hinzuzufügen, dass dies eigentlich auch nicht der eigentlich anvisierten Stoßrichtung des Textes entspreche, sondern er vielmehr den zerbrechlichen Zustand des menschlichen Schicksals allgemein im Auge habe: *sed fragilem humanae condicionis narro statum*.

sie dies hätten getreu darstellen wollen, nochmals besonderes Gewicht bekommt, – ist Nepotian durch seinen Tod entkommen, weshalb er eben als glücklich zu bezeichnen sei.

Vergil: Die zur Diskussion stehende Vergiltextstelle indes entstammt dem Beginn des 2. Buches. Aeneas beginnt nach Aufforderung Didos, obgleich seine ‚Gedanken vor dem Erinnern zurückschrecken‘ (*quamquam animus meminisse horret*), seine Erzählung der finalen Kampfhandlungen um Troja.

Lexikalische Merkmale:

Das fragliche Nomen-Verb-Syntagma *animus horret* mit abhängigem Infinitiv kennt dem Wörterbuch *Georges* zufolge neben Vergil auch noch Livius. Doch im Unterschied zu Vergil folgt bei diesem auf den Infinitiv ein indirekter Fragesatz. Eben diese Belegstelle ist auch im Vergilkommentar von Horsfall aufgeführt.⁵²⁹ Im *Georges* ist dieses Syntagma weiterhin noch mit dem zugehörigen Inchoativum *horesco* für Ammianus Marcellinus vermerkt.⁵³⁰ Laut der Recherche in der Datenbank *LLT-A* zitiert ferner Plinius der Jüngere ebendiesen fraglichen Vergilvers. Deswegen ist die nächste eigenständige Verwendung erst bei Quintilian zu verzeichnen, auch dieser konstruiert wie Vergil mit einem Infinitiv des Erinnerns (*recordari*). Es schließen sich Calpurnius Flaccus mit dem Infinitiv *referre* und Laktanz mit den Infinitiven *recordari* und *dicere* an.⁵³¹ Mit *dicere* findet sich das Syntagma dann auch bei einem Anonymus (Firmicus Maternus (pseudo)) sowie als Referenz nach dem hieronymianischen Brief aus dem Jahr 396 bei Rufin von Aquileia.⁵³² Das Syntagma *animus horret* ohne folgenden Infinitiv ist demgegenüber im Vergleichskorpus deutlich häufiger. Aufgrund der vergleichsweise breiten Basis der Belegstellen liegt nahe, dass die Formulierung eher zum Standardrepertoire der lateinischen Sprache gehörte und in der Funktion ohne Infinitiv ähnlich einer losen Kollokation funktionierte, mit abhängigem Infinitiv jedoch so etwas wie eine rhetorische Floskel darstellte, die tatsächlich erstmals bei Vergil belegt ist.

In beiden fraglichen Textstellen ist die adversative Konjunktion *sed* auffällig. Bei Hieronymus erfolgt mit ihr der Wechsel in der Argumentationsrichtung, wohingegen

⁵²⁹ Liv. 28,29,4, vgl. Horsfall (2008) 55. Nur auf Verg. *Aen.* 2,12 und Liv. 28,29,4 verweist auch der Hieronymus-Kommentar zu diesem Brief von Scourfield (1993) 209.

⁵³⁰ Amm. 29,3,9 (*horrescit animus omnia recensere simulque reformidat*). Mit dem Inchoativum, jedoch ohne abhängenden Infinitiv formuliert bereits Pacuv. *trag.* 294 (*sed nescio quidnam est: animi horrescit, gliscit gaudium*).

⁵³¹ Ohne die Erwähnung der plinianischen Belegstelle so auch die Angaben im ThLL 6,3, Sp. 2981 (s.v. *horreo*).

⁵³² Es handelt sich im Einzelnen um die Stellen: Liv. 28,29,4; Plin. *epist.* 6,20,1; Quint. *decl.* 270,29; Calp. *decl.* 10; Lact. *inst.* 6,17,7 und 7,15,11; Firmicus Maternus (pseudo) *consultationes Zacchei christiani et Apollonii philosophi* 2,3,8,9; Rufin. *hist.* 11,24 (ca. 403, vgl. Schanz und Hosius (1959b) 415).

bei Vergil die Konjunktion als Übergang und Einlenkung in der Sache (Eingehen auf Didos Wunsch) fungiert. Darüber hinaus ist bei Hieronymus der Satzrhythmus unmittelbar vor der fraglichen Formulierung äußerst auffällig: Die Wortfolge in der Passage *sed fragilem humanae condicionis narro statum* ist so gewählt, dass ein kretischer Spondeus zugunsten eines nominalen Rahmens der Verbalhandlung in Form eines sehr weit aufgespannten Hyperbatons (*fragilem statum*) geopfert wurde. Diese Konstruktionsweise ist gerade von Vergils Hexametern her sehr bekannt.⁵³³

Interpretationsspielraum:

In beiden Texten werden mit der fraglichen Formulierung Übergänge zu einer Erzählung des Untergangs eingeleitet: Bei Vergil folgt der Bericht des Aeneas über die Zerstörung Trojas, bei Hieronymus seine eigene Beschreibung der Zerstörung der ihm bekannten römischen Welt. In beiden Texten stellt die Formulierung einen parenthetischen Einschub dar, dem ein leicht retardierendes Moment innewohnt: Der Erzähler will es nicht erzählen und tut es gegen diesen formulierten Widerwillen dann aber doch. Der sinnproduzierende Interpretationsspielraum dieser Übereinstimmung ist indessen begrenzt, da – wie die lexikalische Recherche gezeigt hat – die Formulierung als rhetorischer Kniff und daher als kanonisierte Formel durchaus verbreitet war. Aus dieser rhetorischen Kanonisierung heraus resultiert sodann auch beinahe notgedrungen ihre lexikalische Funktion, das heißt, ihre Verwendungsweise innerhalb der Narration ist hierdurch festgeschrieben (Übergang, Retardierung, Widerwille, negativer Inhalt) und die hieronymianische Verwendung damit zu wenig exzeptionell und wohl nicht intertextuell bedeutungsvoll. Dennoch erzeugt die metrische Finesse der unmittelbar vorausgehenden Formulierung bei Hieronymus durch das vorgezogene Prädikat *narro* einen auffälligen Konnex zur vergilischen Hexameterdichtung. Gerade diese syntaktisch-metrische Auffälligkeit, die durch die Einbettung in einen Prosatext nochmals besondere Gewichtung erfährt, könnte bei einem zeitgenössischen Rezipienten jedoch eine (gewollte oder ungewollte) Assoziation mit der Dichtersprache Vergils hervorgerufen haben. Diese These unterstreichen auch die beiden darauffolgenden einfacher erkennbaren Zitate aus Vergils *Aeneis* Buch 2 und Buch 6.

Favorisierte Typisierung:

Für einen bewussten Einsatz der Formulierung spricht die rhythmische Angleichung an den vergilischen Sprachstil im Vorfeld des fraglichen Syntagmas sowie die beiden darauffolgenden deutlichen Aeneiszitate. Doch da eine bedeutungsproduzierende

⁵³³ Vgl. Scourfield (1993) 208–209, vgl. des Weiteren zum Prosarhythmus in diesem 60. Brief sowie bei Hieronymus allgemein Scourfield (1993) 233–242.

Verbindung der beiden konkreten Textstellen nicht konstatiert werden kann – wohl auch deswegen, da die Wendung eine weitverbreitete rhetorische Floskel ist, die nichtsdestotrotz eindeutig von Vergil stammt –, ist Hieronymus' Verwendung dieses Syntagmas wohl eher Ausweis seiner rhetorischen Finesse und ein Verweis auf seine gründliche Ausbildung auch an Vergils *Aeneis* als die Etablierung einer unmittelbaren und punktuellen Text-Text-Beziehung.

Kommentar zu Fundnr. 5: ep. 60.19.2 mit *Aen.* 4.66–67

haec semper ***uiuit*** in ***pectore***

est mollis flamma medullas interea et
tacitum ***uiuit*** sub ***pectore*** uolnus

Szenerie:

Hieronymus: Die Hieronymustextstelle ist wiederholt Teil des 60. Briefes (aus dem Jahr 396) an den Bischof Heliodor zum Tode seines Neffen Nepotian. Am Ende der Trostschrift verweist Hieronymus auf die Liebe zu Christus, die die noch Lebenden mit den Gestorbenen verbinde. Nach einem Zitat aus dem 1. Korintherbrief: *„Die Liebe ist langmütig, sie ist gütig; ... die Liebe hört niemals auf“* (1 Kor 13,4 und 7–8) ergänzt Hieronymus, die Liebe wohne immer im Herzen: *haec semper uiuit in pectore*. Er leitet hieraus die tröstenden Worte ab, dass der verstorbene Nepotian trotz seiner Abwesenheit und der großen Distanz dennoch unter den noch Lebenden anwesend sei.⁵³⁴

Vergil: Die Vergiltextstelle dementgegen entstammt dem Beginn des 4. Buches. Anna überredet ihre unter der Wirkung von Amors Liebesgift stehende Schwester Dido (vgl. *Aen.* 4,1–2: *at regina graui iam dudum saucia cura/ uolnus alit uenis et caeco carpitur igni*) sich nicht gegen die aufsteigende Liebe zu Aeneas zu wehren, sondern vielmehr den Göttern zu opfern und auf eine Macht und Glück bringende Eheverbindung zu hoffen. Die Erzählerinstanz berichtet von diesen Opfervorgängen und schließt daran einen Ausruf an die unwissenden Seher an: *heu, uatum ignarae mentes!* (v. 65). Denn, so das Urteil der Erzählerinstanz, einer aus Liebe Entbrannten helfen auch keine Gelübde mehr. Die Liebesglut verzehre das Herz, denn still ‚schwelt tief in der Brust‘ (*uiuit sub pectore*) die Liebeswunde.

Lexikalische Merkmale:

Obwohl das Nomen-Verb-Syntagma *uiuit pectore* mit je unterschiedlicher Präposition auf den ersten Blick nicht besonders ausgefallen erscheint, ist diese Wortverbindung

⁵³⁴ Dieses Oxymoron *absens praesens* korrespondiert auffälligerweise mit dem für die (gerade auch christliche) Epistolographie charakteristischen Topos des Anwesend-Seins beider entfernt voneinander befindlichen Gesprächspartner durch den Brief.

auffallend selten und noch dazu in semantischem Zusammenhang mit der Liebe außer bei Hieronymus und Ambrosius nach Vergil nicht weiter belegt. So findet sich das Syntagma ohne Bezug zur Liebesthematik noch bei Ovid (hier allerdings bezüglich eines hartherzigen Menschen), bei Livius (jedoch bezogen auf die *gens Romana*), bei Lucan (die *uirtus* bezeichnend), Statius (bezogen auf *libertas* und *spes*) und Apuleius (bezüglich eines gewissen Tlepolemus) sowie eben bei Ambrosius.⁵³⁵ Bei Letzterem handelt es sich gleichfalls wie bei Hieronymus um einen konsolatorischen Text, nämlich zum Tod Valentinians II, der im Jahr 392 unter unklaren Umständen in Gallien verstarb.⁵³⁶ In *de obitu Valentiniani* formuliert Ambrosius im 41. Kapitel: *ille uobis maneat in corde, ille uiuat in pectore*. Somit stellte erstmals Ambrosius einen tröstenden Konnex zwischen der immerwährenden Erinnerung im Herzen und der schmerzlichen Trauer um einen verlorenen Menschen anhand dieser Formulierung her. Wobei gewiss die Trauer um einen Kaiser und um einen geliebten Neffen unterschiedliche Qualitäten aufweist – ganz zu schweigen von einer innigen (doch vergifteten, bedrohlichen) Liebesbeziehung im Sinne der vergilischen Textstelle. Dass Hieronymus selbst den zur Debatte stehenden Vergilvers sehr wohl kannte, belegt wiederum ein sehr deutlich markiertes Zitat des ganzen Verses im Brief 125 an den Mönch Rusticus in Marseille, der allerdings deutlich später um das Jahr 409 entstanden ist.⁵³⁷

Auffallend an dem Vergilvers in der *Aeneis* ist die mit ihm einhergehende ringkompositorische Wirkung innerhalb des 4. Buches. Rein lexikalisch nehmen die Verse 66b-67 die Verse des Buchanfangs wieder auf: Das Nomen *flamma* entspricht semantisch dem dortigen *ignis*, *medullas* entspricht *uenis* und *tacitum* schließlich *caeco*. Einzig das Nomen *uulnus* ist nicht durch ein Synonym substituiert, sondern unverändert wiederholt, des Weiteren wurde *alit* zu *uiuit* semantisch gleichsam weiterentwickelt.⁵³⁸ Aufgrund dieser strukturell wichtigen und kompositorisch auffälligen Position des Verses sticht der Vers hervor und erhält eine erhöhte Eingängigkeit.

Interpretationsspielraum:

Die Wortkombination ist vergleichsweise rar, zumal im semantischen Kontext der Liebe. Ferner ist der Vergilvers nicht nur durch die Ringkomposition innerhalb der *Aeneis* vergleichsweise prominent, sondern Hieronymus durchaus auch bekannt, wie

⁵³⁵ Ov. *am.* 3,6,59; Liv. 9,3,13; Lucan. 10,188; Stat. *Theb.* 11,711; Apul. *met.* 8,9; Ambr. *obit. Valent.* 41.

⁵³⁶ Vgl. Liebeschuetz und Hill (2005) 358.

⁵³⁷ Vgl. *ep.* 125,7,2: *matrem ita uide, ne per illam alias uidere cogaris, quarum uultus cordi tuo haerent et tacitum uiuat sub pectore uulnus*; für die Datierung vgl. Fürst (2016) 301. Für eine gewisse Zentralität des Vergilverses zu Beginn des 5. Jahrhunderts spricht ferner ein sich über mehrere Verse spannendes Aeneiszitat eben der Stelle bei Macr. *Sat.* 6,6,17.

⁵³⁸ *Aen.* 4,1-2: *at regina graui iam dudum saucia cura/ uulnus alit uenis et caeco carpitur igni.*; Vgl. für diese Auffälligkeit auch die Ausführung bei MacLennan (2007) 84.

aus *ep.* 125 ersichtlich wird. Interpretatorisch wäre ein Konnex zwischen der vergilischen schwelenden Liebeswunde von Dido und der immerwährenden Wunde durch den Verlust eines geliebten Menschen möglich. Gerade in der Unausweichlichkeit der empfundenen, doch nicht erwiderten Zuneigung (einmal wegen des Zaubers, das andere Mal wegen des Todes) sowohl aufseiten Didos als auch des Onkels Heliodor liegt eine weitere Parallele. Diese einseitige Liebesempfindung wird in beiden Texten unterschiedlich genutzt. Bei Hieronymus wird dieser emotionale Befund festgestellt, akzeptiert und – im Gegensatz zu Vergil, bei dem Dido ihrem Schicksal, wie die Erzählerinstanz für den Leser diagnostiziert, völlig ausgeliefert ist und schließlich daran zugrunde gehen wird, – die Situation ins Produktive umgewandelt, indem hieraus ein tröstender Gedanke entwickelt wird.

Die produktive Verbindung von Liebes- und Verlustschmerz ist jedoch mit eben diesem vergilischen Syntagma bereits bei Ambrosius innerhalb eines konsolatorischen Rahmens entwickelt. Dementsprechend könnte diese Neuerung auch auf Ambrosius zurückgehen, von dem Hieronymus diese tröstende Gedankenfigur samt Formulierung übernommen haben könnte. Die Liebeskomponente ist freilich bei Ambrosius in der Form einer Liebe zum Herrscher eine gänzlich andere als die vergilische Liebe von Dido zu Aeneas, auch wenn Ambrosius eine enge Beziehung mit dem Verstorbenen pflegte.⁵³⁹ Die Liebe des Onkels zu seinem Neffen kommt mit einer persönlichen Note der vergilischen Vorlage daher im Vergleich wieder etwas näher.

Der 125. Brief belegt ferner, dass Hieronymus besagte Vergiltextstelle sehr wohl kannte oder noch kennenlernen sollte, denn der Zeitpunkt des Lesens des Vergilverses ist mit diesem Befund nicht eindeutig definierbar, einzig die Tatsache, dass Hieronymus irgendwann im Laufe der Zeit bis zum Jahre 409 auf diesen Vers aufmerksam wurde. Doch in diesem späteren Brief bezeichnet die Formulierung dem vergilischen Vorbild entsprechend die (leidenschaftliche) Liebe zwischen Mann und Frau und weiterhin ist die lexikalische Einstimmung dort auch deutlich höher.

Favorisierte Typisierung:

Es besteht demnach durchaus die Möglichkeit, dass Hieronymus die Formulierung bereits zum Zeitpunkt des Verfassens des 60. Briefes verinnerlicht und auf die Liebe eines Onkels zu seinem Neffen umgemünzt hatte. Aufgrund der Tatsache, dass Hieronymus an diesem Syntagma einen tröstenden Gedanken entwickelt, läge hier eine produktive Umwandlung im Vergleich zu Vergil vor. Der inhaltliche Konnex mit der Trauerarbeit ist jedoch bereits von Ambrosius vorbereitet, auch wenn Hieronymus' Verwendung inhaltlich vergleichsweise näher am vergilischen Original orientiert ist. Möglich wäre somit, dass es sich bei Ambrosius und bei Hieronymus schlicht um die Verwendung eines vergilischen Syntagmas handelt, wobei offenbleiben muss, ob

⁵³⁹ Vgl. zu dieser Einschätzung Schanz und Hosius (1959b) 351.

Hieronymus sich an der Stelle an Ambrosius oder an Vergil oder vielmehr an beiden zugleich orientierte.

Kommentar zu Fundnr. 17 und 23: ep. 129.2.7 mit Aen. 7.797–800 und 11.318–319

Fundnr. 17: ep. 129.2.7 mit Aen. 7.797–800

quanti enim operantur terram ***et***
exercent ***uomere*** ***et*** tamen multis
 inpedientibus causis egestate conficiuntur
et penuria

qui saltus Tiberine tuos sacrumque Numici
 litus arant Rutulosque ***exercent***
uomere colles Circaeumque iugum quis
 Iuppiter Anxurus aruis praesidet ***et*** uiridi
 gaudens Feronia luco

Fundnr. 23: ep. 129.2.7 mit Aen. 11.318–319

s. o.

Aurunci Rutulique serunt ***et*** ***uomere***
 duros ***exercent*** colles atque horum
 asperrima pascunt

Szenerie:

Diese Stelle des Hieronymusbriefes wird durch die digitale Textanalyse gleich mit zwei Vergiltextstellen in Verbindung gesetzt. Die eine befindet sich im 7. Buch, die andere im 11. Buch der *Aeneis*. Beide Funde werden in einer Fallbesprechung zusammengefasst.⁵⁴⁰

Hieronymus: Die hieronymianische Textstelle geht zurück auf den 129. Brief an Dardanus, einen vornehmen Christen aus Gallien, der ebendort zweifach das Amt des Präfekten innehatte (vgl. ep. 129,8,1). Dardanus hatte sich scheinbar mit einer exegetisch-theologischen Frage betreffs des Ausdrucks ‚das Land der Verheißung‘, *terra repromissionis* (ep. 129,1,1), per Brief an Hieronymus gewandt. Hieronymus argumentiert nun in seinem Antwortschreiben gegen eine allzu wörtliche Auslegung der Heiligen Schrift und für eine übertragene Auffassung des Begriffs *terra*. Denn, so führt er unter vielen anderen Belegen an, wie sonst könne man das Sprichwort ‚Wer sein Land bebaut, wird Überfluss an Brot haben‘ (Spr 12,11) verstehen, da doch so viele Bauern das Ackerland mit einer Pflugschar bearbeiteten (*exercent uomere*) und dennoch Not und Mangel erdulden müssten. Unter dem diskutierten Land der Verheißung sei daher vielmehr dasjenige Land zu verstehen, das die Apostel als Mitarbeiter Gottes bebauen.⁵⁴¹

540 Die Möglichkeit zu einer Doppelbesprechung ergibt sich auch noch für die Funde mit den Fundnr. 7 und 24 sowie 8 und 9 und für die vier Funde 11, 12, 20 und 21. Bis auf das Fundpaar mit den Nummern 8 und 9 werden diese Fundpaare stets denselben Zitattypen zugeordnet.

541 Vgl. 1 Kor 3,9: ‚Wir sind Mitarbeiter Gottes, ihr aber seid Gottes Ackerland, Gottes Bau‘.

Vergil: In Buch 7, das mit der Ankunft der Trojaner in Latium beginnt, wird in den fraglichen Versen das Heer der Italiker beschrieben, das Turnus im Kampf zur Seite steht und sich mit ihm gegen die Trojaner in Stellung bringt. Der Katalog der Völker ist durch das exemplarische Herausstellen hervorstechender Individuen in lebendigem Stil gehalten und endet mit der Beschreibung des gemeinen Fußvolkes. Hierunter fallen unter anderem die Rutuler, die als Bauern ihre Gebiete mit dem Pflug bearbeiten (*exercent uomere*). Der epische Katalog und damit auch das 7. Buch enden schließlich mit einer Schilderung der Kriegerin Camilla.

Die fraglichen Verse der zweiten Aeneistextstelle im 11. Buch handeln auffälligerweise auch von diesem „Urvolk“⁵⁴² der Rutuler. Die betreffende Passage beschreibt die beratende Versammlung der Latiner, in der deren König Latinus, ein Rutuler, seinen Mitstreitern letztlich den Vorschlag eines Bündnisses mit den Trojanern unterbreitet. Als mögliches Land, auf dem die Trojaner ihre Siedlungen errichten können, nennt er ein altes Gebiet aus seinem Besitztum (*antiquus ager*, v. 316), steinig und karg, das derzeit Auruncer und Rutuler mit dem Pflug bestellen (*et uomere ... exercent*, vv. 318–319). Auch dieses Buch endet wie bereits das 7. Buch mit einer Episode der Kriegerin Camilla, allerdings wird im 11. Buch nun ihr Tod beschrieben. Die Verknüpfung der digitalen Textanalyse mit den beiden Büchern bekommt durch diese Strukturgleichung innerhalb der *Aeneis* weiteres Gewicht.⁵⁴³

Lexikalische Merkmale:

Das Syntagma aus *uomer* und *exerceo* scheint zwar vergleichsweise banal, doch laut Recherche in der Datenbank *LLT-A* verwendet einzig Vergil diese Wortkombination: Zu den oben ausgeführten Stellen der *Aeneis* kommt ferner eine Textstelle in den *Georgica* im Zusammenhang mit Pflanz- und Pflegehinweisen für Weinreben (2, 356) hinzu. In beiden Aeneistextstellen wird das Syntagma um das Akkusativobjekt *colles* ergänzt, in den *Georgica* hingegen tritt semantisch leicht verschoben *solum* an diese syntaktische Stelle.⁵⁴⁴ Im *Georges* ist unter dem Lemma *uomer* als Belegautor für die Kombination mit dem Verb *exerceo* statt Vergil jedoch nur Hieronymus aufgeführt.

⁵⁴² Horsfall (2003) 208.

⁵⁴³ Es sei lediglich darauf hingewiesen, dass die *Part-of-Speech* Analyse bei diesem Fund ein falsches Ergebnis für die beiden übereinstimmenden Wörter geliefert hat. Statt der korrekten Analyse eines Nomens und eines Verbs, hat der *TreeTagger* zwei Verben diagnostiziert. Da beide bi-grams (Nomen + Verb sowie Verb + Verb) im HTRG-Filter abgedeckt sind, ändert dies jedoch nichts am finalen Ergebnis des Algorithmus.

⁵⁴⁴ Horsfall plädiert daher auch weniger für ein thematisches Echo innerhalb Vergils, als vielmehr für „a swift quarrying of handy material“, Horsfall (2003) 208. Diese Einschätzung zeigt, dass freilich auch Vergil seine Texte unter Rückgriff auf prägnante und bewehrte Formulierungen verfasste und legt einmal mehr offen, wie Kommentatoren implizite Kriterien und Typologisierungen von Zitaten und der Kompositionstechnik der Autoren vornehmen.

Doch ist aus der dortigen Angabe nicht ersichtlich, ob die hier diskutierte Briefstelle oder vielmehr ein weiteres Werk des Hieronymus gemeint ist: Denn neben dem hier diskutierten 129. Brief findet das Syntagma auch noch in Hieronymus' Kommentar *in prophetas minores* Verwendung, in passiver Formulierung zudem noch im Kommentar *in Ezechielem*. Hieronymus ergänzt dort jedoch wie auch im Brief (und in Abweichung von Vergil) das Akkusativobjekt *terram*.⁵⁴⁵ In Kontrast zum die Tätigkeit direkter beschreibenden Verb *arare* drückt das hier diskutierte Verb *exercere* eine stetigere Komponente der Handlung aus,⁵⁴⁶ die bei Vergil in Verbindung mit den Völkernamen gleichsam zu einer generationsübergreifenden Unentrinnbarkeit aus ihrem Schicksal avanciert.

Interpretationsspielraum:

Das Volk der Rutuler könnte – sollte ein Konnex zwischen den infrage kommenden Texten hergestellt werden – im Brief des Hieronymus gedanklich als paradigmatisches Sinnbild für ein ehrliches, Generation über Generation hart arbeitendes, bäuerliches Volk gelten. Folgt man dieser Lesart, ruft Hieronymus dazu auf, dass die Christen als ‚Bauern‘ ihr ‚Ackerland‘ auf dieselbe bäuerlich-strebsame Weise bestellen sollen, wie das alte (mythisch überzeichnete) Volk der Rutuler unablässig sein Ackerland mit dem Pflug bearbeitete. Ein Entrinnen aus diesem Zustand des Zurharten-Arbeit-verdammt-Seins um den eigenen Lebensunterhalt zu bestreiten, verspricht dann die christliche Lehre. Denn in Adaption dieser regt Hieronymus eine übertragene Lesart auch der bäuerlichen Anstrengungen des Vergil an: So wie der Sinn der Heiligen Schrift eben nicht durch wortgetreue Auslegung erfahren werden könne, so erfolgt auch ein dem christlichen Leben entsprechendes Arbeiten nicht an der erdigen Scholle selbst, sondern durch das übertragene Arbeiten auf dem Felde Christi. Hiermit bleibt die vergilische Konnotation einer ehrlichen und harten Arbeit bei Hieronymus erhalten. Lediglich die Arbeit auf dem Feld wird in übertragenem Sinne zu einer Arbeit auf dem nicht haptisch wahrnehmbaren Felde Christi. Die ehrenvolle Bezeichnung der vergilischen Bauern würde in dieser Lesart als nicht (mehr) zeitgemäß umgewertet beziehungsweise die Konnotation der harten, ehrlichen Arbeit produktiv umgewendet, da sich die christliche Lebensanweisung des Hieronymus von der mythisierenden Vorlage Vergils abhebt: Arbeitet man an der Scholle, erleidet man möglicherweise Mangel, bebaut man jedoch gemäß dem christlichen Glauben das Land, das die Apostel als Diener Gottes bebauen, so erreicht man das Land der Verheißung. Somit stellt Hieronymus hier alt gegen neu und polt den Wertekanon um: An die Stelle der semi-mythisierten bäuerlichen tritt die christliche

⁵⁴⁵ Vgl. Hier. *in Habac.* 1,1 und *in Ezech.* 11,36.

⁵⁴⁶ Zu dieser Einschätzung gelangt auch Horsfall (2000) 516–517.

Gemeinschaft und an die Stelle der heidnischen (Staats-)virtus tritt das christliche (asketische) Streben für eine höhere Instanz.

Diese Lesart einer einzelnen Junktur impliziert eine eher gewagte Interpretation, da nach dieser Hieronymus die christliche Lehre als erlösende Heilsbotschaft und gleichzeitig als handfeste Lösung für die seit Generationen existierende Notlage der einfachen Bevölkerung anführte. Innerhalb des exegetischen Briefkontextes erscheint eine solche, das Gefüge der Gesellschaft umfassend infrage stellende Lesart etwas abrupt, fehlen doch weitere strukturelle oder inhaltliche Parallelitäten der beiden Textstellen. Zudem muss einschränkend angeführt werden, dass von diesem als Vorbild genommenen einfachen Volk der Rutuler einerseits, wie aus der Stelle in Buch 11 ersichtlich wird, der König der Latiner abstammt – was die Konnotation des Rutulervolkes als ein einfaches, unbedeutendes Bauernvolk, als welches es hier um des Vergleichs willen deklariert wurde, deutlich unterläuft –, andererseits von Not und Mangel bei Vergil, in der Hinsicht wie es bei Hieronymus der Fall ist, nicht die Rede ist. Infolgedessen erscheint die Verbindung dieser beiden Textstellen nur auf Teilaspekte begrenzt zu funktionieren.

Favorisierte Typisierung:

Da das Syntagma chronologisch vor Hieronymus' mehrfacher Nutzung einzig bei Vergil Verwendung findet, liegt das Annehmen einer textuellen Parallelität sehr nahe. Doch erscheint es gewagt, die daraus entstehende Bedeutung, so gut sie auch in kulturelle Transformationsprozesse passt, an einer solitären Junktur insbesondere aufgrund des Fehlens zusätzlicher Verankerungen im größeren Kontext bei Hieronymus aufzuhängen. Zudem muss ungeklärt bleiben, auf welche der beiden vergilischen Textstellen Hieronymus damit explizit Bezug nehmen wollte. Naheliegender ist es daher, die Verwendung dieser Formulierung nicht als eine punktuelle Text-Text-Beziehung aufzufassen, sondern vielmehr als das Einflechten eines auf Vergil zurückgehenden Syntagmas unabhängig von einer konkreten Textstelle.

Kommentar zu Fundnr. 19: ep. 66.2.1 mit Aen. 8.407–413

Eustochium uirginitatis flores metit Paula
laboriosam uiduitatis aream terit Paulina
castum matrimonii *cubile* conseruat

inde ubi prima quies medio iam noctis
abactae curriculo expulerat somnum cum
femina primum cui tolerare colo uitam
tenuique Minerua impositum cinerem et
sopitos suscitāt ignes noctem addens operi
famulasque ad lumina longo exercet penso
castum ut seruare *cubile* coniugis et
possit paruos educere natos

Szenerie:

Das vorliegende Ergebnis wird im Laufe der Anwendung des Filtersettings durch den Algorithmus aussortiert, da es sich um eine Übereinstimmung von Nomen und Adjektiv handelt und diese Wortartkombination mit dem Filter der ‚Historischen *text reuse* Grammatik‘ ausgeschlossen wird. Die Aufmerksamkeit erregt dieser Fund jedoch durch die sehr hohe Scorezahl, die das *Tesserae*-Projekt dem Fund beim Textvergleich zuordnet.⁵⁴⁷

Hieronymus: Die Hieronymustextstelle entspringt wiederholt einem Trostbrief, in diesem Fall ist er an Hieronymus’ Schulfreund Pammachius gerichtet, anlässlich des Todes seiner Frau Paulina. Paulina ist die Tochter Paulas, mit der sich Hieronymus in Bethlehem niedergelassen hatte. In dem Trosts Schreiben rühmt Hieronymus die Familie Paulas und hebt dabei unter anderen Vorzügen die gewählten Lebensformen der einzelnen weiblichen Mitglieder hervor: Während die Mutter Paula als Witwe lebte und Eustochium, eine weitere ihrer drei Töchter, sich der Jungfräulichkeit verschrieben hatte, bewahrte eben jene Paulina als Verheiratete ‚das keusche Bett‘ der Ehe (*castum matrimonii cubile conseruat*).

Vergil: In der betreffenden Aeneistextstelle bittet Venus ihren Gatten Vulcanus darum, ihrem Sohn Aeneas Waffen für den Kampf gegen Turnus und seine Anhänger zu schmieden. Hierauf folgt zunächst die Schilderung der Liebesvereinigung von Venus und Vulcanus im Olymp, woraufhin sich Letzterer dann zur Erfüllung der Bitte in die Waffenschmiede begibt. Die genaue Tageszeit, in der sich Vulcanus vom gemeinsamen Liebeslager erhebt und an die Arbeit macht, wird mit einem Gleichnis erzählerisch spezifiziert: Es ist genau diejenige Stunde, zu der eine ehrbare römische Frau den Tag beginnt, damit sie als Witwe die Kinder ernähren und ‚das makellose Lager‘ des (verstorbenen) Gatten bewahren könne (*castum ut seruare cubile/ coniugis ... possit*).

⁵⁴⁷ Dieses Ergebnis ist ein Beispiel dafür, dass es sich verfahrenstechnisch als günstig herausgestellt hat, die Dokumentation des Textanalyseprozesses derart zu gestalten, dass die Zwischenergebnisse der computergestützten Analyse und damit die durch das Filtersetting manipulierten Textvarianten im Analyseaufbau stets additiv mitangefügt und dadurch der gesamte Analyseverlauf dokumentiert wurden, vgl. Kap. 6.3. Durch dieses dokumentarische Vorgehen, das eben nicht unterscheidet zwischen Endergebnis und den verschiedenen Analyseschritten, können daher zu jedem Zeitpunkt des Prozesses alle Analysestufen und Analyseergebnisse synchron eingesehen werden. Ein *Tesserae*-Scorewert von 11 und höher sticht hier insofern heraus, da er verhältnismäßig selten zugeteilt wird und infolgedessen der Fund eines genaueren Blickes würdig erscheint. Ein Großteil dieser durch den HTRG-Filter unterdrückten, doch mit einer hohen Scorezahl versehenen Funde erweist sich bei näherer Untersuchung jedoch als nicht interpretierbar und wurde damit zurecht durch den Algorithmus aussortiert. Der an dieser Stelle diskutierte Fund stellt hiervon eine singuläre Ausnahme dar. Des Weiteren ist anzumerken, dass das methodische Vorgehen immer auch und zuletzt nur der Wahrheitsfindung und nicht so sehr einem allzu rigoros interpretierten, methodischen Purismus verpflichtet ist.

Lexikalische Merkmale:

Neben der digital detektierten Übereinstimmung des alliterierenden Syntagmas *castum cubile*⁵⁴⁸ kommt noch eine weitere lexikalische Übereinstimmung hinzu. Hat Vergil das verbum simplex *seruare* als Vollverb neben dem Modalverb *posse* gewählt, so setzt Hieronymus mit *con-seruare* demgegenüber ein verbum compositum als allein stehendes Vollverb. Dies hat durchaus einen stilistischen Sinn, denn die dreifache Alliteration Vergils *castum cubile coniugis* kann Hieronymus aufgrund der Textsituation nicht nachbilden, da es sich bei seinem Brief um einen Trostbrief an den verwitweten Ehemann handelt, in dem die *gemeinsame*, doch *enthaltssame* Ehe als christliche Lebensform zelebriert werden soll. Eine Fokussierung auf nur einen Akteur dieses Ehepaares, wie im Falle der vergilischen Vorlage auf den Ehemann, macht aus der Intention des Textes heraus an der Stelle darum keinen Sinn. Hieronymus gelingt es trotz des sachlich also gebotenen Ersetzens des Nomens *coniunx* durch das Nomen *matrimonium*, das eher die gemeinsame Verbindung als einzelne Teile von dieser bezeichnet, geschickt die dreifache Alliteration Vergils fortzuführen, indem er das Präfix *con-* dem Vollverb *seruare* hinzufügt.⁵⁴⁹

Diese Kombination von *castum cubile* und einer derivierten Verbform von *seruare* tritt in heidnischer Literatur einzig noch bei Valerius Flaccus in seinen *Argonautica* und dann in der christlichen Literatur in den Homilien des Basilius nach der Übersetzung des Rufin (*ut castum et immaculatum cubile seruaueris*) auf.⁵⁵⁰ Ferner verknüpfte bereits Ambrosius in seiner Schrift *de viduis* – die er wohl direkt im Anschluss an *de virginibus* verfasste, also kurz nach 377 und damit vor dem hier diskutierten 66. Brief des Hieronymus aus dem Jahr 398/399 –⁵⁵¹ das Syntagma *castum cubile* mit der christlich-enthaltssamen Ehe, welche er der Jungfräulichkeit gleichstellte. Allerdings bildet Ambrosius das Prädikat des Satzes von *custodio* und damit von einem gänzlich

548 Zur Bedeutung dieser Wortverbindung im Sinne von *lectus matrimonialis* vgl. auch ThLL 4, Sp. 1270 (s.v. *cubile*). Dort ist ferner auf Hier. *ep.* 48,2 verwiesen. Hieronymus formuliert in diesem 48. Brief das Syntagma in einer Variante (*cubile immaculatum*) und als Reminiszenz an Hebr 13,4: *honorabile conubium in omnibus et torus immaculatus* (Weber und Gryson (1994) 1857), mit Ersetzung von *torus* durch *cubile*. Diese Formulierungsvariante zeigt auf, dass Hieronymus durchaus lexikalische Alternativen zum Adjektiv *castus* vorgelegen hätten. Für die generelle semantische Nähe der Ausdrücke *castus* und *immaculatus* vgl. dann auch weiter unten die fragliche Stelle der Homilien des Basilius in der Übersetzung des Rufin (Rufin. *Basil. hom.*). Ferner hat sich im ThLL-Artikel zu *castus* wohl bei der Belegangabe zu Hieronymus ein Fehler eingeschlichen. Hier sollte die Angabe sicherlich Hier. *ep.* 66,2 statt 65,2 lauten, vgl. ThLL 3, Sp. 567 (s.v. *castus*).

549 Der Eigenname der Verstorbenen, Paulina, passt darüber hinaus bestens zu der weiteren Alliteration bei Vergil zwischen *possit parvos* (v. 413) – oder sollte gar noch das Nomen *penso* (v. 412) hinzugenommen werden, das ebenso wie der Name Paulinas im hieronymianischen Text unmittelbar vor dem hier diskutierten Syntagma *castum cubile* steht?

550 Val. Fl. 2, 137–138 (*castum cubile servantem*); Rufin. *Basil. hom.* 8,7.

551 Vgl. Schanz und Hosius (1959b) 341–342.

anderen Verb (wenngleich ein Synonym), das dennoch die Alliteration ebenso fortzuführen vermag – das vergilische Nomen *coniunx* bleibt dabei jedoch anders als bei Hieronymus unersetzt und fällt sozusagen aus. In dieser ambrosianischen Erweiterung hinsichtlich des Vollverbs findet sich das vergilische Syntagma dann auch bei einem gewissen Gregorius Illiberitanus (dub.) wieder (post 392).⁵⁵²

Dadurch, dass das vergilische Gleichnis für die digitalen Funde mit den Nummern 20 und 21 (unten) ebenfalls eine Rolle spielt, wird die gesamte Textpassage besonders hervorgehoben und erlangt dadurch weitere Brisanz. Das Gleichnis barg für Hieronymus scheinbar eine attraktive Prägnanz.

Interpretationsspielraum:

Mit der Verwendung dieser seltenen Formulierung, die dazu durch die Alliterationen stilistisch höchst auffällig ist, könnte Hieronymus das traditionell-heidnische, römische Idealbild einer nur einmal verheirateten Frau (*uniuira*) und ihre Tages- und Lebensgestaltung explizit als Hintergrundfolie angedacht haben. Diese Ehrbezeichnung einer *uniuira* bezeichnet im heidnisch-römischen Kontext eine nur einmal verheiratete Frau und Witwe, die sich gewissenhaft um die Hausarbeit, die Kinder und das nach dem Tod des Mannes leer bleibende Ehebett kümmert, oftmals zielt diese Ehrbezeichnung dann die Grabinschrift der Verstorbenen.⁵⁵³ Dies als Hintergrundfolie gedacht, könnte die Textstelle des Nekrologes derart gelesen werden, dass Hieronymus mit dieser Formulierung die verstorbene Paulina preist, dass sie dem christianisierten römischen Idealbild einer *uniuira* entsprach. Denn zum einen hat auch der hieronymianische Text in Anlehnung an die Grabinschrift, als dem (außerliterarischen) Ort der Ehrbezeichnung, eine memoriale Funktion, versucht der Brief doch der verstorbenen Paulina ein verbales Denkmal zu setzen, da angenommen werden kann, dass die rein tröstende Komponente der Schrift eher untergeordneten Ranges ist, da der Brief ganze 2 Jahre nach dem Tod Paulinas verfasst wurde. Überdies kann in der Verwendung des adjektivischen Attributs *castus* eine gewisse semantische Verschiebung festgestellt werden: Liegt bei Vergil der Fokus eher auf der Bedeutungsnuance ‚rein, lauter, anständig‘ einer nur einmal verheirateten Frau, so verschiebt er sich im christlichen Kontext bei Hieronymus zu ‚keusch, züchtig‘ einer in einer Ehe mit ihrem Ehemann enthaltsam lebenden Frau. Dadurch wird das heidnische Konzept der *uniuira* in eine ebenso ideale Stilisierung einer ehrbaren christlich-keuschen Ehe parallelisierend als Norm überführt. Dies entspräche dann nach der vorliegend entwickelten Typologie einem positiven Vergleich (vgl. Typ 5 ‚Konvergierende Vergleichsfigur‘).

552 Gregorius Illiberitanus (dub.) *de diuersis generibus leprarum* 9.

553 Vgl. Schneider (2006) und Fordyce (1977) 251.

Folgende Argumente sprechen jedoch gegen diese Lesart, hier liege dezidiert eine intertextuelle Stelle zwischen dem hieronymianischen und vergilischen Text vor. In der fraglichen Aeneistextstelle wird eine Witwe beschrieben, doch Paulina war bis zu ihrem Tod keine Witwe. Auch war die Ehe zwischen Paulina und Pammachius kinderlos geblieben. Ein wesentlicher Teil des vergilischen Gleichnisses beruht jedoch gerade darauf, dass Vulcan wie eine *uniuira* zu seinem eifrigen Treiben durch die Fürsorge um die nächste Generation angetrieben wird.⁵⁵⁴

Man könnte nun einwenden, dass das Idealbild der *uniuira* schlicht eine weitverbreitete literarisch-topische Normvorstellung war, die daher auch unabhängig von einer konkreten sprachlich-lexikalischen Repräsentation und damit einem Bezug zu einem dezidierten Textkontext vorherrschen kann.⁵⁵⁵ Daher muss die Verwendung der vergilischen Formulierung nicht notgedrungen eine intertextuelle Beziehung zwischen den beiden fraglichen Texten herstellen, da ja dadurch nur ein allgemeiner Topos aufgerufen werden könnte. Und doch ist es auffällig, mit welchen Worten Hieronymus ebendiesen Topos aufruft. Denn eine omnipräsente Norm sollte auch mit anderen Ausdrücken so beschrieben werden können, dass sie der Rezipient zweifelsfrei decodieren kann. Und auch wenn umgekehrt eine solch wohlbekannt Norm nur mit einem prägnanten, sie genau bezeichnenden Ausdruck besetzt ist, erklärt sich dann nicht, warum diese keine weitere Verbreitung gefunden hat (Kriterium der Einzigartigkeit und der Distinktheit). Hieraus wird schließlich ersichtlich, dass der lexikalische Ausdruck, den Hieronymus gewählt hat, zumindest vergilischen Ursprungs ist.

Im Vergleich mit der Verwendung des in Rede stehenden Syntagmas durch Ambrosius erlangt diese These nochmals mehr Gewicht, da Hieronymus' Formulierung (wieder einmal)⁵⁵⁶ vergleichsweise näher an Vergils Vers ist. Gerade die gekonnte stilistische Weiterführung der Alliteration *conseruare*, in Differenz zu Ambrosius unter Beibehaltung des Grundverbs und damit stilistisch deutlich eleganter umgesetzt, sowie die Substitution des Nomens *coniunx* durch *matrimonium*,

554 Freilich ist Vulcanus nicht der Vater des Aeneas, insofern hinkt der Vergleich mit einer Sorge um die linear verlaufende genealogische Linie in dieser Hinsicht ein wenig. Doch spielt wohl als literarische Vorlage für Vergil Lukrez' Text im Hintergrund eine zentrale Rolle, vgl. die berühmte Anrufung der Venus zu Beginn des Lehrgedichts, Lucr. 1,31–40. In dieser wird diejenige Mythenvariante aufgenommen, nach der der Kriegsgott Ares/Mars nicht nur der Geliebte, sondern sogar der Gatte der Aphrodite/Venus ist. Mit der Anknüpfung an diese lukrezische Mythenversion anhand einer sehr ähnlichen Szenenschilderung gelingt es Vergil also durch die Substitution des Gottes Mars, als den Vater Romulus' und damit den Stadtgründer Roms, durch Vulcanus, die mythische Erzählung der Stadtgründung durch Romulus mit der Geschichte des Aeneas zu überblenden, vgl. zu dieser Interpretation Gransden (1976) 41.

555 So lassen sich selbst auch für das Griechische drei epische Gleichnisse als Vorbilder benennen, in denen ein solches Idealbild einer Frau, die früh für die Wollarbeit aufsteht, gezeichnet wird: Apoll. Rhod. 3,291–295 und 4,1062 sowie Hom. *Il.* 12,433–436, vgl. Fordyce (1977) 251.

556 Vgl. zu diesem Befund bereits oben Fundnr. 5 Hier. *ep.* 60,19,2 (ebenfalls Typ 2).

welches bei Ambrosius einfach gestrichen wird, rücken die hieronymianische Textstelle trotz des möglicherweise ebenfalls einwirkenden Ambrosiustextes wieder etwas näher an das Original Vergils heran, sodass vermutet werden kann, dass bei Hieronymus das vergilische Original zumindest als Referenz im Hintergrund mitschwingt.

Diese Variation über den Vergilvers bei Ambrosius und Hieronymus ist auffällig. Auffällig ist auch die Modulation durch Hieronymus. Nimmt er hier etwa eine Verbesserung der Variante des Ambrosius vor? Oder möchte er ihn gar übertrumpfen? Möglich ist jedoch auch, dass er den ambrosianischen Text nicht im Wortlaut kannte (oder sich in dem Moment nicht daran erinnerte) und nur dieselbe vergilische Formulierung als griffig und passend für den anvisierten Kontext wahrgenommen hat, wie es auch schon Ambrosius getan hatte.

Favorisierte Typisierung:

Unabhängig von der Motivation oder überhaupt einer Intention aufseiten des Hieronymus liegt der Schluss nahe, dass es sich bei der Wendung um ein vergilisches Syntagma handelt. Ob bei der Formulierung ein zeitgenössisches Publikum allerdings an genau jenes Gleichnis der Vulcan-Venus Passage in der *Aeneis* gedacht haben mag, bleibt nicht auch zuletzt aufgrund des Fehlens weiterer szenischer Entsprechungen fraglich.

Typ 3: Ergänzungsvorschlag

Teilweise werfen die Ergebnisse der computergestützten Textanalyse Zweifel an der bisherigen Lokalisierung von Zitaten auf. Wenn etwa eine Formulierung in Hieronymus' Briefen bereits als ein Zitat einer bestimmten Aeneistextstelle durch die traditionell-manuelle Forschung deklariert worden ist, doch die automatisierte Textanalyse weitere mögliche Parallelstellen aufwirft, dann muss vergleichend untersucht werden, wie sich all diese potentiellen Textstellen des Quellentextes zu der Zieltextstelle verhalten. Die Untersuchung tangiert hiermit die in epischer Sprache typischen Wiederholungsverse und damit die Selbstzitate Vergils.⁵⁵⁷ Teilweise stellt sich bei der Analyse heraus, dass die bisher angegebene Aeneistextstelle als Vorlage für die hieronymianische Textstelle nicht notgedrungen einschlägig sein muss, sondern eine andere Aeneistextstelle ebenso als Vorlage in Frage kommt. In solchen Fällen wird dann diese weitere Textstelle als Ergänzungsvorschlag zur bereits vorhandenen Auszeichnung vorgeschlagen.

⁵⁵⁷ Vgl. für diese epischen Wiederholungsverse und Selbstzitate Vergils auch Moskalew (1982) und Niehl (2002).

Bei diesem Ergebnistyp geht es entsprechend weniger um die Frage, ob ein Zitat Vergils vorliegt oder nicht. Vielmehr ist zu diskutieren, ob eine bestimmte Textstelle als alleinige Vorlage für die hieronymianische Textstelle angenommen werden muss, also eine punktuelle Text-Text-Beziehung vorliegt, oder ob nicht viel eher mehrere, ähnliche Textstellen hierfür in Frage kommen. In einem solchen Fall muss dann von einer eher allgemeinen Referenz an Vergil und weniger von einer punktuellen Verknüpfung ausgegangen werden.

Kommentar zu Fundnr. 7 und 24: ep. 130.5.5 mit Aen. 4.279–280 und 12.867–868

Fundnr. 7: ep. 130.5.5 mit Aen. 4.279–280

haesit *uox* *faucibus* *et* inter
ruborem atque pallorem metumque ac
laetitiam cogitationes uariae mutabantur

at uero Aeneas aspectu obmutuit amens
arrectaeque horrore comae *et* *uox*
faucibus *haesit*

Fundnr. 24: ep. 130.5.5 mit Aen. 12.867–868

s. o.

olli membra nouus soluit formidine torpor
adrectaeque horrore comae *et* *uox*
faucibus *haesit*

Szenarien:

Hieronymus: Die für beide digitalen Funde infrage kommende Textstelle des Hieronymus ist eine Passage aus dem 130. Brief an die vornehme römische Adlige Demetrias. Diese hatte sich in Übereinstimmung mit dem heimlichen Herzenswunsch ihrer Mutter und Großmutter gleichsam im letzten Augenblick doch noch gegen die Ehe und für das Leben als enthaltsame junge Frau entschieden. Nachdem sie sich, so Hieronymus' äußerst dramatische und lebendige Schilderung dieser Entscheidungsszene, in der Nacht vor ihrer Hochzeit zu diesem Entschluss durchringen konnte, wirft sie sich morgens in einfacher Kleidung und ohne kostbaren Schmuck angelegt zu haben der Großmutter zu Füßen. Diese reagiert wie die Mutter freudig erregt, wenn auch nicht minder überrascht über diesen plötzlichen Entschluss. Beiden ‚blieben die Worte im Hals stecken‘ (*haesit uox faucibus*) und sie wurden der lebendigen Schilderung des Hieronymus zufolge vor Freude und auch aus Furcht vor der Tragweite dieser Entscheidung abwechselnd rot und bleich.

Vergil: Die digitale Textanalyse fand für diese Briefstelle gleich zwei unbekannte Übereinstimmungen mit der *Aeneis*, die eine im 4. Buch, die andere im 12. Buch. Die erste und für diesen Ergebnisfund zentralere Aeneistextstelle im 4. Buch, Vers 279, handelt von Aeneas' Reaktion auf die mahnenden Worte Merkurs, welcher ihn in Jupiters Auftrag an sein *fatum* erinnert. Angesichts dieser Mahnung und des raschen Entschwindens des Götterboten – er macht sich gleichsam ‚dünne‘ (*in tenuem* ...

euanuit auram, v. 278), bevor Aeneas zu einer Antwort ansetzen kann, – bleibt Aeneas stumm zurück. Er ist wie betäubt, die Haare stellen sich ihm vor Entsetzen auf und die ‚Worte bleiben ihm im Hals stecken‘: *arrectaeque horrore comae et uox faucibus haesit*.

Die zweite Aeneistextstelle in Buch 12, Vers 867, handelt von der finalen Kampfhandlung zwischen Aeneas und Turnus. Nachdem Iuppiter die zürnende Iuno beschwichtigt und ihr das Wohl des lateinischen Volkes zugesichert hat, wendet sie sich schließlich vom Kampfgeschehen ab und Iuppiter schickt in Form eines kleinen Vogels eine der Dirae als Dämon auf das Schlachtfeld. Als Turnus bemerkt, wie sie an seinem Gesicht vorbeifliegt und mit den Flügeln auf seinen Schild schlägt, lähmt Grausen seine Glieder, die Haare stellen sich ihm vor Entsetzen auf und die ‚Worte bleiben ihm im Hals stecken‘ (lateinischer Wortlaut des Verses s. oben wie Buch 4).⁵⁵⁸

Lexikalische Merkmale:

Für die fragliche Hieronymustextstelle im Brief an Demetrias ist von den Kommentatoren bereits eine Textstelle der *Aeneis* aus dem 2. Buch (v. 774) als Zitat vermerkt: *obstipui, steteruntque comae et uox faucibus haesit*. In der CSEL-Ausgabe ediert von Hilberg ist die Stellenangabe im kritischen Apparat mit der unbestimmten Zufügung ‚etc.‘ versehen, ohne jedoch diese zusätzlichen Stellen weiter zu spezifizieren. Diese Präzisierung bietet auch der Index von Kamptner nicht, der sogar lediglich die Stelle des 2. Buches ohne diesen diffusen Zusatzhinweis aufführt. Hagendahl hingegen nennt neben dem Hilberg’schen Verweis auf *Aen.* 2,774 zusätzlich noch den exakt identischen Vers in 3,48 (in der zusammenfassenden Übersicht fehlt jedoch dann diese ergänzende zweite Angabe wiederum).⁵⁵⁹ Die Angaben in den konsultierten Kommentaren sind damit nicht nur unvollständig, sondern auch inkonzinn.

Insgesamt findet sich der hier diskutierte Halbvers *b* (*et uox uaucibus haesit*) in vier Büchern der *Aeneis* wieder.⁵⁶⁰ Der erste Versteil *a* ist im Wortlaut jeweils in den Büchern 2 und 3 sowie in den Büchern 4 und 12 vollkommen identisch, semantisch geht er an allen vier Stellen in eine ähnliche Richtung: Stets staunt oder stockt eine Person und es stellen sich ihr die Haare auf (s. obige Unterstreichungen). Zwischen

⁵⁵⁸ Die digitale Version im *Tesserae*-Korpus nach Greenough liest in Buch 4 *arrectae*, doch abweichend in Buch 12 *adrectae*, vgl. Greenough (1900) und die von dort stammende Variante des oben angeführten Textes. Diese Lesart ist in der Printausgabe von Ribbeck, die in Buch 12 sowie in Buch 4 beide Male *arrectae* liest, nicht vermerkt, vgl. Ribbeck (1895b) 831; selbiges gilt für Mynors (1969) 420.
⁵⁵⁹ Vgl. Hagendahl (1958) 257 bzw. 277.

⁵⁶⁰ Diese vier identischen Belegstellen sind für Vergil im *ThLL* alle aufgeführt, vgl. *ThLL* 6,1, Sp. 393 (s.v. *faux*). Die automatische Textanalyse hat demnach diese Stellen nicht gänzlich *neu* aufgespürt, sondern durch ihren systematischen und holistischen Zugang die Aufmerksamkeit vielmehr erneut auf diese gerichtet und dadurch neue Anreize geschaffen, alle fraglichen Aeneistextstellen auch in den Forschungsstand zu Hieronymus’ Briefen aufzunehmen.

den Formulierungen in den Büchern 2 und 3 und den Büchern 4 und 12 entsteht hierbei ein Chiasmus: *obstipui* steht in den Versen der Bücher 2 und 3 zu Versbeginn, das semantische Äquivalent *horrore* der Bücher 4 und 12 jedoch an zweiter Position. Zudem ist die Formulierung in den Büchern 2 und 3 verbaler als in den anderen beiden Büchern (finites Verb versus Nomen im *Ablativus causae*): *obstipui*, *steteruntque comae* und *arrectaeque horrore comae*. Dies hängt sicherlich auch damit zusammen, dass die ersten beiden Fälle aus der Ich-Perspektive, letztere beide aus auktorialer Perspektive erzählt sind.

Bemerkenswerterweise findet die Korpusuche für eine syntagmatische Kombination aus *uox*, *faux* und *haereo* bei anderen Autoren und Texten keine weiteren Belegstellen.⁵⁶¹ Daher geht es in diesem Fall weniger um die Frage, ob es sich um ein Zitat der *Aeneis* handelt, sondern vielmehr darum, ob eine einzelne Textstelle des Aeneistextes und, wenn ja, welche mit dieser Hieronymus Textstelle assoziiert werden kann.

Erschwerend kommt hinzu, dass fraglich ist, ob dieser Vers tatsächlich aus der Hand Vergils stammt oder nicht vielmehr eine spätere Erweiterung seines Textes darstellt. So argumentiert etwa Zwierlein, dass diese vier Wiederholungsverse nicht vergilischen Ursprungs sind, sondern wahrscheinlich erst durch den Declamator und Dichter Iulius Montanus in tiberischer Zeit in den Aeneistext eingefügt wurden, als dieser unter Erweiterung der ursprünglichen Textfassung eine Gesamtausgabe Vergils herausgegeben hat. Zwierlein baut seine Argumentation auf einem Kommentar des DServius⁵⁶² auf.⁵⁶³ Da Hieronymus nun diesen Halbvers jedoch zitiert, kannte er

561 In einem Vergilcento über die Tragödie der *Medea*, das Hosidius Geta zugeschrieben wird (c. 200 n. Chr., vgl. Galli (2017) 11), wird der Halbvers gleich zweimal aufgerufen: *Med. 172* und *316*. In seinem Kommentar zu Jesaja formuliert Hieronymus alternativ (*in Is. 8,24,16*): *haeret lingua faucibus meis, uox dolore concluditur*; ähnlich auch *Vulg. psalm. 21,16: lingua mea adhaesit faucibus meis*. Nach Hieronymus findet sich dann ein Zitat des Vergil bei Macrobius (*Sat. 4,1,1*), ein Beleg des Halbverses bei Paulinus Petricordiae, der die *vita sancti Martini* des Sulpicius Severus in Versform übertrug (c. 470er-Jahre, vgl. Chase (1932) 52), *de vita sancti Martini 2,407: diriguere artus miseris, uox faucibus haesit*, sowie eine leicht adaptierende Aufnahme bei Corippus *Laud. 3,400* (c. in den Jahren 566/567, vgl. Cameron (1976) 2): *siccis vox humida faucibus haesit*.

562 In der spätantiken Kommentartradition zu Vergil wird zwischen der Kommentierung des Grammatikers Servius und weiteren namentlich nicht eindeutig bestimmbareren Kommentatoren unterschieden, deren Kommentierungen als Aufnahmen in einer erweiterten Fassung des Serviuskommentars überliefert, als eigenständige Texte jedoch verloren sind. Diese erweiterte Texttradition wird nach ihrem erstmaligen Herausgeber Pierre Daniel als Servius Danielis oder DServius bezeichnet.

563 Vgl. Zwierlein (1999) 59–62. DServius konstatiert bezüglich des Verses 2,775, man sage, er fehle in den meisten Handschriften: *et hic versus in plerisque dicitur non fuisse*, vgl. Thilo und Hagen (1961) 328. Zwierlein versucht nun auf DServius aufbauend nachzuweisen, dass dieser Vers 775 eine frühe Interpolation ist – aufgrund der metrischen Eigenheiten (eine für Vergil untypische Elision mit der Endsilbe eines jambischen Wortes: *comae et*) sowie der Beweislage anderer Verszusätze vermutlich von Iulius Montanus. Aufgrund des durch den Vers 774 hervorgerufenen Subjektwechsels und des dadurch holprigen Übergangs von Krösas Erscheinung zu ihrer direkten Rede folgert Zwierlein

ihn definitiv. Fraglich ist freilich, ob er – sollte die These von Zwierlein zutreffen – diesen Vers für eine spätere Hinzufügung zur Textversion hielt. Da sein Lehrer der bekannte Vergilkommentator Aelius Donatus war, der teils mit DServius' Stimme in Verbindung gebracht wird,⁵⁶⁴ kannte er eventuell den textkritischen Diskurs über diese Nebenüberlieferung der *Aeneis*.

Um die Interpretationsspielräume ausloten zu können, ist die lexikalische und inhaltliche Darlegung aller vier Aeneistextstellen im Folgenden nochmals konzentriert zusammengefasst. Bei der aus dem vergilischen Werkverlauf heraus betrachtet ersten Stelle handelt es sich um jene Stelle des 2. Buches, die bereits als Zitatstelle akzeptiert ist (manuelle Fundnr. 14), *Aen.* 2,774: *obstipui, steteruntque comae et uox faucibus haesit*. Aeneas, auf der Suche nach seiner Frau Kröusa noch einmal in das brennende Troja zurückgekehrt, erblickt plötzlich deren Gestalt ähnlich einem Schatten vor sich. Hierauf bleibt er staunend stehen, die Haare stellen sich ihm zu Berge und die ‚Worte bleiben ihm im Hals stecken‘. Kröusa wendet sich schließlich tröstend an ihn, bevor sie sich in Luft auflöst. Eben exakt derselbe Vers findet sich in 3,48 (manuelle Fundnr. 16). In dieser Szene wiederum beabsichtigt Aeneas den Göttern zu opfern und sie damit wohlwollend zu stimmen, für sein Vorhaben im Thrakerland eine neue Siedlung aufzubauen. Doch als er frisches Reisig für die Altäre ausreißen will, fließt schwarzes Blut aus den Wurzeln und eine Stimme wendet sich fragend an ihn, warum er einen Menschen zerreiße. Die Stimme gibt sich als Polydorus zu erkennen, der einst von König Priamus dem Thrakerkönig zur Erziehung überlassen wurde. Doch als im Verlauf des Krieges letzterer die Seiten wechselte und sich dem siegenden Lager des Agamemnons anschloss, tötete er den zur Erziehung überlassenen Gast und eignete sich das Gold, das Priamus mit diesem

weiter, dass bereits der Vers 774 eine Interpolation sei. Diese zwei, seiner Ansicht nach eingefügten Verse dienten dazu, „billige Theatralik in die Szene zu bringen“ und „die Erzählung Vergils pathetisch aufzuladen“, beide Zitate Zwierlein (1999) 60. Ribbeck athetiert Vers 2,775 dann auch tatsächlich, Vers 2,774 jedoch nicht, vgl. Ribbeck (1895a) 321.

An dieser Stelle sei ein methodischer Hinweis eingefügt: Die hier diskutierten Funde entstammen primär der Textanalyse mit *Tesserae*, in deren Anschluss allerdings eine eigene Filteranwendung angefügt wurde. Der Einsatz dieser eigenen Filteranwendung erfährt durch die von Zwierlein vertretene Forschungsmeinung, in den Aeneistext seien Verse von anderer Hand oder von anderen Händen in Form von Marginalglossen in den Haupttext aufgenommen worden, eine erneute Berechtigung. Denn aufgrund der ureigenen Funktionsweise von *Tesserae* – das Projekt berechnet die Wahrscheinlichkeit, ob eine Junktur interpretierbar ist unter anderem aufgrund der sprachlichen Distinktheit des fraglichen Ausdrucks im Korpus – würden durch den Einsatz von *Tesserae* allein all diese späteren Einfügungen, die eine andere Lexik oder Metrik wie der Haupttext (Vergils Hand) sowie wie alle im Gesamtkorpus enthaltenen Texte (von den marginalen Kommentatoren oder von Iulius Montanus sind keine eigenständigen Werke überliefert) aufweisen müssten, als besonders distinkt und daher eher interpretierbar gekennzeichnet werden. Mit dem vorliegend entwickelten Algorithmus kann genau diese Einschätzung umgangen werden. Ferner stärkt dieser Befund auch die Argumentation, das Kriterium der Rarität nicht als unbedingt notwendig anzusehen (vgl. oben Kap. 7 insb. Anm. 462).

564 Vgl. für diese Forschungsmeinung beispielsweise Keeline (2013) 62.

mitgesandt hatte, an. Als Aeneas eben jenen Polydorus erkennt, staunt er, die Haare stellen sich ihm auf und die ‚Worte bleiben ihm im Hals stecken‘.

Bei der dritten Stelle handelt es sich um die bereits eingangs beschriebene Szene im 4. Buch. Die vierte Stelle entspricht im Wortlaut wiederum exakt dieser dritten Stelle und findet sich im 12. Buch (s. gleichfalls oben). Handelten die ersten drei Stellen von Aeneas, so steht bei dieser letzten Verwendung des Halbverses *b* in Buch 12 plötzlich Turnus als Subjekt im Mittelpunkt des Geschehens.

Interpretationsspielraum:

In den beiden lexikalisch identischen Vergilversen in den Büchern 2 und 3 staunt Aeneas über verstorbene Menschen, die ihm durch göttliches Zutun erscheinen. In den beiden durch die computergestützte Analyse zusätzlich hervorgebrachten Versen der Bücher 4 und 12 hingegen handelt es sich um Götter, die den Protagonisten erscheinen. Im fraglichen 130. Brief des Hieronymus wiederum staunen die Mutter und Großmutter über einen Menschen (ihre Tochter und Enkelin Demetrias), der ihnen – vergleichbar mit Vergil – unter göttlichem Mitwirken erscheint. Damit gleicht die hieronymianische Szene eher den ersten beiden Vergilstellen (ein Mensch staunt über einen Menschen, der unter göttlichem Einwirken vor ihm tritt). Ein wesentlicher Unterschied jedoch besteht darin, dass Demetrias im Unterschied zu Krëusa und Polydorus nicht gestorben ist (es sei denn, die Hinwendung zum jungfräulichen Leben wird als der Beginn eines neuen Lebens aufgefasst, denn dies würde dann gleichfalls ein Ende des vorherigen Lebens implizieren). Nach Maßgabe der Personenkonstellation ist demnach der bisherige Verweis auf die Aeneasbücher 2 und 3 tatsächlich passender als auf die durch die computergestützte Analyse zur Diskussion gestellten Stellen in den Büchern 4 und 12.

Ferner besteht zwischen den in den Kommentaren (nicht konsequent) angegebenen Referenzstellen aus den Büchern 2 und 3 und den hier zusätzlichen Funden in den Büchern 4 und 12 ein affektiver Unterschied hinsichtlich des ersten Versteils *a*. Die Haare (*comae*) sind dabei noch eine inhaltliche Konstante und auch ihr Aufstellen ist in allen vier Stellen beschrieben, auch wenn diese physische Reaktion im zweiten Paar in Differenz zum ersten Paar (*steterunt*) elliptisch (*arrectae*, ergänze *sunt*) ausgedrückt wird. Der affektive Unterschied liegt jedoch in der Intensität der Gefühlsregung: In den ersten beiden Fällen staunt Aeneas wie betäubt, in den weiteren beiden Fällen lähmt ihn beziehungsweise Turnus Grauen und Entsetzen. Ferner sei hinzugefügt, dass die emotionale Reaktion des Aeneas auf das Erscheinen Merkurs wohl weit weniger schreckerfüllt ausfällt als die Todesandrohung, die Turnus erfährt. In der dramatischen Schilderung um die Bekanntmachung des Entschlusses von Demetrias nun aber schwingt weniger dieses Entsetzen und Grauen vor der göttlichen Macht mit als Freude und Besorgnis hinsichtlich der Folgen der Entscheidung für ein jungfräuliches Leben. Diese Empfindung ist wohl in der Tat noch am ehesten mit der Stelle aus dem 2. Buch zu vergleichen, in der Aeneas seine verstorbene Gattin Krëusa im

brennenden Troja erscheint – auch, wenn hier eine Art Verkehrung der ursächlichen Emotionen eingeräumt werden muss, da bei Aeneas das Unglück (*infelix*, v. 772) und bei Hieronymus eher die besorgte Freude (*metumque ac laetitiam*) Auslöser der physischen Reaktion sind.⁵⁶⁵ Demzufolge scheint auch aus Perspektive der Emotionschilderung die Angabe der traditionellen Kommentare durchaus naheliegend.

Dennoch kann kritisch angemerkt werden, dass bei einer solchen mehrfachen Belegsituation für eine vermeintliche Quellentextstelle eine ausschließliche Fokussierung auf nur eine Textstelle als Referenzangabe deutlich an Schlagkraft verliert und die gesamte Textgestalt der Quelle als Vorlage nur unzureichend widerspiegelt. Daher scheinen die Umstände vielmehr darauf zu verweisen, dass es sich bei dem fraglichen Vers um eine sehr einprägsame, da wiederholt verwendete (oder textkritisch interessante) Formulierung handelt. Dies bedeutet jedoch auch, dass aufgrund der Charakteristik als textbausteinartiger Wiederholungsvers keine punktuelle Text-Text-Beziehung und keine allzu spezifische Interpretationsmöglichkeit für den hieronymianischen Text entstehen können.⁵⁶⁶

Darüber hinaus muss bedacht werden, dass – stimmt Zwierleins These der Interpolation dieser Textstelle – Hieronymus durch das Zitat des Halbverses beweist, dass er die erweiterte Textversion der *Aeneis* kannte. Da sein Lehrer Aelius Donatus (so man ihn denn in der Stimme des DServius lesen möchte) eben die Interpolation des Verses 774 des 2. Buches in seinem Kommentar diskutiert, könnte es sein, dass Hieronymus um die Diskussion zur Echtheit des Wiederholungsverses wusste. In jedem Fall handelt es sich entweder durch die viermalige Wiederholung und/oder den textkritischen Diskurs um eine einschlägig bekannte Formulierung. Hieraus könnte geschlossen werden, dass Hieronymus keinen Wert auf das Zitieren einer konkreten Textstelle selbst legte, sondern vielmehr einen Verweis auf dieses vergilische Werk namens *Aeneis*, als eine für sich genommene Entität und mit einer für die Literatur- und Kulturgeschichte zentralen Position intendierte. Eine dezidierte Text-Text-Beziehung zu exakt den beiden, durch die modernen Kommentare aufgeführten Textstellen liegt also nicht vor.

565 Vgl. hierzu auch die Einschätzung des manuellen Fundes (dort Nr. 14) als einen divergierenden Zitatstyp.

566 Gegen eine allzu strikte Trennung der vier Vergilstellen in zwei Paare, wie sie die leider nicht konsequente Notationsweise der traditionellen Funde insinuiert, spricht zudem, dass sich gerade in den beiden werkschronologisch gesehen mittleren Stellen in den Büchern 2 und 4 trotz unterschiedlicher Halbversionsversionen *a* die beiden Erscheinungen Merkurs und Krösus in dünne Luft auflösen, noch bevor Aeneas mit ihnen in Interaktion treten kann: *in tenuem ... euanuit auram* (Verg. *Aen.* 4,278) und *tenuisque recessit in auras* (Verg. *Aen.* 2,791). Somit sind die vier Textstellen durch mehrfach lexikalische Übereinstimmungen gleichsam auch chiastisch miteinander verbunden, wodurch sich zwischen ihnen eine mehrfache Verknüpfung auf verschiedenen Ebenen ergibt. Diese kunstvolle Verknüpfung spräche gegen Zwierleins Interpolationsthese.

Favorisierte Typisierung:

Der Fund erlaubt einen Blick in die Kompositionstechnik der *Aeneis*, insbesondere in den Umgang mit (oder die Provenienz von) Wiederholungsversen. Die bisherige Stellenangabe an der fraglichen Briefstelle des Hieronymus ist durchaus plausibel, wenn auch defizitär. Mittels einer ergänzenden *cf.*-Angabe bezüglich der zwei weiteren Textstellen kann die Beziehung der beiden Texte zueinander noch präziser angegeben werden. Hierdurch wird die bisher (inkonsequent) insinuierte punktuelle Nähe zu lediglich zwei Aeneistextstellen abgeschwächt. Im Gegenzug wird durch Hinzunahme der beiden weiteren Textstellen die Bezugnahme des Hieronymus auf dieses Werk als ein Ganzes und als sprachliche und kulturelle Einheit in Form einer Werkreferenz stärker hervorgehoben.

Kommentar zu Fundnr. 10: *ep. 1.2.1* mit *Aen. 5.8–11*

nunc mihi euanescentibus terris *caelum*
 undique *et* *undique* pontus nunc
 unda *tenebris* inhorrescens *et* caeca
 nocte nimborum spumei fluctus canescunt

ut pelagus tenuere rates nec iam amplius
 ulla occurrit tellus maria *undique* *et*
 undique *caelum* olli caeruleus supra
 caput adstitit imber noctem hiememque
 ferens *et* inhorruit *unda* *tenebris*

Szenerie:

Hieronymus: Die Stelle stammt aus dem 1. Brief an den Presbyter Innocentius, der dem Vernehmen nach Hieronymus wiederholt gebeten hatte, über die Ereignisse um eine Frau aus Vercelli zu berichten. Hieronymus nun lehnte dieses Ansinnen stets mit Verweis auf seine unzureichende Begabung ab. Doch angesichts Innocentius' Gegenargument, wer an Gott glaube, dem könnten die Worte zur Darstellung eines solchen göttlichen Ereignisses nicht fehlen, sieht er sich gezwungen, das Unternehmen letztlich dennoch zu beginnen, denn ein weiteres Unterlassen könnte als Zeichen unzureichenden christlichen Glaubens verstanden werden. Hieronymus vergleicht im Folgenden seinen Schreibversuch mit einer Seereise, in der er sich metareflexiv als unerfahrenen Seemann stilisiert, der nun zu seiner Pflicht gerufen werde: Es beginnt die Schreib- beziehungsweise Seereise, schon verschwindet das Land am Horizont und die *Autorpersona* sieht nur mehr ‚Himmel ringsum und ringsum nur Meer‘. Diese Passage wird in den Kommentaren bisher mit *Aen. 3,193–195* in Verbindung gebracht (s. manuelle Fundnr. 18). Im weiteren Verlauf schildert Hieronymus dann die nächtliche See, welche so rau ist, dass eine furchterregende Flut in der Finsternis aufwogt (in den Kommentaren als *cf. Verg. Aen. 3,195; 5,11* ausgegeben) und sich weiße Schaumkronen auf den Wellen bilden.

Vergil: Die durch die digitale Analyse mit dieser Hieronymuspassage erstmals in Verbindung gebrachte Aeneistextstelle findet sich im 5. Buch. Zu Beginn dieses Buches

wird die Abfahrt des Aeneas und seiner Gefährten von Karthago beschrieben. Am zurückgelassenen Horizont sehen sie zurückblickend ein Feuer über den Mauern der Stadt und ahnen nur, was Dido sich selbst an Land angetan hat. Doch sobald die Flotte das offene Meer erreicht und kein Land mehr in Sicht ist („Meer ringsum und ringsum nur Himmel“), gelangen sie in ein Unwetter, welches Nacht und Sturm bringt, sodass eine furchterregende Flut in der Finsternis aufwogt (vgl. *Aen.* 5,8–11).

Lexikalische Merkmale:

Die lexikalische Übereinstimmung dieses digitalen Fundes bezieht sich auf die Wörter *et, caelum, tenebris, unda, undique*. Diese Wörter werden in zwei Syntagmen aufgeteilt: Einmal entsteht aus ihnen eine Variation über *caelum, undique, et*, zudem entsteht das Syntagma *unda tenebris*. Letzteres kann sogar noch durch das Inchoativum *inhorresco* ergänzt werden. Bei Vergil ist es in finiter, bei Hieronymus in infiniter Form ausgeprägt. Insgesamt entsteht hieraus eine lexikalisch sehr hohe Ähnlichkeit zwischen den beiden fraglichen Textstellen.

Beide Syntagmen zusammen treten neben diesen beiden Autoren sonst nur noch bei Macrobius auf, bei diesem stehen sie jedoch im Rahmen eines offensichtlichen Vergilzitates eben gerade der vier hier relevanten Vergilverse 5,8–11.⁵⁶⁷ Daneben zitiert bereits Quintilian in der *praefatio* zum 12. Buch seiner Unterweisung in die Redekunst zumindest eines der beiden Syntagmen (Quint. *inst.* 12 *praef.* 4): *Nunc caelum undique et undique pontus*. Das Vergilzitat ist jedoch mit diesem Halbvers 193 aus dem 3. Aeneisbuch abgeschlossen, sodass das zweite Syntagma *inhorruit unda tenebris* eben gerade nicht in das Zitatsegment mit einbezogen ist. Dennoch thematisiert bereits Quintilian in dieser Passage vergleichbar mit Hieronymus die Autorenzwänge und schriftstellerischen Unsicherheiten eines ambitionierten literarischen Unternehmens, wodurch der Konnex der Vergilstelle mit der schriftstellerischen Metaebene bereits von Quintilian angelegt sein könnte. In der kritischen Ausgabe der Briefe des Hieronymus werden an der fraglichen Stelle der vergilische Vers 3,193 als Quelle für das erste Syntagma und durch den Hinweis *cf.* leicht abgemildert auch die Verse 3,195 und 5,11 für das zweite Syntagma angeführt. Bei Hagendahl fehlt letztere Angabe zu Vers 5,11. Folglich geht es in der Diskussion des digitalen Fundes wiederholt nicht um die Frage, ob es sich bei der Formulierung um ein Zitat der *Aeneis* handelt, sondern vielmehr welche Textstellen mit dieser hieronymianischen Formulierung verknüpft werden können.

Die vier Verse im 3. und 5. Buch der *Aeneis* entsprechen sich beinahe komplett.⁵⁶⁸ Dieser Fund führt damit wie der vorhergehend diskutierte Fund wieder in die

⁵⁶⁷ Macr. *Sat.* 5,7,1.

⁵⁶⁸ Vgl. ferner zu dieser Stelle auch Fratantuono und Smith (2015) 122.

Kompositionstechnik Vergils ein; *Aen.* 3, 192–195 (links) und 5, 8–11 (rechts, parallele Strukturen sind jeweils in gleicher Weise markiert):

postquam altum tenuere rates nec iam
amplius ullae
 apparent terrae, **caelum undique et**
undique pontus,
 tum mihi caeruleus supra caput astitit imber
noctem hiememque ferens, et inhorruit
unda tenebris

ut pelagus tenuere rates nec iam amplius
ulla
 occurrit tellus, **maria undique et undique**
caelum,
 olli caeruleus supra caput astitit imber
noctem hiememque ferens et inhorruit unda
tenebris

Bis auf den Beginn der jeweils ersten und dritten Verse (unmarkiert) sowie das semantisch variierte Syntagma zu Beginn des jeweils zweiten Verses (*apparent terrae*, bzw. *occurrit tellus*) und die chiasmische Struktur (*caelum ... pontus* versus *maria ... caelum*) des restlichen Verses, sind die vier Verse in beiden Büchern identisch. Die Hieronymustextstelle lautet im Ganzen ‚nunc mihi euanescentibus terris caelum undique et undique pontus nunc unda tenebris inhorrescens‘.

Hieronymus verkürzt demnach die vier Verse, indem er die Enden der zweiten und vierten Verse anaphorisch durch *nunc ... nunc* verbindet und dieser Verkürzung eine eigene, dritte Variation des zweiten Versbeginns voranstellt: *euanescentibus terris*. Auch in dieser *ablativus absolutus*-Konstruktion steckt *in nuce* eine Kürzung der vergilischen Vorlage. Scheint das darauffolgende hieronymianische Syntagma lexikalisch durch die Nomina *caelum* und *pontus* tatsächlich eher der Stelle des 3. Buches zu entsprechen, beweisen ferner jedoch sein 2. und 3. Brief, dass er auch die Stelle in Buch 5 sehr wohl kannte (vgl. *epp.* 2,4 und 3,3,1): Im 2. Brief (aus dem Jahr 374) führt er lexikalisch gleichsam beide fraglichen Textstellen zusammen (***maria undique circumdat et undique pontum***),⁵⁶⁹ im 3. Brief wiederum übernimmt er die Stelle des 5. Buches unverändert (***maria undique et undique caelum***), doch stellt dieser den Vers 3,194 voran, deutlich am Versbeginn zu erkennen: ***tunc mihi caeruleus supra caput adstitit imber***.⁵⁷⁰ Hieronymus scheint also in diesen 3 Eingangsbriefen seines

⁵⁶⁹ Diese Dopplung des Wortes für das ‚Meer‘ macht im Kontext des 2. Briefes tatsächlich Sinn. Hieronymus wendet sich in dem Brief an den Abt Theodosius, der in Kilikien einem Kloster vorstand, in das Hieronymus auf seiner ersten Reise in den Osten eingekehrt war. Nach der Rückkehr und dem Auskurieren einer Krankheit richtet er sich schließlich mit dem 2. Brief an diesen Abt und die dortigen Mönche, in dem er seinen Entschluss ein asketisches Leben führen zu wollen bekräftigt, jedoch konstatieren muss, dass es ihm bisher noch nicht gelungen sei von seinen Sünden zu lassen und er gleichsam vom Teufel immer wieder verführt werde, der ihn wie einen Schiffbrüchigen ‚ringsum mit Wasser, ringsum mit Meer umgibt‘. Der Brief endet mit der Bitte, dass die Klosterbewohner für ihn beten sollen, sodass der Hauch des Heiligen Geistes ihn vorantreibe und zum Hafen der ersehnten Küste führe (*sancti spiritu aura me prouehat et ad portum optati litoris prosequatur*, *ep.* 2,0,4).

⁵⁷⁰ Aus *tum* wurde hierbei in einfachem Ersatz des Buchstabens *m* mit der graphemisch ähnlichen Kombination *nc* ein gänzlich anderes Lexem: *tunc*. Die als Referenzangaben herangezogenen

Briefkorpus die beiden Aeneistextstellen in unterschiedlicher Variation frei miteinander kombiniert zu haben. Dieser Befund tangiert damit auch Fragen der Datierung der ersten Briefe des Hieronymus und spricht tatsächlich für eine zeitlich nahe beieinander liegende Entstehungszeit.⁵⁷¹

Interpretationsspielraum:

Mit dem lexikalischen Befund, dass sich die Stellen in Aeneisbuch 3 und 5 quasi entsprechen, stellt sich die Frage, ob der Vollständigkeit halber eine Detailkorrektur der traditionellen Angaben vorgenommen werden muss. Freilich entspricht die hieronymianische Stelle des 1. Briefes der Stelle in Aeneisbuch 3 exakter als Beziehungspunkt, verglichen mit den Versen in Buch 5. Dennoch ist der semantische Unterschied zwischen den beiden Büchern nicht wesentlich. Da die traditionellen Kommentare für das zweite Syntagma bereits auf beide Bücher verweisen (auf das 3. direkt und auf das 5. nur vergleichend), erzwingt der Befund quasi einen äquivalenten Verweis auf Buch 5 auch für das erste Syntagma. Ferner ist nach diesem Ergebnis ein allzu punktuelles Verständnis der Text-Text-Beziehung zwischen Hieronymus und Vergil an dieser Textstelle nicht vorstellbar, da es sich einerseits bei Vergil um Wiederholungsverse handelt, andererseits Hieronymus diese Formulierungen in zwei weiteren Briefen in sehr freier Kombination verwendet.

Daher lauten die Ergänzungsvorschläge für den 1. Brief, wie aber auch gleichzeitig für den 3. Brief:

- *ep.* 1,2,1: *Aen.* 3,193 und zusätzlich *cf.* 5,10; *cf.* 3,195 und *cf.* 5,11; wobei sich hinter dem ersten *cf.* ein semantischer Chiasmus und hinter dem zweiten eine Variation der Flexionsform verbirgt.
- *ep.* 2,4: *cf.* *Aen.* 3,193 und *cf.* 5,9 (unverändert).
- *ep.* 3,3,1: *Aen.* 3,194 und 5,9; zusätzlich *cf.* 5,10 sowie auch *cf.* 3,193; auch hier sollte der Vollständigkeit halber eine Ergänzung aufgenommen werden.

Favorisierte Typisierung:

Für den 1. Brief des Hieronymus wird somit aufgrund der digitalen Intertextualitätsanalyse eine Detailergänzung der bereits angegebenen Zitatstellen vorgeschlagen. Dies wird auch für den 3. Brief vorgeschlagen. Dieser Fund stellt wiederholt ein allzu punktuelles Zitatverständnis an dieser Textpassagen infrage.

Vergilausgaben kennen diese Konjektur wie auch die hieronymianische Variante *adstitit* nicht, vgl. Ribbeck (1895a) 337, so auch Mynors (1969) 159.

⁵⁷¹ Vgl. für exakt diesen Datierungsvorschlag Hagendahl (1958) 100–101; Vgl. zur Datierungsfrage des 1. Briefes ausführlicher auch Anm. 513.

7.2.1.2 Zwischenfazit – Implikationen der computergestützten Intertextualitätsforschung

Für die in den ersten drei Typen vorgestellten Funde fällt es schwer, eine eindeutige Entscheidung für oder wider ein dezidiertes Zitat zu treffen. Damit markieren diese Funde einen Graubereich, der zwischen eindeutigen und nicht eindeutigen Text-Text-Beziehungen liegt. Freilich wohnt dieses Entscheidungsproblem allen *close reading* Prozessen inne, doch im Unterschied zu ausschließlichen traditionellen methodischen Herangehensweisen entsteht aus *mixed methods*-Ansätzen in dieser Hinsicht eine neue Problemlage, da ein bisher gänzlich unbeleuchteter Bereich des literarischen Phänomens konsequent ins Licht gerückt wird. Denn wird beim *close reading* eine solche wenig auffällige Stelle von vorneherein allzu leicht überlesen beziehungsweise erst keine Möglichkeit zur intertextuellen Verbindung durch den informierten Lesenden generiert, so geht die digitale Variante den umgekehrten Weg und generiert auf Grundlage definierter Kriterien systematisch *alle* potentiell möglichen Funde, die es dann im Anschluss zu lesen und damit hermeneutisch abzuklären und begründet einzuschätzen gilt. Die Möglichkeit auf Funde des Typs 1–3 außerhalb des üblichen oder auch allzu offensichtlichen Bereichs zu stoßen, ist also mit digitalen Vorgehensweisen ungleich größer oder, noch drastischer formuliert, teils überhaupt erst gegeben.

Ferner existiert freilich dieser durch hermeneutische Techniken bisher unterbeleuchtete Bereich intertextueller Beziehungen gänzlich unabhängig davon, ob er methodisch adressiert werden kann oder nicht.⁵⁷² Für einen möglichst vollständigen Eindruck des Intertextualitätsphänomens, was im Sinne der möglichst genauen Erfassung des Untersuchungsgegenstandes das Ziel einer jeden Untersuchung sein sollte, sind nun jedoch genau diese durch den ‚philologischen Tunnelblick‘⁵⁷³ bisher wenig beleuchteten Randgebiete besonders interessant, deswegen liegt in dem hier praktizierten *mixed methods*-Ansatz ein entschiedener Mehrwert.

Dieser etwas weiter gefasste Bereich an Sprachtönungen und Färbungen liegt also gleichsam außerhalb des durch hermeneutische Techniken allein erreichbaren innersten Kreises der Intertextualität. Das heißt jedoch nicht, dass diese Text-Text-Berührungen generell unbrauchbar sind, sie sind einfach nur von anderer Gestalt und wirken auf anderer Ebene. Sie funktionieren eben nicht nach dem Muster des eindeutigen Verweises auf genau eine spezifische, fremde Textstelle, sondern eher im Sinne Kristeva’scher Intertextualität verstanden als textueller Referenzraum.

⁵⁷² Bezüglich der vorliegenden Untersuchung sei darauf hingewiesen, dass Vergil als ein Autor, der in der Schule gelesen wurde, vgl. hierzu Kap. 1.2 und 1.3, gerade in diesen Randbereichen intertextueller Beziehungen sicherlich überdurchschnittlich prominent ist.

⁵⁷³ Vgl. für diesen Begriff die englische Formulierung „philological tunnel vision“ von Hinds (1998) 20, der mit dieser Wendung die Neglegierung gerade dieser Randphänomene, die er „background noise“ nennt, Hinds (1998) 19, in Teilen der latinistischen Zitatforschung vehement anprangert.

Hieronymus war demzufolge von den Texten Vergils beeinflusst und drückte sich, ob bewusst oder unbewusst, mit dessen Worten aus.

Die Funde des 1. Typs der ‚Vergilischen Sprachfärbung oder Prägung‘ beleuchten unterschiedliche Facetten dieses liminalen Bereichs des Zitatphänomens. Das daraus entstehende Wissen über beide Texte sowie über die Theorie des Zitatphänomens kann in unterschiedlicher Weise für die weitere Arbeit fruchtbar eingesetzt werden. Zum einen kann anhand des anfangs angeführten Beispiels zum diachron vergleichenden Kasusgebrauch aufgezeigt werden, wie solche disputablen Funde das syntaktische und semantische Verständnis eines Textes durch einen sprachhistorischen Vergleich fördern können und das so entstandene Textwissen für weitere Beschäftigungsfelder mit dem Text fruchtbar gemacht werden kann (vgl. den formulierten Ausschließlichkeitsanspruch bezüglich der Liebeserweisungen in Fundnr. 2). Ein weiterer Fund wirft das Licht auf den Anfangspunkt der sprachlichen Veredelung einer Wendung, die das Entstehen eines Zitates begünstigt. An diesem Beispiel kann die schrittweise Entwicklung einer prägnanten beziehungsweise sprachlich funktionierenden und damit für ein mögliches Zitat geradezu prädestinierten Formulierung beobachtet werden. Die Bewegung erfolgt hier sozusagen aus der Masse des zur Verfügung stehenden sprachlichen Materials hinaus, es handelt sich demzufolge um eine sprachliche Distinktionsbewegung (vgl. die Erzählung des Feuertopfes in Fundnr. 4). Diese Entwicklung kann jedoch auch umgekehrt erfolgen, wenn ein Zitat in einer weiteren Verwendung verkürzt, des näheren Kontextes und damit der Erkennungsmöglichkeit beraubt und somit in den allgemeinen Sprachgebrauch des Sprechenden übergeht. Diese Bewegung wird nachvollziehbar an dem Fund einer deutlich vergilisch geprägten Formulierung (vgl. die Formulierung der verstümmelten Nasen in Fundnr. 14). Mit diesen beiden Funden wird die Dynamik der Sprache als ein bewegliches und lebendiges Zeichensystem ersichtlich. Mit einem weiteren Fund kann der Blick auf die inhärente Unsicherheit in puncto Kategorisierung als Zitat am liminalen Übergang des Zitatphänomens geworfen werden (vgl. die Schutzfunktion des von der Mutter gewebten Gewandes in Fundnr. 22). Dieser Fund stellt die bisherige Konzeptualisierung des Zitatphänomens jedoch nicht infrage, ganz in Gegensatz zu Fundnr. 13 (die unterschiedlichen Wohnstätten der Verstorbenen), der dann an eben diese Grenze des theoretischen Konzepts des Zitat- oder Intertextualitätsphänomens führt.

Bezüglich der Funde des 2. Typs des ‚Vergilischen Syntagmas‘ ist es wesentlich schwieriger ein Urteil darüber zu fällen, ob durch die Verwendung des sehr deutlich auf Vergil zurückgehenden Syntagmas tatsächlich eine Verbindung zu einer dezidierten punktuellen Aeneistextstelle hergestellt wird, da unterstützende strukturelle oder narrative Hinweise fehlen. Im ersten angeführten Fund wird zusätzlich zum deutlichen Vergilsyntagma mit weiteren Zitaten und dem Sprachrhythmus eine so hohe Dichte an Verweisen auf das vergilische Werk und seine Sprache allgemein erzeugt, dass eine positive Einschätzung als intertextueller Fund gleichsam unausweichlich scheint. Und dennoch ist die Formulierung zugleich derart rhetorisch überformt, dass sie zu wenig spezifisch für ein konkretes Zitat wirkt (vgl. den rhetorischen Einschub,

dass der Geist vor der Erinnerung zurückschrecke, in Fundnr. 3). In zwei weiteren Fällen ist undeutlich, inwiefern Ambrosius als vermittelnde Autorinstanz zwischen Vergil und Hieronymus fungierte. In einem Fall handelt es sich um eine relativ gemeine Formulierung, die jedoch in diesem spezifischen Zusammenhang im Vergleichskorpus lateinischer Sprache auffallend singulär ist (vgl. die in der Brust weilende Liebe in Fundnr. 5). Im anderen Fall handelt es sich um einen in den christlichen Kontext überführten römischen Topos und auch hier ist die Formulierung korpustechnisch singulär (vgl. die Aufforderung zur Bewahrung des makellosen Ehebettes in Fundnr. 19). Beide Male ist Hieronymus im Vergleich zu Ambrosius stilistisch etwas näher am Original Vergils, beim zweitgenannten Fund scheint Hieronymus Ambrosius sogar stilistisch übertroffen zu haben. Den Vers des erstgenannten Fundes zitierte Hieronymus später nochmals in ganzer Länge.

Die zwei weiteren Funde dieses Typs (vgl. die Junktur des mit der Pflugschar bearbeiteten Ackerlandes in Fundnr. 17 und 23) zeigen die prinzipielle Schwierigkeit der Zitatforschung auf: Aus der Perspektive der Untersuchung kulturellen Wandels in den Zitatspuren heidnischer Autoren in Hieronymus' Briefen würde dieser Fund einen sehr fruchtbaren Ertrag abgeben, da Hieronymus hier an der mythisch-römischen Identität als Bauernvolk ansetzt und diese in den Bereich des Christlichen hinein in produktiver Weiterführung verlängert. Hieronymus setzt sogar den christlichen Glauben als Erlösungs- und Befreiungsangebot der (Bauern-)Bevölkerung ein. Doch an diesem Fund wird die Gefahr der Überinterpretation einer einzelnen Junktur allzu deutlich, ist doch neben dem vergilischen Syntagma die weitere Beweislage äußerst dünn. Zudem ist unklar, auf welche der beiden in Frage kommenden Aeneistextstellen Hieronymus mit seiner Wortwahl recurriert.

Genau diese Problemlage wird hinsichtlich der Funde des 3. Typs der ‚Ergänzungsvorschläge‘ noch virulenter. Es zeigt sich, dass ein allzu punktuell, an eine einzelne Textstelle gebundenes Zitatverständnis für diese Funde nicht denkbar ist. An erster Stelle wurde für eine durch mehrmalige Wiederholung wie auch einen textkritischen Diskurs einschlägige Formulierung die mögliche Quellenbasis von bisher einem diffusen bzw. zwei dezidierten Hinweisen auf insgesamt 4 mögliche Textstellen erweitert (vgl. den Ausdruck die Worte bleiben im Hals stecken in Fundnr. 7 und 24). Für eine weitere Formulierung wurde die inkonsistente Angabe zweier Aeneistextstellen nicht nur für den vorliegend diskutierten Brief, sondern noch einen weiteren vervollständigt (vgl. die Phrase des rings umgebenden Himmels und Meeres in Fundnr. 10). Die Beispiele haben gezeigt, dass gerade im Falle der für Vergils epische Sprache typischen Wiederholungsverse⁵⁷⁴ eine allzu punktuelle, auf eine dezidierte und singuläre Textstelle der *Aeneis* reduzierende Zitatangabe die allgemeine Nähe des hieronymianischen Textes zur vergilischen Vorlage eher verschleiert. Die

⁵⁷⁴ Dass Vergil stilistisch mit diesen Wiederholungsversen der epischen Tradition folgt, zeigt Moskalow (1982) 55ff, insb. 63.

Ergebnisse dieses Typs der Ergänzungsvorschläge lenken somit den Blick auf die wissenschaftliche Auszeichnungspraxis von Zitaten, in der oftmals mit der Quellenangabe in Form einer einzelnen Stelle eine allzu singuläre Verbindung des Zieltextes zu einem Quellentext insinuiert wird. Demgegenüber zwingen die Ergebnisse computer-gestützter Textanalyse zu einer vollständigen Offenlegung und holistischen Notation aller möglichen Textparallelen. Diese Eigenart digitaler Neufunde gewinnt durch den folgenden Typ des Korrekturfundes noch weiteres Gewicht.

Typ 4: Korrekturfund

Der Typ 4 stellt die erste Kategorie der Funde dar, für die mit einer gewissen Sicherheit eine tatsächliche Text-Text-Beziehung angenommen und argumentativ dargelegt werden kann. Unter diesen vierten Typ fällt nur ein digitaler Fund. Mit ihm wird eine in den traditionellen Kommentaren bereits bestehende Zuweisung korrigiert. Die bisherige Zitatangabe wird dabei jedoch nicht gänzlich substituiert und entwertet. Denn da zweifelsohne weiterhin eine textuelle und sprachliche Nähe zu dieser bisherigen Textstelle besteht, wird vielmehr vorgeschlagen, die vormalige Zuordnung mit einem *confer/cf.* zu versehen. Als tatsächliche textuelle Vorlage wird dann eine alternative Aeneistextstelle vorgeschlagen. Ein wesentlicher Vorteil dieser alternativen Textstelle ist, dass sie sich neben der rein sprachlichen Übereinstimmung aufgrund zusätzlicher Details, die die bereits bekannte Stelle eben gerade entbehrt, noch eindringlicher als textuelles Vorbild anbietet.

Kommentar zu Fundnr. 6: *ep.* 106.57.1 mit *Aen.* 4.178–183

monstrum* *horrendum* *ingens* *et
multa his similia

illam Terra parens ira inritata deorum
extremam ut perhibent Coeo Enceladoque
sororem progenit pedibus celerem ***et***
pernicibus alis ***monstrum* *horrendum***
ingens cui quot sunt corpore plumae tot
uigiles oculi subter mirabile dictu tot
linguae totidem ora sonant tot subrigit
aures

Szenerie:

Hieronymus: Die zur Debatte stehende Hieronymustextstelle ist eine Passage in Brief 106. Dies ist ein exegetisches Schreiben an die Goten Sunnia und Fretela,⁵⁷⁵ in dem Hieronymus die verschiedenen Lesarten der lateinischen Fassungen der Psalmen

575 Zur Authentizitätsfrage des Briefes wie auch der beiden Adressaten vgl. Fürst (2016) 125, insb. Anm. 281 und 282 (Fürst datiert den Brief dort in die Jahre von 404 bis 410) sowie die ausführlicheren Angaben in Cain (2009) 210 Anm. 18.

textkritisch erläutert. Laut Hieronymus hatten ihn die beiden Goten darum gebeten, nachdem sie seine Übersetzung der Psalmen mit der griechischen Fassung verglichen und Divergenzen festgestellt hatten. Für seine text- und literarkritischen Ausführungen greift Hieronymus nicht nur auf die griechische Vorlage selbst, sondern auch auf den hebräischen Text zurück. In 86 Paragraphen geht Hieronymus Wendung für Wendung durch, erläutert die griechischen und hebräischen Formulierungen und rechtfertigt so seine Übersetzung. Er betreibt dabei semantische Feinstarbeit.

Im für diesen Fund relevanten Briefparagraf 57 bespricht Hieronymus drei Ausdrücke aus Psalm 88. Bei dem ersten dieser drei Ausdrücke handelt es sich um die Verknüpfung zweier Prädikatsnomen, die eine Eigenschaft des christlichen Gottes ausdrücken: *magnus et horrendus* (*Deus...magnus et horrendus [sc. est]*). Hieronymus zeigt sich insbesondere am semantischen Gehalt des lateinischen Wortes *horrendus* und einer korrekten synonymen Umschreibung interessiert. Zunächst nennt Hieronymus die Formulierung im Griechischen (*pro quo in Graeco inuenisse uos dicitis φοβερός*), daran schließen sich drei Adjektive als lateinische Übersetzungsmöglichkeiten an, die seiner Meinung nach das Bedeutungsspektrum des griechischen Begriffes gut umreißen (*quod significat ,terribilis, timendus, formidandus‘*). Im Anschluss fügt er die seiner Meinung nach (*ego puto*) passende lateinische Übersetzung an. Dabei unterscheidet er zwischen einer vulgären (*ut uulguis existimat*) und einer dieser vorzuziehenden, nicht-vulgären Bedeutungsebene des Begriffes *horrendus*. Mit der Formulierung *secundum illud* leitet er drei Beispiele ein, die eben diese nicht-vulgäre Richtung der von ihm favorisierten Bedeutungsebene verdeutlichen sollen. Alle diese drei angeführten Beispielformulierungen stammen aus Vergils *Aeneis*:⁵⁷⁶ Zunächst nennt er eine Wendung, die mit *Aen.* 3,29b-30a identifiziert wird (manuelle Fundnr. 15): *mihi frigidus horror/ membra quatit*. Aeneas zieht in dieser Passage Äste eines Strauches aus dem Boden, die sich als Polydorus' Haare entpuppen, und ist entsetzt über das schwarz hervorquellende Blut.⁵⁷⁷ Im Anschluss zitiert Hieronymus aus *Aen.* 2,755 (manuelle Fundnr. 13): *horror ubique animo, simul ipsa silentia terrent*. In dieser Textstelle erzählt Aeneas, wie er nochmals in das brennende Troja zurückkehrte, um Kröusa zu suchen. Doch dort übermannte ihn eine Art Angstzustand angesichts der Zerstörung und der drückenden Stille.⁵⁷⁸ Als drittes führt Hieronymus jene vorliegend diskutierte Formulierung an, *monstrum horrendum, ingens*, die in der kritischen Ausgabe bisher mit *Aen.* 3,658a angegeben wird (vgl. manuelle Fundnr. 24, sowie die inhaltliche Beschreibung weiter unten im Abschnitt ‚weitere Merkmale und Interpretationsspielraum‘). Hieronymus

⁵⁷⁶ Die im Folgenden aufgeführten Zitatangaben entstammen der kritischen *CSEL*-Ausgabe von Hilberg.

⁵⁷⁷ Vgl. hierzu auch den Kommentar zu Fundnr. 7 und 24: ep. 130.5.5 mit *Aen.* 4,279–280 und 12.867–868 (Typ 3 Ergänzungsvorschlag), dort steht unter anderem eben diese Textstelle zu Polydorus im Fokus der Analyse.

⁵⁷⁸ Vgl. ebenfalls oben wie Anm. 577.

schließt die Aufzählung lapidar mit dem Zusatz *multa his similia*,⁵⁷⁹ bevor er mit der Erklärung der zweiten und dritten Wendung des 88. Psalmes fortfährt.

Vergil: Die hier als Alternative vorgeschlagene Aeneistextstelle ist dem 4. Buch entnommen und findet sich im Anschluss an eine folgenschwere Jagdszene. Zu der Jagdgesellschaft zählen sowohl Dido als auch Aeneas. Doch wegen eines aufziehenden Unwetters entwickelt sich aus der Jagd schließlich ein Stelldichein der beiden in einer Grotte. Die Kunde ihrer Liebesvereinigung dringt mithilfe von *Fama*, der Göttin des Gerüchts, bis in Libyens große Städte. In den folgenden Versen zeichnet Vergil ein detailliertes Bild eben jenes personifizierten Abstraktums als Allegorie, indem er zunächst die Wirkweise schildert: Beweglichkeit ist ihre Stärke, im Eilen gewinnt sie an Kraft, anfangs noch klein erhebt sie sich bald in die Luft, doch immer auf festem Boden gehend, den Kopf hoch in den Wolken (vv. 175–177). Dem schließt er die Beschreibung des Äußeren an: Sie eilt zu Fuß, ist jedoch mit ihren Flügeln noch schneller, sie trägt Federn und darunter ebenso viele Augen, Zungen, Münder und Ohren (vv. 180–183).

Der epische Erzähler kommentiert, diese Gestalt sei wunderbar (*mirabile dictu*, v. 182) und tituliert die Göttin als ein ‚riesiges und schreckenerregendes Ungeheuer‘: *monstrum horrendum, ingens*. Nachts ziehe sie unablässig zwischen Himmel und Erde dahin, tagsüber sitze sie oben auf den Dächern und versetze ganze Städte in Schrecken, gleichermaßen Botin von Erfundenem und Verkehrtem wie auch der Wahrheit (vv. 184–188). Ein Beispiel solcher Falschnachrichten folgt unmittelbar, indem der Erzähler berichtet, welche Kunde diese abscheuliche Göttin (*dea foeda*, v. 195) über die Liaison Didos und Aeneas’ verbreitet (vv. 189–190): Freudig (*gaudens*) erzähle sie in vielfältiger Rede (*multiplici sermone*) von Geschehenem wie Ungeschehenem (*facta atque infecta*), sodass die Kunde schließlich auch zu König Iarbas gelangt. Da Dido zuvor dessen Liebesavancen zurückgewiesen hatte, wendet er sich voller Zorn an Iuppiter. Der Göttervater sieht sich daraufhin veranlasst, Merkur zu Aeneas zu schicken, um diesen an seine Bestimmung (*fatum*) zu erinnern und zur Abreise anzuhalten.

⁵⁷⁹ Zu diesem Topos des Beliebig-Weiterspinnen-Könnens in *puncto* passender Belegstellen siehe auch die Ausführung in *ep.* 129,2,8: *multa alia, quae idcirco non replico, ne sensum uidear legentis obtundere et memoriae illius diffidere*. Des Weiteren fällt bei der dargebotenen Aufreihung von passenden Aeneistextstellen auf, dass die Reihenfolge der Belege von Buch 3 auf Buch 2 zurück-, und dann wieder auf Buch 3 vorspringt. Es scheint also kein systematisch-chronologisches und zeitlich unmittelbares Nachschlagen oder Lesen der *Aeneis* stattgefunden zu haben, vielmehr erinnert die unsortierte Auswahl eher an das Zurückgreifen auf eine Art Sammlung prägnanter oder eingängiger Formulierungen und Textstellen zu bestimmten Stichworten beziehungsweise Begriffen oder Themen.

Lexikalische Merkmale:

Das tri-gram aus *monstrum*, *horrendus* und *ingens* tritt bei Vergil in der *Aeneis* in Buch 3 Vers 658 und in der neu aufgebrachten Stelle des 4. Buches auf. Einzig Ausonius flieht danach eben jenen Vers aus dem 3. Buch in seinen *cento nuptialis* ein.⁵⁸⁰ Daraufhin folgt bereits die Belegstelle bei Hieronymus.

Weitere Merkmale und Interpretationsspielraum:

In der Kommentartradition wird als Vorbild für diese dritte von Hieronymus aufgeführte Belegstelle Verg. *Aen.* 3,658a angegeben. Der dortige Halbvers lautet im Ganzen: *monstrum horrendum, informe, ingens*. Er entstammt der Szenenbeschreibung der schreckenerregenden Gestalt des Schafhirten Polyphem: Die Aeneaden landeten auf Sizilien, und trafen am Strand den verwahrlosten Griechen Achaemenides, der, wie er ihnen berichtet, von Odysseus und seinen Gefährten in der Höhle des Kyklopen zurückgelassen wurde, nachdem diese dem Kyklopen – aus Rache an ihren Kameraden, die er verspeist hatte – das Auge ausgestochen hatten.⁵⁸¹ In dem Moment, als die Aeneaden die Schilderung des Achaemenides vernehmen, erblicken sie den Kyklopen mit eigenen Augen und die Erzählerstimme berichtet von dem sich bietenden Anblick: Polyphem ist von einer massig plumpen Gestalt (*uasta mole*, v. 656), ein schreckliches Ungeheuer, ungeschlacht, riesig und blind (*monstrum horrendum, informe, ingens, cui lumen ademptum*, v. 658). Anstelle eines Blindenstockes führt er eine entastete Pinie mit sich, mit der er seine Schritte lenkt (*trunca manum pinus regit et uestigia firmat*, v. 659). Die Aeneaden beschließen bei diesem Anblick sofort zu fliehen.

Diese Beschreibung des Polyphem ist schreckenerregend – stilistisch unterstreicht die dreifache Synaloephe bzw. Elision die ungeschlachte Form des Polyphem auch auf formaler Ebene –, doch fehlt in Hieronymus' Formulierung gerade das durch die finale Elision besonders hervorgehobene Mittelglied des Trikolons *informis*. Dies ist äußerst auffällig. Freilich könnte dieses Adjektiv durch Hieronymus einfach gestrichen worden sein. Etwa aus dem Grund, da es in Hieronymus' exegetischen Schreiben eben nicht um eine konkrete Gestalt, sondern um den korrekten Ausdruck für die Größe des christlichen Gottes geht. Doch dies scheint unwahrscheinlich angesichts der Tatsache, dass die beiden vorangehenden Vergilizitate unverändert zitiert sind – und dies, obwohl sie länger sind. Darum liegt es eher nahe, dass die hier diskutierte dritte Belegstelle ebenfalls unverändert einer Textvorlage übernommen

⁵⁸⁰ Auson. *cent. nupt.* 9,108.

⁵⁸¹ Bereits in der wörtlich wiedergegebenen Beschreibung durch Achaemenides wird Polyphem als riesig, ein Scheusal und unansehnlich beschrieben, zudem wird über 6 Verse ausführlich berichtet, dass er sich von Menschen und ihrem Blut ernähre (Verg. *Aen.* 3,619–627).

wurde. Aus diesem Grund bietet sich dann der vorgeschlagene Halbvers im 4. Buch, bei dem jenes Adjektiv *informis* schon bei Vergil fehlt, eher als hieronymianische Vorlage an.

Neben dem Argument der hieronymianischen Zitiertechnik gilt es aber auch nach der inhaltlichen Seite der beiden Alternativen zu fragen. Die neu aufgebrachte Variante ermöglichte in dieser Hinsicht einen unmittelbareren Anschluss des Vergleichs, da mit dieser anhand der Göttin *Fama* der göttliche Bereich als Referenzpunkt beibehalten werden könnte, wohingegen hinsichtlich des bisher postulierten Konnexes zur Gestalt des Polyphem eine Verschiebung von der sagenhaft-mythologischen zur göttlichen Sphäre stattfände.

Ferner gibt Hieronymus als Bedeutungsspektrum von *horrendus* das Trikolon *terribilis, timendus, formidandus* an (s. o.). Demzufolge möchte er unter dem Adjektiv *horrendus* eine Bedeutungsnuance transportiert wissen, die am ehesten in die Richtung des deutschen ‚ehrfurchterregend‘ geht. Und auch wenn die schreckliche Göttin *Fama* aus Buch 4 im Gegensatz zu Polyphem in ihrer äußeren Gestalt vielleicht nicht ganz so abschreckend, sondern, um mit Vergil zu sprechen, eher ‚wunderlich‘ wirkt, so ist ihre Figur und insbesondere ihre Rolle doch um ein vieles furchterregender als die des Polyphem. Konform mit diesem Interpretationsansatz ist auch die Aussage des Hieronymus, dass er die gemeine Bedeutungskonnotation (*ut uulgus existimat*) des Begriffes *horrendus* im Sinne von ‚auf etwas verächtlich herabsehen‘ und ‚schmutzig starrend‘ (*despiciendum et squalidum*) als falsche Assoziation zurückweist. Doch gerade diese Attribute sind viel eher mit der Gestalt des Κύκλωψ Πολύφημος (gr. ein ‚Einäug-Riese‘ mit dem sprechenden Namen der ‚Vielberüchtigte‘)⁵⁸² zu verbinden, wohingegen auf die Göttin *Fama* eher das Epitheton ‚ehrfurchterregend‘ hinsichtlich ihres Könnens, ihrer Macht sowie ihrer Wirkung zutreffend erscheint. Auch aus diesem Grund scheint die Textstelle aus Buch 4 als Textvorlage wesentlich passender für die hieronymianische Exegese zu sein. Doch das finale Addendum *et multa his similia* bezeugt freilich, dass sich Hieronymus der Fülle vergleichbarer Stellen (wie möglicherweise eben der Parallelstelle im 3. Buch) durchaus sehr bewusst ist.

Favorisierter Typ:

Im 106. Brief betreibt Hieronymus Sprachkritik, da er nach den passenden lateinischen Wörtern bei der Übersetzung aus dem Griechischen und Hebräischen sucht. Es kann beobachtet werden, dass er gerade in dieser erklärenden Übersetzungstätigkeit auf bereits bestehende, wohlgeformte Formulierungen zurückgreift, von denen er ausgehen kann, dass sie seinen beiden Primäradressaten wie auch einem breiteren Publikum mitsamt all ihrer Konnotationen sehr gut bekannt sind. Ein kompletter

⁵⁸² Vgl. Latacz und Pressler (2006).

Halbvers aus der *Aeneis* bietet sich hier aufgrund des kanonischen Status des Epos freilich besonders an. Aufgrund der angeführten Argumente der Originalität beziehungsweise Unversehrtheit des Verses im Sinne einer konsistenten Zitierpraxis, des konstant gehaltenen Vergleichsbereiches und der semantischen Nuancen der Verstärkung ist die Textstelle aus Buch 4 besser geeignet, eine sinnproduzierende Text-Text-Beziehung zu etablieren, als die bisher angenommene Textstelle in Buch 3. Bei diesem Fund handelt es sich deswegen in erster Linie um eine Korrektur des bisherigen *status quo*. Der Textähnlichkeit der bisher postulierten Zitatstelle kann mit einem Vergleichsverweis (*cf.*) Rechnung getragen.

Eine Einteilung in die semantischen Typen der Aufnahmehandlung zählte diesen Fund zum nächsten Typ der ‚konvergierenden Vergleichsfigur‘ (Typ 5) hinzu. Das *tertium comparationis* liegt nämlich in diesem Fall in der furchterregenden Erscheinung der Göttin *Fama* sowie des christlichen Gottes.

Typ 5: Konvergierende Vergleichsfigur

Unter den 5. Typ fallen Funde, bei denen eine Vergilstelle so in den Brieftext eingebettet wird, dass die Aussageinhalte der beiden Textstellen konvergieren, das heißt sich einander annähern oder miteinander übereinstimmen. In dieser Deckungsgleichheit der beiden Textstellen wird eine zusätzliche Interpretationsebene eröffnet, auf welcher der hieronymianische Text mit der Textstelle der *Aeneis* direkt verglichen werden kann. Hierdurch wird dem hieronymianischen Text zum einen eine weitere Erläuterung beigelegt, zum anderen kann der Vergiltext bei einigen dieser Funde als ein anerkanntes Vorbild oder als akzeptierte Norm erkannt werden, vor der sich dann der hieronymianische Text als mindestens ebenbürtig abheben kann. Auch diese Form der positiven Verstärkung ist eine Funktion der konvergierenden Vergleichsfigur. Der Vergiltext fungiert also als eine Art positive Hintergrundfolie, die zur Bestätigung oder autorisierenden Verstärkung des hieronymianischen Aussagegehaltes dient. Die entstehende Vergleichsfigur folgt hierbei dem einfachen Schema ‚so – wie‘.

Kommentar zu Fundnr. 15: *ep.* 108.13.4 mit *Aen.* 7.15–20

namque cernebat daemones uariis rigire
 cruciatibus *et* ante sepulchra sanctorum
 ululare homines *luporum* uocibus
 latrare canum fremere *leonum* sibilare
 serpentum mugire taurorum alios rotare
 caput *et* post tergum terram uertice
 tangere suspensisque pede feminis uestes
 non defluere *in* faciem

hinc exaudiri gemitus iraeque *leonum*
 uinclae recusantum *et* sera sub nocte
 rudentum saetigerique sues atque *in*
 praesaepibus ursi saeuire ac formae
 magnorum *ululare* *luporum* quos
 hominum ex facie dea saeua potentibus
 herbis induerat Circe *in* uoltus ac terga
 ferarum

Szenerie:

Hieronymus: Die Textstelle ist Teil des 108. Briefs des Hieronymus, der ihn im Jahre 404 an die dritte Tochter Paulas, Julia Eustochium, adressierte. In diesem *epitaphium sanctae Paulae* legt Hieronymus gemäß dem konventionellen Aufbau eines Nekrologs zunächst die gentilizische Herkunft der Verstorbenen dar. Sodann kommt er auf ihre eigenen Verdienste in Form des Lobes ihrer asketischen Tugenden zu sprechen. Der Brief schließt mit der Inschrift für Paulas Grabstein, den einzigen bekannten Versen aus der Feder des Hieronymus.

Der fragliche Paragraph 13 befindet sich am Ende einer Beschreibung der heiligen Stätten, die Paula während ihrer ausgiebigen Reisetätigkeit besucht hatte. Im 4. Absatz schildert Hieronymus ihren Aufenthalt in Sebaste in Zentralpalästina, wo sich die Gräber von Elisäus, Abdias und Johannes dem Täufer befinden. An diesen Gräbern der Heiligen vernimmt Paula laut Hieronymus das Stöhnen der bösen Geister, sie hört Menschen wie Wölfe heulen und wie Hunde bellen, wie Löwen und Stiere brüllen und wie Schlangen zischen. Vor den Grabeingängen selbst halten sich ebenfalls Menschen auf. Diese lassen ihren Kopf im Kreis rotieren und führen ihn rückwärts nach hinten gebeugt zum Boden.

Vergil: Zu Beginn des 7. Buches der *Aeneis* bestattet Aeneas seine Amme Caieta und fährt dann unter Segeln weiter gen Norden, vorbei an den Gestaden Kirkes. Damit die Aeneaden nicht in die Fänge der grausamen Göttin Kirke (*dea saeva*, v. 19) gelangen, lässt der Meerese Gott Neptun (wie bereits im 1. Buch) Wind aufkommen, der sie zügig und unversehrt an diesem gefährlichen Ort vorbeisegeln lässt. In einer Form der *Praeteritio* beschreibt die Erzählerstimme die Grausamkeiten, die dort auf die Vorbeireisenden bei einer Landung gewartet hätten: Die grausame Göttin raubt mit ihrem Kräuterzauber Menschen ihre Gestalt und verwandelte sie in wilde Tiere. Daher sind an Land in Ketten gelegte, schnaubende und brüllende Löwen, borstentragende Schweine, tobende Bären und heulende Wölfe anzutreffen.

Lexikalische Merkmale:

Die lexikalische Übereinstimmung betrifft in diesem Fall einmal die Verbindung des Verbs *ululare* mit dem Nomen *lupus*. Zusätzlich tritt das Nomen *leo* in beiden Textpassagen auf, bei Vergil deutlich vor dem genannten Nomen-Verb-Syntagma, bei Hieronymus im Anschluss. Des Weiteren kann noch das Lexem *homo* als Übereinstimmung hinzugefügt werden (im Genitiv Plural bei Vergil, im Nominativ Plural bei Hieronymus), sodass sich insgesamt 4 Lexeme in beiden Passagen entsprechen.

Dass Löwen und Wölfe bei der literarischen Beschreibung des Aufeinandertreffens wilder Tiere gemeinsam in einer Textpassage genannt werden, ist nicht unwahrscheinlich und somit korpustechnisch noch nicht außergewöhnlich. Doch dass in eben dieser Passage dem Heulen der Wölfe onomatopoetisch durch *ululare* Ausdruck verliehen wird, ist sehr selten – wohlgermerkt nicht, dass Wölfe in Texten heulen,

sondern dass heulende Wölfe in einem Zuge mit Löwen genannt werden. Denn die Kombination der drei erstgenannten Lexeme findet sich neben Vergil in der heidnischen Literatur einzig noch bei Varro und Apuleius, dort jedoch beide Male in einer (eher informierenden) Übersicht über die verschiedenen Laute von Tieren.⁵⁸³ Ferner verwendet Hieronymus selbst die Kombination der Lexeme *ululare*, *lupus* und *leo* ein zweites Mal in seinem Kommentar zu Jesaja (5,13; entstanden in den Jahren von 408 bis 410). Die Kombination aller vier Lexeme inklusive *homo* ist in der christlichen Literatur nochmals bei Ambrosius im Epitaph auf seinen Bruder Satyrus zu finden.⁵⁸⁴

Auffällig an Hieronymus' Formulierung ist die Bezeichnung der Tiere als Dämonen (*daemones*). Der Kommentar zum 108. Brief des Hieronymus verweist folgerichtig an dieser Stelle auch auf weitere spätantike Beschreibungen von Dämonen und Bestiarien und ordnet die Passage damit der hagiographischen Tradition zu.⁵⁸⁵ Zunächst wird dort das Beispiel des Mönches Antonius genannt, dessen Zelle plötzlich von bösen Geistern erfüllt wird: Καὶ ἦν ὁ τόπος εὐθὺς πεπληρωμένος φαντασίας λεόντων, ἄρκτων, λεοπάρδων, ταύρων καὶ ὄφρων καὶ ἀσπίδων καὶ σκορπίων καὶ λύκων, (Athanas. v. *Ant.* 9,6). Athanasius, der die Vita des Antonius wohl im Jahr 356 verfasste,⁵⁸⁶ führt neben den für diesen Fund relevanten Löwen und Wölfen sowie den auch bei Hieronymus genannten Stieren und Schlangen zusätzlich noch Bären,

583 Varro verweist auf die sprachliche Möglichkeit der Übertragung tierischer Laute auf den Menschen, vgl. Varro *ling.* 7,103–104, zur Verbindung von *ululare* und *lupus* dort *ling.* 7,104 unter Verweis auf Porcius (Porc. *Lic. carm.* frg. 7), dem Löwen (*leo*) wird ebendort durch ein Enniuszitat (*ann.* 586) die Eigenschaft des Brüllens (*fremere*) zugesprochen; ferner Apul. *flor.* 17,11 (ca. 160/170).

584 Ambr. *exc. Sat.* 2,128. An diesem Beispiel kann die Grenze der Arbeit an der vorliegenden Fragestellung mit dem *ThLL* verdeutlicht werden: Im *ThLL* sind qua Aufbau Junkturen mit der Länge von 4 Lexemen nicht gesondert bedacht. Die meisten Textstellenangaben beziehen sich auf Junkturen der Länge 2, oder eventuell noch 3. Daher ist die Suche im *ThLL* für solch eine Aufgabe häufig nicht weiterführend. Ferner sind die dortigen Angaben, wie von den Herausgebern selbst ja auch ausdrücklich erwähnt, nicht allumfassend, sodass beispielsweise unter dem Lemma *lupus* der Appendix zu A unter Punkt 2 *ad vocem lupi pertinentium* zwar die Junktur *lupus* und *ululare* bespricht und unter anderem Apuleius' Verwendung auflistet, allerdings fehlt die des Ambrosius und ist wohl unter der Angabe *et sim. al.* zusammengefasst, vgl. *ThLL* 7,2, Sp. 1857 (s.v. *lupus*). Des Weiteren ist anzumerken, dass der *ThLL*-Artikel zum Lemma *ululare* noch nicht erschienen ist. Eine Untersuchung dieses für den vorliegenden Fund zentralen Lemmas ist also nicht möglich. Für die Angaben zum unpublizierten Material für das Lemma *ululare* dankt die Verfasserin dennoch Herrn Gerard Duursma vom *ThLL* bei der Bayrischen Akademie der Wissenschaften.

585 Vgl. Cain (2013b) 287. An der folgenden Ausführung zeigt sich eine Eigenheit der Briefkommentare, die den Unterschied zur vorliegenden Untersuchung deutlich hervortreten lassen. Die Kommentare sind mit dem Ziel der Erklärung des Textes für einen modernen Leser verfasst und unterscheiden meist nicht explizit zwischen Belegstellen, die mögliche Text-Text-Beziehungen zu einem Quellentext eröffnen, und solchen, die zwar aus Sicht des modernen Verfassers der Erläuterung der Textstelle dienen, jedoch als Quelle für den erläuterten Autor nicht in Betracht kamen.

586 Vgl. Herzog (1989) 535; nach Meyer gibt es Evidenzen für eine Abfassungszeit zwischen 357 bzw. 365, vgl. Meyer (1978) 8. Für den griechischen Text vgl. Bartelink (2011).

Leoparden, Schildvipern und Skorpione in der Beschreibung an. Über diese reine Aufzählung der Dämonengestalten hinaus geht die Übereinstimmung mit Hieronymus nicht, denn bei Athanasius fletschen die Löwen die Zähne und der Wolf heult nicht, sondern stürzt anstatt dessen geradewegs auf Antonius zu: Ὁ λέων ἔβρουχε sowie ὁ λύκος ὀρμῶν ἐπέιχετο, (Athan. v. Ant. 9,7).

Die Beschreibung eines Dämonenkampfes des Antonius findet sich auch bei Palladius (Pall. *Laus.* 22,10–13),⁵⁸⁷ doch da dieses Werk, das umfassende Einblicke in die monastische Bewegung des 4. und 5. Jahrhunderts in Ägypten gibt, erst im Jahr 420 verfasst wurde, kann es (und folglich auch die Übersetzung ins Lateinische)⁵⁸⁸ nicht als sprachliche Vorlage für Hieronymus gedient haben. Als weiteres Beispiel wird im Briefkommentar auf die Lebensschilderung des Heiligen Sabas aus der Feder des Cyril von Scythopolis (ca. 525–558) verwiesen, der jedoch ebenso aus chronologischen Gesichtspunkten als Vorbild für Hieronymus nicht in Frage kommt.⁵⁸⁹

Die heulenden Wölfe, die sich für die hieronymianische Briefstelle im Kontrast zur Vita des Antonius oben als charakteristisch herausgestellt haben, ängstigen gemäß dem letzten Verweis im Kommentar zum 108. Brief auch den ägyptischen Mönch Abba Aaron, wie Paphnutius Cephalas Ende des 4. bzw. Anfang des 5. Jahrhunderts berichtet.⁵⁹⁰ Doch auch dieser Text kommt für den im Jahr 404 verfassten Brief des Hieronymus aus chronologischen Gesichtspunkten nicht als Vorlage in Betracht.⁵⁹¹

Weitere Merkmale und Interpretationsspielraum:

Zunächst muss begründet werden, wieso sich die oben genannte christliche Tradition, die nicht bereits aus chronologischen Gründen ausgeschlossen werden kann, dennoch nicht als Vorlage für Hieronymus anbietet. Dies betrifft insbesondere den erwähnten ambrosianischen sowie den athanasischen Text.

Die von Ambrosius noch am Grab seines im Jahr 379 verstorbenen Bruders gehaltene Leichenrede und insbesondere die auf etwas später datierbare, vorliegend relevante Verschriftlichung der zweiten Rede verfolgt eine belehrende Stoßrichtung, die den Glauben an die Auferstehung und ihre von den irdischen Sorgen erlösende

⁵⁸⁷ Für diese Textstelle vgl. Hübner (2016) 184–186.

⁵⁸⁸ Zur Entstehung der lateinischen Textgrundlage der *historia Lausiaca* des Palladius vgl. Wellhausen (2003) insb. 60–97.

⁵⁸⁹ Zu den Lebensdaten des Cyril von Scythopolis vgl. Price und Binns (1991) xxxviii, zur fraglichen Textstelle in der *vita* des Heiligen Sabas ebd. 104.

⁵⁹⁰ „Now it happened that one night when we were both sleeping at home, the demons took on fantastical shapes and were crying out in the valley below with the voices of roaring lions.“, so die englische Übersetzung des koptischen Textes in Vivian (2000) 119.

⁵⁹¹ Es existieren jedoch Überlegungen in die Richtung, dass Hieronymus eine Vorform dieses Erzählstoffes aus einer mündlichen Tradition von geflohenen ägyptischen Mönchen bereits vor der Verschriftlichung kannte, vgl. Weingarten (2005) 27–28 insb. Anm. 44.

Funktion thematisiert. Im fraglichen Abschnitt lehnt Ambrosius die Ansicht als irrig ab, die Seelen würden, nachdem sie im Anschluss an den Tod den Leib verlassen hätten, in die Körper von Tieren übergehen. Der inhaltliche Kontext dieser Textstelle ist demnach nicht mit Hieronymus' Briefsituation zu vergleichen, auch wenn die Erstellung der Schrift chronologisch vor die Erstellung des 108. Briefes fällt. Trotz der übereinstimmenden Textgattung und der vier Lexeme kann daher zwischen den Textstellen des ambrosianischen und des hieronymianischen Nekrologs kein inhaltlicher Zusammenhang hergestellt werden.

Als nächste Quellenvorlage wurde oben die *Vita Antonii* des Athanasius erwähnt. Freilich kannte Hieronymus diesen griechischen Text, verfasste er selbst mit seiner *Vita sancti Pauli primi eremitae* doch einen Gegenentwurf zu ihr. Dennoch ist eine unmittelbare wörtliche Vorlagenfunktion für diese Stelle nicht nur durch das Übersetzungsproblem aus dem Griechischen ins Lateinische, sondern viel eher noch durch das bereits erwähnte Fehlen des heulenden Wolfes bei Athanasius auszuschließen. Insofern fallen auch die erste, sehr wörtliche lateinische Übersetzung eines anonymen Autors⁵⁹² wie auch die zweite Übersetzung der athanasischen *Vita* durch Evagrius von Antiochien (verfasst ca. 373) als Wortgeber aus. Die fragliche Formulierung lautet in der anonymen Übersetzung aus dem Griechischen: *leo rugiebat, ... et lupus de impetu suo retinebatur*, die des Evagrius hingegen lautet: *rugiebat leo accedere uolens ... luporum impetus inhiabantur*.⁵⁹³

Die drei Texte des Palladius, des Cyril von Scythopolis und des Paphnutius kommen zwar wie bereits herausgestellt chronologisch nicht in Betracht, zeigen jedoch, dass die Form der Beschreibung von Dämonen vom 4. bis 6. Jahrhundert eine recht feste literarische Gestalt in der hagiographischen Literatur ausbildete. Dass sich die hieronymianische Briefstelle in die Ausbildung dieser Tradition einreicht, wird auch durch das Ende des fraglichen Abschnittes bei Hieronymus unterstrichen, denn das hieronymianische Bild der Bestien an den Gräbern in Sebaste endet mit einem wörtlichen Zitat des Hilarius von Poitiers (ca. 310 bis 367/8): *suspensis(que) pede feminis uestes non defluere in faciem*, (Hil. c. *Const.* 8, verfasst ca. 360–361).

Im Zentrum der Diskussion steht jedoch nicht so sehr die hagiographische Tradition der Bestienbeschreibung, sondern vielmehr wieder einmal die Frage nach dem konkreten Ausdruck, das heißt nach der Wortwahl. In dieser Frage nun bleibt Vergil als einzige Quelle aus den oben aufgeführten Textbelegen für die Lexemkombination übrig. Doch um Vergil als einzig mögliche Quelle festzusetzen, muss zunächst auch noch die Eigenständigkeit der Kirke-Passage vor dem Hintergrund des homerischen Vorbildes geklärt werden.

⁵⁹² Die überliefernde Handschrift dieser Übersetzung nennt fälschlicherweise Hieronymus als Autor, vgl. Herzog (1989) 536 (§ 599.2).

⁵⁹³ Vgl. für den Text der ersten anonymen Übertragung Hoppenbrouwers (1960) 89 (Absatz 9); für die des Evagrius Bertrand (2005) 164, Zeilen 181 und 182 (Absatz 9).

Die vergilische Kirke-Passage hat im 10. Gesang der Odyssee ihr intertextuelles Vorbild. In diesem 10. Gesang werden Odysseus und seine Gefährten bereits in Sichtweite der heimischen Küste aufgrund eines Verrats der Gefährten wieder auf das offene Meer zurückgetrieben. Der Verrat der Gefährten liegt darin, dass sie in ihm Silber und Gold als Beute vermuten. Doch heraus strömen lediglich sämtliche Winde, die die Heimkehrer vom Kurs auf die heimatliche Küste wieder abbringen. So gelangen Odysseus und seine Gefährten zunächst auf die Insel Aiolos, dann in das Land der Laistrygonen und schließlich zur Insel Aiaia, wo die Göttin Kirke in einem glänzenden Palast wohnt, herrlich singt und am Webstuhl liebliche Werke erstellt. Löwen und Wölfe (λύκοι, λέοντες, v. 212 und 433), welcher sie sich mittels eines Zaubers durch die Verwandlung von Menschen bemächtigt hatte, lagern vor ihrem Palast. Die homerische Kirke verwandelt auch die Vorhut des Odysseus in Schweine, doch mit göttlicher Hilfe gelingt es dem listenreichen Helden schließlich die Göttin zu täuschen und so bekommt er seine Gefährten in Menschengestalt wieder. Dennoch verbringen im homerischen Epos Odysseus und seine Gefährten insgesamt ein ganzes Jahr auf der Insel der Göttin.

Vergil nun löst sich von dieser Vorlage in mehreren Punkten. Im Gegensatz zur homerischen Erzählung landen Aeneas und seine Gefährten wie erwähnt *nicht* an der Küste der grausamen Göttin. Die fraglichen Homerverse 135–574 des 10. Gesanges, die das ganze Jahr beschreiben, das Odysseus dort verweilt, werden bei Vergil in lediglich 10 Verse zusammengerafft (vv. 10–20). Wie in der Odyssee verwandelt Kirke auch bei Vergil Menschen in Löwen, Schweine und Wölfe – einzig die vergilischen Bären finden keine Vorlage bei Homer. Auch gebärden sich die wilden Tiere bei der Ankunft der Gefährten des Odysseus gänzlich zahm wie Hunde, die sich auf die Rückkehr ihrer Herrchen freuen (vgl. v. 216). Bei Vergil hingegen schnauben die Löwen zornig (*gemitus iraeque leonum*, v. 15), die Schweine und Bären wüten an den Futterkrippen (vv. 17–18) und die riesigen Wölfe heulen (*magnorum ululare luporum*, v. 18). Das Syntagma *ululare luporum* ist damit tatsächlich gänzlich Vergils eigene Ausschmückung. Damit ist der Status Vergils als unmittelbare Textvorlage für Hieronymus final geklärt.

Über die lexikalische Übereinstimmung hinaus können als Parameter des Anschlusses von Hieronymus an Vergil ferner noch thematische Elemente wie die Reisesituation angeführt werden. Wie Aeneas befindet sich bei Hieronymus auch Paula auf einer Reise (die Briefkapitel 7–14 bergen Anlehnungen an die literarische Form der *itineraria*).⁵⁹⁴ Und wie bei Vergil nehmen auch bei Hieronymus Menschen Züge von wilden Tieren an, wobei bei Vergil freilich die Metamorphose vollständiger da inklusive der Gestalt ist, wohingegen bei Hieronymus nur das tierische Verhalten adaptiert wird.

594 Vgl. zu dieser Einschätzung Cain (2013b) 193.

Ein Thema beider Textpassagen ist zudem die Gefährlichkeit der Verführungskünste. Bei Vergil liegt diese Gefahr in der Göttin Kirke und ihrem Gift, bei Hieronymus in einer allzu exzessiven Trauer um die Verstorbenen, da gerade eine solche ausufernde, rasend machende Trauer dem christlichen Konzept der Erlösung widerspricht.⁵⁹⁵ Eine zu intensive, nicht-christliche Trauerhaltung wird mit dem Gift der Kirke parallelisiert, beides führt zu tierischen Verhaltensweisen der verführten Menschen. Zu der Annahme, dass diese Warnung vor einer ausgiebigen Trauer und der Aufruf zu einer angemessenen christlichen Trauerhaltung für die Briefpassage zentral ist, passt ferner, dass Hieronymus Paula vor Ort um die Barmherzigkeit Christus' für die tierisch-rasenden Menschen bitten lässt (*miserebatur omnium et per singulos effusis lacrimis Christi clementiam deprecabatur*, ep. 108,13,5). Zudem ist anzumerken, dass es Paula wie auch schon Aeneas zuletzt gelingt, der Gefahrenzone wieder zu entkommen und die Reise ungehindert fortzuführen (*et, sicut erat inualida, ascendit pedibus montem*, ep. 108,13,5).

Favorisierter Typ:

Die Wendung findet sich innerhalb einer Szene, die nach hagiographischer Tradition ausgestaltet ist. Innerhalb dieser hagiographischen Szene verwendet Hieronymus eine vergilische Formulierung, die er in Form eines konvergierenden Vergleichs in seine Ausgestaltung aufnimmt. Die Distinktheit des Ausdrucks in Kombination mit der onomatopoetischen Ausgestaltung lässt dieses Syntagma ganz besonders hervortreten. Die erzeugte Vergleichsfigur ist jedoch verhältnismäßig schwach ausgeprägt, denn es vermag keine starke Vergleichsaussage im Sinne von ‚wie Aeneas so auch Paula‘ aufkommen. Daher tendiert dieser Fund auch in den schwächeren Zitatbereich eines vergilischen Syntagmas (s. o. Typ 2). Für eine ausschließliche Einordnung ebendort ist jedoch mit der vergleichbar angelegten Reiseszenarie, der Einzigartigkeit der Formulierung und insbesondere der implizierten Warnung vor dem Gefahrenpotential der Verführung (durch Gift oder allzu starke Trauer) eine vergleichsweise größere Parallelität als bei einem vergilischen Syntagma gegeben. Entsprechend wird vorliegend für eine konvergierende Vergleichsfigur der Zitierhandlung plädiert.

Kommentar zu Fundnr. 18: ep. 14.6.3 mit Aen. 8.86–89

licet ***in*** ***morem*** ***stagni*** fusum
aequor adrideat licet uix summa iacentis
 elementi spiritu terga crispentur magnus

Thybris ea fluium quam longa ***est*** nocte
 tumentem leniit et tacita refluens ita substitit
 unda mitis ut ***in*** ***morem*** ***stagni***

⁵⁹⁵ Vgl. zur Thematik der richtigen christlichen Trauer auch die Anmerkungen zur Fundnr. 9 in ep. 60.

hic campus montes habet intus inclusum
 est periculum intus *est* hostis

placidaeque paludis sterneret *aequor*
 aquis remo ut luctamen abesset

Szenerie:

Hieronymus: Hieronymus adressiert im 14. Brief Heliodor, seinen Freund aus Studientagen. In diesem Brief lädt Hieronymus den späteren Bischof Altinums ein, ihn doch in der Wüste zu besuchen und sich ihm als Mitstreiter Christi anzuschließen. Um den Schulfreund von den Vorteilen des Lebens in der Einsamkeit zu überzeugen, führt er einige Gründe an beziehungsweise nennt *ex negativo* die Nachteile des Lebens mitten in der Welt unter dem vielen Trubel und der Ablenkung der Städte. Hieronymus gibt sich im fraglichen 6. Paragraph selbstkritisch, indem er sich (zum wiederholten Male) mit einem Seereisenden vergleicht, der vor einiger Zeit selbst eine Seereise angetreten, dabei jedoch Schiffbruch erlitten habe und nun als Schiffbrüchiger einen teuren Freund vor eben diesen Gefahren warnen möchte. Denn auch wenn das ‚sich vor den Augen ausbreitende Meer nach Art eines stillen Teiches‘ vor einem liege, durch keinen zarten Windhauch bewegt, so berge die ruhige Fläche doch ihre gefährlichen Untiefen. Hieronymus schließt zum Beweis ein Zitat von Cicero aus dessen Rede *pro L. Murena* an: ‚im Innern ist die Gefahr eingeschlossen, im Innern lauert der Feind‘ (Cic. *Mur.* 37,78).

Vergil: Die zur Diskussion stehende Aeneistextstelle findet sich zu Beginn des 8. Buches, als die Latiner um Turnus zum Kampf blasen. Aeneas ist ob der drohenden Gefahren der Kampfhandlungen besorgt. Doch im Traum erscheint ihm der Flussgott Tiberinus und gibt ihm Anweisungen, wie die bevorstehenden Kämpfe siegreich zu bestehen seien. Auf dessen Geheiß begibt sich Aeneas am nächsten Morgen mit einigen Ruderschiffen stromaufwärts auf der Suche nach der Burg des Arkaderkönigs Euander, um diesen als Bundesgenossen zu gewinnen. Als die Gruppe ausgewählter Trojaner aufbricht, erblicken sie wie vom Tibergott angekündigt im Wald eine weiße Sau mit ihren dreißig Ferkeln,⁵⁹⁶ die sie sodann als Opfer der Iuno darbringen. Daraufhin schwillt der Flusslauf ab und der Fluss Tiber ‚breitete wie ein stiller Teich eine glatte Fläche aus‘, auf der die Fahrt den Ruderern ein Leichtes ist.

Lexikalische Merkmale:

Die automatische Textanalyse bringt für das Syntagma *in morem stagni* sowie für das davon etwas abgesetzte Nomen *aequor* eine wörtliche Übereinstimmung zwischen den beiden Texten auf. Für die übereinstimmenden Lexeme ergibt die Korpusuche außerhalb dieser beiden Autoren nur noch einen weiteren Treffer, und zwar für die

⁵⁹⁶ Vgl. die Ankündigung dieses sogenannten Sauprodigiums durch den Priamussohn Helenus bereits in *Aen.* 3,389–393.

lateinische Version des *bellum Iudaicum* des Flavius Iosephus.⁵⁹⁷ Nachfolgend wird ab dem 7. Jahrhundert die an Vergil und die lateinische Version des Flavius Iosephus stark angelehnte Formulierung *neque enim in stagni morem sternitur aqua sed frequentibus auris spirantibus agitur* in den Evangelientexten und den alttestamentlichen Büchern der Makkabäer verwendet.⁵⁹⁸

Bezüglich des Wortmaterials zwischen den beiden Fundstellen kann des Weiteren für das hieronymianische Partizip *fusum* und das vergilische finite Verb *sterneret* noch zusätzlich eine Ähnlichkeit auf semantischer Ebene dem automatisiert ehobenen Befund hinzugefügt werden. Dass die Präpositionalphrase *in morem* mit folgendem Genitiv konstruiert wird, ist weiter nicht außergewöhnlich.⁵⁹⁹ Doch die Erweiterung durch *stagnum* sowie die weitere Übereinstimmung des Nomens *aequor* sowie die semantische Ähnlichkeit zwischen *fusum* und *sterneret* lassen eine gewisse lexikalische Nähe der beiden Textstellen auffällig hervortreten.⁶⁰⁰ Hinzu kommt die Abwesenheit weiterer antiker Belegstellen, wodurch das Aufeinandertreffen dieser Lexeme als distinkt gekennzeichnet wird.

597 Flavius Iosephus (37/38–ca. 100) verfasst das sieben Bücher umfassende Werk zunächst in Aramäisch und übersetzt es später ins Griechische (79–81). Da im 4. Jahrhundert viele des Griechischen nicht mehr mächtig waren, wurde von einem gewissen Hegesippus um das Jahr 370 eine lateinische Version in fünf Büchern erstellt. Der lateinische Wortlaut der fraglichen Textpassage lautet dort: *et temperatior est fluviali aut fontis rigore, frigidior tamen placidae paludis aequore, eo ipso quod non in stagni morem sternitur aqua, sed per diffusiora spatia lacus frequentius auris spirantibus agitur.* (Hegesipp. *b. Iud.* 3,1 – fett hervorgehoben sind die Übereinstimmungen mit beiden hier diskutierten Texten, die Unterstreichung zeigt die darüber noch hinausgehende Ähnlichkeit zum Vergiltext an). Eine weitere lateinische Übersetzung wurde Rufin, teilweise jedoch auch Hieronymus (wogegen er in *ep.* 71,5,2 Einspruch erhebt: *falsus ad te rumor pertulit a me esse translata*) oder Ambrosius zugeschrieben (vgl. Cassiod. *inst.* 1,17,1), siehe hierzu ausführlicher auch Bloch (2010) *passim*, insb. 397 und 401.

598 *Neque enim in stagni morem sternitur aqua, sed frequentibus auris spirantibus agitur, haustu dulcis et ad potandum habilis*, vgl. Beda Venerabilis in *Lucae evangelium expositio* 2,5; Rabanus Maurus *expositio in Matthaum* 5; Thomas von Aquin *catena aurea in Lucam* 5,1.

599 Vgl. Georges (1913) s.v. *mos* I) B) 1) a).

600 Das Nomen *stagnum* tritt sonst bei Hieronymus einzig noch in *ep.* 108,7,2 auf: *inter Scyllam et Charybdim Adriatico se credens pelago quasi per stagnum uenit Methonen ibique refocillato paululum corpusculo et sale tabentis artus in litore ponens*, (*Aen.* 1,173) *per Maleas et Cytheram sparsasque per aequor Cycladas et crebris... freta concita terris* (*Aen.* 3,126–127) *post Rhodum et Lyciam tandem uidit Cyprum, ubi sancti et uenerabilis Epiphani genibus prouoluta decem ab eo diebus retenta est non in refectioem, ut ille arbitrabatur, sed in opus dei, ut rebus probatum est.* In diesem deutlich später verfassten Brief 108 häufen sich auch sonst die Zitate aus der *Aeneis*, sodass bereits ein gewisses Grundniveau an vergilischer Sprachfärbung in dieser Briefstelle vorherrscht. Darüber hinaus findet sich bemerkenswerterweise auch in diesem 108. Brief und im unmittelbaren Umfeld zur fraglichen Formulierung der für das vorliegend diskutierte Zitatsegment zentrale Konnex zu den beiden Meeresungeheuern Scylla und Charybdis.

Weitere Merkmale und Interpretationsspielraum:

Auch inhaltlich lässt sich eine gewisse Nähe zwischen den beiden Textstellen feststellen. Bei Vergil wird der wilde Wasserlauf des Tibers durch das Opfer an Iuno besänftigt und er wandelt sich zu einem spiegelglatten Fluss. Bei Hieronymus ist die Situation umgekehrt, die (metaphorische) Wasserfläche liegt flach und ruhig vor dem Schiffsreisenden, doch auf die versteckte wilde und gefährliche Seite des Meeres weist Hieronymus explizit hin. Die chiasmatische Situation ist ihrer Verschränkung zum Trotz somit auf demselben Themenkomplex aufgebaut.

Zudem stünde ein Zitat heidnischer Literatur in der Textpassage nicht solitär, da neben dem erwähnten Cicerozitat bereits im ersten Absatz des 6. Paragraphen ein eindeutig erkennbares Horazzitat (Hor. *carm.* 2,15,15–16) eingewoben ist. Zwischen Horazzitat und vorgeschlagenem Vergilizitat erwähnt Hieronymus ferner und passend zum Thema des Schiffbruchs zwei Meeresungeheuer aus der griechischen Mythologie: In der einen Brandung lockt Charybdis die Unversehrtheit der Seele, in der anderen Skylla die Keuschheit zum metaphorischen Schiffbruch.⁶⁰¹ An die Warnung vor diesen beiden Ungeheuern – die Aeneas bereits in Buch 3 passierte – schließt sich zunächst noch eine zweite hier-dort-Dichotomie an, dann folgt gleichsam als Sentenz eine allgemeine Warnung sich nicht in falscher Sicherheit zu wiegen. Es folgt die hier diskutierte Textstelle, die mit dem Cicero-Zitat als Höhepunkt abschließt.

Freilich gibt die übernommene und chiasmatisch umgekehrte Gefahr des Wassers oder des Meeres ein relativ diffuses Bild ab, zumal sie bei Hieronymus metaphorisch gebraucht ist. Doch die Einzigartigkeit des verwendeten Sprachmaterials sowie das durch die weiteren Zitate heidnischer Autoren geprägte Gesamtbild lassen die Wendung mindestens als vergilische Formulierung oder sogar als durch Vergil geprägtes Bild hervortreten.

Favorisierter Typ:

Die fragliche Hieronymustextstelle stellt einen positiven Vergleich zur *Aeneis* her, da die hieronymianische Textstelle die Gefahr der (metaphorischen) unruhigen See mit

601 *in illo aestu Charybdis luxuriae salutem uorat, ibi ore uirgineo ad pudicitiae perpetranda naufragia Scyllaceum renidens libido blanditur*, *ep.* 14,6,2. Die Passage stellt eine raffinierte Übertragung der Gefahren durch die beiden mythologischen Ungeheuer (s. *Aen.* 3,420–432) auf die (radikal) christlich-asketischen Normvorstellungen dar. Zu den mythischen Zusammenhängen vgl. Ronnenberg (2015) 191, sowie zu Charybdis und Skylla als mythische Referenzen bei Hieronymus allgemein ebd. 190–193. Ronnenberg wertet die Referenz an die beiden Ungeheuer in *ep.* 14 als ‚Referenz mit negativer Aussageabsicht‘. Dies bedeutet, wie die Verfasserin Ronnenberg an dieser Stelle versteht, dass Hieronymus diese Referenzen einflicht, um seinen Adressaten vor den Gefahren der (metaphorischen) Seereise und den damit verbundenen Sünden zu warnen.

der Erzählung in der *Aeneis* parallelisiert. Die Aeneistextstelle wird hierbei als Hintergrundbild evoziert und dadurch zur Autorisierung der hieronymianischen Warnung herangezogen. Hieronymus dreht jedoch die Situation um: So wie bei Aeneas der gefährliche Fluss beruhigt wird, so warnt Hieronymus davor, dass die ruhige See durchaus gefährlich werden könne. Weitere Zitate heidnischer Autoren und mythologische Referenzen, die im Briefkorpus auch an anderer Stelle mit dem Zitatsegment verknüpft sind, verleihen der Passage eine eindeutig durch heidnische Referenzen geprägte Färbung.

Typ 6: Divergierende Vergleichsfigur

Hierunter fallen Funde, bei denen sich der hieronymianische Text durch einen Vergleich vom Vergiltext deutlich abhebt und von ihm abweicht, sodass die Bedeutungskonnotationen der beiden Textstellen auseinanderstreben. Dies kann einerseits kontrastierend im Sinne einer positiven Hervorhebung der hieronymianischen Figur oder Handlung geschehen. In diesem Fall fungiert dann die Vergilstelle als eine negative Vergleichsfolie, von der sich der hieronymianische Text gleichsam absetzt. Dies kann andererseits in produktiver Umwandlung geschehen, indem der Vergilstelle ein positiverer Ausgang als Alternative zur Seite gestellt wird.⁶⁰²

Kommentar zu Fundnr. 1: *ep.* 1.5.2 mit *Aen.* 1.92

soluuntur *membra* compagibus illa
oculos ad caelum tendit

extemplo Aeneae *soluuntur* frigore
membra

Szenerie:

Hieronymus: Die Textpassage ist Teil des 1. Briefes des Hieronymus. In diesem Schreiben richtet sich Hieronymus wie erwähnt an den Presbyter Innocentius und erzählt die Märtyrergeschichte einer Christin aus Vercelli, die des Ehebruchs bezichtigt im Gegensatz zu dem gleichfalls angeklagten jungen Mann trotz grausamster Folter standhaft bei der Wahrheit bleibt.⁶⁰³ Diese Folter vollzieht sich in mehreren Schritten: Zunächst wird die Frau an ein Folterpferd gebunden und gestreckt, dann mit Feuer bedrängt, schließlich werden ihre Seiten durchbohrt und ihre Brüste verletzt. Doch all dies kann der Frau nichts anhaben, sie bleibt standhaft und gesteht das vorgeworfene Verbrechen nicht. Schließlich werden ihr vom Rumpf ‚die Glieder gelöst‘:

⁶⁰² In Anklängen ist diese Dimension bereits bei den letzten beiden Fallbesprechungen unter dem Typ 2 ‚Vergilisches Syntagma‘ angeklungen.

⁶⁰³ Vgl. zum 1. Brief auch die weniger sicheren Neufunde unter den Fundnummern 4 zu Hier. *ep.* 1,9,1 und 10 zu Hier. *ep.* 1,2,1; weiterhin auch das Zitatsegment der Fundnummern 8 zu Hier. *ep.* 22,35,3 und Nr. 9 zu Hier. *ep.* 60,13,3, das ebenfalls in *ep.* 1,3,3 Verwendung findet.

soluuntur membra. Doch selbst in dieser Situation hebt die Frau unberührt ihre Augen zum Himmel und streitet die Tat nicht nur für sich, sondern auch für den Mitbeschuldigten ab. Der bereits erschöpfte Folterknecht weiß sich keiner Grausamkeit mehr zu bedienen und bereitet auf Geheiß des beisitzenden Konsulars die Hinrichtung durch Köpfen der beiden Angeklagten vor. Wie bereits all die vorherigen Folterversuche misslingt bei der Frau auch dies auf wundersame Weise.

Vergil: Die Vergilstelle indessen entstammt dem Beginn der *Aeneis*. Iuno weist in ihrem Zorn den Windhüter Aeolus an, die Winde loszulassen und über die umherirrenden Trojaner einher brechen zu lassen, sodass sie entgegen dem *fatum* fernab von Latium gehalten werden. Aeolus tut wie ihm geheißen und der daraufhin ausbrechende Seesturm verdunkelt den Himmel, türmt das Meer auf, sodass Aeneas und seine Gefährten auf ihren Schiffen in Todesgefahr geraten. In diesem Moment werden Aeneas aus kaltem Entsetzen über diese Naturgewalt ‚die Glieder gelöst‘, er seufzt, hebt die Hände flehentlich zum Himmel und beginnt todesgewiss zu klagen, weshalb er nicht vor Troja habe heldenhaft sterben können.

Lexikalische Merkmale:

Erstmalig findet das Nomen-Verb-Syntagma aus *soluo* und *membrum* bei Lukrez Verwendung, jedoch hier in aktiver Verbform (*languentia membra per artus/ soluunt*). Mit geänderter Diathese findet sich neben der hier diskutierten Aeneistextstelle nochmals am Ende der *Aeneis* ein Beleg beim Tod des Turnus im vorletzten Vers des vergilischen Epos. Nach Vergil tritt es dann bei Ovid und Aulus Cornelius Celsus in seiner Schrift *de medicina* auf, hiernach folgen Silius Italicus und Quintilian (oder vielmehr möglicherweise auch einer seiner Schüler), bevor das Syntagma in der christlichen Literatur bei Iuvencus, Ambrosius und in dessen Umfeld bei dem Bischof Maximus von Turin Verwendung findet.⁶⁰⁴ Bei Hieronymus erscheint das Syntagma neben dem hier diskutierten 1. Brief nochmals in Brief 96, seiner Übersetzung eines Osterbriefes des Bischofs Theophilus.⁶⁰⁵ Weitere Belegstellen finden sich in der Übersetzung eben

⁶⁰⁴ Der sehr produktive Prediger Maximus von Turin ist wohl zwischen 408 und 423 gestorben, vgl. Moreschini und Norelli (2007) 418.

⁶⁰⁵ Es handelt sich um Hier. *ep.* 96,20,2: *clusos carcere humanitas diurna sustentet et his quorum corpora morbus regius occupavit et iugi tate *membra* *soluuntur* propter repositam in caelis mercedem sollicito ministerio seruiamus*. Diese Verwendung des Syntagmas in einem gänzlich anderen Kontext zeigt, dass die Formulierung Hieronymus sehr geläufig war. Weiterhin verweist dieser Fall darauf, dass ein Auftreten der gesuchten Formulierung an sich noch kein Zeichen dafür ist, dass ein Text eine Beziehung zu einem anderen Text erstellt. Denn um eine Beziehung zwischen zwei Texten zu etablieren, benötigt es – wenn die Textübereinstimmung nicht anderweitig ausreichend markiert ist – neben den rein sprachlichen Übereinstimmungen auch noch weitere, den Inhalt oder die narrative Struktur betreffende Entsprechungen.

desselben Osterbriefes durch Eusebius Gallicanus sowie bei Augustinus.⁶⁰⁶ Die Syntagmensuche ergibt vor Hieronymus somit einige Belegautoren. Dies schließt, wie im Folgenden zu zeigen sein wird, jedoch keinesfalls aus, dass es sich bei der Wortverbindung nicht doch um ein Zitat handelt.

Weitere Merkmale und Interpretationsspielraum:

Neben den lexikalischen Auffälligkeiten existieren noch weitere Parallelen zwischen den beiden Texten, die darüber hinaus Hinweise auf eine intertextuelle Beziehung geben. Denn zunächst zeigt sich, dass die diskutierten Textstellen jeweils am Beginn der Werke lokalisiert werden können, werden die hier diskutierten Schrift- und Textstücke als eine Werkkomposition aufgefasst – das heißt einmal alle 12 Bücher der *Aeneis* und das andere Mal alle Briefe des Hieronymus.

Neben der vergleichbaren Position jeweils zu Beginn der Texteinheiten fallen darüber hinaus noch strukturelle Parallelen in der Figurenkonstellation auf: In beiden Texten tritt eine befehlende, die Handlung maßgeblich steuernde Figur auf. Bei Vergil ist dies die Göttin Iuno, bei Hieronymus der dem Prozess vorsitzende Konsular. Diese beiden Figuren werden beide von *ira* (*Aen.* 1,4; *ep.* 1,6,2) zu ihren Handlungen angetrieben. Diesen mit Machtbefugnissen ausgestatteten Figuren ist in beiden Texten ein Gehilfe zur Seite gestellt, der ihre Befehle ausführt. Bei Vergil handelt es sich hierbei um den König der Winde, *Aeolus*, bei Hieronymus um den Folterknecht, *canifex*. Die unter der Handlungsweise dieser aggressiv-wütenden Zweigespanne leidenden Opfer werden als Einzelpersonen vor einer Gemeinschaft hervorgehoben, auf der einen Seite steht hier Aeneas mit seinem Gefolge, auf der anderen die junge Frau und der mit ihr des Ehebruchs bezichtigte junge Mann. Beide Gemeinschaften werden durch die ausführenden Gehilfen auf Geheiß der vorgesetzten Figuren in Todesgefahr (*mors*: *Aen.* 1,91 und *ep.* 1,3,2 sowie 4) gebracht: Aeneas und seine Gefährten geraten in einen Seesturm, der Frau und dem mit ihr angeklagten jungen Mann wird der Prozess gemacht und auf ihre Folterung folgt die (versuchte) Hinrichtung.

606 Die aufgeführten Stellen sind im Einzelnen: Lucr. 6,797–798; Verg. *Aen.* 12,951; Ov. *met.* 11, 612; Cels. *artes* 4,7 und 8,10; Sil. 7,632; Quint. *decl.* 246,4; Iuven. 4,205/6 (wohl nach 325, möglicherweise und nach den Angaben des Hieronymus aus dem Jahr 329/330, vgl. Schanz und Hosius (1959b) 209 sowie Herzog (1989) 332 (i. e. § 561), im epischen Versmaß des Hexameters verfasst); Ambr. *in Luc.* 5 (aus den Jahren 386/387, vgl. Schanz und Hosius (1959b) 337); Max. Taur. *serm.* 4; Aug. *c. Faust.* 6,4 und 20,6 (um 400 verfasst) und *epp.* 237,6 (später) und 243,11; Hier. *ep.* 96,20 (ein Osterbrief des Theophilus in der Übersetzung des Hieronymus aus dem Jahr 401, vgl. zur Datierung Fürst (2016) 35); Euseb. *Gallic. hom.* 21. Auch die lateinische Übersetzung der fünf Bücher *adversus haereses* des Irenäus von Lyon (griechisches Original ca. aus dem Jahr 180, Übersetzung unklar, evtl. 380/395) verwendet dieses Syntagma, vgl. 1,8,1; Macrobius zitiert den fraglichen Aeneisvers des 1. Buches in *Sat.* 5,3,9. Des Weiteren können Belegstellen bei einem Auctor incertus (Gregorius Turonensis?) *Vita Aridii*, bei Walahfridus Strabo *Evangelium secundum Lucam* und bei Thomas von Aquin *catena aurea in Lucam* 7,4 hinzugefügt werden.

Angesichts dieser unmittelbar drohenden Todesgefahr gleicht sich die Beschreibung der Reaktion der beiden zentralen Figuren in zweierlei Hinsicht: Zunächst wird eine körperliche, dann eine phatische Reaktion berichtet. Die körperliche Reaktion ist hierbei auch hinsichtlich der Wortwahl höchst ähnlich gestaltet: Sowohl Aeneas als auch die Frau aus Vercelli heben zunächst ihre beiden Hände – beziehungsweise im Falle der Frau, der ja die Hände gefesselt sind, ersatzweise die beiden Augen –⁶⁰⁷ gegen Himmel. Im Falle des Aeneas sind hier richtigerweise die Sterne genannt, da der Seesturm mittlerweile die Dunkelheit herbeigeführt hatte:⁶⁰⁸ *oculos/palmas ad caelum/ ad sidera tendere*. Das Verb *tendo* ist hier auffallenderweise identisch, die Akkusativ-Objekte und adverbialen Bestimmungen werden in Form von Synonymen variiert.

Auf die körperliche folgt die phatische Reaktion, die beide Male in einer direkten Rede wiedergegeben wird – bei Hieronymus wird zuvor jedoch noch die erneute Unschuldsbezeugung in indirekter Rede zwischengeschoben, wodurch eigentümlicherweise eine inhaltliche Doppelung entsteht. Bei Vergil setzt Aeneas todesgewiss zu einem Gebet an und klagt, er wünsche schon eher und heldenhaft in Troja gestorben zu sein. Er signalisiert hier die Gewissheit, dass es für ihn tatsächlich nun zu Ende geht, er dieses Ende auch annimmt und orientiert an der Vergangenheit nur mehr mit dem Ort und der damit verbundenen Ehre hadert. Der hieronymianische Text nun aber grenzt sich von dieser phatischen Reaktion deutlich ab: Denn die Frau aus Vercelli zeigt sich standhaft und bestreitet unbeirrt das vorgeworfene Vergehen. Sie verweist in ihrer direkten Rede nicht primär auf den unpassenden Ort, sondern vielmehr auf die unpassende Zeit und die Umstände, die sie und ihre Handlungen im Moment noch nicht im wahren Licht erscheinen lassen, wobei sie sich zuversichtlich zeigt, dass dieser passende Zeitpunkt und ein passender Richter noch kommen werden. In dieser monologisierenden Szene nun unterscheiden sich die beiden Texte also grundlegend: Der hieronymianische Text distanziert sich von der vergilischen Vorlage, indem sich die Frau im Vergleich zu Aeneas keinesfalls verloren gibt.

Im Anschluss an die Schilderung der Protagonisten-Reaktion auf die unmittelbar drohende Todesgefahr verschiebt sich der Fokus der Erzählung wieder auf die Szenenschilderung und es folgt der eigentliche Höhepunkt. Der Tod und die Vernichtung sind in beiden Texten quasi unausweichlich: Bei Vergil tobt der Sturm so heftig, dass sich die Wassermassen derart auftürmen, dass sogar der Grund des Meeres sichtbar wird. Bei Hieronymus wird geschildert, wie der erschöpfte Folterknecht am Körper der Frau keine verletzbare Stelle mehr findet, sodass einzig das Köpfen als Steigerung übrigbleibt. Auch der hieronymianischen Szenenschilderung wohnt wie bei Vergil

607 So bereits der Hinweis im 3. Paragraph des Briefes: *oculis, quos tantum tortor alligare non poterat suspexit ad caelum* (ep. 1,3,3).

608 Wobei natürlich auch in einem veritablen Seesturm nur schlechterdings von einem klaren Himmel mit Sicht auf die Sterne ausgegangen werden kann.

demnach eine räumliche Dimension inne, es könnten sogar die Furchen im Fleisch des Frauenkörpers mit den Wellentälern gleichgesetzt werden.

Freilich überleben beide Protagonisten die Todesgefahr und in beiden Texten weist die Lösung aus der Todesgefahr einen göttlichen Bezug auf. Bei Vergil wird der Meeresgott Neptun auf den Seesturm aufmerksam und versucht, die Oberhand über sein Wirkungsgebiet wiederzuerlangen, sodass sich letztlich die Winde doch noch zurückziehen und der Sturm abflaut. Bei Hieronymus hilft der Frau aus Vercelli ihr Glaube an ihren christlichen Gott, sodass sie auf wundersame Weise das Martyrium der Hinrichtung übersteht.

Neben dieser bemerkenswerten Übereinstimmung der beiden Textpassagen liegt der wesentliche Unterschied der Figurenzeichnungen darin, dass die christliche Frau im Gegensatz zu Aeneas den Tod nicht fürchtet, ja ihm gelassen entgegensieht, in der Gewissheit, nicht wirklich zu sterben. Sie beschleicht im Gegensatz zu Aeneas keinerlei Panik, keinerlei Furcht – ja sie zeigt sich sogar heiter (*inpendentem non timet mortem, laetatur percussa*, ep. 1,8,1) – und ist, wie an ihrer Reaktion in der direkten Rede ersichtlich wird, selbst in höchster Todesnot nicht verzweifelt. Gerade diese Kontrastierung lässt sie vor der vergilischen Textfolie als standhafter, ehrenhafter und tugendhafter als Aeneas erscheinen.

Die hier diskutierte Aeneistextstelle weist noch eine werkimmanente Besonderheit auf. Gerade in diesem 92. Vers wird der Name des Protagonisten des Epos erstmals erwähnt. Dieses Unikum zeichnet daher den Vers vor allen anderen Versen des Epos in besonderem Maße aus. Wie oben berichtet, findet das diskutierte Nomen-Verb-Syntaxagma bei Vergil ein zweites Mal Verwendung. Diese zweite Belegstelle wiederum findet sich bezeichnenderweise im letzten Buch und zugleich im vorletzten Vers des Werkes. In diesem Vers wird der Tod des Turnus final besiegelt, womit gleichzeitig Aeneas gemäß dem *fatum* seine Erfüllung findet: *ast illi soluuntur frigore membra/ uitaque cum gemitu fugit indignata sub umbras*, Aen. 12,951–952. Auch dieser zweite Beleg steht damit an einer herausragenden Eposstelle. Dieser wiederholte Halbvers verknüpft somit zwei textuell exponierte Stellen des Epos: Wünscht sich Aeneas im 1. Buch heldenhaft bei der Verteidigung seiner Heimat zu sterben, so gelingt Turnus in Buch 12 genau dies.⁶⁰⁹

Diese zweite Stelle im 12. Buch kann somit freilich gleichfalls als Kontrastfolie zum hieronymianischen Text gelesen werden. Doch abgesehen von der Tatsache, dass die Frau in Vercelli ganz im Gegensatz zu Turnus eben nicht stirbt, bleiben weitere narrative Parallelitäten, wie sie für das 1. Buch herausgearbeitet werden können, zwischen dieser Szene im 12. Buch und der hieronymianischen Erzählung aus.⁶¹⁰

609 Vgl. ausführlich hierzu Knauer (1979) 320–322.

610 Diese lexikalische Übereinstimmung des Verses im 12. Buch und des hieronymianischen Textes wurde in der computerbasierten Analyse ebenfalls detektiert. Eine gesonderte Besprechung des Fundes bietet sich aufgrund der fehlenden Beziehung zum hieronymianischen Text jedoch nicht an.

Die hier diskutierte vergilische Stelle des 1. Buches ist weiterhin durch eine gewisse Nähe zu Homers Odyssee gekennzeichnet. So weisen bereits antike Grammatiker wie DServius darauf hin, dass die Szene um Vers 1,92 und speziell dieser Vers eine (wenn auch nicht gelungene – *impropr*e heißt es dort –)⁶¹¹ Entlehnung aus dem 5. Gesang der Odyssee sei: Wie bei Vergil gerät in der fraglichen Szene bei Homer der Held, von Kalypso fortsegelnd, in einen von dem Meeresgott Poseidon aufgebrauchten Seesturm (*Od.* 5,262–296). Wie Aeneas auch zeigt schon Odysseus in dieser gefährlichen Situation Anzeichen des körperlichen Kontrollverlustes: καὶ τότε Ὀδυσσεὺς λύτο γούνατα καὶ φίλον ἦτορ – „und jetzt lösten sich Odysseus die Knie und das liebe Herz“, (*Od.* 5,297). Freilich besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen schlotternden Knien und dem Erstarren vor Entsetzen – um die Kritik der antiken Kommentatoren aufzunehmen (*longe aliud est quam*) –, doch gemein bleibt diesen beiden Reaktionen über das vergleichbare Verb hinweg die Schilderung der physiologisch-emotionalen Reaktion der Protagonisten.

Auch bei Homer schließt sich bereits an diesen Vers eine direkte Rede an, in der sich Odysseus wie später Aeneas wünscht, lieber auf dem (trojanischen) Schlachtfeld in Ehren gestorben zu sein als nun auf hoher See einen erbärmlichen Tod (λευγαλέω θανάτῳ) zu erleiden (*Od.* 5,299–312). Der vergilische Ausruf *o terque quaterque beati* (Verg. *Aen.* 1,94b) findet bei Homer gar eine direkte wörtliche Vorlage: τρις μάκαρες Δαναοὶ καὶ τετράκις (hier *Od.* 5,306a, die ganze Stelle bis 307).

Bei Homer wird der Held anschließend jedoch im Unterschied zu Vergil von einer Welle vom Schiff in die Fluten gefegt und kann sich gerade noch rechtzeitig aus den brausenden Wogen auf ein Floß retten (vgl. *Od.* 313–326). Bei aller Ähnlichkeit der Szenenschilderung ergeben sich noch weitere Differenzen. Wünscht Odysseus im fremden Land im Kampf gestorben zu sein, so sehnt sich Aeneas vielmehr im Kampf um seine Heimatstadt gestorben zu sein. Schaut Odysseus nicht nur in die Vergangenheit, sondern auch in die Zukunft, so blickt Aeneas ausschließlich in die Vergangenheit zurück.⁶¹² An diesen Ausführungen wird deutlich, dass Vergil in seiner Szenengestaltung sogar bis auf die Wortwahl in Teilen durchaus von Homer beeinflusst ist, aber zugleich auch eine gewisse Eigenständigkeit in der Ausgestaltung wahr.⁶¹³

611 DServius ad *Aen.* 1,92 (Thilo und Hagen (1961) 47): *reprehenditur sane hoc loco Vergilius, quod impropr*e hos uersus Homeri transtulerit "καὶ τότε Ὀδυσσεὺς λύτο γούνατα, καὶ φίλον ἦτορ, ὀχθήσας δ' ἄρα εἶπε πρὸς ὃν μεγαλήτορα θυμόν". nam "soluuntur frigore membra" longe aliud est, quam λύτο γούνατα: et "duplices tendens ad sidera palmas" talia uoce refert molle, cum illud magis altum et heroicæ personæ πρὸς ὃν μεγαλήτορα θυμόν; vgl. zu dieser Vergil kritischen Stimme und der Diskussion über die Unterscheidung zwischen DServius' und Servius' Kommentarstimme auch ausführlicher Keeline (2013) 71–72 sowie bereits Anm. 562.

612 Vgl. für diese Einschätzung der kontrastierten Zeichnung der beiden homerischen und vergilischen Helden Gross (2003–2004) 139 Anm. 14.

613 Weiterhin kann laut Knauer auch in Hom. *Il.* 15,436 eine Ähnlichkeit zum fraglichen Aeneisvers erkannt werden, doch scheint der Verfasserin fraglich, wie diese Ilias-Textstelle mit der *Aeneis*

Diese vergilische Eigenständigkeit lenkt den Blick ferner noch auf Livius Andronicus und seine lateinische Übersetzung des griechischen Homertextes, denn auch dort sind Impulse für die vergilische Formulierung dieses Verses in der *Aeneis* auszumachen.⁶¹⁴ Livius Andronicus übersetzte den fraglichen Homervers 297 aus dem 5. Gesang der Odyssee wie folgt: *igitur demum Ulixi cor frixit prae pauore*.⁶¹⁵ Livius' Andronicus Hinzufügung von *frigesco* zur homerischen Vorlage spiegelt sich bezeichnenderweise bei Vergil im Ablativ *frigore* wieder. Dieser vergilische *Ablativus causae* ermangelt im Gegensatz zu *membra* und *solvo* einer Vorlage bei Homer, doch über die Übersetzungsleistung des Livius Andronicus gelangt das Lexem mit in die Halbverskombination hinein.⁶¹⁶ Nachweislich diente damit entweder sowohl Homer als auch die lateinische Übertragung des Livius Andronicus oder nur die livianische Transformation für Vergil als Vorbild bei der Gestaltung der Szene im 1. Buch der *Aeneis*.

Fraglich ist nun, inwiefern sich Hieronymus wiederum der Texttradition dieser Stelle bewusst war. Da die Vergil-Kommentartradition um DServius auf die Dependenz von Homer und Livius Andronicus aufmerksam macht⁶¹⁷ und hinter einigen Verdikten des Vergilkommentars des Servius Danielis in der Forschung die Stimme des Grammatikers Aelius Donatus vermutet wird,⁶¹⁸ könnte – sollte diese Forschungsmeinung auch an dieser Stelle als Prämisse gesetzt werden – Hieronymus über seinen Lehrer Aelius Donatus von dieser Texttradition gewusst haben. Möglicherweise hatte er eben jene Aeneistextstelle auch aus diesen Gründen als interessante Stelle in Donatus' Unterricht kennengelernt. Ob und inwiefern Hieronymus damit gleich einer „window reference“⁶¹⁹ durch Vergil hindurch auf Homer und/oder Livius Andronicus anspielte, ist damit nicht feststellbar.

Favorisierter Typ:

Auffallend ist nicht nur die identische Position des Syntagmas bei Vergil und bei Hieronymus zu Beginn der Werkeinheiten, sondern auch die beeindruckende strukturelle Parallelität. Erst die hermeneutische tieferegehende Analyse konnte diese vergleichbare Personenkonstellation und die szenischen Parallelen hervorheben und

verbunden sein soll. Zu Hieronymus können auf jeden Fall keine Bezüge hergestellt werden. Ferner weist Knauer auch auf eine Nähe zu *Il.* 21, 114b hin. Hier handelt es sich auffälligerweise um denselben Halbvers wie im 5. Gesang der Odyssee.

614 Vgl. auch Leigh (2010) 273.

615 Fragment 30, Mariotti (1986) 79.

616 Für eine eingehende Analyse gerade dieser Verse bei Homer und Livius Andronicus vgl. Schiesaro (1990) 58.

617 Vgl. DServius *ad Aen.* 1,92: *Livius in Odysssia igitur demum Ulixi cor frixit prae pavore*, (der Sperrdruck entspricht der Textausgabe von Thilo und Hagen (1961) 47).

618 Vgl. für diese Forschungsmeinung wie oben Keeline (2013) 62.

619 Vgl. zu diesem Begriff Nelis (2001) 5.

damit nahelegen, dass der Fund eine intertextuelle Text-Text-Beziehung etabliert. Für diesen Neufund ist der Typ eines kontrastierenden Vergleiches sehr deutlich ausgeprägt, da der Briefftext des Hieronymus durch die lexikalischen und inhaltlich-strukturellen Anlehnungen und die gleichzeitige inhaltliche Distanzierung die vergilische Vorlage ablehnt und im gleichen Zuge den eigenen Aussagegehalt enorm aufwertet. Der Vergilttext wird durch die Aussage des Hieronymus folglich als Negativfolie eingeblendet. In narrativer Funktion erscheinen dadurch die Figur der Frau aus Vercelli und ihre Handlungen im Vergleich zur Figur des Aeneas in einem merklich positiv hervorgehobenen Licht. Inwiefern sich Hieronymus mittels der Aufnahme dieses Halbverses in eine (epische?) literarische Tradition stellt, bedürfte noch weiterer Erörterung. Es können an diesem Zitatfund jedoch in der Positionierung des Zitates zu Werkbeginn, in der Bemühung, den Quellentext zu übertreffen, und in der kontrastierenden Weiterschreibung Motive der Legitimierung des eigenen Schreibens des Hieronymus gesehen werden.

Der Vollständigkeit halber sowie zur Dokumentation der lexikalischen Nähe der beiden Texte kann die zweite vergilische Verwendung in 12,951 zusätzlich mit einem *cf.* als innervergilischer Verweis notiert werden.

Kommentar zu Fundnr. 8 und 9: ep. 22.35.3 und 60.13.3 mit Aen. 4.449

Fundnr. 8: ep. 22.35.3 mit Aen. 4.449

tacite *uoluuntur* per ora *lacrimae* et	*lacrimae* *uoluuntur* inanes
ne in singultus quidem erumpit dolor	

Fundnr. 9: ep. 60.13.3 mit Aen. 4.449

uoluuntur per ora *lacrimae* et	s. o.
obfirmato animo non queo dolorem	
dissimulare quem patior	

Szenarien:

Im Folgenden wird die Übereinstimmung eines Aeneisverses aus dem 4. Buch (Vers 449) mit zwei Briefen des Hieronymus beschrieben, einmal mit dem 22. sowie mit dem 60. Brief.⁶²⁰

620 In dieser Zusammenfassung zweier Funde erfolgt die Typologisierung im Unterschied zu den anderen Doppelbesprechungen (vgl. Typ 2 Fundnr. 17 und 23 Anm. 540) nicht homogen zu demselben Typ, sondern divergierend, da zwei unterschiedliche Typen erkannt werden können. Als Ort der gemeinsamen Besprechung ist aufgrund der Anordnung der Typologie der spätere Zeitpunkt unter Typ 6 gewählt, da hier der Wissenshorizont der Typologisierung der 2. Kategorie des ‚Vergilischen Syntagmas‘ bereits vorausgesetzt werden kann.

Hieronymus: In der fraglichen Textstelle des 22. Briefes beschreibt Hieronymus die Lebensform und den Tagesablauf der Cönobiten: Diese Mönchsform sei streng hierarchisch organisiert und ihr Tagesablauf deutlich rhythmisiert. Neben eine Tagesphase der individuellen Zurückgezogenheit treten Momente des gemeinsamen Psalmengesangs und der Lesung der Heiligen Schrift, an die sich wiederum eine geistliche Ansprache des Vorgesetzten der kleinsten Untereinheit anschließe. Bei dieser Ansprache hören alle Mönche dem Vorsitzenden in andächtiger Stille und in voller Konzentration zu. Selbst die Zustimmung drückten die Zuhörer nicht durch Beifallklatschen, sondern durch Tränen aus: Lautlos ‚rollen sie über ihre Wangen‘ und kein Ton verrate ihren inneren Schmerz. Anderweitige Reaktionen der Zuhörenden, wie etwa vereinzelt Seufzer, seien einzig dann zu hören, wenn der Vorgesetzte auf das Reich und die Herrlichkeit Christi zu sprechen komme.

Die zweite Hieronymustextstelle entspringt zum nun wiederholten Male dem 60. Brief an den Bischof Heliodor anlässlich des Todes seines Neffen Nepotian. Für Nepotian, dessen Vater recht früh verstarb,⁶²¹ war sein Onkel Heliodor eine Vaterfigur.⁶²² Im 13. Paragraph des Briefes schildert Hieronymus erzählerisch ergreifend und trotz seiner eigentlich persönlichen Absenz außergewöhnlich detailreich die letzten Momente Nepotians auf dem Sterbebett. Er berichtet, wie Nepotian trotz Fieber tapfer und heiter dem Tod entgegenging und dabei gar noch versuchte, die Umstehenden zu trösten. Er beschreibt, wie Nepotian die Hände ausstreckte, gleichsam wie um jemandem, der den umstehenden Freunden und Begleitern jedoch unsichtbar war, entgegenzutreten, wie als wenn er einen neuen Freund begrüße. Über diese differenzierte Schilderung – oder viel eher sehr plastische ‚Imagination‘ –, zeigt sich das literarische Ego des Hieronymus dann selbst gerührt: ‚Tränen rollen über meine Wangen, und ich kann, obwohl ich im Geiste dagegen ankämpfe, den Schmerz, den ich erleide, nicht verbergen.‘ Der Paragraph schließt mit der Feststellung des Todes Nepotians. Auch in diesem Moment ist der eigentlich nicht persönlich anwesende Hieronymus in die Erzählung direkt eingebunden, denn die berichteten *ultima verba* Nepotians an seinen Oheim Heliodor titulieren Hieronymus als einen engen Familienfreund.

Vergil: Im besagten 4. Buch der *Aeneis* beauftragt Dido ihre Schwester Anna, den alles für die Abreise vorbereitenden Aeneas doch noch zu erweichen und von seiner Weiterfahrt abzubringen. Doch Aeneas hält dank göttlichen Beistands (*fata obstant placidasque uiri deus obstruit auris*, v. 440) trotz aller Bitten an seinem Plan fest (*mens immota manet*) und so ‚rollen die Tränen‘ vergeblich. Da die lateinische Formulierung ambig ist – es könnten rein syntaktisch sowohl die Tränen des Aeneas, der Dido oder

⁶²¹ Vgl. *epp.* 14,3,2 und 60,9,1.

⁶²² Vgl. auch die Titulatur als „surrogate father“ bei Cain (2013a) 3.

auch die ihrer Schwester Anna bezeichnet sein –, bleibt offen, wessen Tränen hiermit benannt werden.⁶²³

Lexikalische Merkmale:

Obwohl das Syntagma aus *lacrima* und *uoluo* vergleichsweise gewöhnlich erscheint (nicht zuletzt aus der Perspektive des deutschen Sprachgebrauchs und der dort weitverbreiteten kollokativen Wendung ‚Tränen rollen über die Wangen‘), findet es mit der vorliegenden deponentiellen Verwendung des Verbs in der lateinischen Literatur wenig bis keine Verwendung. Die oben genannte Aeneistextstelle 4,449 ist die erste Belegstelle für diese Verbindung, dem schließt sich ebenfalls in der *Aeneis* noch im 10. Buch (v. 790) eine weitere Verwendung an. Darauf folgt ein Beleg bei Augustinus. Dieser resultiert jedoch lediglich aus einem Zitat eben des Vergilverses aus dem 4. Buch und ist zudem zeitlich nach die beiden Hieronymusbriefen zu datieren.⁶²⁴ Somit folgt auf Vergil unmittelbar die zweifache Verwendung durch Hieronymus. Dieser dünne Bestand an Belegstellen ist höchst erstaunlich.

Hieronymus gebraucht das Syntagma eigentlich gleich in dreien seiner Briefe. Neben den hier diskutierten Briefen 22 und 60 taucht das Syntagma auch bereits im 1. Brief auf. In den Texten des 22. und des 60. Briefes entsprechen sich die Formulierung jeweils exakt: *uoluuntur per ora lacrimae* (*epp.* 22,35,3 und 60,13,3). Im 1. Brief findet das Syntagma demgegenüber in einer Partizipialkonstruktion Verwendung, *uolutis per ora lacrimis* (*ep.* 1,3,3), die jedoch ebenfalls um die Präpositionalphrase *per ora* erweitert ist.⁶²⁵ Diese Präpositionalerweiterung findet zwar im aktuell diskutierten Vers des 4. Buches keine Vorlage, dafür jedoch im bereits erwähnten Buch 10, Vers 790.: *ingemuit cari grauius genitoris amore,/ ut uidit, Lausus, lacrimaeque per ora uolutae* (v. 789f).

Über die beiden Funde der digitalen Analyse für die Briefe 22 und 60 und die Lenkung der Aufmerksamkeit auf das Nomen-Verb-Syntagma aus *lacrima* und (deponentiell gebrauchtem) *uoluo* in Buch 4 der *Aeneis* konnten auf Basis von Korpusanalysen

⁶²³ Vgl. zu dieser Stelle Pease (1967) 367–368 und O'Hara (2011) 69.

⁶²⁴ Vgl. die Abfassungszeit des apologetischen Werkes *de civitate dei* ca. in den Jahren 412/413–426; die Belegstelle lautet: *talem describit etiam uergilius aenean, ubi ait: mens inmota manet, lacrimae uoluuntur inanes, civ.* 9,4. Augustinus nennt hier also *expressis verbis* den Autor und das Werk seines Zitates.

⁶²⁵ Diese Textübereinstimmung konnte durch den digitalen Analyseprozess selbst nicht aufgefunden werden, da dieser auf die Suche nach exakten Wortübereinstimmungen ausgerichtet ist und die einzige exakte Übereinstimmung in dem Präpositionalgefüge *per ora* aufgrund des erstellten Filtersetting relativ früh durch die Anwendung der *stop lists* aussortiert wird. Eine zukünftige Ausweitung der digitalen Analyse mit einem Lemma-zentrierten Ansatz könnte jedoch in einem weiteren Schritt Ergebnisse genau solcher Beschaffenheit in den Fokus rücken und damit den Kreis der Analyse, wie auch dieses Beispiel zeigt, nochmals deutlich erweitern.

demzufolge noch zwei weiterführende Textstellen in den Fokus gerückt werden: Hierbei handelt es sich zum einen um eine Übereinstimmung im 10. Buch der *Aeneis* sowie zum anderen um eine weitere Verwendung des Syntagmas bei Hieronymus im 1. Brief. Keine dieser fünf Textstellen ist bisher im manuellen Forschungsstand notiert.⁶²⁶

Weitere Merkmale und Interpretationsspielraum:

Im Folgenden werden die Interpretationsspielräume zunächst für den 22. Brief und im Anschluss für den 60. Brief erörtert. Hierbei wird sowohl die in diesem Fund relevante Stelle im 4. Buch der *Aeneis* diskutiert, wie auch im Anschluss die durch die Korpussuche zusätzlich noch aufgebrachte Stelle des 10. Buches bedacht. Vorweggeschickt sei, dass für die Stelle des 1. Briefes weder zu *Aeneis* Buch 4 noch zu Buch 10 nebst der lexikalischen eine semantische Beziehung ersichtlich wird.

Zu Brief 22: In beiden Textstellen, sowohl in Buch 4 der *Aeneis* als auch im 22. Brief des Hieronymus, rollen Tränen: bei Vergil vor Liebesschmerz ob des absehlenden Aeneas, bei Hieronymus als Ausdruck des inneren Schmerzes der Cönobiten bei der Ansprache ihres Vorgesetzten. Zentral ist, dass in beiden Szenenschilderungen dieser emotionalen physischen Reaktion eine gewisse Härte des inneren Geistes an die Seite gestellt wird. Im einen Text bleibt der Sinn des Aeneas, im anderen der Sinn der Cönobiten trotz der Tränen hart. In beiden Fällen wird aufsteigenden Emotionen widerstanden und beide Parteien bleiben standhaft auf ein höheres Los hin ausgerichtet, denn im einen Fall gilt es das *fatum* zu erfüllen, im anderen Fall den einen Gott zu ehren. Dementsprechend könnte konstatiert werden, dass an dieser Textstelle die innere Beherrschtheit der Cönobiten mit der des Aeneas parallelisiert wird. Weitere strukturelle Anknüpfungspunkte bleiben jedoch aus, weshalb die textuelle Verbindung einigermassen farblos bleibt.

626 Bemerkenswerterweise sind zwar genau diese fünf Textstellen im *ThLL* aufgeführt, vgl. *ThLL* 7,2, Sp. 839 (s.v. *lacrima*), und einen Konnex zwischen *Aen.* 4 und *ep.* 22 und 60 stellt ferner auch Antin (1970) 36 her, doch fand dieser Wissensstand in der Hieronymuskomentierung augenscheinlich bisher keinen Niederschlag. Aus dieser Beobachtung könnte nun gefolgert werden, dass die digitale Analyse in Sachen Wissensgewinn auf dieses konkrete Beispiel bezogen keinen Vorteil gegenüber der traditionellen Methode aufweist, da ja auch diese auf die Textbelege bereits aufmerksam wurde. Doch kann die digitale Methode an dieser Stelle insofern sehr wohl zum Wissensfortschritt beitragen, indem sie ihre Stärke der Systematik und Holistik ausspielt und eben dieses eigentlich bereits vorhandene Wissen prägnant an einem Ort zusammenführt, transparent offenlegt und so die Nachvollziehbarkeit und weitere Arbeit mit dem Erkenntnismaterial gewährleistet, vgl. für diesen Effekt digitaler Methoden auch bereits Anm. 560 zu *ep.* 130,5,5 mit den Fundnr. 7 und 24 unter Typ 3.

Ferner drängt sich eine semantische Verbindung zum Vers des 10. Buches der *Aeneis*, wie es sich für den 60. Brief als äußerst passend erweisen wird, für diese Textstelle des 22. Briefes nicht auf.

Zu Brief 60: Ob der eingangs diskutierte, von der automatisierten Analyse als ähnlich aufgebrachte Vers im 4. Buch der *Aeneis* über das identische Nomen-Verb-Syntagma hinaus weitere Verknüpfungspunkte mit der Textstelle des Nekrologs für Nepotian aufweist, liegt in erster Linie an der Lesart des Vergiltextes. Hierbei kommt es maßgeblich darauf an, wessen Tränen in Vers 4,449 bezeichnet werden. Es besteht kein Zweifel daran, dass der erste Versteil *mens immota manet* den standhaften Geist des Aeneas bezeichnet, der den Bitten Didos widersteht. Wird ferner für den zweiten Versteil einmal angenommen, es handle sich hierbei nicht um die Tränen des Aeneas, sondern um die Didos beziehungsweise Annas, da ja diese anstatt der Schwester – wenn auch auf deren Bitten – bei Aeneas vorstellig wird, so fällt es schwer eine Parallele zur trauernden *Erzählpersona* des Hieronymus zu ziehen. Da in diesem Fall im vergilischen Text ein Subjektwechsel zwischen den beiden Vershälften stattfände, von Aeneas hin zu Dido beziehungsweise zu Anna, werden folglich auch die emotionalen Reaktionen auf zwei unterschiedliche Figuren verteilt. Genau dies kann jedoch nicht ohne Weiteres auf die hieronymianische Passage übertragen werden, da dort beide Reaktionen in einer Person zusammentreffen: Die Tränen der *Autorpersona* rollen über die Wangen, obwohl der eigene Geist gegen den empfundenen Schmerz ankämpft.

Aus inhaltlicher und stilistischer Perspektive nun spricht jedoch einiges dafür, dass mit der vergilischen Formulierung eher die Tränen des Aeneas bezeichnet sind, beziehungsweise dass diese Lesart die offenkundigere und dominantere ist, wobei freilich die anderen beiden nicht gänzlich ausgeschlossen sind, sondern im Hintergrund mitschwingen. Für diese Argumentation kann einmal das vorausgehende Baumgleichnis angeführt werden:⁶²⁷ Vergil vergleicht darin die Klage der Schwester (*soror*) und den davon unbeeindruckten Aeneas mit einer alten Eiche im Sturm. Diese alte Eiche (*annoso ... cum robore quercum*) ist so heftigen Stürmen von allen Seiten ausgesetzt, dass sie umzufallen droht (*Boreae nunc hinc nunc flatibus illinc / eruere inter se certant*). Während das Laub der Eiche in Mitleidenschaft gezogen wird und zu Boden fällt (*altae / consternunt terram concusso stipite frondes*), krallt sie sich jedoch mit ihren Wurzeln tief im Felsen fest (*ipsa haeret scopulis et quantum uertice ad auras / aetherias, tantum radice in Tartara tendit*).

627 *ac uelut annoso ualidam cum robore quercum / Alpini Boreae nunc hinc nunc flatibus illinc / eruere inter se certant; it stridor, et altae / consternunt terram concusso stipite frondes; / ipsa haeret scopulis et quantum uertice ad auras / aetherias, tantum radice in Tartara tendit: / haud secus adsiduis hinc atque hinc uocibus heros / tunditur* (Verg. *Aen.* 4,441–448).

Genau an dieser Stelle setzt das Gleichnis an: Denn wie die Eiche von den Stürmen, so wird auch der Held von allen Seiten durch Bitten bedrängt (*haud secus adsiduis hinc atque hinc uocibus heros/ tunditur*). Freilich nimmt Aeneas in seinem Herzen die Sorgen wahr (*et magno persentit pectore curas*, v. 448), wie ja auch die Eiche die Stürme bemerkt und sich als Reaktion darauf tief in den Felsen krallt. Gleich wie die Eiche im Felsen verhaftet bleibt und nicht entwurzelt wird, so bleibt auch Aeneas' Geist standhaft (*mens immota manet*) und wie die Blätter der Eiche auf den Boden hinunterfallen, so fließen auch seine Tränen herab (*lacrimae uoluuntur inanes*). Stammen in dem Gleichnis also das Laub und die Wurzeln von der Eiche, so liegt nahe, dass auch die Tränen und der standhafte Geist vom selben Objekt beziehungsweise Subjekt stammen müssen, damit das Gleichnis restlos aufgeht. Zusammenfassend kann daher eine Attribution der Tränen zu Aeneas konstatiert werden.

Diese These zur Auflösung der syntaktischen Ambiguität kann durch eine stilistische Auffälligkeit unterstrichen werden. Die stilistische Komposition des fraglichen Verses 449 selbst ist auffällig: *mens immota manet lacrimae uoluuntur inanes*. Beide Vershälften beginnen mit einem Subjekt, doch dann folgt einmal das prädikative Adjektiv gefolgt vom Prädikat, das zweite Mal ist diese Reihenfolge umgekehrt und das Prädikat ist vor das prädikative Adjektiv gezogen. Entspricht die erste Vershälfte der häufig anzutreffenden Verbendstellung der lateinischen Sprache, so kommt in die zweite Vershälfte durch das vorgezogene Prädikat etwas Bewegung und die traditionelle, zu einem Parallelismus führende Satzstellung wird aufgelöst. Diese Bewegung auf formaler Ebene korrespondiert mit der semantischen Bedeutung des Prädikates ‚rollen‘, ja es scheint gerade, als wenn das Prädikat nach vorne gerollt sei. Die resultierende chiasmische Stellung des Verses unterstreicht damit auf formaler Ebene den semantischen Gegensatz,⁶²⁸ der aus dem Zustand des Stillstandes und der Bewegung besteht, denn obwohl der Geist standhaft bleibt, rollen die Tränen ungehindert herab. Hinter dieser stilistisch-inhaltlichen Parallelität kann sodann eine philosophische Grundeinstellung ausgemacht werden. Da diese beiden Bewegungszustände gleichsam unabhängig voneinander stattfinden und nicht aneinandergesetzt sind, wird hierdurch im Vergilvers stoischer Anschauung folgend der Geist vom Körper getrennt: Während der Wille standhaft bleibt, zeigt der Körper eine Reaktion auf die Gefühle der Seele. Diese körperliche Reaktion wird aufgrund der fehlenden geistigen Komponente sodann folgerichtig auch als ‚leer‘ (*inanes*) bezeichnet.

Diese Erkenntnisse aus der Auflösung des vergilischen Gleichnisses und der philosophischen Aussage des Verses können zusammengefasst bei der Interpretation der hieronymianischen Textstelle behilflich sein. Denn auch Hieronymus kämpft wie Aeneas gegen Gefühle an. Doch im Unterschied zum Liebesschmerz des Aeneas handelt es sich bei Hieronymus um Schmerzen der Trauer aufgrund des Todes

⁶²⁸ Vgl. zu diesem Chiasmus als Argument für die Zuordnung der Tränen zu Aeneas auch Casali (1971) 61.

Nepotians. Beide Schmerzen haben gemeinsam, dass sie aus dem Verlust eines Menschen resultieren. Wird nun eine Text-Text-Beziehung angenommen, so entsteht als dritte Bedeutung, dass die *Autorpersona* in Hieronymus' Brief den Bericht der Gefühlslage so verstanden haben möchte, dass sie wie in einem Sturm vor Trauerschmerz hin und her geworfen ist und im Geiste gegen diese Rührung ankämpft. Dennoch kann sie den empfundenen Schmerz nicht gänzlich verbergen und so rollen ihre Tränen herab. Diese sind jedoch, liest man die Aeneistextstelle des 4. Buches im Hintergrund mit, wie die des Aeneas ‚leer‘, das heißt ohne Gefühlsgrundlage. Genau hiermit entspricht dann die Trauer der *Autorpersona* dem von Hieronymus propagierten Ideal einer christlichen Trauer: Die körperliche Reaktion auf den Schmerz ist (wie bei Vergil) von der inneren Haltung getrennt.⁶²⁹

Ganz anders verhält sich die Interpretation der Stelle im 60. Brief vor dem oben im Abschnitt der lexikalischen Merkmale durch die Korpussuche noch zusätzlich aufgebrachten Vers des 10. Buches. Dieser entstammt der Beschreibung um den Kampf des Aeneas mit dem vormaligen Etruskerfürsten Mezentius. In dieser Kampfhandlung wird Mezentius durch den Speer und die Hand des Aeneas verletzt. Lausus, des Mezentius jugendlicher Sohn, sieht dies (*ut vidit*), wird zu eben jenen Tränen gerührt und stürzt sich in den Kampf, um seinen Vater vor Aeneas zu beschützen. Bevor die Erzählung zur Schilderung des Todes der beiden Etrusker gelangt, drängt sich die

629 Bereits zu Beginn des Briefes diskutiert Hieronymus die adäquate Trauerhaltung: *Quid igitur faciam? iungam tecum lacrimas? sed apostolus prohibet Christianorum mortuos dormientes uocans et dominus in euangelio: non est, inquit, mortua puella, sed dormit. Lazarus quoque, quia dormierat, suscitatus est. laeter et gaudeam, quod raptus sit, ne malitia inmutaret mentem eius, quia placuerit deo anima illius? sed inuito et repugnanti per genas lacrimae fluunt et inter praecepta virtutum resurrectionisque spem credulam mentem desiderii frangit affectus. o mors, quae fratres diuidis et amore sociatos crudelis ac dura dissocias! (ep. 60,2,1–2).* Die Rarität des in Paragraph 13 verwendeten Syntagmas *lacrimae per ora uoluuntur* bekommt vor dem Hintergrund der in Paragraph 2 verwendeten, synonymen Formulierung *per genas lacrimae fluunt* eine noch stärkere Betonung. Denn darin zeigt sich, dass Hieronymus durchaus eine lexikalische Alternative zum vergilischen Syntagma zur Verfügung gestanden hätte. Dies ist ein starker Hinweis auf eine (intentionale) Selektionshandlung des Autors beim Verfassen der Texte.

Ferner kommt in dieser Eingangspassage des Briefes das inhärente Paradox der christlichen Trauer beispielhaft zum Ausdruck: Dem Zulassen des Sehnsuchtsgefühls nach dem Verstorbenen (*desiderii, affectus*) und damit den Tränen steht das Gebot des Apostels (*apostolus prohibet*) und das Gottes (*et dominus*), nicht um den Verschiedenen zu trauern, sondern sich vielmehr zu freuen (*laeter et gaudeam*), deutlich entgegen, da jegliche Schlechtigkeit dem Geist des Verstorbenen nichts mehr antun könne (*ne malitia inmutaret mentem eius*) und seine Seele Gott gefalle (*quia placuerit deo anima illius*). Diese Gedankenfigur der Klage um den Verlust des Toten ohne dabei den Toten selbst zu beklagen, findet sich zwar bereits in der heidnischen Tradition antiker Konsolationsliteratur angelegt, erfährt jedoch in der christlichen Adaption des Genres insbesondere vor dem Hintergrund des christlichen Auferstehungskonzeptes eine deutliche Intensivierung, vgl. hierzu Feichtinger (1995b) 76–79.

Dichterstimme in den Vordergrund und bewertet proleptisch *ex sua persona* den baldigen Tod des Jünglings als grausam (*mortis durae casum*, v. 791).⁶³⁰

Aufgrund der zusätzlichen Präpositionalphrase *per ora* stimmt für diese Stelle im 10. Buch nicht nur das sprachliche Material noch detaillierter als für den Vers des 4. Buches überein, sondern es können auch noch weitere korrespondierende Szenenelemente hinzugefügt werden: So steht auf beiden Seiten ein fürsorglicher, um den Vater bemühter und ihn beschützen wollender Sohn. Bei Vergil ist dies Lausus, der Sohn des Etruskerfürsten Mezentius, bei Hieronymus nimmt die Stelle des Lausus Nepotian ein, der auf dem Sterbebett die ihn umringenden Freunde und insbesondere seinen Ersatzvater Heliodor gleichsam trösten und damit vor der Trauer um sein Dahinscheiden bewahren will: *lasso anhelitu tristem auunculum consolabatur*, ep. 60,13,2. Auch wenn die Szenen eingangs chiasmisch zueinanderstehen (bei Vergil droht der Vater zu sterben, bei Hieronymus der Sohn), enden sie beide letztlich mit dem Tod des Jünglings, der sich zuvor noch um das Wohl des Vaters sorgt.

Hieronymus nun webt – nimmt man sich diese Szenerie des 10. Buches als textuelles Vorbild einmal vor – in die vergilische Figurenkonstellation noch eine zusätzliche Person hinein, sodass aus einer Zweierbeziehung von Vater-Mezentius und Sohn-Lausus eine Dreierkonstellation von Oheim/Ersatzvater-Heliodor, Sohn-Nepotian und der dritten Zwischenfigur des (textuellen) Hieronymus wird.

Die Charakterisierung, Rolle und Funktion dieser zusätzlichen, dritten Person substituiert Hieronymus aus dem bereits vorhandenen Material der Vater-Sohn-Figurenbeziehung, indem er von beiden Figuren einzelne Züge entnimmt: Hieronymus schiebt sein textuelles Ich zwischen die dyadische Figurenkonstellation von Vater und Sohn und dreht die Rollenverteilung derart weiter, dass er zum einen gleichsam als ein zweiter (geistiger) Vater Nepotians um den verstorbenen Sohn trauern kann,⁶³¹ ohne dabei den eigentlichen Ersatzvater Heliodor und damit den Primäradressaten des Briefes substantiell zu ersetzen. Durch diese Überblendung der Vaterrolle kann dann Nepotian, gemäß seinem vergilischen Rollenvorbild in Lausus, die idealisierten Züge der Liebe und Fürsorge zu seinem Oheim ungehindert beibehalten.⁶³² Zum anderen teilt Hieronymus seinem textuellen Ego eben jene über die

630 Lausus' Todesbeschreibung fiel in der Analyse bereits in Bezug auf den 65. Brief durch das vergilisch geprägte Syntagma der aus Goldfäden gewebten Tunika auf (s. Typ 1 Fundnr. 22).

631 Diese Überblendung der Vaterrolle von Heliodor und Hieronymus, die zum Ende des 13. Paragraphen vollständig erfolgt, ist bereits zu Beginn des Briefes angelegt: *Nepotianus meus, tuus, noster, immo Christi et, quia Christi, idcirco plus noster* (ep. 60,1,1) und zieht sich damit als eine Art Leitmotiv durch den gesamten Brief.

632 Bei dieser hieronymianischen Rollenannaßung als (geistiger) Vater Nepotians scheint demnach die Anerkennung eben dieser Vater-Rolle durch Nepotian für den Autor Hieronymus gänzlich nebensächlich zu sein, denn sonst hätte sich der textuelle Nepotian korrekterweise auch mit Liebe und Fürsorge um die väterliche Trauer des textuellen Hieronymus sorgen müssen. Doch dies wird nicht berichtet.

Wangen rollenden Tränen des Lausus zu. Somit stellt der textuelle Hieronymus in dieser Ausführung eine Mischung aus vergilischer Vater- und Sohn-Rolle dar. Durch letztgenannte Zuschreibung der Tränen des Lausus verknüpft Hieronymus seine *Autorpersona* bemerkenswerterweise über eine Trauergeste genau mit derjenigen Figur, der bei Vergil das Lob der *pietas* (v. 10,812) zuteilwird. Dieses Lob wird dabei dem Jüngling Lausus brisanterweise von Aeneas höchstpersönlich attribuiert. Das heißt, eine textuelle Anlehnung einmal angenommen, maßte sich Hieronymus neben der (geistigen) Vaterrolle möglicherweise auch gleich noch an, durch Aeneas, den Ahnherrn der Römer, höchstpersönlich geadelt zu werden. Dies käme freilich einem wahren Kunstgriff der *Autorpersona* des Hieronymus gleich.

Favorisierter Typ:

Für die beiden diskutierten Briefstellen in *ep.* 22 und *ep.* 60 und ihrer Verbindung zum Vers des 4. Buches lassen sich unterschiedliche Schlüsse ziehen: Für die Textstelle des 22. Briefes (Fundnr. 8) liegt die Typisierung als eine ‚Konvergierende Vergleichsfigur‘ (Typ 5) mit Buch 4 durchaus nahe. Das *tertium comparationis* hieße in diesem Fall in etwa: Die Cönobiten sind bezüglich ihrer Willenskraft so standhaft und in ihrem Charakter so ehrenvoll wie *pius* Aeneas es war. Doch diese Interpretation ist sehr gewagt, da, wie gezeigt, nur lose im Inhalt verankert. Zudem fehlen weitere strukturelle Parallelen. Naheliegender ist daher diese Formulierung als ein ‚Vergilisches Syntagma‘ (Typ 2) einzustufen.

Für den 60. Brief lässt sich demgegenüber eine etwas stärkere Verbindung zum Vergilttext feststellen: Hinsichtlich der Szene in Buch 4 kann für *ep.* 60 zwar zunächst gleichfalls von einem positiven Vergleich ausgegangen werden, der jedoch leicht in eine produktive Umwandlung kippt (‚Divergierende Vergleichsfigur‘, Typ 6, Fundnr. 9). Verglichen wird unter dieser Annahme zunächst einmal die Standhaftigkeit des Aeneas mit der christlichen Trauer. Doch dabei bleibt es nicht, die produktive Umwandlung besteht ferner darin, dass aus dem heidnischen vorbildlichen Verhalten der stoischen Ruhe und Entscheidungsfindung beziehungsweise stoischen Handlungssteuerung durch Translation dieser Verhaltensrichtlinie in den christlichen Gedankenkreis eine Idealvorstellung der statthafter christlichen Trauerhaltung entwickelt wird. Somit hebt sich der hieronymianische Text leicht von der vergilischen Vorlage in Buch 4 ab und vermag sich so durch produktive Umwandlung abzugrenzen und von ihr zu lösen.⁶³³

633 Führt man die Analysebefunde aus dem Ergebnisteil der aussortierten Funde in Kap. 7.1 und der als Neufunde angenommenen Parallelen aus Kap. 7.2 zusammen, so ergibt sich für den 60. Brief folgendes Bild: Für den Brief sind in Ergebnisteil Kap. 7.1 bereits lexikalische Ähnlichkeiten zu *Aen.* 4,413 und 4,66 auffällig gewesen. Die automatische Textanalyse verweist demnach auf eine gewisse Häufung der lexikalischen Ähnlichkeiten zum 4. Aeneisbuch. Bisher sind für eben diesen 60. Brief jedoch durch manuelle Kommentare lediglich Zitate aus den Aeneisbüchern 2, 6 und 8 nachgewiesen.

Bezüglich Buch 10 – der semantische Konnex zur Vergilstelle des 10. Buches ist für *ep.* 60 im Vergleich zu *ep.* 22 ja überhaupt erst vorhanden – kann für *ep.* 60 eine konvergierende, positive Vergleichsfigur (Typ 5) festgestellt werden, im Sinne von ‚ich (die *Autorpersona* des Hieronymus) bin ein (geistiger) Vater Nepotians und so *pius* wie Lausus‘. Dies verleiht Hieronymus eine gewisse Autorität, doch ist die Interpretation höchst spekulativ und widerspricht zudem der zu Buch 4 festgestellten divergierenden Vergleichsfigur. Ferner handelt es sich bei diesem Vers des 10. Buches um einen Zusatzfund, der erst durch die semi-manuelle Korpusuche detektiert wurde. Dieser Fund verweist somit in seiner Ambiguität auf zusätzliche intertextuelle Referenzräume, die durch anders gelagerte Untersuchungsansätze wie beispielsweise Word Embeddings mit in den Blick genommen werden können.⁶³⁴

Um die textuellen Ähnlichkeiten zwischen der *Aeneis* und dem Briefkorpus möglichst umfassend zu dokumentieren, ist ferner für den 1. Brief ein Verweis (*cf.*) auf die beiden Vergilstellen aufzunehmen.

Typ 7: Dekontextualisierung

Unter den letzten Zitattyp werden Funde klassifiziert, bei denen zwar deutlich ist, dass es sich um textuelle Entlehnungen handelt, da beide Szenerien vergleichbar sind oder ausreichend weitere Hinweise auf eine textuelle Parallelität bestehen. Die Distinktheit dieser Text-Text-Beziehungen besteht jedoch darin, dass durch sie keine interpretierbare dritte Bedeutung wie etwa im Falle der bisher besprochenen Vergleichsfiguren entsteht. Denn die miteinander verknüpften Szenen- oder Handlungsschilderungen weichen hierfür zu sehr voneinander ab, sodass sie nicht interpretierend aufeinander bezogen werden können. Die wörtliche Übernahme der fraglichen Formulierung scheint daher dekontextualisiert, oder ‚aus dem Kontext‘ gerissen,⁶³⁵ sodass einerseits eine inhaltliche Kontrastierung zur Quellenvorlage erkannt werden kann. Nichtsdestotrotz kann jedoch auf der anderen Seite eine lexikalische Parallelität zwischen den Textpassagen nicht von der Hand gewiesen werden, sodass in dieser Hinsicht gleichzeitig auch wiederum eine Aufnahme der Quellenvorlage konstatiert werden kann.

Zitate aus Buch 4 stellten demzufolge eine neue Quelle für diesen Brief dar. Doch die Zitiertechnik des Hieronymus zeichnet sich regelhaft dadurch aus, dass er eine Mischung von Zitaten aus verschiedenen Aeneisbüchern innerhalb eines Briefes verwendet, sodass dies den Vorschlag auch das 4. Buch als Inspiration für den 60. Brief verstärkt in den Blick zu nehmen unterstützt.

634 Vgl. hierzu auch Kap. 4.2.2.

635 Die englische Formulierung „out of context“ entstammt Cain (2013a) 74. Cain verwendet diese in Bezug auf eine Formulierung in *ep.* 52,1,2. Hieronymus zitiert dort einen Vers aus Vergils *Georgica* (v. 2,484). Er passt dabei Tempus und Modus an sein eigenes Satzgefüge an, ohne dabei das Metrum zu stören. Inhaltlich jedoch reißt er Cains Beurteilung zufolge den Satz gänzlich aus seinem ursprünglichen Zusammenhang.

Kommentar zu Fundnr. 11, 12, 20 und 21: ep. 107.11.2 und 117.11.1 mit Aen. 5.743–745 und 8.407–413

Fundnr. 11: ep. 107.11.2 mit Aen. 5.743–745

si enim uigiliis *et* ieiuniis macerat corpus
 suum *et* in seruitutem redigit si flammam
 libidinis *et* in centiua feruentis aetatis
 extinguere cupit continentiae frigore si
 adpetitis sordibus turpare festinat
 naturalem pulchritudinem cur e contrario
 balnearum fomentis *sopitos* *ignes*
 suscitat

haec memorans cinerem *et* *sopitos*
 suscitat *ignes* Pergameumque Larem
 et canae penetralia Uestae farre pio *et*
 plena supplex ueneratur acerra

Fundnr. 12: ep. 117.11.1 mit Aen. 5.743–745

quid quaeris aliena solacia *et* *ignes* iam
 sopitos suscitas

s. o.

Fundnr. 20: ep. 107.11.2 mit Aen. 8.407–413

si enim uigiliis *et* ieiuniis macerat corpus
 suum *et* in seruitutem redigit si flammam
 libidinis *et* in centiua feruentis aetatis
 extinguere cupit continentiae frigore si
 adpetitis sordibus turpare festinat
 naturalem pulchritudinem cur e contrario
 balnearum fomentis *sopitos* *ignes*
 suscitat

inde ubi prima quies medio iam noctis
 abactae curriculo expulerat somnum cum
 femina primum cui tolerare colo uitam
 tenuique Minerua impositum cinerem *et*
 sopitos *suscitat* *ignes* noctem
 addens operi famulasque ad lumina longo
 exercet penso castum ut seruare cubile
 coniugis *et* possit paruos educere natos

Fundnr. 21: ep. 117.11.1 mit Aen. 8.407–413

quid quaeris aliena solacia *et* *ignes* iam
 sopitos suscitas

s. o.

Szenerien:

Der Algorithmus hat an dieser Stelle bezüglich der Verbindung eines Nomens und einer Verbform beziehungsweise eigentlich zweier Verbformen gleich zwei Briefe mit zwei Stellen der *Aeneis* verknüpft. Hierdurch entsteht gleichsam eine Überkreuzsituation von vier Textbeziehungen, deren Besprechung in einen Block zusammengefasst wird.

Hieronymus: Beim ersten Brief handelt es sich um den pädagogisch-asketischen Brief 107, der im Jahr 401 an die Patrizierin Laeta, die Schwiegertochter Paulas, adressiert ist. Er handelt von der christlichen Erziehung ihrer kleinen Tochter Paula. Hieronymus entwirft in diesem Schreiben einen recht detaillierten und dezidiert

christlichen Erziehungsentwurf für Mädchen, in dem er dazu rät, alles Heidnische – und so auch die Literatur – von dem Kind fernzuhalten.⁶³⁶ Im 11. Paragraph führt Hieronymus an, dass die Mutter ihre Tochter bei Reisen aufs Land nicht zu Hause und schon gleich nicht in Gesellschaft weltlich gesinnter Kinder oder Erwachsener zurücklassen, sondern sie vielmehr stets mit sich nehmen solle. Auch sollte ihre Tochter nicht gemeinsam mit Eunuchen oder verheirateten Frauen das Bad besuchen. Dies jedoch nicht aus den Gründen, die nach Hieronymus hierfür häufig angeführt würden (einmal, dass es sich bei Eunuchen eigentlich immer noch um Männer handele, und zum anderen, dass Frauen in Bädern ihre Schwangerschaft offen zur Schau trügen), sondern wegen der Wärme des Bades und – so kann wohl gefolgert werden – der damit verbundenen, positiven eigenen Körpererfahrung. Denn Hieronymus hält es scheinbar für widersinnig, dass eine Jungfrau, die ihre ganze Mühe darauf gerichtet hat, ihren Körper durch Wachen und Fasten zu kasteien und auf diese Weise jegliches Feuer der Jugend und der Liebe in sich auszulöschen, durch ein warmes Bad dieses mühsam erarbeitete Ziel gefährdet und das ‚abgemilderte Feuer wieder anfacht‘.⁶³⁷

Im zweiten Brief 117 wendet sich Hieronymus etwa in den Jahren 404/405 an eine nicht weiter bekannte Mutter und ihre Tochter in Gallien,⁶³⁸ um gegen die Sitte des Agapetentums⁶³⁹ zu argumentieren. Der erste Teil des Briefes richtet sich vornehmlich an die Tochter. Erst im vorletzten Paragraphen wendet sich Hieronymus dann (in vermeintlicher Rücksicht auf das Alter) der Mutter zu. In diesem an sie gewendeten Absatz hinterfragt Hieronymus, wieso die Mutter, da sie doch bereits einen Sohn und eine Tochter habe, nun bei einem Mann Trost suche und so das bereits ‚eingeschlafene Feuer wieder anfache‘.

636 Dieser dezidiert christliche Erziehungsentwurf ist zwar in einer von christlichen Inhalten geprägten Ausbildungsphase begründet, er baut jedoch bemerkenswerterweise trotz der klaren Anweisung alles Heidnische von der Tochter fernzuhalten auf einer grundlegenden heidnischen, traditionellen Ausbildungsstruktur auf. Auffällig am (scheinbar didaktisch durchaus versierten) Entwurf dieses ersten, traditionellen Ausbildungsabschnittes (*ep.* 107,4–9) ist die hohe Dichte der Entlehnungen aus Quintilian, denn von diesem entnimmt Hieronymus die stufenweise Darlegung und einige didaktische Beispiele, vgl. Quint. *inst.* 1,1,6. Den Erziehungs- und Bildungsplan wiederholt Hieronymus auch im ca. 12 Jahre später verfassten Brief 128 an einen gewissen Gaudentius. Über diesen Gaudentius ist nichts weiter bekannt, außer, dass er Hieronymus scheinbar um Hinweise für die Erziehung seiner Tochter Pacatula anfragte, auch diese sollte eine *virgo dei*, eine gottgeweihte Jungfrau, werden. Im Gegensatz zum Brief an Laeta ist dieser 128. Brief weniger ausführlich, doch ist der Elementarunterricht dort auf eine eigene eingängige Formel gebracht: *litterularum elementa cognoscat, iungat syllabas, discat nomina, uerba consociet* (*ep.* 128,1,3): Pacatula soll sich in den Anfangsgründen des Lesens üben, Silben zusammensetzen, Worte lernen und schließlich Sätze bilden.

637 Zur Unterdrückung der Körperlichkeit bei Hieronymus als asketischer Weg zur Befreiung der Frau aus ihren sozialen Rollen vgl. Feichtinger (2014) 204.

638 Der Vorwurf, dieser Brief sei reine Fiktion, ist bereits zeitgenössisch, vgl. Hier. *c. Vigil.* 3.

639 Unter Agapetentum ist zu verstehen, dass eine gottgeweihte Jungfrau einen Mann ausschließlich zu dem Zweck in ihren Haushalt aufnimmt, um sich ihre weltliche Verwaltung von ihm organisieren zu lassen.

Vergil: Handelt es sich bei den beiden hieronymianischen Schreiben um asketische Texte, die von den mühsam durch Enthaltung unterdrückten körperlichen Liebesgefühlen handeln und eine Mahnung vor dem neuerlichen Erwecken derselben enthalten, so handeln die beiden Vergilstellen vom Feuer im litteralen Wortsinn, das, da es über die Nacht ausgegangen ist, nur mehr glimmt und wieder neu entfacht werden muss.

Die erste Vergilstelle entspringt dem 5. Buch, das die Totenspiele zu Ehren des Anchises enthält, dessen Tod sich das erste Mal jährt. Im Anschluss an die Festivitäten erwägt Aeneas dem *fatum* zum Trotz noch länger auf Sizilien zu verweilen, bis ihn der weise Nautes und sein Vater Anchises ermahnen, wieder aufzubrechen. Letzterer erscheint Aeneas auf Iuppiters Geheiß im Traum, und nachdem er seine Mahnung ausgesprochen hat, löst er sich wieder in der zarten Luft auf. Aeneas opfert wieder aufgewacht den troischen Laren und der alten Vesta, in dem er das ‚eingeschlafene Feuer wieder entfacht‘.

Die zweite Vergilstelle entstammt dem 8. Buch und dient dort zur Präzisierung einer Tageszeit (vgl. diese Textstelle auch im Kommentar zu Fundnr. 19 in Typ 2). In der fraglichen Passage bittet Venus ihren Gatten Vulcanus, aus Sorge um die Kampfstärke ihres Sohnes Aeneas, Waffen für diesen anzufertigen. Vulcanus zeigt sich schnell überzeugt, und nach einer gemeinsamen verbrachten Liebesnacht macht er sich pflichtgetreu am frühen Morgen an die Arbeit, den Schild des Aeneas anzufertigen. Die Stunde, zu der er das gemeinsame Liebeslager verlässt, sowie auch seinen arbeitsamen Eifer charakterisiert Vergil anhand eines Gleichnisses. Dieses beinhaltet das Ideal einer *uniuira*, die ihr Leben ganz mit Wollarbeit, Spindel und Kinderaufzucht zubringt. Mit selbigem Eifer und zur selben Stunde, wie diese im Haus das ‚eingeschlafene Feuer wieder entfacht‘, macht sich auch Vulcanus an seine Aufgabe.

Lexikalische Merkmale:

Die Kombination der Lemmata *sopio*, *suscito* und *ignis* ist für Vergil und Hieronymus einmalig. Sie taucht der Korpussuche zufolge in keinem weiteren lateinischen Text auf. Es sei der Klarheit halber darauf hingewiesen, dass sich Hieronymus in Brief 117 direkt an die Mutter in Gallien wendet und diese anspricht und demgemäß das *token* von *suscito* in diesem Brief nicht in der 3. Person Singular wie bei Vergil, sondern an die Briefsituation adaptiert in der 2. Person Singular (*suscitas* statt *suscitat*) formuliert ist. Mit dem angewendeten Algorithmus kann daher bei diesem Wort keine Übereinstimmung gefunden werden. Diese Beobachtung kann erst das *close reading* hinzufügen.

Mit dieser derivierten Verbalergänzung von *suscito* handelt es sich also in beiden Briefen um die Aufnahme eines ganzen vergilischen Halbverses in den hieronymianischen Text. Doch erfolgt hierbei beide Male eine Änderung in der Wortreihenfolge. Denn die vergilische Alliteration und Lautmalerei der Anfangsbuchstaben des Halbverses nach dem Schema *s-s-i* wird bei Hieronymus in Brief 107 aufgelöst (Schema: *s-i-s*).

In Brief 117 dagegen wird unter Hinzufügung des Adverbs *iam* die Alliteration noch verstärkt und die Lautmalerei, wenn auch in umgekehrter Reihenfolge, beibehalten (Schema: *i-(i-)s-s*).

Weitere Merkmale und Interpretationsspielraum:

Der Fund eines ganzen Halbverses ist in Anbetracht der langen und sehr sorgfältigen manuellen Forschungsstradition eher selten. Im vorliegenden Fall könnte die geänderte Wortreihenfolge eine manuelle Zuordnung maßgeblich erschwert haben. Da die Konzeption der computerbasierten Analyse derart erfolgte, dass die Reihenfolge der Wörter nicht relevant ist, kann die Übereinstimmung mit dieser methodischen Herangehensweise jedoch aufgedeckt werden.

Den beiden Briefstellen ist gemein, dass in beiden Verwendungszusammenhängen das metaphorische Wiederanfachen der Liebesglut thematisiert wird. Es handelt sich in beiden hieronymianischen Verwendungszusammenhängen also um übertragenes Sprechen. Dieses Charakteristikum ist in den fraglichen Aeneistextstellen des Gleichnisses und der Götterverehrung nicht vorhanden. Hier wird vielmehr beide Male *proprie* die Handlung des Feuer-Wiederanfachens beschrieben. Die weitere Betrachtung soll aufgrund der Überkreuzsituation der Mehrfachbezüge vom Epos ausgehen und dort vom als intertextueller Bezugspunkt weniger geeigneten 8. Buch aus beginnen.

Zu *Aeneis* Buch 8: Diese oben als zweites ausgeführte Aeneistextstelle in Buch 8 beinhaltet den Vergleich des fleißigen Schmieds mit einer eifrigen (Ehe-)Frau. Zwar beweist der bereits besprochene Fund zu *ep.* 66,2,1 (vgl. die Ermahnung das makellose Ehebett zu bewahren in Fundnr. 19 unter Typ 2), dass Hieronymus genau dieses vergilische Gleichnis in Buch 8 wohl durchaus einigermaßen präsent war.⁶⁴⁰ Dennoch ist im vorliegenden Fall eine inhaltliche Anspielung auf die Bedeutung dieses Gleichnisses nicht erkennbar. Denn auch wenn bei Hieronymus ebenfalls das vorbildliche Verhalten einer Frau verhandelt wird, erinnert doch der gesamte vergilische Zusammenhang wenig an die beiden Mahnbrieife. Daher ist für die beiden Briefe keine intertextuelle Beziehung zu dieser Aeneistextstelle zu vermerken.

Zu *Aeneis* Buch 5: Die Stelle des 5. Buches, in der die Opferhandlung des Aeneas für die troischen Laren und den Kult der Vesta beschrieben wird, erscheint als Vorlage für Hieronymus demgegenüber schon deutlich passender. Dies resultiert womöglich auch daraus, dass die dort beschriebene Opferhandlung für den vergilischen

640 Interessanterweise konstatiert Zwierlein für den Halbvers 8,410, dass dieser ein unechter Vers sei, nicht jedoch derselbe Halbvers in 5,743, vgl. Zwierlein (1999) 167. DServius zieht die Echtheit des Verses jedoch nicht in Zweifel. Ferner ist anzumerken, dass trotz der umfassenden Gleichnisse in der *Aeneis* die Übernahme von Wortmaterial dieser Textabschnitte durch Hieronymus eher selten ist. Neben diesem Zeitgleichnis kam durch Fundnr. 8 und 9 in Hier. *ep.* 22,35,3 und 60,13,3 mit Verg. *Aen.* 4,449 ferner noch das Baumgleichnis in den Blick der vorliegenden Untersuchung.

Text selbst wie auch für das römische Kultwesen an sich – in welches Aeneas die troischen Kulte mit dieser Handlung einführt – relevanter und die Textstelle dementsprechend von prominenterem Charakter ist. Zudem wird im Unterschied zum Gleichnis in Buch 8 das Feuer nicht nur zum (profanen) Zweck der Wärmeerzeugung oder Essenszubereitung wieder entzündet, sondern für einen höheren Zweck, nämlich den der Götteranbetung. Diese auf das Transzendente ausgerichtete Handlung entspricht eher dem Duktus der Aufforderung, sich göttliche Gunst zu erwerben, wie sie auch in der hieronymianischen Unterdrückung der physischen Begierde mit der Perspektive auf die Gunsterwirkung des christlichen Gottes zum Ausdruck kommt.

Ferner muss angemerkt werden, dass die gedankliche Figur des Hieronymus, durch das Nehmen eines Bades die Liebesglut oder das Liebesfeuer in sich wieder anzufachen, für ihn als Briefautor durchaus nicht unikal ist. So thematisiert er eben diesen Gedanken auch in *ep.* 125, indem er den exakt identischen Sachverhalt erklärend ausführt: Wenn man die Glut des Körpers durch Fasten auslöschen wolle, solle man sie nicht durch einen Badbesuch wieder anfachen (*ep.* 125,7,1). In diesem 125. Brief wählt Hieronymus mit *bal(i)neum*, *calor*, *corpus*, *frigus* und *extinguo* allerdings gänzlich andere Wörter, um diesen Gedankengang auszudrücken.⁶⁴¹

Dieser flankierende Hinweis auf *ep.* 125 soll einerseits vor einer Überinterpretation der hier diskutierten Funde warnen. Andererseits zeigt dieses Beispiel auf, dass Hieronymus durchaus anderes Wortmaterial zur Beschreibung dieses Gedankenkonnexes auch in den beiden diskutierten Briefen 107 und 117 zur Verfügung gestanden hätte. Insofern bekommt die Wortwahl in diesen beiden Briefen eine gewisse Brisanz. In Kombination mit der Vergil getreuen stilistischen Aus- und Weitergestaltung der Alliteration und der korpusweiten Einzigartigkeit der Formulierung generell liegt es daher nahe, diesen Fund der automatischen Analyse als einen Zitatfund zu werten, auch wenn ein *tertium comparationis* aus dieser Übernahme des vergilischen Sprachmaterials nicht unmittelbar ersichtlich wird. Es kann einzig in dem übergeordneten Streben der Figuren erkannt werden, den Göttern/dem einen Gott zu gefallen und sie/ihn durch eine Handlung gnädig beziehungsweise günstig gesinnt zu stimmen. Diese Interpretation entspricht dann in gewisser Weise einem Abstreifen des vergilischen Kontextes und damit der Inhaltsseite, sodass nur mehr der sprachliche Mechanismus an sich zurückbleibt und übernommen wird.

641 Die Stelle lautet im Ganzen: *Tu uero, si monachus esse uis, non uideri, habeto curam non rei familiaris, cui renuntiando hoc esse coepisti, sed animae tuae. sordes uestium candidae mentis indicio sint, uilis tunica contemptum saeculi probet ita dumtaxat, ne animus tumeat, ne habitus sermoque dissentiat. balnearum fomenta non quaeras, qui calorem corporis ieiuniorum cupis frigore extinguere.* (*ep.* 125,7,1).

Favorisierter Typ:

In diesem Sinne wäre aus konservativer Sicht eine Einordnung der Text-Text-Beziehung beider Briefe mit der Stelle dieses 5. Buches als ein konvergierender Vergleich möglich: So wie Aeneas das beinahe erloschene Feuer für seine Opferhandlung und damit die Überführung der (heidnischen) Kulte aus Troja nach Rom wieder anfacht, so facht auch ein Bad das eingeschlafene und unterdrückte Liebesfeuer einer christlich lebenden, der Keuschheit zugewandten Frau wieder an. Doch noch passender ist eine Klassifizierung als Dekontextualisierungstyp, da die Translation der Verbalhandlung in einen deutlich übertragenen Kontext den Rahmen des vergilischen Halbverses doch eher überdehnt. Denn durch die Übernahme der Formulierung wird die gedankliche Figur des die Gunst eines Gottes Erwerbens von ihrem heidnischen Kontext bei Vergil befreit und der zurückbleibende Mechanismus der gedanklichen Figur an sich auf einen anderen, in diesem Fall christlichen Kontext übertragen. Hieronymus drückt sich also mit Vergils wohl gewählter Wortwahl gekonnt aus und wendet diese dabei sozusagen auf die christliche Tradition an: Anstelle der heidnischen Götterverehrung des Aeneas tritt bei Hieronymus die ausschließliche Ausrichtung des gesamten Handelns einer guten Christin hin auf das Gefällig-Sein vor Gott. Hieran ist eine Aufnahme der durch Vergil etablierten Formulierung hinsichtlich der sprachlichen Codestruktur an sich zu erkennen, bei gleichzeitiger inhaltlicher Ablehnung und daher Kontrastierung. Die Formulierung verleiht Hieronymus eine gewisse stilistische Dignität, ohne dabei dem Originalkontext zustimmen und dadurch die Aussage in den eigenen Text übernehmen zu müssen. Ferner kann konstatiert werden, dass Hieronymus programmatisch die Etablierung der christlich-asketischen Lebensführung verkündet wie schon Vergil die Translation der Götter durch Aeneas besungen hat. Hieraus kann in gewisser Weise ein Legitimierungsgrund für das Schreiben des Hieronymus erkannt werden.

Demgegenüber bietet sich die Textstelle aus *Aeneis* Buch 8 für die beiden Briefe etwas weniger prominent als Vorlage für eine Text-Text-Berührung an. Doch um die lexikalische Verbindung des hieronymianischen Korpus mit den Quellentexten adäquat zu dokumentieren, muss auch dieser Vers im *apparatus locorum* für Hieronymus' Briefe aufgeführt werden.

Kommentar zu Fundnr. 16: ep. 66.11.1 mit Aen. 7.436–437

quasi Aeneas noua castra metaris et super
 undam *Thybridis* ubi ille cogente
 quondam penuria crustis fatalibus et
quadris patulis *non* pepercit tu uiculum
 nostrum id est domum panis aedificas et
 diurnam famem repentina saturitate
 compensas

classis inuectas *Thybridis* *undam*
 non ut rere meas effugit nuntius auris

Szenerie:

Hieronymus: Die hieronymianische Textstelle geht auf den 66. Brief zurück. In diesem 66. Brief richtet sich Hieronymus an seinen Schulfreund Pammachius, anlässlich des Todes seiner Frau Paulina.⁶⁴² In Paragraph elf thematisiert Hieronymus das erste christliche Pilgerheim, das Pammachius gemeinsam mit der adligen Fabiola an der Tibermündung erbaut hatte, und vergleicht *expressis verbis* dessen Errichtung mit der Landung des Aeneas in Latium eben an genau demselben Ort.⁶⁴³ So wie Aeneas sein Volk nach Latium verpflanzte, so habe auch Pammachius das Christentum an das italische Ufer gebracht und wie Aeneas habe auch Pammachius hierfür ein neues Lager abgesteckt (*quasi Aeneas noua castra metaris*). Das Ganze vollzog sich ‚an den Wassern des Tibers‘, eben dort, wo sich für Aeneas und seine Gefährten die Prophezeiung der essbaren Tische erfüllt hatte (Tischprodigium). Dort baute Pammachius Hieronymus zufolge ein neues ‚Haus des Brotes‘ (*tu uiculum nostrum, id est domum panis, aedificas*) wie das seine. Die Formulierung ‚Haus des Brotes‘ entspricht der Übersetzung des hebräischen Wortes Beth-lehem und so setzt Hieronymus sein Beth-lehem und das neue Pilgerheim gleichsam als Ableger dessen in eine unmittelbare Beziehung zueinander.

Vergil: Die fragliche Aeneistextstelle auf der anderen Seite handelt von der Traumunterredung des Turnus mit der Furie Allecto. Diese ist von Iuno beauftragt, Zwietracht zwischen den Italern und angekommenen Trojanern zu säen. Zu diesem Zweck erscheint Allecto in der greisen Gestalt der Iuno-Priesterin Calybe dem Turnus im Traum und ruft ihn dazu auf, gegen die neu eingetroffenen Trojaner zur Waffe zu greifen. Doch Turnus antwortet die Rachegöttin nicht erkennend in spöttisch-abweisendem Tonfall, dass auch zu ihm die Kunde sehr wohl gelangt sei, dass eine Flotte ‚in die Gewässer des Tiber‘ eingefahren sei. Weiterhin bräuchte sie sich jedoch keine Sorgen zu machen, da ihr greises Alter sie täusche und Frieden und Krieg nicht ihre, sondern immer noch die Sache der Männer sei.

⁶⁴² Vgl. für diesen Brief auch bereits Fundnr. 19 in Hier. ep. 66,2,1 mit Verg. Aen. 8,407–413.

⁶⁴³ Für diesen Brief ist sozusagen ein Komplementärtext in Form des 13. Briefes von Paulinus von Nola erhalten, denn auch dessen Brief ist eine Trostschrift an Pammachius zum Tode Paulinas. In diesem Brief erwähnt Paulinus das von Hieronymus genannte Pilgerheim an der Tibermündung jedoch nicht, deshalb kann dieser Text nicht als Vergleichsfolie der vorliegend diskutierte Hieronymuspassage dienen. Dieser Leerstelle ungeachtet lobt auch Paulinus in dem Trosts Schreiben Pammachius' Engagement für die Armen: *ueniam enim iam ad praedicationem operum tuorum et ad pios actus de lacrimarum sanctitate transibo*, Paul. Nol. ep. 13,11. So hat Pammachius mithilfe Fabiolas nicht nur an der Tibermündung Hilfsleistungen für Arme und Kranke organisiert, sondern auch in Rom in der fünfschiffigen konstantinischen Basilika des Petrus (*Petri basilicam*) Armenspeisungen verantwortet: *itaque patronos animarum nostrarum pauperes, qui tota Roma stipem meritant, multitudinem in aula apostoli congregasti. ... uideo congregatos ita distincte per accubitus ordinari et profuis omnes saturari cibis*, Paul. Nol. ep. 13,11. Dies wiederum wird in Hieronymus' Text nicht erwähnt.

Lexikalische Merkmale:

Die Kombination der Wortstämme *thybrid** und *unda** wird erstmalig von Vergil in eben jenem Aeneisvers verwendet, die Verbindung ist also vergilischer Prägung. Im Anschluss daran tritt das Syntagma noch dreimal bei Ovid, zweimal bei Lucan und einmal bei Silius Italicus auf.⁶⁴⁴ Doch angesichts dessen, dass Hieronymus in der fraglichen Briefstelle Aeneas als Vergleichsfolie heranzieht und ihn sogar explizit mit Namen erwähnt, ist allein bedingt durch die Erzählung eine ausreichende Nähe zum 7. Buch der *Aeneis* bereits evoziert, sodass die genannten Belegstellen für die Wortkombination bei anderen Autoren als mögliche Quellen deutlich in den Hintergrund rücken.

Einmal mehr zeigt sich in diesem Fund, dass das bloße Aufmerksam-Machen auf eine textuelle Parallelität durch die digitale Analyse in diesem Fall nur gelingt, da die Kasus der Nomina beziehungsweise die Wortformen in beiden Texten identisch sind. Zwar bringt die Flexionsformen unabhängige Korpusuche keine weiteren Belegstellen in der *Aeneis* hervor, sodass eine Lemmata-Übereinstimmung basierte Untersuchung in diesem Fall keinen Mehrwert geliefert hätte, dennoch verweist der Fund auf die Grenze des gewählten digitalen Untersuchungssettings. Es geht bei diesem Fund also nicht vorrangig darum, dass das sprachliche Material eines vergilischen Halbverses von Hieronymus direkt in seinen Text eingewoben wurde, sondern es geht viel eher um die Übernahme eines Syntagmas, das im Deutschen die Form eines Kompositums annimmt und damit, mit der oben skizzierten Differenzierung der unsicheren Funde gesprochen, sehr nahe an den Typ b₂) ‚Kollokative Verbindung‘ nach dem dort aufgeführten dritten Beispiel gelangt.⁶⁴⁵

Doch im Gegensatz zu den dort aufgeführten und aussortierten Funden der digitalen Analyse liegen bei dem vorliegenden Fund weitere textuelle Anknüpfungspunkte zum Aeneistext vor. Denn Hieronymus erwähnt die Erfüllung des Tischprodigiums mit den entsprechenden Worten des 7. Buches der *Aeneis* (dieses zusätzlich übereinstimmende Wortmaterial ist für Hieronymus selbst in der obigen Gegenüberstellung der beiden Textpassagen und in der folgenden Wiedergabe der vergilischen Verse durch Unterstreichung hervorgehoben, man beachte auch hier die flexionstechnisch leicht adaptierende Übernahme durch Hieronymus): *consumptis hic forte aliis, ut uertere morsus/ exiguam in Cererem penuria adegit edendi,/ et uiolare manu malisque audacibus orbem/ fatalis crusti patulis nec parcere quadris.* (vv. 112–125). Das heißt, Hieronymus zitiert Buch 7 an dieser Briefstelle explizit. Dies bereitet für das diskutierte Syntagma ein deutlich durch Vergil geprägtes Milieu.

⁶⁴⁴ Es handelt sich um folgende Textstellen: Ov. *fast.* 1,242; Ov. *epist.* 7,145; Ov. *met.* 15,432; Lucan. 1,381 und 6,810; Sil. 8,366.

⁶⁴⁵ Vgl. Kap. 7.1.1.1.

Weitere Merkmale und Interpretationsspielraum:

Die fragliche Aeneistextstelle spiegelt lediglich in Retrospektion das Ankommen der Trojaner in Latium wider. Ihre tatsächliche Landung ist bereits Thema zu Beginn des 7. Buches. In den Anfangsversen 25–37 erblickt Aeneas – nachdem die nächtlichen Winde abgeflaut sind, die Segel eingerollt und die Ruderer übernommen haben – eine schattige Flussmündung, in die er seine Boote hineinfahren lässt. Das lexikalische Material, mit dem die Tibermündung in dieser Passage beschrieben wird, unterscheidet sich von dem vorliegend diskutierten Syntagma: In Vers 30 ist es der personifizierte Fluss *Tiberinus*, der sich in anmutigem Lauf (*fluuiamoeno*) und mit reißenden Stromschnellen (*uerticibus rapidis*) durch einen großen Hain (*ingentem lucum*) schlängelt. Hieronymus verwendet also explizit nicht diese berichtenden Worte der Erzählerstimme zum erzählerischen Zeitpunkt des Geschehens, sondern die der Retrospektion des schlafenden Turnus im Zwiegespräch mit der Rachegöttin Allecto.

Generell springt Hieronymus bei der Anführung der Parallelen zwischen Pammachius und Aeneas im 7. Aeneisbuch stark hin und her: In der *Aeneis* landen die Trojaner in den Versen 26–36, daraufhin erfüllt sich das Tischprodigium in den Versen 107–134, im Anschluss misst Aeneas dann in den Versen 157–159 das Lager ab. Der Traum des Turnus fällt in die Verse 411–457. Doch Hieronymus verdreht die Reihenfolge gänzlich, er setzt das Abstecken des Lagers an die erste Stelle, darauf folgt die Landung in der Tibermündung erzählt mit den Worten aus Turnus' Traum und letztlich die Erwähnung des Tischprodigiums.

Eine mögliche inhaltliche Verbindung oder ein weiterer Zusammenhang der fraglichen Textstellen der Aeneisverse und des Briefes wäre beispielsweise im Themenbereich eines Traumes, eines Zwiegespräches im Traum, eines Zwiegespräches mit einem Gott, im Umfeld des Themas der Rache oder alternativ auch in einem spottenden Tonfall zu suchen. Doch keiner dieser Interpretationsspielräume kann auf die Hieronymuspassage bezogen werden, da dort weder von einem Traum noch von einem Gespräch mit Gott oder von Rache die Rede ist. Vielmehr lobt der hieronymianische Text die Pionierleistung des Pammachius an der Stelle ausdrücklich. Einzig zum Zweck des positiven Hervorhebens werden die verschiedenen Handlungen, an denen die ersten Schritte der Trojaner in der fremden Heimat exemplarisch festgemacht werden können, im Brieftext aufgeführt. So wie Aeneas damals zu neuen Ufern aufbrach, so erobert auch Pammachius neues Gebiet. Doch durch diese Lesart entsteht keine unmittelbare Beziehung dieser einzelnen, sehr dezidierten Textstellen, sondern vielmehr eine allgemeine Parallelität der beiden Handlungen.

In dieser punktuellen Text-Text-Beziehung der Wortebene wird also kein weiterer, dritter Sinnzusammenhang ersichtlich, dies geschieht erst in Bezug auf die gesamte Handlung. Ebendaher fällt es auch schwer, eine solche Wendung als Zitat zu identifizieren. Dennoch ist die fragliche Passage des Hieronymus derart mit Hinweisen auf das 7. Buch der *Aeneis* angefüllt, dass eine Verbindung noch dazu vor dem lexikalischen Befund als wahrscheinlich angesehen werden muss.

Favorisierter Typ:

Bei der Wendung handelt es sich um eine Übernahme, die ohne den ehemaligen Kontext des im Traum geführten Dialogs zwischen Turnus und der Rachegöttin in den hieronymianischen Text eingefügt wurde. Die allgemeine Dichte der expliziten Anspielungen auf Aeneas und damit auf die *Aeneis* als Text bereitet jedoch das Milieu, durch welches nahegelegt wird, dass ungeachtet der zwischenzeitlichen Verwendung der Formulierung durch andere Autoren auch die Beschreibung des Tibers als Formulierung dem Epos entnommen wurde. Mit der durch Hieronymus vorgenommenen Neuordnung der Chronologie geht einher, dass der Traum-Kontext des diskutierten Syntagmas gänzlich abgestreift und die Formulierung nur mehr als Ortsbeschreibung aufgenommen wird. Wie bereits für den vorherigen Fund kann auch an dieser Zitatstelle eine gewisse Begründung für Hieronymus' Tätigkeit als christlicher Autor herausgelesen werden, denn Pammachius kehrt bemerkenswerterweise mit seinem Hospiz genau an die Stelle zurück, an der Aeneas Vergil zufolge in Latium anlandete und gleichermaßen wie Vergil diesen römischen Ursprungsmythos berichtet, so berichtet nun Hieronymus vom Beginn des Christentums am italischen Ufer in Latium.

7.2.1.3 Zusammenfassung

Wie die Ausführungen zu den sieben Zitattypen im Kontrast zu den oben diskutierten aussortierten Funden zeigen, ist eine automatisierte Technik des Textvergleichs durchaus in der Lage, auch Ergebnisse solcher Qualität aufzufinden, die dem gängigen Anforderungsprofil klassisch-philologischer Zitatanalyse entsprechen. Die Diskussion der Funde unter den Zitattypen 1 bis 7 zeigt hierbei jedoch, dass nur für vergleichsweise wenige digital erzeugte Funde eine solche Text-Text-Beziehung mit einiger Sicherheit angesetzt werden kann.⁶⁴⁶

Die Diskussion im Zwischenfazit, die die Ergebnisse zu den ersten drei Zitattypen des liminalen Graubereichs des Zitatphänomens zusammenfasst, hat bereits gezeigt, dass es sich bei einigen digitalen Funden dezidiert um vergilische Formulierungen handelt, doch dass nur an sehr wenigen Stellen über diese lexikalische Übereinstimmung hinaus noch weitere narrative oder stilistische Ähnlichkeiten aufgefunden werden können, sodass die Wortwahl eindeutig von einem rein idiomatischen oder koinzidenten Grundrauschen differenziert werden kann.

⁶⁴⁶ So es denn intersubjektiv überhaupt je möglich ist, diesbezüglich eine Einigung zu erzielen, vgl. zu dieser Schwierigkeit der Zitatanalyse allgemein Knauer (1979) 41. Hieraus geht hervor, dass dieser einschränkende Hinweis nicht nur die Funde computerbasierter Intertextualitätsanalyse, sondern auch die Funde traditioneller, manueller Forschungstätigkeit betrifft. Zum Verhältnis aussortierter und angenommener Funde vgl. auch eingehender Kap. 8.1.1.

Die Funde der weiteren Zitattypen weisen demgegenüber breiter angelegte Paralleltäten zwischen der hieronymianischen und der vergilischen Textstelle auf, die sich sowohl in kontextuellen als auch strukturellen Merkmalen zeigen können. Ein ‚Korrekturvorschlag‘ (Typ 4) der bestehenden Forschung konnte innerhalb eines exegetischen Textes gefunden werden (vgl. den Ausdruck eines riesigen und schrecken-erregenden Ungeheuers in Fundnr. 6 in *ep.* 106,57,1). Hieronymus ist an dieser Briefstelle mit der Krux konfrontiert, eine korrekte Übersetzung sowie eine Erklärung einer Psalmenstelle zu bieten. Das heißt, er ringt in diesem Brief geradezu nach den passenden (lateinischen) Worten. Gerade in diesem produktionstechnischen Zusammenhang, bei dem ein Autor darauf angewiesen ist, obertonartig mehrere Konnotationen eines Wortes mitschwingen zu lassen, sodass der Leser innerhalb des schillernden Ausdrucks zunächst die semantische Vollheit begreift und dann die anvisierte Bedeutungsnuance erkennt, scheint es ein durchaus sinnvolles Verfahren, auf bereits etablierte Formulierungen eines im kulturellen Gedächtnis fest verankerten Werkes zurückzugreifen. Denn genau in diesen bekannten Formulierungen ist der Frequenzbereich des semantischen Inhalts intersubjektiv bereits vorab diskutiert. Somit kann, ohne die Diskussion selbst einbinden zu müssen, durch Zitieren an diese Ergebnisse angeschlossen werden. Für diesen Zitatfund ist daher auch ausnahmsweise explizit und unzweifelhaft festgelegt, dass Hieronymus wollte, dass die textuelle Vorlage in seinem Text mitzuschwingen beginnt und der Leser dies auch bemerkt. Das Zitat ist also intendiert. Das *tertium comparationis* liegt in diesem Fund in der Zuschreibung einer ehrfurchterregenden Eigenschaft an eine Gottheit. Technisch gesehen dient in diesem Ergebnis neben der semantischen Ähnlichkeit der gesamten Textpassage auch die lokale Zitiertechnik im unmittelbaren Umfeld zum fraglichen Syntagma als maßgebliche Richtschnur für die finale Argumentation für das Vorliegen eines Zitates.

Die folgende Kategorie des ‚konvergierenden Vergleichs‘ (Typ 5) ist unter den digitalen Funden ungleich schwerer zu fassen, sie schließt wie aufgezeigt einerseits nahe an die Kategorie des ‚vergilischen Syntagmas‘ (Typ 2) an und ist andererseits in der Form eines schwach angelegten Vergleiches beinahe ungreifbar. Bezüglich des einen Neufundes zeigt sich eine relativ schwache Vergleichsfigur (vgl. die Formulierung der heulenden Wölfe in Fundnr. 15 in *ep.* 108,13,4). Die Besonderheit bei diesem Fund liegt in der Einzigartigkeit der Formulierung sowie in den zusätzlichen Parallelen der Reiseszene und der Warnfunktion vor Gefahren der Verführung (durch Gift beziehungsweise unmäßige Trauer). Auffällig ist, dass das vergilische Zitatsegment bei Hieronymus in eine hagiographisch geprägte Textpassage eingefügt wird und dadurch einen positiven Vergleich erstellt, wodurch Zustimmung zur Vorlage ausgedrückt wird. Auch beim zweiten Fund handelt es sich beim Vergleich der Gefahren einer Seereise mit dem Leben mitten in der Welt um eine Warnung des Hieronymus, der durch vergilisches Zitatmaterial Autorität verliehen wird (vgl. das Bild der ruhigen Wasserfläche wie ein stiller Teich in Fundnr. 18 in *ep.* 14,6,3). In diesem Fall stimmt sehr viel lexikalisches Material überein, das im Vergleichskorpus recht rar ist.

Zudem kann die manuelle Analyse weitere Übereinstimmungen derivierter Wortformen hinzufügen. Zwar ist auch in diesem Fund der Vergleich so schwach ausgeprägt, dass es unklar ist, ob es sich überhaupt noch um eine Vergleichsfigur handelt, dennoch bereiten die Zitate weiterer klassisch-heidnischer Autoren wie Horaz und Cicero ein entsprechendes kulturelles Milieu. Dieses wird zusätzlich noch durch mythologische Referenzen deutlich eingefärbt, die wiederum auf das Korpus der Briefe gesehen an anderer Stelle mit dem Kern des vergilischen Zitatsegmentes verknüpft sind. Hierdurch entsteht ein dichtes Netz an Hinweisen, das das Vorliegen eines Zitates des Aeneistextes unterstreicht.

Die Kategorie des ‚divergierenden Vergleichs‘ (Typ 6) ist als Figur in den Funden mehrfach angeklungen, doch in Reinform nur an den zwei Beispielen an *ep.* 1,5,2 (Fundnr. 1) und an *ep.* 60,13,3 (Fundnr. 9) deutlich zu beobachten. Für den erstgenannten Fall konnte aufgrund einer syntagmatischen Kongruenz eine bemerkenswerte Parallelität auch des Szenenaufbaus nachgewiesen werden, durch die schließlich durch Aufklaffen einer Differenz eine starke dritte Bedeutung als Intersignifikanz entsteht (vgl. das Zitatsegment der gelösten Glieder in Fundnr. 1 zu *ep.* 1,5,2). Abermals nutzt Hieronymus in diesem Brief die vergilische Vorlage, um seine Textintention zu unterstreichen. Doch er wertet dabei die vergilische Vorlage implizit ab, um im selben Zug seine Heroin oder vielmehr Märtyrerin aus Vercelli besonders hervorzuheben. Dieser Fund ist unzweifelhaft bedeutungsvoll. Freilich ist fraglich, ob die zeitgenössischen Rezipienten diese Parallelität tatsächlich wahrgenommen haben, da hierfür ohne dezidierte Hinweise doch ein sehr feines Gespür nötig ist. Doch durch die erstmalige namentliche Nennung des Aeneas in genau diesem Vers und seiner Ringfunktion durch die abermalige Aufnahme bei Turnus' Tod, erlangte der Vers sicherlich eine gewisse Prominenz. Wie aufgezeigt nutzt Hieronymus dieses Zitat, um sein eigenes (Beginnen des) Schreiben(s) zu legitimieren.

Eine Form der produktiven Loslösung zeigt das zweite Beispiel (vgl. die lautlos über die Wangen rollenden Tränen zum einen in Fundnr. 9 zu *ep.* 60,13,3). In *ep.* 60 entsteht auf Grundlage des vergilischen Baum-Gleichnisses und der Standhaftigkeit des Aeneas hinsichtlich der drängenden Bitten Didos durch die Aufnahme bei Hieronymus eine ideale christliche Trauer der *Autorpersona* unter Intensivierung des Trauerparadoxes. Bezüglich dieses Fundes und seines Doppelfundes in *ep.* 22,35,3 (Fundnr. 8), der hiervon abweichend als ‚vergilisches Syntagma‘ (Typ 2) klassifiziert wurde, zeigt sich eine Besonderheit der hieronymianischen Zitierpraxis: Mit den aufgezeigten Möglichkeiten zur mehrfachen Einordnung einer vergilischen Formulierung wird nämlich ersichtlich, dass ein zitierter Versteil innerhalb des hieronymianischen Briefkorpus durchaus vielseitig und in unterschiedlichen Stufen an expliziter Zitathaftigkeit verwendet werden kann, in einer Reduktionsstufe als vergilisches Syntagma und in einer zitathafteren Stufe als divergierende Vergleichsfigur. Die Wiederverwendung der Versteile durch Hieronymus an verschiedenen Textstellen trägt also einen schillernden Charakter. Die zusätzlichen Funde für Aeneisbuch 10 und *ep.* 1, hervorgebracht durch die Korpussuche, bezeugen, dass ein lemmatisierender Ansatz

des Textvergleiches weitere Funde der Text-Text-Berührung zwischen Hieronymus' Briefen und der *Aeneis* hervorbringen würde, auch wenn sich diese bis auf die spekulative Interpretationsmöglichkeit von *ep.* 60 und *Aen.* 10 lediglich durch lexikalische Übereinstimmungen auszeichnen und daher einer sinnproduzierenden Interpretation verschlossen bleiben.

Die letzte Kategorie betrifft die ‚Dekontextualisierung‘ (Typ 7). Dies ist eine interessante Zitatfigur, welche jedoch sehr schwer zu fassen ist, da einerseits Zitate per Definition stets aus dem Kontext gerissen sind und andererseits gerade dieser Typ in der Begründung jenseits der Rarität des Lemmas Schwierigkeiten bereitet, da der Kontext zur Klärung nicht heranzuziehen ist. Die Funde in *ep.* 107,11,2 und *ep.* 117,11,1 (vgl. das Bild des Wiederanfachsens eines eingeschlafenen Feuers in Fundnr. 11, 12, 20 und 21) sind vor dem Hintergrund der übrigen digitalen Funde äußerst selten, da es sich bei ihnen um das Wortmaterial eines ganzen Halbverses handelt. Aufgrund der vergleichsweise deutlichen Markiertheit ist die traditionell-manuelle Forschung meist bereits auf diese Art Zitat aufmerksam geworden. Doch scheint in diesem Fall die veränderte Wortreihenfolge und damit das aufgelöste Metrum das Auffinden dieser Zitatfunde verhindert zu haben. Diesem Schwund konnte auch die stilistische Weiterführung der Alliteration durch Hieronymus keine ausreichende Markierung entgegenzusetzen. Bei den genannten Funden ist der Typ der Dekontextualisierung daran zu erkennen, dass die Translation eines sprachlichen Mechanismus ohne den Kontext erfolgt. Dies geschieht, indem der Opferkontext des Wiederanfachsens eines Feuers aus der *Aeneis* völlig abgestreift wird und lediglich die Handlung übertragen auf die gedankliche Figur des Gefälligseins vor dem christlichen Gott durch Keuschheit überführt wird. Ferner zeigt sich wieder das bereits beobachtete Phänomen, dass vergilisches Wortmaterial gleich in mehreren Briefen verwendet wird, hier jedoch nun in einem vergleichbaren Kontext und in konstanter Verwendungsweise (im gleichen Zitattyp). Auffällig ist ferner, dass die Vergilstelle an sich für den Verlauf des Epos eher ausschmückenden denn narrativ zentralen Charakter hat. Hieronymus scheint diesem Signal gefolgt zu sein und die Formulierung als schmückendes Element einer wohlgeformten Sprache in seine Briefe mitaufgenommen zu haben. Ferner kann aus einer parallelisierenden Betrachtung der Textsituationen – einmal besingt Vergil die Translation der Götter durch Aeneas, das andere Mal propagiert Hieronymus die christlich-asketische Lebensführung – für Hieronymus ein legitimierender Impuls für das eigene christliche Schreiben abgeleitet werden.

Obwohl abschließend der Fund in *ep.* 66,11,1 (vgl. die Erwähnung der Gewässer des Tibers in Fundnr. 16) demgegenüber auf einem kürzeren Zitatsegment aufbaut, weist das Umfeld der fraglichen Wendung doch so viel Aeneismaterial und explizite Verweise *expressis verbis* auf genau die Erzählung des Epos auf, dass es naheliegt, dass auch diese Formulierung auf die *Aeneis* verweist. Dennoch ist der vergilische Kontext des Zwiegespräches im Traum und der Rache und des Spottes völlig abgestreift und zusätzlich das Syntagma um seine analeptische Funktion innerhalb des Vergiltexes gebracht. Auch die Reihenfolge der Ereignisse der Landung in Latium ist

durch Hieronymus gänzlich umgestellt. Mögliche Themenbereiche für einen inhaltlichen Anschluss oder eine Interpretation wären zwar gegeben, doch werden sie von Hieronymus nicht genutzt. Die Formulierung ist daher einigermaßen dekontextualisiert übernommen.

Methodisch zeigt die Erstellung der Zitattypologie sehr deutlich, dass stets fallbezogen entschieden werden muss, welche Kriterien im konkreten Fall in welcher Gewichtung in die Entscheidungsfindung und Bewertung einer Fundstelle einbezogen werden müssen. Gerade hierin zeigt sich eine Stärke des hermeneutischen Ansatzes. Denn gegenüber dem starren, festen, sprachlich äußerst disziplinierten und sehr systematischen Ansatz automatisierter Analyseverfahren, der sich insbesondere für das Auffinden der Funde als nutzbringend erwies, verfügt die hermeneutische Analyse in ihrer Fähigkeit der abwägenden Handlungsweise über einen wesentlichen Vorteil.

8 Evaluation des *mixed methods*-Ansatzes

Neben einer hermeneutisch-interpretierenden Auswertung im *close reading* können die Ergebnisse der computerbasierten Analyse auch im Vergleich mit den Ergebnissen der manuellen Forschungstradition betrachtet und so der *mixed methods*-Ansatz einer Evaluation zugeführt werden. Da die vorliegende Untersuchung experimentelle Facetten trägt, ist eine solche kontrastierend-evaluierende Betrachtung besonders lohnend, um strukturelle Unterschiede in den Ergebnissen möglichst deutlich herauszuarbeiten. Anhand dieser differierenden Muster können dann die jeweiligen methodischen Vor- wie auch Nachteile noch deutlicher gefasst werden.

8.1 Strukturelle Unterschiede der Zitatfunde beider Methoden

Die Untersuchung struktureller methodischer Unterschiede setzt an den vier Vergleichsdimensionen des ‚Ertrages‘, der ‚Verteilung‘, des ‚Ent- und Aufnahmeortes‘ sowie der ‚Semantik‘ an. Von ihnen ausgehend werden dann anhand verschiedener Unterpunkte im Folgenden tiefergehende Analysen angestellt. Die für den Vergleich verwendeten Ergebnisse der computergestützten Herangehensweise sind im vorherigen Kapitel besprochen. Die verwendete Ergebnismenge traditionell-manueller Forschung hingegen stellt wieder der ‚manuelle Goldstandard‘ dar.⁶⁴⁷

Damit ferner die Komparanda klar definiert und tatsächlich vergleichbare Zahlenverhältnisse für die teils frequenzanalytisch-quantifizierende Gegenüberstellung gewährleistet sind, müssen die Zitatfunde vor dem eigentlichen Vergleich noch in ein metrisches System übertragen werden.⁶⁴⁸ Denn ein verstärkt frequenzanalytisch-quantifizierender Vergleich setzt voraus, dass Text in mess- und zählbare Einheiten übersetzt wird. Es müssen also textuelle Daten in Zahlen transponiert, das heißt Text nach systematischen Regeln in Einheiten zerlegt werden.

In der vorliegenden Untersuchung werden die Grenzen dieser zählbaren Texteinheit durch einen Zitanfang und ein -ende definiert. Diese beiden werden jedoch nicht wie im *Tesserae*-Projekt anhand der Satzzeichen bestimmt,⁶⁴⁹ sondern durch die

647 Näheres zum aufgenommenen Forschungsstand vgl. Kap. 1.3 sowie ferner die Liste aller manuellen Funde im Anhang I: ‚Manueller Goldstandard‘.

648 Den folgenden frequenzanalytischen Überlegungen sei ganz generell der Hinweis vorangestellt, dass sie (teilweise) auf einer sehr kleinen Zahlenbasis basieren und die aufgezeigten Effekte daher (teils) nur von begrenzter Aussagekraft sind bzw. sehr vorsichtig hinsichtlich der Suggestion von allzu großer Evidenz betrachtet werden müssen.

649 Denn aus dem Vorgehen des *Tesserae*-Codes Satzzeichen als Trennungssignale für die Untersuchungseinheit anzusetzen, resultiert beispielsweise, dass in *ep.* 17,2,1 das Aeneiszitat aus *Aen.* 1,539b-41 als drei einzelne Funde deklariert wird (1. Fund: *quaeue hunc tam barbara morem permittit patria?*

Art und Weise der Aufnahme innerhalb des hieronymianischen Briefftextes. Nach vorliegender Metrisierung wird eine Zitatgrenze durch eine explizite Ein- oder Überleitung sowie auch durch weniger explizite Markierungsformen wie Ergänzungen oder die Fortschreibungen des hieronymianischen Briefftextes markiert.

Ein Vorteil dieser Regel ist, dass mit ihr in Übereinstimmung mit hermeneutischen Präsuppositionen Kontaminationen zweier oder mehrerer Aeneisstellen komplikationslos als ein Zitat deklariert werden können: Beispielsweise gelten nach diesem Schema zwei durch Hieronymus zusammengezogene Halbverse nicht als zwei getrennte Zitate, sondern als ein einziges Zitat, obwohl zwischen diesen Halbversen im Quellentext noch ein weiterer, von Hieronymus übersprungener Vers steht.⁶⁵⁰ Zudem muss mit dieser Regel das übernommene Wortmaterial der Aeneispassage nicht notgedrungen wortgetreu entsprechen. Vielmehr können innerhalb des Zitates auch einzelne Wörter oder Junktoren ersetzt sein, ohne dass gleich ein Zitatende und ein erneuter Anfang konstatiert werden müssen. Ein Zitatende liegt jedoch genau dann vor, wenn im hieronymianischen Briefftext ein erneutes Ansetzen der Wiedergabe einer deutlich weiter entfernten Aeneisstelle erfolgt. Zudem kann ein neues Zitat auch dadurch gekennzeichnet sein, dass der hieronymianische Text ein Zitatsegment eines anderen Werkes oder Autors unmittelbar anschließt.⁶⁵¹

8.1.1 Vergleich des Ertrages

Die erste Vergleichsdimension manueller und computerbasierter Ergebnisse betrifft den Ertrag. Unter diesem Vergleichskriterium wird einmal der jeweilige Ertrag beider Herangehensweisen am Gesamtbefund betrachtet. Ferner wird die Anzahl der Funde pro Zitattyp verglichen. Zudem wird als Drittes das Zustandekommen des jeweiligen Ertrages innerhalb der *close reading* Phase eingehender analysiert.

2. Fund: *hospitio prohibemur arenae*; 3. Fund: *bella cient primaque uetant consistere terra.*). Aus hermeneutischer Perspektive ist jedoch die Behandlung als ein einziges Zitat, das sich über 2,5 Verse erstreckt und damit etwas länger ist, naheliegender.

⁶⁵⁰ Ein Beispiel hierfür ist in *ep.* 97,1,3 zu finden: In dieser Briefstelle werden durch Hieronymus der Versbeginn von *Aen.* 3,426a und das Versende von *Aen.* 3,428b unter Auslassung des dazwischenliegenden Verses 427 zu einem Vers zusammengezogen.

⁶⁵¹ Diese Standardisierung wird dadurch maßgeblich erschwert, dass – wie in den Schritten der *close reading* Phase bereits aufgezeigt (vgl. Kap. 7 Anm. 459) – in den von Hagendahl sowie Kamptner verwendeten Ausgaben der *Aeneis* und der digitalisierten Textgrundlage in *Tesserae* von Greenough (1900) teilweise Divergenzen hinsichtlich der Verszählung auftreten. In der deswegen notwendigen Vereinheitlichung aller Versangaben wird für den Aeneistext auf die Ausgabe von Mynors (1969) zurückgegriffen.

Ertrag am Gesamtbefund

Um den jeweiligen Ertrag der methodischen Herangehensweise am Gesamtbefund festzustellen, wird die Anzahl der Funde des manuellen Forschungsstandes mit der Anzahl der digitalen Analyse verglichen (Abb. 21):

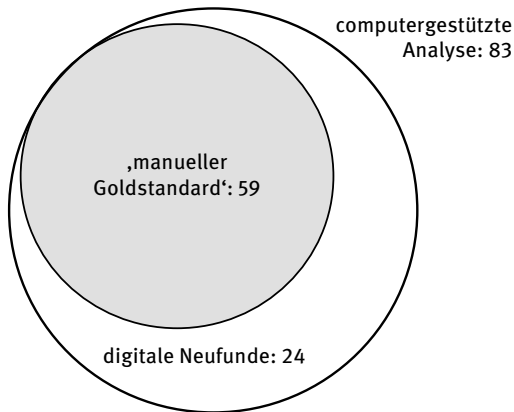


Abb. 21: Anzahl der Funde im Vergleich

Die im ‚manuellen Goldstandard‘ ausgewertete traditionelle Forschung weist 59 Zitatfunde für Vergils *Aeneis* auf. Die darauf aufbauende computerbasierte Analyse findet 83 Zitatfunde. Die Differenz von 24 Funden beschreibt den Zuwachs, der durch die digitale Analyse hinzugewonnen werden kann.⁶⁵² Auch wenn dieser Zugewinn von 24 bedeutungstragenden Zitatfunden an sich und angesichts des betriebenen methodischen Aufwandes zunächst einmal nicht üppig erscheint, bedeutet dies auf den traditionell-manuellen Forschungsstand bezogen dennoch einen Zugewinn von 41 % bedeutungstragender Zitatfunde. Übertragen auf einen größeren Anwendungsfall etwa mit weiteren Werken Vergils beziehungsweise mit zusätzlichen Autoren birgt demnach die computerbasierte Herangehensweise ein enormes Potential zusätzliche intertextuelle Beziehungen zwischen Texten aufzuspüren und damit weiteres Wissen über das Intertextualitätsphänomen zu erlangen.

Am finalen Gesamtbefund von 83 Zitatfunden haben die digitalen Ergebnisse einen Anteil von 29 %, das heißt, beinahe ein Drittel des Gesamtbefundes geht auf die methodischen Verfahren des computergestützten Textvergleichs zurück. Da diese Ergebnisse wie in Kap. 3.3 ausgeführt auf einem engen Zitatbegriff und einem sehr restriktiven Untersuchungssetting basieren, wäre bei einem liberaleren Ansetzen der

⁶⁵² Diese neuen Zitatfunde sind im vorangegangenen Kapitel ausführlich besprochen (vgl. Kap 7.2).

Kriterien (Hinzunehmen aller mit ‚cf.‘ ausgezeichneten Stellen, aller paraphrasierten Formulierungen etc.) der Zugewinn computerbasierter Verfahren dementsprechend wohl noch höher anzusetzen.

Ertrag nach Zitattypen

Die Anzahl der Funde kann ferner hinsichtlich der Zitattypen noch näher untersucht werden. Im Folgenden wird für beide Herangehensweisen jeweils die Anzahl der Funde für jeden der sieben Typen der Zitattypologie aus Kap. 7.2 gegenübergestellt (Abb. 22):

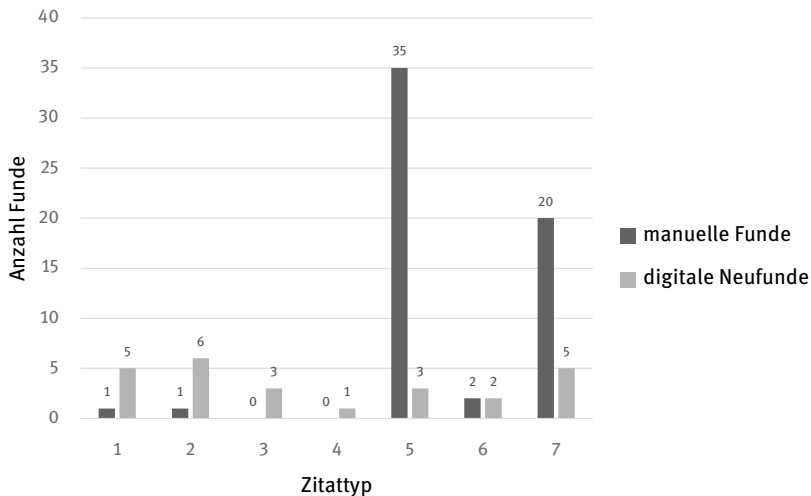


Abb. 22: Ertrag nach Zitattypen; Typ 1: Vergilische Sprachfärbung oder Prägung, Typ 2: Vergilisches Syntagma, Typ 3: Ergänzungsvorschlag, Typ 4: Korrekturfund, Typ 5: Konvergierende Vergleichsfigur, Typ 6: Divergierende Vergleichsfigur, Typ 7: Dekontextualisierung

Von den manuellen Funden kann ein großer Teil ($N = 35$) als konvergierender Vergleich (Typ 5) kategorisiert werden. Eine deutlich kleinere Gruppe an Funden ($N = 20$) kann dem Typ der Dekontextualisierung (Typ 7) zugeordnet werden. Der Typ des divergierenden Vergleichs (Typ 6) sowie die Kategorien der vergilischen Sprachfärbung oder Prägung und des vergilischen Syntagmas (Typen 1 und 2) sind demgegenüber nur äußerst marginal vertreten ($N = 1$ und 2). Für die beiden Kategorien des Ergänzungsvorschlages und des Korrekturfundes (Typen 3 und 4) liegen qua Definition für die manuellen Funde keine Treffer vor.

Für die Funde der computergestützten Analyse ergibt sich ein deutlich anderes Bild: Unter den digitalen Neufunden sind in etwa gleich viele Funde von den Typen der vergilischen Sprachfärbung oder Prägung (Typ 1), des vergilischen Syntagmas

(Typ 2) sowie der Dekontextualisierung (Typ 7) zu verzeichnen ($N = 5$ und 6). Die Anzahl der Funde, die unter die Kategorien des Ergänzungsvorschlages (Typ 3) und der konvergierenden Vergleichsfigur (Typ 5) gefasst werden können, sind zahlenmäßig ebenfalls konstant, wenn auch etwas niedriger ($N = 3$). Gleiches trifft auch auf die Korrekturfunde (Typ 4) und die Funde des divergierenden Vergleichs (Typ 6) zu ($N = 1$ und 2).

Insgesamt verteilen sich die computergestützten Ergebnisse also deutlich gleichmäßiger auf die verschiedenen Kategorien als die manuellen Zitatfunde. Die große Varianz zwischen manuellen Zitaten, die als konvergierender Vergleich (Typ 5) oder als Dekontextualisierung (Typ 7) typologisiert werden können beziehungsweise die demgegenüber beinahe marginalisierte Kategorie der divergierenden Vergleichsfigur (Typ 6) tritt vor der Hintergrundfolie dieser verhältnismäßig gleichmäßig auf die Zitattypen verteilten computergestützten Funde noch deutlicher hervor.

Ein kontrastierender Vergleich innerhalb der einzelnen Zitattypen zeigt ferner, dass das computergestützte Verfahren für die Kategorien der vergilischen Sprachprägung und des vergilischen Syntagmas (Typen 1 und 2) deutlich mehr Funde aufbringt als die manuellen Verfahren (5 bzw. 6 Funde im Vergleich zu jeweils nur einem Fund). Dies resultiert möglicherweise daraus, dass sich das Erkennen dieser wenig markierten Syntagmen im menschlichen Leseprozess ungleich schwieriger gestaltet im Vergleich zu einem automatisierten Korpusabgleich. Umgekehrt ist wiederum der Typ des konvergierenden Vergleichs (Typ 5), in dem der aufnehmende Text den aufgenommenen Vergilttext im Wesentlichen als positive Vergleichsfolie einsetzt, unter den manuellen Funden am häufigsten und um ein Vielfaches häufiger als bei den digitalen Neufunden vertreten.⁶⁵³ Dies mag daran liegen, dass gerade diese Aufnahmefigur für einen Lesenden vergleichsweise einfach zu erkennen ist, da eine positive Verstärkung durch das Zitat eintritt. Diese Befundlage verweist damit auf eine verstärkt positiverende oder verifikationsorientierte Neigung manueller Forschungspraxis, die umgekehrt bei computerbasierten Vorgehensweisen nicht in der Art ausgeprägt ist. Gerade hinsichtlich der in den computergestützten Funden vergleichsweise radikalen Marginalisierung des 5. Zitattyps scheint diese unterschiedliche Neigung als radikale Differenz auf.

Ertrag aus der *close reading* Phase

Wird noch zusätzlich der jeweilige Ertrag der *close reading* Phase betrachtet, kann gerade diese Differenz in der Neigung zur Verifikation als eine Verschiebung in der Forschungspraxis ausgemacht werden. Im Gegensatz zu einer rein traditionell-hermeneutischen Zitatanalyse, bei der – sehr vereinfachend formuliert – der

⁶⁵³ Dieser Befund fällt selbst dann nicht zusammen, wenn den Zitaten der ersten beiden Typen der vergilischen Sprachfärbung und des vergilischen Syntagmas der Grundton eines konvergierenden Vergleichs zugemessen wird.

Forschende einen Text rezipiert und dabei versucht, Spuren eines anderen Textes in diesem aufzufinden,⁶⁵⁴ hat der Forschende bei einem wie vorliegend aufgebauten computergestützten Textvergleich die Aufgabe, nach dem automatisierten Textabgleich für unzählige, nach festgelegten Kriterien erzeugte potentielle Ergebnisfunde zu entscheiden, welche letztendlich als Zitatfunde in die Gesamtinterpretation mitfließen sollen und welche nicht. Dies geschieht typischerweise in einer *close reading* Phase.⁶⁵⁵ Für den vorliegenden computergestützten Textvergleich veranschaulicht die folgende Abb. 23 den hohen Anteil der aussortierten ($N = 223$) beziehungsweise den niedrigen Anteil der als Neufunde angenommenen ($N = 24$) positiven Funde des Filtersystems:

654 Das methodische Vorgehen traditionell-manueller Forschung ist nur selten in aller Deutlichkeit in der Forschungsliteratur manifestiert, exemplarisch sei daher auf folgende Dokumentation einer beispielhaften Situation für die zufällige Entdeckung neuer textueller Beziehungen verwiesen: „Let me offer an example from my own practice. Listening (as one does) to a paper on theatrical spectacularity in Silius Italicus, I was struck by a resemblance between one of the speaker’s examples and a passage with which I was excessively familiar from teaching.“, Fowler (1997) 20–21.

655 Freilich kann eine digitale Zitanalyse auch ohne eine finale *close reading* Phase auskommen, etwa, wenn rein quantifizierende Ansätze zum Tragen kommen. Die vorliegende Untersuchung versucht jedoch, die zwei methodischen Verfahren bestmöglich zu kombinieren und die Ergebnisse computergestützter Verfahren wieder auf die Textebene zurückzubinden.

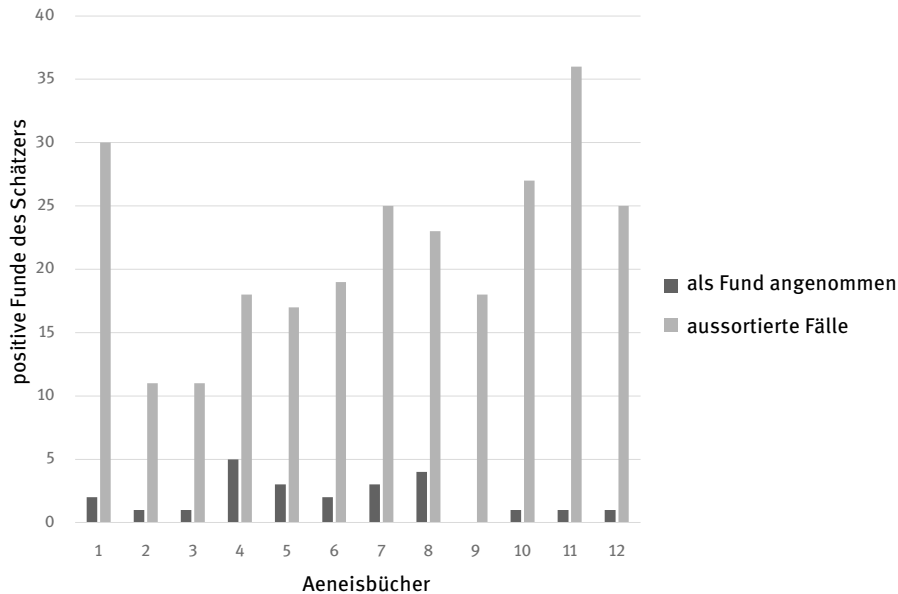


Abb. 23: Ertrag der *close reading* Phase

Die Anzahl der aussortierten Funde schwankt zwischen den 12 Büchern deutlich, so dass sich kein einheitliches Muster erkennen lässt. Einzig für die mittleren Bücher 4 bis 8 kann eine leicht erhöhte Häufigkeit der Annahme als Fund beobachtet werden. Ferner zeigt sich eine leicht steigende Tendenz der Anzahl aussortierter Fälle zu den hinteren Büchern hin.

In der semi-manuellen hermeneutischen Analyse der vorliegenden Untersuchung werden trotz eingehender Adjustierung der Filteroptionen immer noch gut 90 % der computerbasiert generierten Fälle als negative Funde aussortiert. Der Anteil derjenigen computergestützten Funde, die am Ende tatsächlich zu einem interpretierbaren Ergebnis führen, ist demnach vergleichsweise gering (knapp 10 %).⁶⁵⁶

Aus Sicht einer rein manuellen Forschungspraxis ist es eher ungewohnt, dass ein großer Teil der Analysearbeit aus dem raschen Verwerfen von offensichtlich nicht relevanten Textstellen besteht. Dies hat methodische Gründe: Wenn der Textvergleich automatisiert stattfindet, dann generiert der Algorithmus nach den ihm vorgegebenen Kriterien alle nach der Regel realisierbaren Funde. Diese Generierung geschieht unabhängig von der Sinnhaftigkeit der Funde aus menschlicher Perspektive und vor allem (je nach Programmierung) auch ungeachtet der Menge der Funde. Doch gerade

⁶⁵⁶ An dieser Beobachtung wird ersichtlich, dass nicht nur die Phasen der Textdigitalisierung sowie der Erstellung und Umsetzung des Untersuchungsaufbaus äußerst zeitaufwendig sind, sondern auch die Phase des klärenden *close reading*.

eine große Anzahl an potentiellen Funden kann schnell zu einem Problem für die weitere traditionelle Verarbeitung werden, da alle digitalen Vorschläge einer näheren semi-manuellen Untersuchung unterzogen werden müssen. In der traditionellen Forschung ist eine rigorose und umfassende Aussortierungspraxis zwar in einigen Arbeitsbereichen ebenfalls sehr verbreitet, etwa bei der Erstellung von Kommentaren, dennoch erfolgt die Gewinnung der potentiell relevanten Funde nicht derart systematisch wie bei einer digitalen Analyse, sodass aufgrund einer bereits gezielteren Vorauswahl die Rate der Annahme höher liegt.⁶⁵⁷

In Projekten mit *mixed methods*-Verfahren besteht also ein größerer Teil der Lektürephase aus Falsifikations- als aus Verifikationshandlungen. Hieran kann daher ein grundlegender Wechsel im Forschungsparadigma erkannt werden.⁶⁵⁸

8.1.2 Unterschiede in der Verteilung über die Werkeinheit

Die Menge der computergestützt und manuell erlangten Funde kann ferner auf strukturelle Auffälligkeiten hinsichtlich ihrer Verteilung über die Werkeinheit des Quellen- und Zieltextes hin untersucht werden. Dadurch kann eruiert werden, ob sich einerseits Unterschiede bezüglich der Provenienz der Zitate aus einem der zwölf Aeneisbücher zeigen oder ob sich andererseits Unterschiede bezüglich der die Zitate aufnehmenden Briefe ergeben.

Verteilung über die Aeneisbücher

Zunächst wird die Perspektive auf den Quellentext gerichtet. Hierfür werden in Abb. 24 die insgesamt 83 Zitate nach den 12 Aeneisbüchern aufgefächert dargestellt:

⁶⁵⁷ Vgl. zu dieser verstärkten Verifikationsorientierung im traditionell-manuellen Forschungsumfeld auch Weitin et al. (2016) 112.

⁶⁵⁸ In vergleichbarer Weise verweist auch Gebert (2016) auf „divergierende Erkenntnisrichtungen“, ebd. 1, zwischen der Kulturwissenschaft und den Verfahren der digitalen Textanalyse.

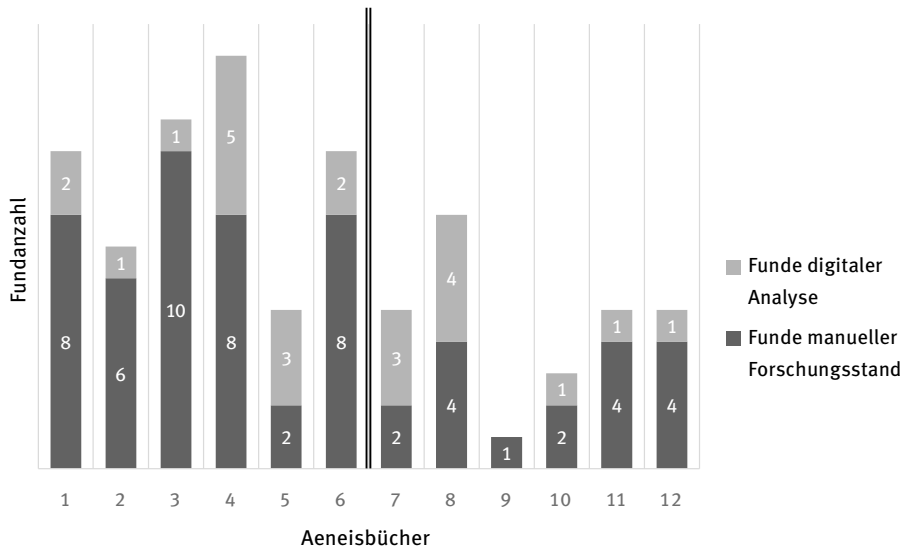


Abb. 24: Fundanzahl je Aeneisbuch

Die Abb. 24 verdeutlicht, dass tendenziell mehr Zitatfunde aus der ersten Hälfte der *Aeneis* als aus den letzten sechs Büchern stammen.⁶⁵⁹ Diese Tendenz ist bereits durch die rein manuellen Funde vorgezeichnet und wird durch die zusätzlichen Funde der digitalen Analyse noch verstärkt, da die computergestützte Analyse wie die manuelle Forschung für die erste Hälfte der *Aeneis* mehr Funde als für die zweite Hälfte aufweisen kann. Ferner bleibt die Anzahl der Funde der digitalen Analyse meist deutlich unter der Anzahl Funde der manuellen Forschungstätigkeit,⁶⁶⁰ wobei die digitale Analyse für das insgesamt bereits am schwächsten vertretene 9. Buch, das die feindlichen Handlungen der Aeneaden mit den Italern beinhaltet, überhaupt erst keine weiteren Funde beiträgt.

Dieses Verhältnis manueller und digitaler Funde kann noch detaillierter betrachtet werden, indem die Differenzen der Fundanzahlen für jedes Buch verglichen werden. Hierfür wird die Anzahl der Funde für jedes Buch getrennt abgetragen und dann ihre jeweilige Differenz errechnet. Diese absoluten Differenzen sind in Abb. 25 in Form von Balken zwischen den Linienpunkten visualisiert.⁶⁶¹

⁶⁵⁹ Die Zwischensumme der Bücher 1–6 beträgt 56 Zitatfunde, wohingegen die der Bücher 7–12 bei 27 Funden liegt, vgl. für einen ähnlichen Befund für die *Aeneis* und Lucans Epos über den römischen Bürgerkrieg Coffee et al. (2012) 402.

⁶⁶⁰ Vgl. zu den Ausnahmen der Bücher 5 und 7 ausführlicher noch Kap. 8.1.4.

⁶⁶¹ Eine durch die Linien möglicherweise suggerierte Entwicklung innerhalb oder zwischen den Büchern ist freilich aufgrund des visualisierten Grundmaterials der Fundzahlen für jedes der Bücher

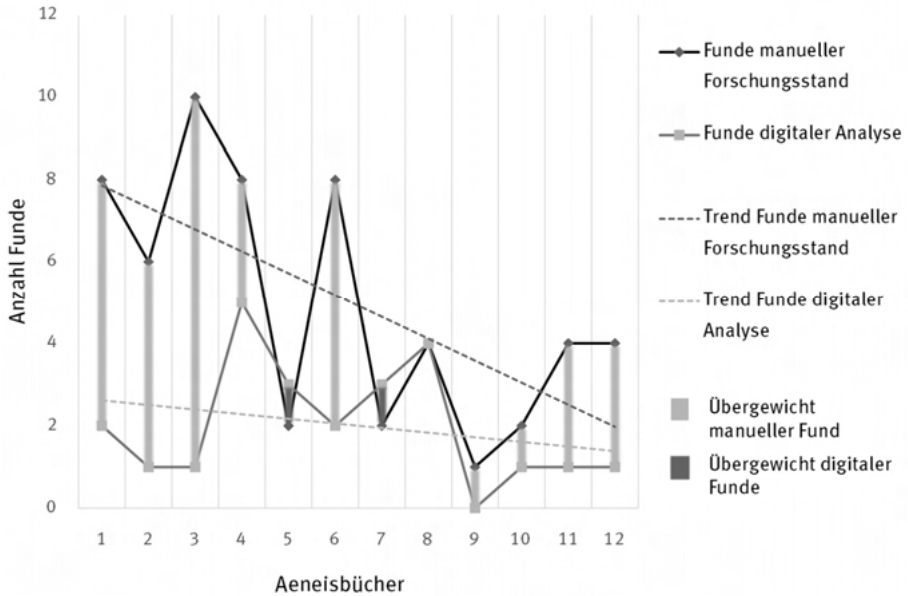


Abb. 25: Funde im Verhältnis, Schnittpunkte

Ganz grundsätzlich ist für die erste Hälfte der *Aeneis* die Differenz zwischen den Fundzahlen beider methodischer Herangehensweisen größer (längere Balken) als für die zweite Hälfte (kürzere Balken). Werden diese Differenzen als Anteil einer methodischen Herangehensweise am Gesamtbefund verstanden, kann die computergestützte Analyse demnach gerade für die zweite Werkhälfte einen etwas höheren Anteil am Gesamtbefund beisteuern. Das verweist darauf, dass die erste Hälfte des Epos besser erschlossen ist als die zweite Hälfte.

Die Anzahl manueller Funde überwiegt meist die der digitalen (hellgraue Balken, Übergewicht manueller Funde). Einzig für die zwei Bücher 5 und 7 zeigt sich ein umgekehrtes Verhältnis, da für diese die Anzahl der digitalen Funde die Anzahl der manuellen Funde übersteigt (dunkle Balken, Übergewicht digitaler Funde). Die Bücher 5 und 7 stechen daher strukturell aus der Gesamtheit des vergilischen Epos deutlich hervor.

Diese Abweichung wird noch augenfälliger, wenn nicht die absolute Differenz der Fundanzahl, sondern die relative Differenz betrachtet wird. Diese wird als die Differenz der Anteile manueller und digitaler Funde an der Gesamtfundzahl je Buch errechnet (Abb. 26):

ausdrücklich zu verwerfen. Es gelten nur die Linienpunkte, die Aussagen über ein Buch als Ganzes treffen.

Aeneis- bücher	manueller Anteil an Gesamt in %	digitaler Anteil an Gesamt in %	relative Differenz in Prozentpunkten
1	80	20	60
2	86	14	71
3	91	9	82
4	62	38	23
5	40	60	-20
6	80	20	60
7	40	60	-20
8	50	50	0
9	100	0	100
10	67	33	33
11	80	20	60
12	80	20	60

Abb. 26: Relative Differenz der Fundanzahlen

Für die meisten Bücher kann eine positive relative Differenz konstatiert werden, einzig die in Abb. 25 bereits eingedunkelten Balken der Bücher 5 und 7 korrespondieren in Abb. 26 mit einer negativen relativen Differenz der Fundzahlen (in Abb. 26 ebenfalls eingedunkelt). Ferner kann für die beiden Aeneishälften die Tendenz zu einer gewissen Regelmäßigkeit festgestellt werden: Denn die relative Differenz der Fundanzahlen liegt für die ersten 6 Bücher der *Aeneis* tendenziell über 60 Prozentpunkten. In der zweiten Hälfte überwiegt dann tendenziell eine geringere relative Funddifferenz der Prozentpunkte.

Von dieser Regelmäßigkeit weicht jedoch unter den ersten 6 Büchern nicht nur das bereits erwähnte 5. Buch, sondern auch noch das 4. Buch mit einer unüblich geringen Differenz ab (Buch 4 nur 23 Prozentpunkte). Bezüglich der zweiten Aeneishälfte weicht neben Buch 7 zusätzlich noch Buch 8 ab, da für dieses überhaupt erst keine relative Differenz vorliegt.⁶⁶² Dies resultiert daraus, dass sich in Buch 8 die Fundzahlen der manuellen und digitalen Forschung bezüglich des Anteils an den Gesamtfunden die Waage halten (beide Male handelt es sich um 4 Funde).

⁶⁶² Freilich weicht auch die relative Differenz der Fundzahlen für das 9. Buch ab, dies resultiert wie oben beschrieben jedoch daraus, dass für dieses Buch zusätzlich zu dem einen manuellen Fund keine computergestützten Funde hinzugefügt werden können.

Diese strukturelle Besonderheit der mittleren Bücher wird noch durch folgende Visualisierung der Anteile digitaler Funde an den jeweiligen Gesamtfunden pro Buch unterstrichen:⁶⁶³

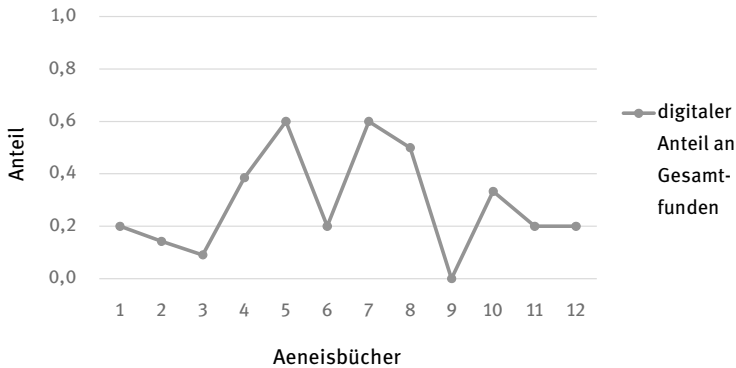


Abb. 27: Anteiliges Verhältnis der computergestützten Funde an der Gesamtzahl (1)

Die Abb. 27 zeigt, dass die computergestützte Analyse gerade bei den vier mittleren Büchern 4, 5, 7 und 8 besonders ertragreich ist, da der Anteil digitaler Funde an den Gesamtfunden pro Buch bei ihnen am höchsten liegt. Zusammenfassend zeigt sich also neben der bereits deutlich hervorgetretenen Abweichung der Bücher 5 (Sizilien-Buch) und 7 (Latium-Buch) auch für die Bücher 4 (Didobuch)⁶⁶⁴ und 8 (Rom / Schildbeschreibungsbuch) eine gewisse strukturelle Auffälligkeit.

Als Zwischenbefund kann demnach konstatiert werden, dass die manuelle Forschung vergleichsweise viele textuelle Beziehungen bestehend aus Versmaterial des Beginns und des Endes der *Aeneis* bereits herausgefiltert hat und die computergestützte Analyse darüber hinausgehend gerade im Bereich der mittleren Bücher neue Funde generieren kann.⁶⁶⁵ Diese strukturelle Auffälligkeit wird in Kap. 8.1.4 nochmals aufgenommen.

⁶⁶³ Die Abb. 27 stellt eine Visualisierung der dritten Spalte in Abb. 26 dar.

⁶⁶⁴ Generell ist dieser Befund bemerkenswert, da doch gerade das Didobuch (Buch 4) und das Buch der Schildbeschreibung (Buch 8) als in der Forschung (und Lehre an Schulen und Universitäten) häufig behandelt und äußerst zentral für das Epos gelten.

⁶⁶⁵ In dieser Beobachtung ist das an sich eher handlungsarme, doch folgenschwere Katabasisbuch (Buch 6) ausgenommen: Dieses trägt aufgrund der Heldenschau und der Vorschau in die römische Geschichte bis in die augusteische Zeit und damit Gegenwart Vergils einen zentralen Charakter.

Verteilung auf die Briefe

Nach der Orientierung auf den Quellentext wird nun die Perspektive auf den Zieltext gelenkt, denn eine ähnliche kontrastive Betrachtung der Verteilung auf die Werkeinheit kann auch für diesen angestellt werden. Hierfür wird die Anzahl der Aeneiszitate auf die einzelnen Briefe verteilt betrachtet. Dabei zeigt sich, dass für insgesamt 21 Briefe (*epp.* 3, 17, 20, 39, 40, 50, 52, 53, 54, 58, 79, 84, 97, 118, 122, 123, 125, 126, 127, 133, 140), in denen die manuelle Forschungstätigkeit Aeneiszitate nachweisen konnte, die digitale Analyse keine zusätzlichen Aeneiszitate mehr ausfindig machen konnte. Für 4 Briefe (*epp.* 22, 64, 65, 117) führt umgekehrt der digitale Textvergleich zur Detektion von Aeneiszitaten, obwohl diese Briefe bisher nicht dafür bekannt waren, dass Hieronymus in ihnen auf das Epos intertextuell verweist. Mit diesem Befund geht folglich eine zieltextseitige Korpuserweiterung einher, insoweit bisher nicht mit der *Aeneis* verknüpfte Briefe erstmals in den Fokus der Fragestellung gelangen. Für die übrigen 11 bereits mit der *Aeneis* in Verbindung gebrachten Briefe (*epp.* 1, 14, 49, 60, 66, 77, 106, 107, 108, 129, 130) kann auch die digitale Analyse noch auf zusätzliche Funde hinweisen.

Ob und welche Zugewinne durch digitale Methoden für die einzelnen Briefe erreicht werden können, fasst folgende Abb. 28 zusammen:

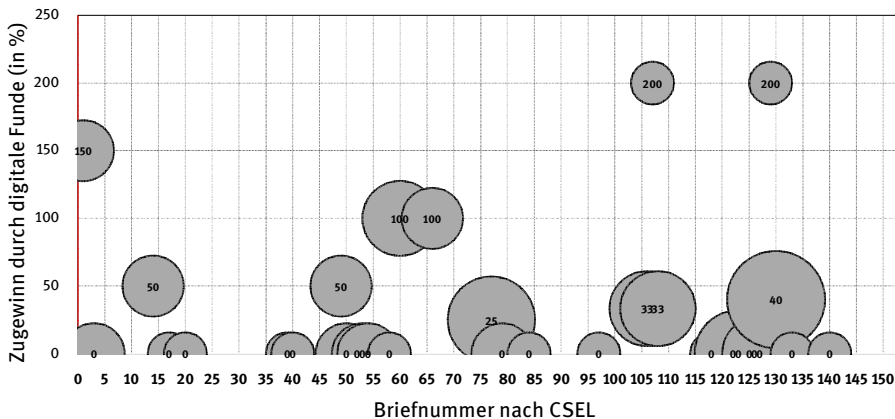


Abb. 28: Zuwachs an Aeneisfunden für jeden mit der *Aeneis* in Verbindung gebrachten Brief

Jeder Kreis in Abb. 28 steht für einen Brief mit mindestens einem Aeneiszitatfund, die Briefnummern sind auf der horizontalen Achse abgetragen. Je größer der eingezeichnete Kreis, desto mehr manuelle Funde sind für diesen Brief bekannt. Der jeweilige Zuwachs durch zusätzliche digitale Funde ist dann auf der vertikalen Achse in Prozent abgetragen und als Zahl in die Kreise eingeschrieben.

An Abb. 28 lässt sich eine gewisse Regelmäßigkeit erkennen: Für viele Briefe, für die bereits eine größere Anzahl manueller Funde bekannt ist (die größeren Kreisflächen), kann der digitale Textvergleich noch neue Funde hinzufügen, wenn auch meist in geringerem Umfang (Kreise in mittlerer Höhe, Prozentzahl zwischen 25 und 150). Für die Briefe mit weniger bereits manuell herausgefilterten Aeneiszitaten (die kleineren Kreise) können meist keine neuen Funde hinzugefügt werden (Kreise ganz unten, Prozentzahl 0). Hiervon weichen allerdings zwei Briefe ab: Obwohl für diese der bisherige Forschungsstand wenige Aeneiszitate angab, kann für sie durch digitale Zitanalysemethoden eine sehr große Steigerung erreicht werden (kleine Kreise, weit oben bei 200 %).⁶⁶⁶

Zur Verdeutlichung dieser Regelmäßigkeit seien die Zuwächse für den 130., den 84. und den 107. Brief als repräsentative Beispiele näher ausgeführt: Im 130. Brief sind aus der manuellen Forschung bereits fünf Zitatfunde bekannt. Durch den Einsatz computergestützter Methoden können noch zwei weitere Funde hinzugefügt werden, somit kann eine mittlere Steigerung von 40 % erreicht werden. Für den 84. Brief hingegen kann keine Steigerung erreicht werden, denn hier können zu dem einen manuell gefundenen Fund keine weiteren Funde mehr hinzugewonnen werden. Für den 107. Brief allerdings können zu dem bisher ebenfalls einen bekannten Fund noch zwei weitere Funde digital hinzugefügt werden, was jener Steigerung um 200 % entspricht.

Zusammenfassend bedeutet dies, dass für Briefe mit einer geringen Anzahl manuell detektierter Aeneiszitate durch den Methodenwechsel häufig keine weiteren Zitate aufgefunden werden können. Wenn jedoch zusätzliche Funde hervorgebracht werden können, dann fällt der Zuwachs dafür sehr hoch aus. Für die Briefe mit einer mittleren Anzahl an Funden können demgegenüber häufiger Zuwächse verzeichnet werden, diese fallen dann jedoch auch vergleichsweise moderat aus.

8.1.3 Vergleich des Ent- und Aufnahmeortes

Die dritte Vergleichsdimension struktureller Auffälligkeiten der computergestützt und manuell erlangten Funde betrifft den Ent- und Aufnahmeort innerhalb der Werkseinheiten, von wo der zitierte Vers entstammt oder an dem er aufgenommen ist. Zunächst wird wieder der Blick auf den Quellentext gerichtet und anhand des Entnahmeortes der Abstand der zitierten Verse zueinander untersucht. Daraufhin wird für

⁶⁶⁶ Es sei kontextualisierend hinzugefügt, dass den hier beschriebenen 200-prozentigen Erhöhungen stets folgendes Muster zugrunde liegt: Zu einem einzelnen, manuell aufgefundenen Aeneiszitat können durch die computergestützte Analyse noch zwei weitere hinzugefügt werden. Die dargestellte prozentuale Steigerung geht also von einem sehr niedrigen Ausgangswert aus.

den Zieltext der Aufnahmeort im Werk des Briefkorpus in Form des zeitlichen Abstandes der Briefe näher betrachtet.

‚Räumliche Nähe‘ innerhalb der *Aeneis*

Um den Abstand der zitierten Verse im Quellentext zu untersuchen, wird die ‚räumliche Nähe‘ der computergestützten und manuellen Funde innerhalb der *Aeneis* betrachtet. Diese räumliche Nähe ist durch die Anzahl der Eposverse definiert, die zwischen den zitierten Versen liegen. Eine Distanz von bis zu ca. 20 Versen gilt in diesem Sinne noch als nahe. Es kann sodann zweierlei erörtert werden: Welche bereits durch manuelle Forschung als Zitatfund detektierten Aeneisverse werden durch das computergestützte Vorgehen noch zusätzlich mit anderen Briefstellen in Verbindung gebracht? Daran anschließend kann gefragt werden, wie viele der digitalen Funde sich in einer räumlichen Nähe (in Versen) zu den manuellen Funden befinden? Hierdurch kann herausgefunden werden, wo und wie häufig ein gänzlich neuer Teil des Epos mit Hieronymus’ Formulierungen in Verbindung gebracht werden kann.

Auf die erste Frage nach der unmittelbaren Koinzidenz der Aeneisverse manueller und digitaler Funde treffen drei Ereignisse zu: Aeneisvers 4,67 ist durch die manuelle Forschung bereits mit *ep.* 125,7,2 in Verbindung gebracht (vgl. manueller Fund 30 in der Liste des ‚manuellen Goldstandards‘ im Anhang). Die computergestützte Analyse bringt eben diesen Vers nun auch noch mit *ep.* 60,19,2 in Verbindung (digitaler Fund 5, Typ 2). Selbiges gilt auch für den Aeneisvers 5,9 – dieser ist bereits als Zitatfund in *ep.* 3,3,1 bekannt (manueller Fund 33) und wird nun noch zusätzlich mit *ep.* 1,2,1 als Ergänzungsvorschlag in Verbindung gebracht (digitaler Fund 10, Typ 3) – wie auch für den Aeneisvers 6,497 – zusätzlich zu *ep.* 40,2,1 (manueller Fund 36) wird noch der Hinweis auf eine Verwendung in *ep.* 77,6,2 (digitaler Fund 14, Typ 1) aufgebracht.

Mit drei von 24 zusätzlichen Funden betrifft diese exakte Übereinstimmung der Versnummern nur eine geringe Anzahl der computergestützt detektierten Funde. Dennoch zeigt sich ein recht deutliches Bild, werden die drei Fälle bezüglich ihrer Typologisierung betrachtet. Bei der Erstellung der sieben Zitattypen wurde eine grobe Unterscheidung vorgenommen (vgl. Kap 7.2.1): Die ersten drei Zitattypen sind demzufolge eher disputable Ergebnisse, die in einem liminalen Bereich des Zitatphänomens zu situieren sind. Sie sind von den deutlich sichereren Ergebnissen der Zitattypen 4–7 daher nochmals etwas abgesetzt. Diese grobe Zweiteilung auch an dieser Stelle einmal vorausgesetzt, gehören alle drei oben aufgeführten Instanzen bemerkenswerterweise zur ersten Gruppe der durchaus disputablen Funde. Es handelt sich also durchweg um Funde, deren finale Einstufung als dezidiertes Zitat mit einiger Vorsicht erfolgt.

Wird nun zusätzlich zu diesen drei Fällen der exakten Übereinstimmung der gefundenen Verse noch die räumliche Nähe zwischen den manuell und computergestützt detektierten Zitatfunden betrachtet, so verstärkt sich diese bereits beobachtete

Tendenz nochmals: Nur ein computerbasiert detektierter Fund ist nach dem oben gesetzten Rahmen von ca. 20 Versen als nahe an einem bereits manuell detektierten Vers zu klassifizieren. Hierbei handelt es sich um den in *ep.* 64,2,3 zitierten Vers 1,675 (digitaler Fund 2, Typ 1), der innerhalb der *Aeneis* mit 11 dazwischenliegenden Versen recht nahe an dem bereits aus *ep.* 53,7,3 bekannten Vers 1,664 (manueller Fund 8) gelegen ist: Beide Verse stammen aus derselben Rede der Venus an ihren Sohn Cupido. Auffälligerweise handelt es sich auch in diesem Fall wieder um einen computergestützt erzeugten Fund, der als ein Zitattyp 1 in der durchaus disputablen Gruppe der Zitattypen kategorisiert ist. Für Funde der sicheren Ergebnisse (Zitattypen 4–7) können zudem keine vergleichbaren Näheverhältnisse festgestellt werden.⁶⁶⁷

Zusammenfassend kann also Folgendes konstatiert werden: Wenn eine exakte Übereinstimmung oder ein Näheverhältnis der durch manuelle oder computergestützte Verfahren herausgefilterten Funde vorliegt, dann nur für solche Funde, die in den liminalen Zitattypen 1–3 kategorisiert werden. Dieser Befund ist insofern zentral, da damit gerade für diese aufgeführten unsicheren Funde durch das Näheverhältnis noch ein zusätzliches Argument angeführt werden kann, sie tatsächlich als Zitate zu betrachten. Denn da durch die Ergebnisse manueller Forschung deren Zitatstatus als gesichertes Zitat bereits einigermaßen geklärt ist, bekommt die Sichtweise die digitalen Funde ebenfalls als ein Zitat anzusehen nochmals mehr Gewicht. Ferner kann angenommen werden, dass innerhalb des Zieltextes die bereits bekannten und (daher) meist stärker markierten Zitatfunde der traditionell-manuellen Forschung für diese neuen, weniger markierten Funde sozusagen als eine Art Leuchtturm fungieren. Diese Leuchtturmszitate strahlen dann auf die disputableren Zitatfunde aus und ziehen sie dadurch in ihren Referenzraum hinein.⁶⁶⁸ Erkannte Aeneisverse funktionieren somit als eine Art Markierung für weitere Zitatfunde, indem sie die textuelle ‚Signal-schwelle‘ für diese weniger markierten Zitate hinabsetzen.⁶⁶⁹ Dabei sei jedoch neben der Intentionalität des Autors ebenso explizit dahingestellt, ob dies für einen zeitgenössischen Leser maßgeblich zum Erkennen der Anspielung verhalf.

Ferner zeigt dieser Befund *ex negativo*, dass die als relativ sicher typologisierten computergestützt erzeugten Funde alle in deutlichem Abstand zu denjenigen Versen lokalisiert sind, die bereits durch die manuelle Analyse das Interesse geweckt haben.

⁶⁶⁷ Einzig für den in *ep.* 66,11,1 computergestützt detektierten Vers aus *Aen.* 7,436 (Fundnr. 16, Typ 7 ‚Dekontextualisierung‘) könnte mit knapp 30 dazwischenliegenden Versen noch eine gewisse Nähebeziehung zu dem in *ep.* 54,14,2 manuell aufgefundenen Vers 417 (manueller Fund 44) angesetzt werden.

⁶⁶⁸ Diese Leuchtturm-Funktion markierter Zitate konnte auch in Fundnr. 3 zu *ep.* 60.16.2 (Typ 2) bereits aufgezeigt werden.

⁶⁶⁹ Vgl. für diesen Begriff der ‚Signalschwelle‘ im Zusammenhang mit Zitaten Broich (1985) 33, der hier auf Warning (1976) verweist. Der Begriff findet sich bei diesem bezüglich von Ironiesignalen, ebd. 422. Warning verbindet den Gedanken der Signalschwelle jedoch dezidiert mit der Annahme einer Autorenintention.

Durch die neuen Funde werden demzufolge überwiegend gänzlich neue Passagen der *Aeneis* erstmals in den Untersuchungsfokus gerückt.

Zeitlicher Verlauf innerhalb des Korpus der Briefe

Für die Untersuchung des Aufnahmeortes im Zieltext wird die zeitliche Aufteilung der Zitate innerhalb des Korpus der Briefe näher betrachtet.⁶⁷⁰ Hierfür wird nun also der chronologische Verlauf der Briefe mit Aeneiszitaten skizziert (Abb. 29):

670 Die Datierung der Briefe ist ein heikles Unterfangen, da nicht immer ein eindeutiger *terminus post* oder *ante quem* auszumachen ist, und unterliegt daher stetiger Präzisierung durch die Forschungstätigkeit. Die vorliegend verwendete Datierung der Briefe und daran erstellte Chronologie der Sammlung basiert auf Fürst (2016). Sie kann daher nur als ein zaghafter und zugleich gewagter Versuch gelten, trotz dieser Problematik den zeitlichen Verlauf der Aeneiszitate näher zu untersuchen.

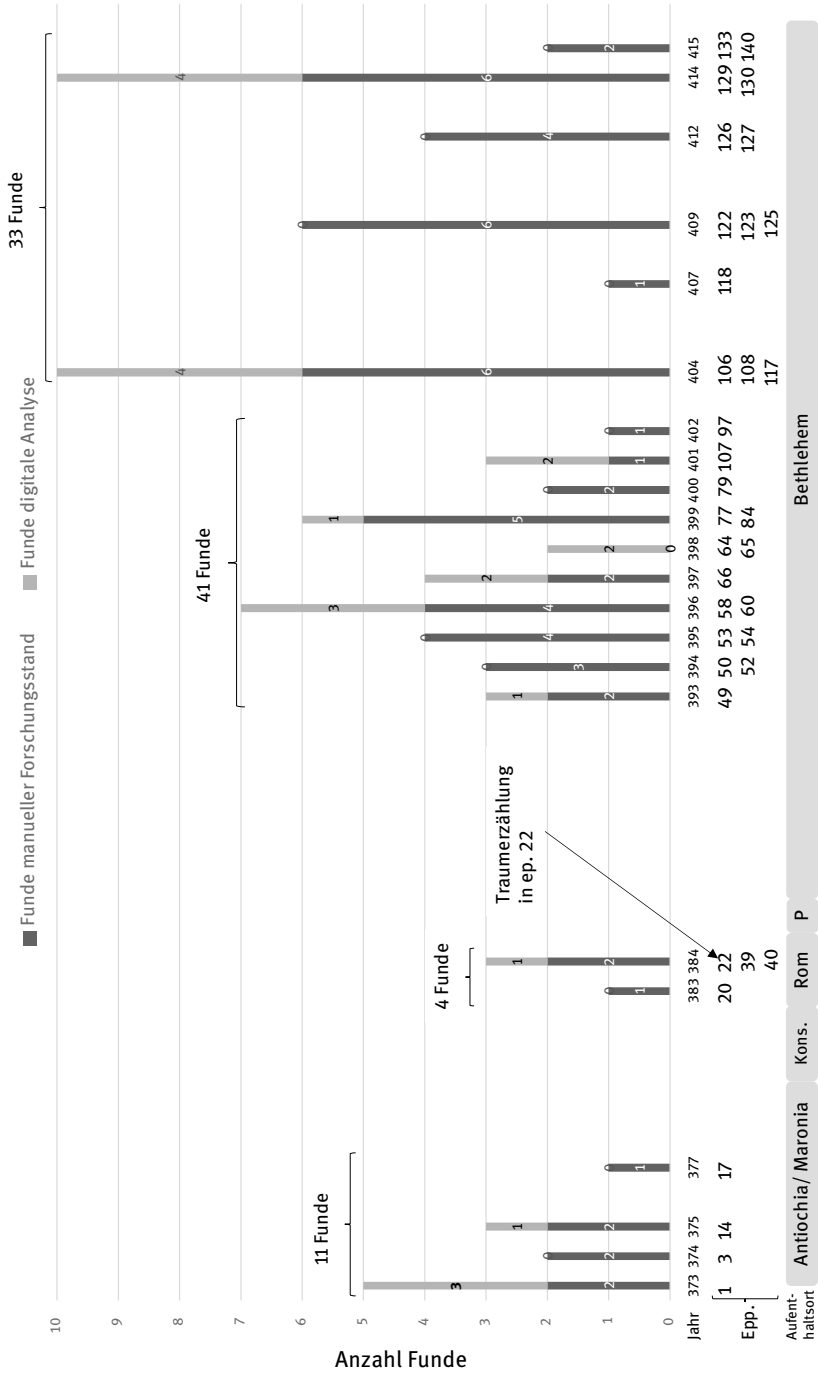


Abb. 29: Chronologische Verteilung der Briefe mit Aeneisfunden

Unter den ersten Briefen des Hieronymus, die er in seiner Zeit in Antiochien beziehungsweise in Maronia schrieb, finden sich insgesamt 11 Zitatfunde aus der *Aeneis*, von denen vier aus der digitalen Analyse stammen. Von der Zwischenzeit bis zu Hieronymus' Aufenthalt in Rom sind nur wenige Briefe überliefert. In diesen wenigen finden wir bis zum Jahr 383 keine weiteren Aeneiszitate. In den folgenden Rom-Jahren selbst können dann nur 4 Funde benannt werden, obwohl von dieser Zeitspanne relativ viele Briefe überliefert sind. Mit dem Wiedereinsetzen der brieflichen Aktivität um das Jahr 393, nachdem sich Hieronymus nach einer Pilgerfahrt (*P* in Abb. 29) bereits einige Jahre in Bethlehem niedergelassen hatte, steigt dann die Anzahl der Aeneiszitate in seiner Briefkorrespondenz stark an, denn für die annähernd 10 Jahre von 393 bis 402 können 41 Funde genannt werden. Gerade für diese Zeitspanne kann die digitale Analyse viele Neufunde hinzufügen. Für die darauffolgenden Jahre bis ins Jahr 415 können dann noch 33 Aeneisfunde benannt werden, wobei die digitale Analyse an diesen einen etwas geringeren Beitrag leistet.⁶⁷¹

Dieser Blick auf die zeitliche Dimension der Zitierpraxis des Hieronymus streift unweigerlich die viel diskutierte Frage nach dem Eidbruch des Hieronymus.⁶⁷² Zumindest die These, Hieronymus habe nach seinem Traum weniger aus den antiken Klassikern zitiert, kann mit dem dargelegten Befund sicherlich nicht unterstützt werden. Denn der zeitliche Verlauf der Zitatfunde beider Methoden und die hohe Zitatfrequenz ab der Lebensphase in Bethlehem unterlaufen unabhängig von der konkreten Terminierung des tatsächlichen Fiebertraumes diese These.

Aus der Perspektive der Methodenevaluation ist jedoch die Frage nach der Eideinhaltung nicht zentral. Vielmehr erscheint der Zeitraum vom Jahr 393 bis ins Jahr 402 inklusive des Jahres 404 interessant, da die digitale Textanalyse gerade für diese Phase viele zusätzliche Funde hinzufügen kann. Ferner fällt gerade die Zeitspanne von den Jahren 393 bis 402 auch noch durch ein über die Zeit gesehen vergleichsweise permanentes Rekurrenieren auf die *Aeneis* auf. Der digitale Zuwachs für die darauffolgenden Jahre bricht dann geradezu ein. Diese folgenden Jahre sind auch generell durch ein wesentlich sporadischeres Zitieren der *Aeneis* gekennzeichnet, auch wenn für die Jahre 404 (*epp.* 106, 108, 117) und 414 (*epp.* 129, 130) nochmals lokale Höhepunkte verzeichnet werden können.⁶⁷³

671 Die Prozentzahlen des Zugewinns durch die digitale Analyse an den Gesamtfunden zeigen demgegenüber für die erste besprochene Zeitspanne mit 4 Funden den höchsten prozentualen Zuwachs mit 36 %. Für die zweite Zeitspanne fällt dieser Betrag mit 1 Fund und 25 % geringer aus, wie auch für die dritte mit 11 Funden und 26 % sowie für die letzte mit 8 Funden und 24 % Zugewinn durch die digitale Analyse. Auch diesen Verhältnissen liegt wieder eine sehr kleine Zahlenbasis zugrunde. Ferner ist anzumerken, dass die Anzahl der Zitate für die Zeitspannen nicht bezüglich der Längen der jeweiligen Briefe kontrolliert ist.

672 Vgl. hierzu die Ausführungen in Kap. 2.2.

673 Die von Hagendahl für die Jahre 410–412 und 414–416 konstatierte Hochphase an Vergilzitataten in den Kommentaren kann für die Briefe nicht gespiegelt werden, vgl. Hagendahl (1958) 280. Ebenso

Die digitale Analyse gibt, da die manuelle Forschung für diesen Zeitraum der hieronymianischen Schaffensphase bisher nicht alle Funde benennen kann und die computergestützte Analyse vergleichsweise viele zusätzliche Funde hinzufügt sowie zudem die Methodenkombination den plötzlichen Rückgang sehr deutlich herausarbeitet, also einen Anstoß zu einer erneuten Betrachtung dieser hieronymianischen Schaffensperiode in Bethlehem.⁶⁷⁴ Daran wird ersichtlich, dass der Methodenwechsel auch dazu beitragen kann, aufgrund zeitlicher Merkmale Bereiche des Zielkorpus erneut in den Fokus der Untersuchungsfrage zu rücken.

8.1.4 Unterschiede auf der Ebene der Semantik

Als letzter Vergleichspunkt struktureller Unterschiede zwischen manuellen und computerbasiert detektierten Zitatfunden werden die semantische Ebene der Zitatsegmente selbst sowie ihre jeweiligen Kontexte im Quellen- und Zieltext eingehender untersucht.

Wortfelder in den Zitatsegmenten

Hierfür wird zunächst das Wortmaterial selbst angesehen, das die Text-Text-Berührung auf lexikalischer Ebene hervorruft, die sogenannten ‚geteilten Wörter‘ (*shared words*) oder Zitatsegmente. Hierfür werden gemäß dem *bag of words*-Prinzip der natürlichen Sprachverarbeitung diese geteilten Wörter – getrennt nach den manuellen, den computergestützt erzeugten Funden und schließlich denjenigen Funden, die zwar durch den automatisierten Textvergleich als potentielles Ergebnis ausgegeben wurden, jedoch dann aussortiert wurden – auf strukturelle Differenzen in den durch sie vertretenen Wortfeldern untersucht. Hierfür werden Häufigkeitsauszählungen verwendet, die visuell als *word clouds* dargestellt werden. In *word clouds* basiert die Größe der Wörter auf deren Häufigkeit im Korpus: Je häufiger das Wort im Korpus vertreten ist, desto größer wird es in der *word cloud* dargestellt. Aufgrund dieser verschiedenen Größe der Wörter in der *word cloud* werden im Folgenden dann Oberthemen herausdestilliert. Diese Oberthemen korrelieren also nicht notgedrungen und unmittelbar mit den tatsächlich in der Epos- oder Briefstelle verhandelten Themen.⁶⁷⁵

kann auch sein Befund, die Vergilzitate nähmen über die Zeit zu, für das Korpus der Briefe bezüglich der *Aeneis* nicht bestätigt werden, vgl. ebd. 327.

674 Vgl. hierfür dann Kap. 8.2.

675 Solche Oberthemen können auch Topics genannt werden. Zu solchen Topics führt auch die Methode des *Topic Modeling*, für die in Python eine *library* namens *gensim* existiert (vgl. bereits Kap. 4.2.2.3 sowie Kap. 3.1 insb. Anm. 167). Mit dieser Methode werden flankierende Analysen der Zitatsegmente durchgeführt. Doch da *Topic Modeling* üblicherweise an einem Set von Dokumenten

Zentral für dieses Vorgehen ist, dass die assoziativ erstellten Themenfelder anhand der Leseerfahrung aus dem *close reading* aller Textstellen, ob manueller, digitaler oder aussortierter Funde hergeleitet werden. Ferner zeichnen sie sich durch eine gewisse Suche nach Unterschieden und offenen Differenzen aus. Das Assoziative ist also auch durch Distinktivitätsleitsätze geprägt: Das heißt, wichtig ist nicht so sehr, welche Themenfelder vertreten sind, als dass vielmehr mögliche Unterschiede sichtbar gemacht werden sollen. Ferner ist es nicht das Ziel, immer restlos alle Wörter unter den identifizierten Themen subsumieren zu können.

Die *word cloud* aus den Zitatsegmenten aller manuellen Funde zeigt, dass innerhalb dieser geteilten Wörter Themen wie ‚Subjektivität‘ (*mihi* ~ Dativ Sg. mir, *nomina* ~ Namen, *uox* ~ Stimme, *femina* ~ Frau, *possim* ~ 1. Ps. Sg. ich könne), ‚Sprache/Ausdruck‘ (*uox* ~ Stimme, *linguae* ~ Zunge/Sprache, *ora* ~ Mund,⁶⁷⁶ *faucibus* ~ Kehle) und Maßangaben (*centum* ~ hundert, *omnia* ~ alle, *plurima* ~ das meiste, *undique* ~ auf allen Seiten/überall) frequenztechnisch dominant sind (Abb. 30):

vorgenommen wird und zudem die vorliegend zugrunde liegende Textbasis deutlich zu klein für vertrauensvolle Ergebnisse ist, passt die Anwendung auf den vorgegebenen Fall, in dem für einzelne Dokumenten die jeweilig prominentesten Themen gesucht werden, methodisch nicht vollumfänglich. Daher werden im Haupttext nur die *word clouds* berichtet. Nichtsdestotrotz zeigt das Ergebnis des *Topic Modeling* eine große Übereinstimmung mit den oben angeführten Oberthemen. Denn die im Haupttext angeführten Themenschwerpunkte können wie folgt den Ergebnissen des *Topic Modeling* zu geordnet werden:

Subjektivität (manuelle Funde): *mihi*, *uox*, *nomina*, *centum*, *percurrere*, *oraque*, *sint*, *linguae*;

Rustikalität und Bewegungs-/Ruhezustand (digitale Funde): *sopitos*, *ignes*, *exercens*, *uomere*, *suscitat*, *lacrimae*, *uoluntur*, *teneatur*;

Natur, Kampf und menschlicher Körper (aussortierte Funde): *caeli*, *montis*, *uertice*, *sidera*, *uela*, *uentis*, *auri*, *sagittam*.

676 Das Nomen *ora(-que)* ist semantisch ambig und verweist sowohl auf *os*, *oris* ~ Mund wie auch auf *ora*, *orae* ~ Saum, Küste. Vorliegend wird es in seiner erstgenannten Bedeutung verstanden.



Abb. 30: *word cloud* aus den Zitatsegmenten der manuellen Funde

Eine deutliche Themenverschiebung hierzu zeigt sich in der *word cloud* aus den Zitatsegmenten der digitalen Neufunde. In dieser können nun verstärkt die beiden Themenfelder ‚Rustikalität‘ (*ignes* ~ Feuer, *uomere* ~ Pflugschar) und ‚Bewegungs-/Ruhezustand‘ (*exercent* ~ nicht ruhen lassen, *uoluuntur* ~ rollen/drehen, *sopitos* ~ einschläfern/beruhigen) ausgemacht werden (Abb. 31):⁶⁷⁷



Abb. 31: *word cloud* aus den Zitatsegmenten der digitalen Funde

Diese thematischen Schwerpunkte waren in der ersten Frequenzwolke der manuellen Funde nicht dominant. Wird ferner für alle im *close reading* Prozess aussortierten Fälle eine *word cloud* erstellt, verschiebt sich das Bild abermals (Abb. 32):

⁶⁷⁷ Vor dem Hintergrund des *close reading* wiederum kann jedoch zusätzlich auch ein Zuschnitt auf den Kontext der Enthaltsamkeit und der wieder angefachten Liebe hergestellt werden, wenn das Nomen *ignes* und das Partizip *sopitos* in übertragener Bedeutung verstanden werden.



Abb. 32: word cloud aus den Zitatsegmenten aller aussortierten Funde

Nun können eher die Themen der ‚Natur‘ (*caeli* ~ Himmel, *uertice* ~ Gipfel/Spitze, *montis* ~ Berg, *sidera* ~ Sterne, *uentis* ~ Wind, *nocte* ~ Nacht, *solis* ~ Sonne, *radiis* ~ Strahlen,⁶⁷⁸ *terras/terrarum* ~ Erde/Land, *orbis* ~ (Erd-)Kreis, *fluctibus* ~ Wellen, *saxa* ~ Felsen), des ‚Kampfes‘ (*sagittam* ~ Pfeil, *pharetra* ~ Köcher, *hostis* ~ Feind, *muros* ~ (Schutz-)Mauer,⁶⁷⁹ *morte* ~ Tod) sowie das Oberthema ‚menschlicher Körper‘ (*membra* ~ (Körper-)Glieder, *animum* ~ Geist, *pectore* ~ Brust) erkannt werden. Auch diese Themen sind in den anderen beiden Frequenzwolken zuvor nicht dominierend aufgetreten.

Zusammenfassend scheint es also, dass – von der letzten Wortwolke in Abb. 32 aus beginnend – die digital detektierten, doch in der *close reading* Phase verworfenen Funde rein lexikalisch eine hohe semantische Übereinstimmung zwischen Vergils *Aeneis* und Hieronymus’ Briefen in Themenbereichen wie der Naturbeschreibung, des Kampfes und der Körperlichkeit aufweisen. Diese Themenfelder können dann jedoch in einem hermeneutischen Interpretationsansatz scheinbar nicht für eine bedeutungsproduzierende Lektüre fruchtbar gemacht werden, sodass diese Themenbereiche in Abb. 31 unterrepräsentiert sind. Die digitale Analyse kann diese semantischen Referenzräume jedoch in Form von archaischeren Themen sowie von Bewegungssemantiken zumindest etwas mehr in den Vordergrund rücken. Diese scheinen in der manuellen Forschung bisher eher vernachlässigt worden zu sein. Denn manuelle Kommentatoren sind scheinbar eher geneigt, das vergilische Nationalepos im Kontext von Subjektivitätswürfen sowie in Form phatischer

⁶⁷⁸ Die Nomina *solis* und *radiis* gehen auf eine aussortierte Textübereinstimmung mit *Aen.* 8,193 zurück. Dort wird die grauenvolle Höhle des Halbmenschen Cacus beschrieben, zu der die Strahlen der Sonne keinen Zugang haben. Mit dem Gedanken an diese Szenenschilderung ist die obige Bedeutungsangabe der beiden Nomina gewählt.

⁶⁷⁹ Die Nomina *hostis* und *muros* entstammen der aussortierten Textübereinstimmung mit *Aen.* 2,290. In diesen Versen ist Troja (mit seinen Mauern) in der Hand der Feinde – daher rührt die obige Bedeutungsangabe.

Ausdrücke in Hieronymus' Brieftexten zu erkennen (vgl. Abb. 30). Gerade diese thematischen Aspekte hieronymianischer Texte veranlassen demnach die traditionell-manuellen Forschenden sehr häufig zu einem Verdacht einer textuellen Verwandtschaftsbeziehung mit Vergils *Aeneis*.

Entwicklung des Genderaspektes: Hieronymus' Ratschläge an Frauen

Gänzlich unabhängig von dieser frequenzbasierten Analyse des Wortmaterials der Zitatsegmente ist es ferner sehr auffällig, wie häufig Hieronymus gerade beim Thema des jungfräulichen Lebensentwurfes auf Vergilizitate zurückgreift. Auch wenn dieses Thema durch die *word clouds* nicht prägnant hervorsteht,⁶⁸⁰ fällt seine Dominanz doch im Rahmen des *close reading* auf. Denn dass die *Aeneis* in diesem thematischen Bereich derart viele Anknüpfungspunkte bietet, erstaunt, wenn zum Vergleich beispielsweise moderne Zusammenfassungen des Epos konsultiert werden, die doch auf die Facette der Keuschheitsschilderung in der *Aeneis* eher weniger Augenmerk legen. Vor dem Hintergrund dieser thematischen Auffälligkeit des *close reading* können dann auch die bereits in Kap. 8.1.2 diagnostizierten Auffälligkeiten der Bücher 4, 5, 7 und 8 wiederaufgenommen werden. Im Folgenden werden für jedes der vier Bücher zunächst die manuellen und darauffolgend die digitalen Zitatfunde hinsichtlich der thematischen Verwendung durch Hieronymus näher untersucht.

Die leseempirische Beobachtung zur Dominanz des Enthaltensamkeitsthemas ist hinsichtlich des Befundes des Didobuches geradezu paradox. Denn für das gezielte Suchen nach Verweisen auf vergilische Verse zum Thema Liebe wie auch (erzwungener) Enthaltensamkeit bietet sich das Buch 4 eigentlich thematisch geradezu an. Durch die digitale Textanalyse können auch immer noch vergleichsweise viele Funde hinzugefügt werden, was dazu führt, dass Buch 4 durch die meisten Funde insgesamt auffällt (vgl. Abb. 24). Doch welches Thema weisen diese zusätzlichen digitalen Funde aus dem 4. Buch auf und unterscheiden sich diese Themen von den manuell herausgefilterten Zitaten?

Werden die Funde manueller und digitaler Analyseverfahren einmal näher betrachtet, so zeigt sich, dass die manuellen Funde tatsächlich allesamt Didos Liebeskonflikt entstammen: Einmal gesteht Dido ihrer Schwester Anna ihre Liebe zu Aeneas; dann versucht Anna Dido zu überreden, wider den Treueeid gegenüber ihrem verstorbenen Ehemann Sychaeus dieser Liebe zu folgen. In einem weiteren Fund folgt Dido dann Annas Rat und lässt die Liebe emotional zu. Die nächste Situation beschreibt den mit der Liebesbekundung konfrontierten Aeneas, der jedoch dem *fatum* gehorchen (muss) und absegnen will, doch gleichwohl noch verspricht, Dido

⁶⁸⁰ Vgl. hierzu jedoch etwas einschränkend für die zweite *word cloud* in Abb. 31 die zugehörige Anm. 677.

niemals zu vergessen. In einem weiteren manuellen Fund klagt Dido ihre Schwester an, sie mit ihrem Rat verraten zu haben. Hieronymus verwendet diese Vergilzitate nun erwartungsgemäß überwiegend tatsächlich dazu, Frauen zu einem keuschen Leben anzuhalten. Doch von dieser erwartbaren Rezeptionshaltung abweichend, werden zweimal die in diesen Zitatsegmenten genannten Völkernamen als Aufhänger verwendet, deren kriegerisches Potential sowie eine weite Ausdehnung des Reiches zu beschreiben. Zusätzlich wird einmal bar jeden Keuschheitskonnexes eine weit über den Tod hinaus andauernde Bewahrung des ehrerbietenden Gedenkens versprochen.

Gegenüber dieser thematischen Verwendung der manuellen Funde zeigt sich für die digitalen Funde des 4. Buches ein leicht verschobenes Bild: Auch unter den digitalen Funden sind solche Verse der *Aeneis* zu finden, die die Liebeswunde aus Erzählerperspektive bewerten oder die Tränen (des Aeneas) bei der Abreise von Karthago beschreiben. Doch zusätzlich treten nun noch weitere Textstellen des 4. Buches ins Zentrum, die bei Vergil nicht unbedingt direkt mit der Liebesthematik verbunden sind, wie die detaillierten Beschreibungen der Göttin *Fama* (welche freilich dann wiederum die Kunde über die Liebesbeziehung verbreitet) und Merkurs (der Aeneas an sein *fatum* erinnert). Zudem nimmt Hieronymus diese Aeneisverse in auffälligem Kontrast zu den manuellen Funden aus dem 4. Buch nur an einer Stelle wirklich im Kontext eines keuschen Lebensentwurfes auf, nämlich bei der Beschreibung der *conversio* der Demetrias. Die übrigen Kontexte beziehen sich viel eher auf tröstende Vorstellungen anlässlich des Todes (i. e. Nepotians), auf exegetische Fachfragen oder die Beschreibung der mönchischen Lebensweise der Cönobiten – jedoch nicht auf Fragen der Enthaltsamkeit.

Zu konstatieren ist demnach, dass das 4. Buch in der bisherigen Forschung überwiegend als Quelle und Inspiration für Zitate zum Themenkreis der Keuschheit und Enthaltsamkeit betrachtet wurde. Wohl gerade aufgrund dieser bisher sehr einseitig auf das Thema der Enthaltsamkeit fokussierten manuellen Forschung kann die computergestützte Textanalyse vergleichsweise viele zusätzliche Funde aufwerfen. Dadurch rücken durch den Methodenwechsel jenseits des Keuschheitsthemas verstärkt andere Themen des Aeneisbuches in den Blick der Untersuchung.

Bezüglich der Auffälligkeiten des Sizilienbuches und des Schildbeschreibungsbuches (Bücher 5 und 8) kann eine gegenläufige Tendenz aufgezeigt werden. Denn werden diese Bücher bisher (bis auf ein Zitat) nicht als Quelle für Keuschheitszitate angesehen, rückt die digitale Analyse (bis auf einen Fund) für diese beiden Bücher ausschließlich Funde mit diesem Themenbezug in den Fokus. Unter den manuellen Funden sind Szenenbeschreibungen wie der Chor zu Ehren eines Festes, das Durch-ein-Unwetter-auf-See-Verschlagen-Werden, das Bewundern eines (heldenhaften) Vorbildes, die Verschiedenheit der Völker und die Ausdehnung des Reiches präsent. Demgegenüber wirft die digitale Analyse das Licht auf Szenen der *Aeneis*, die alle das Wiederanfachen ganz haptischen Feuers zum Gegenstand haben, sei es das Feuer der Laren, des Schmiedegottes Vulcan oder das der idealen *uniuira*. Diese vergilischen

Szenen werden durch Hieronymus allesamt in den Kontext der Keuschheit und des Ideals der Jungfräulichkeit hinübergebettet. Diese bisher also für den Themenkomplex Liebe und Enthaltsamkeit völlig unverdächtigen Bücher 5 und 8 werden durch die digitale Analyse erstmals in dieser Richtung für eine intertextuelle Analyse geöffnet. Gerade aus den digitalen Funden dieser beiden Bücher mag dann der eingangs erwähnte Leseindruck des besonderen Gewichts der Enthaltsamkeitsthematik in den intertextuellen Beziehungen zwischen Vergils *Aeneis* und Hieronymus Briefen resultieren.

Das Latiumbuch (Buch 7) schließlich ist in den manuellen Funden einzig aufgrund zweier Anspielungen auf die Furie Allecto mit Hieronymus verknüpft. Entgegen dieser Fokussierung auf eine mythologische Figur rücken die computerbasierten Ergebnisse mit den Funden der heulenden Wölfe, der Wellen des Tibers und der hart arbeitenden bäurischen Bevölkerung den Kontext der Natur verstärkt in den Interpretationsfokus. Diese Beobachtung korrespondiert mit dem obigen Befund der stärkeren Hervorhebung der Themen der ‚Rustikalität‘ in den digitalen Zitatsegmenten (obige Abb. 31) und dem Thema der Natur in den aussortierten Zitatsegmenten (obige Abb. 32) – auch wenn die konkret genannten Beispiele nicht in den *word clouds* wiedererkannt werden können. Beide Beobachtungen weisen also unabhängig voneinander auf eine breitere Themenvielfalt in den Zitaten hin, als durch manuell herausgefilterte Zitate suggeriert wird.

Zusammenfassend kann also konstatiert werden, dass auf der einen Seite einer allzu starken Verengung auf das Thema der Enthaltsamkeit im Falle des Didobuches mit den Befunden des Methodenwechsels entgegengetreten werden kann. Andererseits sind gerade die Themen des jungfräulichen Lebensentwurfes und der Natur bisher nicht ausreichend hinsichtlich intertextueller Verbindungen zu den Aeneisbüchern 5, 7 und 8 betrachtet worden.

8.2 Kontextualisierung der strukturellen Unterschiede

Die 24 neu hinzugewonnenen Zitatfunde zeigen, dass den beiden vergleichsweise zeit- und ressourcenintensiven Arbeitsphasen der Textdigitalisierung (Kap. 5) und des Untersuchungsaufbaus (Kap. 6) durchaus ein veritabler Ertrag entgegensteht. Mit einem Anteil von knapp einem Drittel stellen diese computerbasiert erlangten Zitate einen nicht unwesentlichen Teil des vorliegend untersuchten Gesamtbefundes an Zitaten der *Aeneis* dar. An der Gegenüberstellung der zahlenmäßigen Ausprägung über die Zitattypen und der Untersuchung des Ertrages aus der *close reading* Phase kann dabei ferner beobachtet werden, dass aus den beiden unterschiedlichen Herangehensweisen traditionell-manueller und computergestützter Verfahren ein unterschiedlicher Grad der Verifikations- und Falsifikationsorientierung resultiert, sodass zwischen diesen beiden Methoden eine grundlegende Differenz im Forschungsparadigma vorliegt.

Wie die anschließende Untersuchung der Verteilung der Zitate auf die jeweilige Werkeinheit des Quellen- und Zieltextes zeigt, liegt die Fundanzahl computerbasierter Ergebnisse pro Aeneisbuch meist deutlich unter den manuellen Funden. Generell können mit beiden Textanalyseverfahren mehr Zitate aus der ersten Eposhälfte ausgemacht werden, wobei die computergestützte Analyse für die zweite Hälfte einen höheren Anteil am Gesamtbefund der Zitate beisteuert. Ferner weist die computergestützte Forschung bemerkenswerterweise gerade für die mittleren Bücher 4, 5, 7 und 8 vergleichsweise viele Funde auf.

Dieses besondere Fundverhältnis gerade der mittleren Aeneisbücher kann als serieller Positionseffekt klassifiziert werden. Hierbei handelt es sich um eine Beobachtung aus der Kognitionspsychologie, der zufolge die menschliche Aufmerksamkeit und Konzentration bei den ersten und letzten Elementen einer (sprachlichen) Präsentationseinheit höher ist als bei den mittleren Elementen. Mit dieser Gesetzmäßigkeit, die auch Primacy-Recency-Effekt genannte wird, kann einerseits eine größere Beschäftigung mit den Erst- und Letztelementen erklärt werden, andererseits kann für diese aber auch ein besserer Erinnerungseffekt nachgewiesen werden.⁶⁸¹ Die Annahme eines seriellen Positionseffektes könnte also eine Erklärung für den vorliegenden Befund abgeben. Denn gemäß dem Primacy-Recency-Effekt müsste gerade diesen mittleren Aeneisbüchern durch die Forschenden weniger Aufmerksamkeit zukommen, wodurch sie von ihnen auch weniger gut erinnert werden, weshalb wiederum die digitale Methode besonders ertragreich angewendet werden kann.⁶⁸²

Streng genommen muss ein solcher Primacy-Recency-Effekt jedoch nicht nur für die moderne Forschung, sondern auch für Hieronymus als einen Rezipienten der

681 Vgl. zu diesem kognitionspsychologischen Effekt insbesondere Deese und Kaufman (1957) sowie folgende Definition: „Primacy effects occur when placement of an item at the beginning of a list increases the likelihood that it will be selected. Recency effects are those that occur when placement of an item at the end of a list increases the likelihood that it will be chosen.“ Krosnick und Alwin (1987) 202; vgl. ferner auch beispielhaft die rezenten Untersuchungen zum Primacy-Recency-Effekt von Morrison et al. (2014) und Dimsdale-Zucker et al. (2019), für eine weitere Begriffsdefinition ebd. 398.

682 Für eine ergänzende Erklärungsmöglichkeit vgl. Kap. 8.1.4. Die Frage, ob die modernen Forschenden die Bücher 5, 7 und 8 sowie mit einiger Einschränkung auch Buch 4 weniger gut verinnerlicht haben als die anderen Bücher und daher für diese Bücher auch nicht alle intertextuellen Textstellen in Hieronymus' Briefen erkennen, oder ob hinter diesem Effekt ein Ermüdungseffekt steht, sollten die Forschenden die Zitatfunde der *Aeneis* nach dem Werkaufbau von vorne nach hinten durchgearbeitet haben, kann an dieser Stelle nicht zweifelsfrei geklärt werden. Trotz der Tatsache, dass die digitale Analyse wie die manuelle Forschung auch für die letzten sechs Bücher weniger Ergebnisse findet als für die erste Hälfte der *Aeneis*, ergibt der Vergleich der Trendlinien einen zusätzlichen Hinweis auf die letztgenannte Variante der Ermüdung. Denn die Trendlinie der zusätzlichen digitalen Fundergebnisse fällt deutlich flacher aus als die Trendlinie der manuellen Forschungsergebnisse (vgl. Abb. 25). Dies heißt, die digitale Analyse vermag über die zwölf Bücher der *Aeneis* hinweg auf konstantere Weise Funde aufzufinden. Da für diesen Methodenansatz ein Ermüdungseffekt technisch bedingt ausfällt, könnte dies umgekehrt auf einen solchen unter den manuell Forschenden hinweisen.

Aeneis angenommen werden. Doch gestaltet sich bei Letzterem eine Untersuchung des Effekts schwieriger, da als unklar gelten muss, ob wir alle Zitate der *Aeneis* in seinem Briefwerk kennen. Doch diesen (sehr unwahrscheinlichen) Fall einmal angenommen, kann zumindest aufgrund der vorliegenden Datenlage ein mit der modernen Forschung vergleichbarer Effekt für Hieronymus nicht in dem Maße konstatiert werden, wie für die moderne Forschung. Dass Hieronymus nämlich aus den mittleren Büchern durchaus rege zitiert, kann gerade die digitale Analyse mit ihren vergleichsweise vielen Ergebnissen für diesen mittleren Werkbereich offenlegen. Gerade dieser Befund verweist auf eine differierende Rezeptionspraxis von Hieronymus einerseits und den modernen Forschenden andererseits. In der Konsequenz heißt das, dass sich Hieronymus' Vorgehen in irgendeiner Weise der syntagmatischen Ordnung der Aeneisbücher und damit dem Entstehen eines mit der modernen Rezeptionshaltung vergleichbaren Primacy-Recency-Effektes entzieht.

An dieser Stelle kann festgehalten werden, dass die Aufteilung aller 83 Funde nach den zwölf Büchern der *Aeneis* nicht nur Auskunft über den Fokus der Rezeption moderner Forschenden gibt, sondern auch über die produktionsästhetische Rezeption durch Hieronymus. Eine Kombination beider methodischer Herangehensweisen im Rahmen eines *mixed methods*-Ansatzes kann demzufolge nicht nur neue Zitatfunde entdecken, sondern gleichzeitig auch zu einer vertieften Reflexion über den manuellen Erkenntnisprozess selbst und die dortigen Muster anregen.

Der konstatierte serielle Positionseffekt kann aber nicht nur für den Quellentext, sondern auch an der zeitlichen Verteilung der Zitate innerhalb des Zielkorpus der Briefe erkannt werden. Denn gerade in der Mitte des Briefkorpus können durch die computergestützte Analyse vergleichsweise viele Funde aufgebracht werden. Die manuelle Analyse scheint daher gerade in diesen Briefen des Korpus viele Text-Text-Berührungen nicht erkannt zu haben, sodass ein Methodenwechsel zum erneuten Untersuchen gerade der Texte dieser Zeitspannen anregt. Der anschließende Rückgang an Zitatfunden fällt produktionstechnisch auffälligerweise mit Hieronymus' Aufgaben der Übersetzungstätigkeit zusammen (ca. im Jahr 405). Möglicherweise könnte also in der bisherigen Forschung insbesondere die Übersetzungstätigkeit des Hieronymus als Einflussfaktor auf die Zitierpraxis unterschätzt worden sein.

Bezüglich der Verteilung in der Werkeinheit kann für das Zielkorpus festgestellt werden, dass durch computerbasierte Methoden für bisher gänzlich unverdächtige Briefe erstmals Zitate der *Aeneis* entdeckt werden können. Dies kann auch für den Quellentext der *Aeneis* konstatiert werden, da die computerbasierten und als sicher typologisierten Funde in Bezug auf die manuellen Zitatfunde alle in weit entfernten Passagen der *Aeneis* situiert sind. Dieser Befund spiegelt die Funktion digitaler Methoden wider, ausgetretene Wege zu verlassen und das sogenannte *great unread*⁶⁸³ in den Forschungsfokus zu stellen. Doch da in diesem Zusammenhang sicherlich nicht

683 Vgl. Cohen (1999) insb. 23 sowie die Erläuterungen in Kap. 4.3.3 insb. Anm. 340.

von den eigentlich mit dem Begriff *great unread* in Verbindung gebrachten, verlorenen Texten im Sinne ganzer Werke die Rede sein kann, ist an dieser Stelle in terminologischer Abwandlung wohl eher von *small unread* zu sprechen.

Ferner kann anhand der Verteilung im Zielkorpus festgestellt werden, dass die Ergebnisse des Methodenwechsels im Allgemeinen die Ergebnistendenz manueller Forschungstätigkeit bestätigen. Die manuelle Forschung kann demzufolge sehr gut als eine Art Richtschnur oder Leitlinie für einen gezielten, punktuellen oder beispielsweise auch probenhalber vorgenommenen Einsatz für computergestützte Verfahren dienen. Das heißt, wenn sich die computergestützte Zitatanalyse auf die bereits in der manuellen Forschung als wichtig deklarierten Texte fokussiert, dann kann ein Algorithmus dem vorliegenden Befund zufolge voraussichtlich verhältnismäßig viele zusätzliche Funde entdecken. Da durch einen solchen gezielten, punktuellen Einsatz computerbasierter Verfahren jedoch nur im Vorhinein bereits als zentral markierte Texte untersucht werden, kann dadurch sicherlich dann keine Korpuserweiterung erfolgen, auch wenn gerade in dieser ein wichtiges Potential computerbasierter Textanalyse liegt.

Die Untersuchung der semantischen Ebene der Zitatsegmente zeigt schließlich, dass die computergestützte Zitatanalyse durch bisher gänzlich unverdächtige Wortfelder thematisch neue Verknüpfungsangebote besonders hervorhebt, die den manuellen Leser bisher nicht zur Identifikation eines Zitates angeregt haben. Zusammengekommen mit der Untersuchung der anhand der seriellen Positionseffekte besonders aufgefallenen mittleren Aeneisbücher 4, 5, 7 und 8 zeigt sich, dass durch diese semantische Schwerpunktverschiebung und das verstärkte Hervorheben anderweitiger Themenfelder gerade die computerbasierten intertextuellen Stellen unweigerlich zu einem neuen Lesen der *Aeneis* anregen. Denn scheinbar sind für Hieronymus deutlich andere Stellen einprägsam oder auch für seine Erklärungen und Ausführungen nützlich, als es die moderne Beschäftigung mit diesem monumentalen Epos hervorstreicht. Ein *mixed methods*-Ansatz kann nach diesen Befunden daher auch Auskunft über die Lesart eines Werkes durch den antiken sowie den modernen Rezipienten geben und so zu gänzlich neuen Perspektiven und Blickwinkeln sowohl auf den Quellen- als auch den Zieltext einladen.

8.3 Computergestützte und traditionell-manuelle Verfahren als sich ergänzende Dispositive

Da es sich vorliegend um ein methodisches Experiment handelte und ein undurchsichtiges Verfahren im Stile einer *black box* partout vermieden werden sollte, bedurfte bereits die Verfahrensentwicklung einer sorgfältigen und kritischen Reflexion. Im Folgenden werden die dabei gewonnenen theoretischen und methodischen Erkenntnisse resümiert, um die jeweiligen Potentiale und Bedingtheiten traditionell-

manueller und computerbasierter Verfahren abschließend kritisch beleuchten und die beiden methodischen Zugänge in ihrer Kombination final evaluieren zu können.

Eine Bestandsaufnahme zu Beginn der vorliegenden Untersuchung zeigte, dass für die Briefe des Hieronymus kein adäquat digitalisierter Text vorlag, auf dessen Grundlage die vorliegende Untersuchung hätte durchgeführt werden können. Aufbauend auf einem bereits existierenden Digitalisierungsprojekt innerhalb der Disziplin der Klassischen Philologie konnte jedoch schließlich durch eigene Emendationsprozesse der einschlägige Standardtext der Briefe in der *CSEL*-Edition (vol. 54–56), herausgegeben von Hilberg, in eine den wissenschaftlichen Ansprüchen genügende elektronische Form überführt werden. Dabei bestätigte sich einmal mehr, dass der elementarste und schnell unterschätzte Schritt computergestützter Analyseverfahren die äußerst zeit- und ressourcenintensive Digitalisierung des Textkorpus ist.

Im Emendationsprozess waren neben der Normalisierung der Orthographie, deren Varianz gerade bei der digitalen Verarbeitung historischer Texte ein wesentliches Hindernis darstellt, auch umfassende Eingriffe in die Textqualität sowie in die Textstruktur nötig. Die Emendationsphase erfolgte semi-manuell, da sowohl automatisierte Korrekturmaßnahmen wie auch manuelle Berichtigungen vorgenommen wurden. Die Emendation betraf im Wesentlichen die drei Ebenen des Druckbildes, der Zeichenerkennung und der Datenstruktur. Während sich die Verbesserungen auf den ersten beiden Ebenen des Druckbildes und der Zeichenerkennung hauptsächlich auf die Korrektur einzelner Zeichen erstreckten – sei es auf durch den OCR-Prozess falscherkannte Buchstaben, fehlende oder überflüssige Leerzeichen sowie vertauschte oder hinzugefügte Zahlen –, handelte es sich bei den Korrekturmaßnahmen der Datenstruktur um tiefere Eingriffe in die Textorganisation, da eine neue und erschöpfende, das heißt alle Spezialfälle des Briefkorpus abdeckende Systematik der Referenzstellenauszeichnung von Grund auf erstellt werden musste.

In der Emendationsphase wurden zwei Merkmale des digitalisierten Textes besonders evident: Zum einen konnten immer wieder dieselben Fehlleistungen der automatischen Textdigitalisierung beobachtet werden. Gerade aufgrund des regelhaften Auftretens konnten diese systematischen Fehler mit automatisierten Korrekturvorgängen dann auch vollumfänglich adressiert werden. Das zweite Merkmal des digitalisierten Textes wird an den Eingriffen in die Textstruktur deutlich, denn sie weisen den digitalen Text als ein von der ursprünglichen Printausgabe eigenständiges Surrogat aus.

Nach Abschließen der semi-manuellen Korrekturphase wurde mit dem digitalen Text in zweierlei Hinsicht weiter verfahren. Als ein erstes Resultat der vorliegenden Untersuchung wurde der digitale Text veröffentlicht.⁶⁸⁴ Da der digitale Text in XML

684 Der digitale Text ist im Repository des *Open Greek and Latin Projects* im Unterordner ‚Uni-Konstanz‘ bereitgestellt: <https://github.com/OpenGreekAndLatin/csel-dev/tree/master/Volumes>, vgl. ferner auch Greta Franzini et al. (2017).

vorliegt, zur eindeutigen und permanenten Identifikation mit einer DOI versehen, mit Metadaten umfassend erklärt sowie gemäß den TEI-EpiDoc Standards ausgezeichnet ist, entspricht er den Kriterien von FAIR Data. Daher kann der digitale Text der Briefe des Hieronymus auch durch andere Forschende in zukünftigen Projekten unkompliziert verwendet werden. In einem zweiten Schritt wurde der digitale Text ferner in das Analysekorpus des verwendeten *Tesserae*-Projektes eingepflegt. Da für die digitale Zitatanalyse nicht alle in der Printausgabe enthaltenen Inhalte relevant sind, mussten die nötigen Inhalte, bestehend aus dem lateinischen Brieftext und den eindeutigen Referenzstellenangaben, aus dem XML-Dokument extrahiert und nach projektspezifischen Vorgaben formatiert werden. Dies erfolgte automatisiert. Hierbei erwies sich das verwendete XML-Format als besonders hilfreich, da es gerade auf einen flexiblen Austausch von Daten ausgelegt ist. Durch die Inkorporierung in das Analysekorpus von *Tesserae* ist Hieronymus' Briefkorpus dort nun auch für weitere Zitatanalysen zugänglich.⁶⁸⁵

Das Zitatanalyseprojekt *Tesserae* diente dann auch als erster Ausgangspunkt für die Erstellung einer passenden Analyseumgebung. Denn unter den bestehenden Ansätzen zur computergestützten Text- und Zitatanalyse hat sich das *open access* Projekt *Tesserae* zum einen als geeignetste Umgebung für die Operationalisierung des vorliegend verwendeten Zitatbegriffs sogenannter *loci similes* erwiesen. Zudem war *Tesserae* als eines der wenigen computerbasierten Analyseinstrumente dezidiert auf das Aufsuchen noch nicht bekannter intertextueller Stellen lateinischer Texte spezialisiert. Ferner ließ auch die Möglichkeit, an Überlegungen rein hermeneutisch-manueller Zitatforschung unmittelbar anzuschließen, das Projekt für das Untersuchungsvorhaben interessant erscheinen. Denn im Sinne der angestrebten Methoden-evaluation bot gerade ein solcher, der methodischen Kontrastierung mächtiger Analyseansatz die einzigartige Gelegenheit, die Effekte computerbasierter Analysen vor dem Hintergrund traditionell-manueller Textanalyse besonders prononciert herauszustellen.

Mit *Tesserae* erfolgte der grundlegende Textvergleich, der auf dem klassisch-philologischen Zitatbegriff von mindestens zwei identischen Wörtern basiert. Die über dieses bloße Detektieren hinausgehenden, tiefergehenden Analysemöglichkeiten von *Tesserae* konnten vorliegend jedoch nicht eingesetzt werden, da sich der Modus zur Einschätzung der Bedeutsamkeit eines Fundes nicht mit den Zielen der vorliegenden Untersuchung traf. Denn entgegen dem in *Tesserae* implementierten probabilistischen Entscheidungsmodell eines frequenzbasierten Scoring-Systems wurde vorliegend ein stärker klassifikationsorientiertes Entscheidungsmodell präferiert. Analog zum Vorgehen eines literaturwissenschaftlich Forschenden ging es im computerbasierten Teil der vorliegenden Untersuchung nicht darum, zu untersuchen, wie wahrscheinlich eine wörtliche Textübereinstimmung ein Zitat darstellt,

⁶⁸⁵ Vgl. hierzu <https://tesseraev3.caset.buffalo.edu/>.

sondern darum, zu entscheiden, *ob* ein Zitat vorliegt. Um also an die hermeneutische Forschung anzuschließen, musste ein klassifizierendes Entscheidungsmodell erstellt und in den Analyseprozess integriert werden. Die dafür notwendigen Algorithmen wurden in der Programmiersprache Python erstellt.

Methodisch bereitete das klassifikationsorientierte Entscheidungsmodell gerade ob der Forderung einer binären Entscheidung (wahr/falsch) in der konkreten Operationalisierung Schwierigkeiten. Denn die im Rahmen einer literaturwissenschaftlichen Fragestellung häufig anzutreffenden feineren Zwischentöne und nuancierten Abschattierungen mussten in ein dichotomes Schema eingepflegt werden. Die optimale Kalibrierung des Klassifikationsmodells wurde vorliegend als ein überwachter Trainingsprozess zunächst an den Ergebnissen der traditionellen Forschung ausgerichtet. Eine allzu strikte Orientierung an diesen hat sich dabei jedoch rasch als nicht zielführend herausgestellt, da ein solches Vorgehen die Potentiale computergestützter Ansätze nicht voll auszuschöpfen vermag. Daher wurde die Kalibrierung letztlich nicht nur an den bereits bekannten Zitaten vorgenommen, sondern durch ein begleitendes *close reading* auch in Richtung neuer Funde geöffnet.

Parallel zu dieser Umorientierung hinsichtlich des Entscheidungsmodells entstand der Bedarf, auch die Filteroptionen neu zu gestalten. Dies verlangte eine eingehende theoretische Beschäftigung mit dem Zitatphänomen. Ausgehend von der Feststellung, dass die griechisch-römische Antike einen mit unserem modernen Zitatbegriff vergleichbaren *terminus technicus* für das Zitieren nicht kannte – und dies, obwohl das Bezugnehmen auf literarische Vorbilder mit den in der antiken Rhetorik zentralen Konzepten der *imitatio* und *aemulatio* einen immanenten Bestandteil der literarischen Tradition darstellte –, musste desgleichen konstatiert werden, dass eine umfassende, auch die antike Zitierpraxis einschließende, moderne Zitattheorie fehlt. An ihrer statt existieren vielmehr diverse konzeptuelle Einzelansätze, die allesamt das Zitatphänomen zu strukturieren und terminologisch präziser zu fassen versuchen. Da sich nun jedoch der Bewertungsmaßstab für die Originalität eines literarischen Textes und damit auch für das Bezugnehmen auf frühere Werke durch ein Zitat zwischen der Antike und der Moderne verschoben hat, wurde schließlich auf das Zitatkonzept der Parallelstellen zurückgegriffen, das heißt auf sogenannte *loci similes*, deren Entdeckung bereits in der Tradition der antiken *grammatici* steht. Der ausgeprägte lexikalische Charakter dieses Zitatverständnisses entsprach dann auch am ehesten den technischen Anforderungen einer digitalen Zitatanalyse. Denn es stellte sich heraus, dass eine computergestützte Untersuchung für die technische Umsetzung aufgrund der Operationalisierung und der dahinterliegenden Anforderung eines disziplinierten und konsistenten Sprachgebrauchs eine vergleichsweise eindeutige und genaue Spezifikation des untersuchten Sprachphänomens zwingend verlangt.

Da dieses Konzept der *loci similes* aufgrund eben jenes Fehlens eines Zitatkonzeptes in der griechisch-römischen Antike jedoch zuvörderst ein modernes Destillat ist, das für eine technische Umsetzung immer noch zu wenig detailliert war, wurde der

vorliegend verwendete Zitatbegriff anhand eigener leseempirischer Beobachtungen noch eindeutiger spezifiziert. Ein Zitat wurde schließlich formal anhand folgender Kriterien operationalisiert: Ein Zitat lag vor, wenn es sich bei den *loci similes* (a) um eine gewisse Mindestanzahl beteiligter Wörter handelte, die (b) in einer gemeinsamen Einheit auftraten und (c) in gewisser maximaler Distanz zueinander standen. Ferner (d) mussten die Kriterien a) bis c) für den Quellen- sowie den Zieltext zutreffen. Zudem musste sich (e) an den Zitatsegmenten eine gewisse semantische Qualität erkennen lassen und schließlich mussten sie auch noch (f) eine charakteristische Wortart-Struktur aufweisen.

Das letztgenannte Kriterium der charakteristischen Wortart-Struktur stellte dabei ein in der vorliegenden Untersuchung gänzlich neu entwickeltes Filterkriterium dar. Es konnte erstmals am Übergang der Morphologie zur Syntax lokalisiert werden. Dieses neue Filterkriterium basierte auf einem charakteristischen Merkmal hermeneutisch herausgefilterter Zitate, die sich nämlich durch eine ausnehmende Regelmäßigkeit der Wortarten auszeichnen. Denn häufig bestehen Zitate aus einer Kombination von Autosemantika. Eine längere Reihung von Synsemantika hingegen ist eher selten. Die dahinterliegende kognitionswissenschaftliche These besagt, dass semantisch prägnantere Formulierungen ein größeres Merkpotential haben und daher von einem Autor eher wiederverwendet werden (können) als eine Kombination von semantisch leeren Funktionswörtern. Die an diesem strukturellen Wortartenmuster abgeleitete ‚Historische *text re-use* Grammatik‘ (HTRG) ermöglichte als ein zusätzliches Filterkriterium ein erstaunlich zielgenaues Adressieren potentiell bedeutungstragender Text-Text-Beziehungen und kann daher als höchst präzises und wichtiges Mittel zur Detektion intertextueller Stellen angesehen werden.

Grundsätzlich waren in *Tesserae* für alle genannten Kriterien bis auf dieses neu erstellte Filterkriterium der HTRG bereits zugehörige Filteroptionen angelegt. Daher konnten die dortige Operationalisierung und Modellierung als ein Anhaltspunkt dienen. Aufgrund der genannten Divergenzen im implementierten Entscheidungsmodell musste die eigentliche Umsetzung und feinere Abstimmung jedoch eigenständig in der Programmiersprache Python erfolgen.

Flankierend zu dem erstellten Algorithmus wurden in den Detektionsprozess von Zitaten stellenweise noch weitere computergestützt erlangte Hinweise auf ein Zitat wie die Scorewerte des *Tesserae*-Projektes sowie korpuslinguistische Indizien einbezogen. Die daraus resultierende Diversität der computerbasierten Zugänge sollte ein möglichst umfassendes Detektieren bedeutungstragender Textübereinstimmungen ermöglichen. Nicht zuletzt ergänzte das eingesetzte Methodenrepertoire auch noch das stets parallel verlaufende *close reading* der digitalen Ergebnisse.

In diesem *close reading* wurde auf Grundlage tiefergehender Analysen und Interpretationen der Textstellen die definitive Entscheidung für und wider ein Zitat getroffen. Dabei wurden die potentiellen Zitatfunde des Algorithmus in zwei Kategorien unterteilt: In solche Funde, die aussortiert werden mussten, und in solche Funde, die als Zitat angenommen werden konnten.

Die erste Kategorie der aussortierten Funde umfasste meist sehr feine, das heißt kleine Übereinstimmungen hochfrequenten Wortmaterials. In der Ergebnismenge existierten sehr viele Funde dieser Art, von denen jedoch die meisten im *close reading* als nicht-bedeutungstragende Textübereinstimmungen aussortiert werden mussten. Gerade an diesen aussortierten Funden wurde ersichtlich, dass durch die methodischen Bedingtheiten einer computergestützten Textanalyse und durch den systematischen Textabgleich vermehrt solche Formen der Textähnlichkeit in den Fokus rücken, die außerhalb des sonst beachteten Zitatphänomens liegen. In gewissem Sinne stellten daher diese aussortierten Funde eine Negativschablone des Zitatphänomens dar. Da ferner die Grenze zu diesem Außenbereich des Zitatphänomens in vielen Fällen nicht eindeutig zu ziehen war, kann sie als fließend betrachtet werden.

Zusätzlich deuteten diese aussortierten Funde auch darauf, dass die vorliegende Untersuchung hinsichtlich des Zitatkonzeptes nicht nur mit dem eigentlich operationalisierten Zitatbegriff der antiken *loci similes* als sehr konkrete Textzitate konfrontiert war. Denn gerade durch diese aussortierten Funde kam die Untersuchung gleichzeitig auch mit intertextualitätstheoretischen Ideen und der Vorstellung eines Textes als ein *mosaïque de citations* aller oder zumindest sehr vieler Texte in Berührung. Die daraus hervorgehende Verortung der vorliegenden Untersuchung in einem sehr breiten theoretischen Feld auch des modernen Zitatbegriffs stellt ein Resultat der Kombination manueller und digitaler Methoden dar.

Bei der zweiten Kategorie der als Zitat angenommenen Funde handelte es sich im Vergleich zu den bereits hermeneutisch herausgefilterten längeren und eindeutig markierten Zitaten vermehrt um weniger markierte Textübereinstimmungen geringeren Umfangs. An diesen als Zitat angenommenen digitalen Funden zeigte sich, dass computerbasierte Analysemethoden auch ein Potential für die Textinterpretation selbst aufweisen. Denn die digitalen Zitatfunde konnten noch zusätzlich zu den bisher herausgefilterten Zitaten dem Forschungsstand hinzugefügt werden. Dadurch konnte ein Zuwachs von gut 40 % bezogen auf den traditionell-manuellen Forschungsstand verzeichnet werden, wodurch ein wesentlich präziseres Gesamtbild der Aeneiszitate in Hieronymus' Briefen gezeichnet werden konnte.

Auch wenn diese digital gefundenen Zitate kürzer und weniger markiert als die hermeneutisch herausgefilterten Zitate waren, sind sie dennoch als unhintergehbare Bestandteil des literarischen Zitatphänomens anzusehen. Sie sind daher bildlich gesprochen im Gegensatz zu den stärker markierten Zitaten des typischen Kernbereichs des Zitatphänomens eher an dessen äußeren Rand zu lokalisieren. Die computergestützten Methoden der Zitatanalyse ermöglichen es also, den Kernbereich des Zitatphänomens zu verlassen und erstmals auf den äußeren Zitatbereich zu fokussieren. Insofern tragen auch die digitalen Zitatfunde maßgeblich dazu bei, das theoretische Verständnis des Zitates zu schärfen und zu erweitern.

An diesem Befund, dass der Forschungsblick durch computergestützte Zitatanalysen verstärkt vom inneren Kern weg auf den Randbereich oder sogar über die Grenze des literarischen Phänomens des Zitates hinausgetrieben wird, zeigte sich,

dass die digitalen Methoden der Zitatanalyse für sich genommen nach Art einer Zentrifugalkraft bei fehlender Zentripetalkraft wirken. Erst die hermeneutische Analyse und Interpretation konnte durch das Ausschließen nicht bedeutungstragender Funde einer allzu großen Dominanz des Randbereiches und damit der Zentripetalkraft effektiv entgegenwirken.

Durch die kontrastierende Evaluation der methodischen Verfahren digitaler und manueller Forschung konnten zudem die jeweiligen Potentiale beider Herangehensweisen deutlicher herausgearbeitet werden. Grundsätzlich zeigte der Vergleich der methodischen Ansätze dabei eine starke Orientierung zum verifikationsorientierten Finden der traditionell-manuell Forschenden und umgekehrt eine stärker falsifikationsorientierte Arbeitsweise digitaler Ansätze. Gerade die digitalen Verfahren ermöglichten es dabei, den ‚philologischen Tunnelblick‘ zu verlassen und ein stärker holistisches Ziel der Textanalyse zu verfolgen. Dadurch konnte in Abwandlung des Begriffs des sogenannten *great unread* sozusagen das *small unread* des Quellen- wie des Zieltextes, als häufig übergangene Textpassagen und -facetten, in den Blick der Untersuchung rücken. Der computergestützte Textanalyseansatz konnte bei Weitem nicht nur dafür eingesetzt werden, traditionell-manuelle Thesen zu testen und Perspektiven für eine neuerliche Untersuchung eines gewissen Schaffensabschnitts des Hieronymus zu eröffnen, sondern auch dafür, Auskunft über die Lesart der *Aeneis* zu geben, sei es hinsichtlich der wissenschaftlichen Rezeption durch den modernen Forschenden oder der produktionsästhetischen Rezeption durch Hieronymus.

Umgekehrt konnte durch die hermeneutische Methode der regelgeleiteten Textauslegung hervorgehoben werden, dass nicht allein lexikalische, korpuslinguistische und morpho-syntaktische Kriterien bereits ein eindeutiges Signal für ein Zitat darstellen. Vielmehr sind zusätzlich inhaltliche und narrative Elemente relevant. Da diese jedoch stets fallbezogen erörtert werden müssen, zeigte sich an dieser Stelle das Potential hermeneutischer Verfahren. Denn wie aufgezeigt, hat das *close reading* gegenüber computerbasierten Analysen den immensen Vorteil, sehr tiefgehende Analysen beispielsweise der Personenkonstellation und szenischer Parallelen vollziehen zu können. Ferner ermöglicht die manuelle Textanalyse für jeden Einzelfall die einzelnen Kriterien der Entscheidung für und wider ein Zitat in einer spezifischen Bewertung neu zu gewichten und wohlüberlegt gegeneinander abzuwägen. Gerade dieses Abwägen stellt einen zentralen Bestandteil der Textinterpretation dar.

In diesem Zusammenhang wurden immer wieder sehr grundlegende Unterschiede des analogen und digitalen Dispositivs relevant. Denn grundsätzlich muss zwischen gänzlich verschiedenen Prozessen der Wissens- und Evidenzerzeugung unterschieden werden: Computer folgen formellen Grundsätzen. Sie können streng systematisch, holistisch, unermüdetlich und leistungskonstant Daten verarbeiten. Doch hierfür benötigen sie klare Regeln, die entweder durch den Forschenden aufgestellt werden müssen, oder die der Algorithmus selbstständig nach durch den Forschenden vorgegebenen Methoden heuristisch entdecken muss. Computer verarbeiten zudem Informationen hierarchisch und sind Spezialisten in der Mustererkennung. Hierzu

zählt freilich auch die Erkennung von Mustern der Text-Text-Beziehung. Der Mensch hingegen ist in seinem Denken weniger streng formal und systematisch organisiert, er zeichnet sich dagegen vielmehr durch eine gewisse Flexibilität aus. Dies hat insofern Vorteile, da der Mensch innerhalb seiner meist nicht unbedingt hierarchischen Organisation der Wissensverarbeitung auf Querverbindungen zurückgreifen, Informationen und Details selektiv ausblenden, ignorieren oder priorisieren und Inhalte auch indirekt weitergeben kann. Zudem kann der Mensch auch durchaus mit widersprüchlichen Informationen umgehen, ein Umstand, der für den Computer neben der Unfähigkeit zu vergessen ungleich schwerer ist. Auch fehlt dem Computer ein dem Menschen vergleichbares Modell der Welt, sodass das menschliche Generalisierungsvermögen nur schwer künstlich nachgeahmt werden kann.

Diese grundsätzlichen (und sicherlich nicht allumfassenden) Unterschiede in der Informationsverarbeitung von Computern und menschlichen Forschenden waren auch in der vorliegenden literaturwissenschaftlichen Untersuchung mit einem *mixed methods*-Ansatz aus computerbasiert-digitalen und hermeneutisch-manuellen Methoden virulent. Wie aufgezeigt werden konnte, haben dabei beide Dispositive, das analoge wie das digitale, jeweils ihre Vorzüge bei der Untersuchung des Zitatphänomens. Vor diesem Ergebnishintergrund und mit dem Ziel des Erlangens eines möglichst vollständigen Gesamtbildes des Zitatphänomens können daher die vereinzelt Beobachtungen beziehungsweise die anekdotische Evidenz der manuellen Methoden und die den Anspruch des Holistischen vortragende, frequenzbasierte Evidenz digitaler Verfahren nur schwerlich als konkurrierende Dispositive aufgefasst werden. Vielmehr können sie wohl viel eher als sich ergänzende Dispositive verstanden werden, deren sinnvolle Kombination durch den Forschenden den Handlungsspielraum einer Textanalyse, wie an den vorliegenden kulturhistorischen, philologischen und methodischen Ergebnissen gezeigt werden konnte, enorm wachsen lässt.

9 Intertextualität als Verhandlungsort kultureller Transformation

Der christliche Asket und philologisch versierte Schriftgelehrte Hieronymus ist mit seinem Wirken in mehrfacher Hinsicht inmitten der vielfältigen kulturellen Hybridisierungsprozesse des 4. und 5. Jahrhunderts der Spätantike zu situieren. Seine berühmte Traumerzählung, in der sein literarisches Ego von einem Fieber sichtlich verzehrt vor ein Gericht geschleppt und unter Androhung physischer Qualen ein Bekenntnis wohl nur vordergründig zu seiner religiösen, denn zu seiner literarisch-kulturellen Identität ablegen muss, gestaltet geradezu emblematisch eine Leitdifferenz des emergierenden Christentums und der historischen Bildungskultur des *Imperium Romanum*. Dass diese Leitdifferenz literarisch überzeichnet ist und als kulturhistorische Grundantinomie an Trennschärfe einbüßt, hat die bisherige Forschungsliteratur zu Hieronymus bereits herausgestrichen. Wie jedoch das dadurch nichtsdestotrotz adressierte Spannungsverhältnis kultureller Transformation auf der Textebene in inhaltlichen Anschlüssen und literarischen Übernahmen, in thematischen Zurückweisungen und narrativen Brüchen genau bestimmt werden kann, vermag die vorliegende Untersuchung der in jahrhundertelanger Tradition ausgebildeten und unermüdlich gepflegten Kulturtechnik des literarischen Zitierens erstmalig zu zeigen. Doch welche literarischen Strategien zur Verhandlung und Bewältigung der kulturellen Hybridisierungsprozesse christlicher Spätantike lassen sich an Hieronymus' Intertextualitätsstrategie nun genau beobachten? Um diese Fragen vor dem Hintergrund der Analyseergebnisse zu klären, werden im Folgenden auch die Beobachtungen zur Zitiertechnik des Hieronymus hinzugezogen.

Anhand der etablierten Typologie von sieben unterschiedlichen, sich stellenweise leicht überblendenden Zitatkategorien lassen sich die Aeneiszitate in Hieronymus' Briefen nach ihrer Beschaffenheit und Integrationsform systematisieren. Die Zittypologie bildet dabei zum einen ab, welche vergilischen Textstrukturen in die Brieftexte Eingang finden. Zum anderen systematisiert sie die Bedeutung, die aus der Aufnahmehandlung des fremden Zitatsegments in den hieronymianischen Text entsteht. Dabei können drei Grundformen der Aufnahmesemantik unterschieden werden: Erstens kann eine Parallelisierung des hieronymianischen Textes zum Inhalt des Quellentextes, zweitens eine Entfremdung von ihm und drittens seine gänzliche Unabhängigkeit ausgemacht werden. Da allerdings die ersten Kategorien der vorliegenden Typologie durch Zitate konstituiert werden, die in einem Graubereich zwischen koinzidentem Sprachgebrauch und eindeutigem Zitieren zu situieren sind, bieten diese Zitate eine vergleichsweise geringe Angriffsfläche für das Erkennen einer der drei genannten Grundformen. Daher kann für diese Zitate keine allzu ausdrucksstarke Aussage betreffs der Aufnahmesemantik getroffen werden, sodass bei ihrer

Typologisierung notgedrungen das Kriterium der lexikalischen Textstruktur dominiert und daher in ihrer Zuordnung ausschlaggebend ist.

Zu diesem liminalen Graubereich des Zitatphänomens zählen prägnante Formulierungen im Hieronymustext, für die eine ‚vergilische Sprachfärbung oder Prägung‘ (Typ 1) angenommen werden kann. Da es sich bei ihnen meist um besonders rare Junktoren handelt, die eindeutig der *Aeneis* entstammen und gleichzeitig wenig markiert sind, wird an den Zitaten dieses Typs die Rolle Vergils als Schulautor besonders ersichtlich. Denn es scheint, als hätte Hieronymus bei diesen Formulierungen nicht so sehr eine konkrete Textstelle vor Augen als vielmehr einen Klang als Assoziation in den Ohren. Die Zitate dieses Typs zeugen daher von einer derartigen Allgemeinheit des Sprachgebrauchs, dass für diese Formulierungen keine punktuelle Text-Text-Beziehung zwischen den beiden fraglichen Textstellen konstatiert werden kann. Ferner zeigt sich an ihnen, dass sich das Lektüerverhalten eines Autors auch auf dessen Sprachfärbung auswirkt, indem von einem anderen Autor geprägte Wendungen in seinen Sprachgebrauch übergehen.

Einen rhetorisch sehr versierten Umgang mit eindeutig ‚vergilischen Syntagmen‘ (Typ 2) belegen ferner die Zitate des zweiten Typs, die aufgrund der Rarität und Prägnanz der Zitatsegmente eine gewisse Aufmerksamkeit erregen. Dass Hieronymus das vergilische Epos sehr gut kannte, wird einerseits an Zitaten ersichtlich, in denen er eine auf Vergil zurückgehende rhetorische Floskel nicht nur übernimmt, sondern sie auch noch in einer für Vergil charakteristischen Art und Weise metrisch in sein eigenes (Prosa-)Textgefüge einpasst. Andererseits wird die tiefe Vertrautheit mit Vergil auch an Zitaten offensichtlich, bei denen Hieronymus ein vergilisches Syntagma, das bereits von anderen Autoren aufgenommen wurde, zwar in demselben Kontext wie diese vorherigen Autoren in seinen Text einfließt, doch dabei stilistisch wieder etwas näher an das vergilische Original heranrückt. Da bei diesen Zitaten weitere narrative Parallelen zwischen den beiden fraglichen Textpassagen fehlen, handelt es sich bei ihnen ebenfalls meist um stark isolierte Zitatjunktoren.

Eine aufgrund der Verwendung digitaler Zitatanalysemethoden für die vorliegende Untersuchung spezifische Fundart stellen die ‚Ergänzungsvorschläge‘ (Typ 3) und die ‚Korrekturvorschläge‘ (Typ 4) für bereits bekannte Vergilzitate dar. Diese beiden ausschließlich durch digitale Zitatfunde vertretenen Kategorien weichen die bisherige Gewissheit eines eindeutigen Zitatbezuges zwischen zwei Textstellen auf, indem sie der Vollständigkeit verpflichtet alle in lexikalischer Hinsicht als Vorlage in Frage kommenden Textstellen zusammenstellen. Bei den Ergänzungsvorschlägen handelt es sich um Syntagmen aus den für die epische Sprache typischen Wiederholungsversen, anhand derer nicht nur ein Einblick in die Kompositionsstruktur der *Aeneis* und damit auf die Selbstzitate Vergils erlangt, sondern auch die Frage aufgeworfen werden kann, inwiefern Hieronymus mit den Syntagmen tatsächlich auf die eine, bisher angenommene Aeneisstelle Bezug nimmt, oder ob es sich bei ihnen nicht viel eher um eine allgemeine Werkreferenz ohne punktuellen Textbezug und damit dezidiert evozierbaren Kontext handelt. In einem Fall erweist sich ein solcher

Alternativvorschlag aufgrund weiterer semantischer, kontextueller und struktureller Merkmale dann sogar als deutlich geeignetere Quellenvorlage als die bisher in der Forschungsliteratur angenommene Textstelle, sodass hieraus ein Korrekturvorschlag erwächst, anhand dessen das Textverständnis der fraglichen Briefpassage des Hieronymus nochmals präzisiert werden kann.

Für diesen letztgenannten Korrekturvorschlag sowie die Zitate der Kategorie der ‚konvergierenden Vergleichsfigur‘ (Typ 5) kann erstmals eine parallelisierende Aufnahmehandlung des Quellentextes in den hieronymianischen Text dezidiert registriert werden. Dieser Fall einer leicht positiven Verstärkung durch parallelisierendes Konvergieren der beiden Textstellen beinhaltet als Aufnahmefigur einen direkten, positiven Vergleich nach dem Schema ‚wie Vergils, so auch Hieronymus‘ Aussage. Mit dieser Zitierhaltung führt Hieronymus phonetische oder semantische Erklärungen sowie geographische Verweise zur Verdeutlichung an. Ferner können mit dieser Aufnahmesemantik Vorbilder im Rahmen der Erstellung von Ahnen- und Traditionslinien etabliert und (teils anmaßende) Ehrbezeichnungen ausgesprochen werden. Letztlich werden mit (bildlichen) Beispielen, die als Beweise angeführt werden, Normen bestätigt oder durch ein abschreckendes Negativbeispiel aktualisiert. Durch solche Zitate wird somit der Standpunkt des hieronymianischen Textes gestärkt. Auffallend an den zusätzlichen digitalen Zitatfunden ist, dass bei ihnen diese konvergierende Aufnahmesemantik stets mit einer warnenden Funktion verknüpft ist: Einmal deutet die Warnung auf das Gefahrenpotential hin, durch Gift oder durch Folgen der inneren Schwäche zu tierischem Verhalten verführt zu werden. Im anderen Fall warnt Hieronymus mit der betreffenden Formulierung vor den Gefahren einer (metaphorischen) Seereise beziehungsweise einem nicht ausreichend abgeschiedenen Leben.

Gegenüber dieser Geste der narrativen Zustimmung zeigt sich eine Entfremdung des hieronymianischen Textes von der vergilischen Vorlage an solchen Zitatfunden, bei denen der aufnehmende Text versucht, den aufgenommenen Text zu übertreffen und sich dadurch von ihm zu lösen. Im Kontrast zu der vorherigen konvergierenden Parallelisierung zeigt sich dies an der ‚divergierenden Vergleichsfigur‘ (Typ 6) des aufnehmenden Textes. Diese Divergenzbestrebung resultiert teilweise in deutlichen Kontrasten, wodurch ein gewisser narrativer Freiraum entsteht, welcher dann in der Folge auch produktiv durch den aufnehmenden Zieltext ausgefüllt wird. Unter den digitalen Neufunden zeigt dabei einmal die ausgefallene Stilisierung einer Märtyrerin eine positive Abhebung von der vergilischen Textvorlage auf, wodurch die *Aeneis* zur negativen Hintergrundfolie degradiert wird. Zum anderen kann an einem Trauerausdruck eine Übertragung philosophischer Maximen in christliche Maximen als eine produktive Umwandlung gefasst werden.

Der letzte Zitattyp bezeichnet Aufnahmehandlungen, bei denen die Herauslösung des Zitatsegments aus seinem ursprünglichen inhaltlichen Zusammenhang des Quellentextes ein über die gemeine Zitatqualität deutlich hinausgehendes und daher besonders dominantes Merkmal darstellt. Zitate dieses ‚Dekontextualisierungstyps‘ (Typ 7) weisen aufgrund des gleichsam abgestreiften Kontextes keine bedeutungstragende

Interpretationsmöglichkeit mehr auf. Die Zitatsegmente selbst wirken daher stellenweise unmotiviert. In jedem Fall stehen beide Passagen des Quellen- und des Zieltextes unabhängig nebeneinander. Die Identifizierung als Zitat erfolgt einzig aufgrund des lexikalisch sehr auffälligen (und teils mehrere Verse umspannenden) Zitatsegments selbst beziehungsweise durch weitere externe, nicht im Zitatsegment selbst liegende Hinweise, wie beispielsweise die explizite Nennung von Eigennamen und Ereignissen, die Weiterführung einer Stilfigur oder die Negativprobe mit alternativen Ausdrucksmöglichkeiten. Zusätzlich zur Entfernung des ursprünglichen Kontextes wird bei Zitaten dieses letzten Typs teils auch die Handlung des Vergiltextes derart überdehnt, dass neben der Codestruktur im Sinne einer lexikalischen Hülse oder Zeichenabfolge nur mehr die leere, teils floskelhafte Formel und ihr sprachlicher Mechanismus an sich übernommen wird.

Mit den verschiedenen Zitattypen und ihren Aufnahmesemantiken sind ganz unterschiedliche literarische Funktionen des Zitierens verbunden. Mit dem Zitattyp der konvergierenden Vergleichsfigur ist beispielsweise eine parallelisierende Integrationsform verbunden, die bewirkt, dass der Vergiltext in produktionsästhetischer Hinsicht aufgrund des zustimmenden und annehmenden Aufnahmegestus zur Autorisierung des hieronymianischen Textinhaltes dient. Diese autorisierende Funktion betrifft dabei nicht nur den Textinhalt, sondern auch die *Autorpersona*. Denn Aeneiszitate nach der Form der konvergierenden Vergleichsfigur können stellenweise durch einen zustimmenden Gestus auch das (christliche) Schreiben des Hieronymus autorisieren. In einer abgemilderten Form trifft diese literarisch-autorisierende Funktion auch bereits auf die als vergilische Sprachfärbung und vergilische Syntagmen typologisierten Zitate aus dem Randbereich des Zitatphänomens zu.

Praktiken der kulturellen Abgrenzung und Distanzierung hingegen können anhand der literarischen Strategie der Kontrastierung oder Ablehnung beobachtet werden. Diese zeigt sich anhand der Zitate mit divergierender Vergleichsfigur und ihrer entfremdenden Integrationsform. Teilweise eröffnet die daraus resultierende kulturelle Distanzierung auch die Möglichkeit der Weiterschreibung, sodass der Vergiltext in diesen Fällen als Ansatzpunkt zur Rechtfertigung für das eigene Schreiben des Hieronymus dient. Auch diese Zitatbeispiele verweisen auf einen autorisierenden Funktionsmechanismus der hieronymianischen Zitierpraxis.

Eine aus produktionsästhetischer Perspektive interessante literarische Strategie stellen die Zitate des dekontextualisierenden Typs dar, denn an diesen zeigt sich zugleich eine aufnehmende und kontrastierende Aufnahme-strategie. An dieser literarischen Funktion von Zitaten wird wiederum deutlich, dass Hieronymus keineswegs davor zurückschreckte, auf etablierte Codestrukturen und sprachliche Mechanismen zurückzugreifen, um durch ihre verbrieft Verlässlichkeit im Sinne gelingender Kommunikation seinem Aussagegehalt nicht nur stilistische Dignität, sondern auch argumentative Legitimität zu verleihen.

Neben der Betrachtung der verschiedenen Zitatfunktionen ist auch ihre jeweilige Ausprägung relevant. Denn über das bloße Existieren verschiedener literarischer

Funktionen des Zitierens im hieronymianischen Briefkorpus hinaus ist auch erkenntnisreich, wie häufig diese verschiedenen Zitatfunktionen jeweils Verwendung finden. Bei der Betrachtung der Befunde aus der Distanz zeigt sich dabei, dass die Zitate mit eindeutig autorisierender Funktion sehr deutlich überwiegen, das heißt, dass Hieronymus beim Zitieren der *Aeneis* am häufigsten konvergierende, also zustimmende Aufnahmehandlungen vollzieht. Die kontrastierende oder ablehnende Strategie der divergierenden Aufnahmesituation, die in ihrer Figur eine kulturelle Abgrenzung und Distanzierung vollzieht, kann dahingegen weniger häufig beobachtet werden. Die dekontextualisierenden Zitatformen wiederum, die unter zeitgleicher Aufnahme und Kontrastierung dem hieronymianischen Text eine argumentative Legitimierung und gewisse Dignität verleihen, können demgegenüber sogar sehr selten aufgefunden werden. Zusammengefasst werden Aeneiszitate in den Briefen also überwiegend in der Form eingesetzt, dass das klassisch-heidnische Epos im Gestus wohlwollend und in zustimmender Aufnahmehaltung in den Text eingewebt wird. Die *Autorpersona* Hieronymus legt durch diese teils impliziten Anschlüsse eine bemerkenswerte Akzeptanz des vergilischen Epos an den Tag. Die eher Distanz erzeugenden Aufnahmeformen oder sogar Absatzbewegungen verbriefenden Zitierhandlungen sind zwar im hieronymianischen Schreiben durchaus zu finden, sie sind in der Summe jedoch weniger präsent. Die Befunde der Zitatanalyse und Typologisierung zusammengenommen, kann demnach in den Briefen des Hieronymus eine beachtliche Tendenz zur parallelisierenden Zustimmung und Annahme des vergilischen Vorbilds konstatiert werden.

Gerade dieser Befund eines durchaus integrativen Umgangs mit dem Vergiltex und die wiederholt autorisierende und legitimierende Funktion in den Briefen steht in schroffem Kontrast zu der eingangs skizzierten autobiographischen Traumerzählung, in der Hieronymus in äußerst verdichteter Form den *locus classicus* für den spannungsgeladenen Konflikt zwischen dem Erbe der klassischen Kultur und den christlichen Überzeugungen aufzeigt. Die Untersuchungsergebnisse legen also eine Differenz zwischen dem im Traumgesicht so kondensiert gezeichneten Integrationswiderstandes des heidnischen Kulturerbes und Hieronymus' tatsächlichem Umgang mit dem Klassiker Vergils offen. Daher ist zu fragen, wie sich dieser konstatierte Bruch im ganz konkreten Umgang auf der Textebene selbst beobachten und manifestieren lässt. An dieser Stelle erweisen sich die Beobachtungen zur Zitiertechnik des Hieronymus als aufschlussreich.

Bezüglich der Technik des Zitierens können für Hieronymus einige zentrale Feststellungen hinsichtlich des Versmaterials und seiner Reorganisationsform zusammengeführt werden: Die Zitatspuren der *Aeneis* bestehen zu einem großen Teil aus dem Versmaterial ganzer oder halber Verse. Die Länge der Passagen aus ganzen Versen reicht von einem Vers bis zu fünf zusammenhängenden Versen, wobei der Beginn oder das Ende auch über eine Versgrenze hinwegreichen kann. Im Falle von einzeln zitierten Halbversen kann eine deutliche Präferenz für Daktylen der Versenden erkannt werden, vereinzelt werden sogar zwei aufeinander folgende Versenden

gemeinsam in den Ziltext aufgenommen. Werden ferner zwei Halbverse in einem Zitat kombiniert, so beginnt das Zitat häufig bereits beim hinteren Teil des Halbverses (Teil b). Weniger häufig als ganze und halbe Verse werden zwei vereinzelter Wörter mitten aus dem Vers herausgegriffen. Aus diesen ersten Beobachtungen lässt sich bereits festhalten, dass sich das Versmaterial der Zitatsegmente als auffällig fraktioniert darstellt.

Wie die weitere Zitatanalyse zeigt, verweist nicht nur das Versmaterial selbst auf Hieronymus' handwerklichen Umgang mit dem Text der *Aeneis*, sondern auch die (Re-)Organisation desselben im neuen Textzusammenhang. Hierbei kann mehrfach eine gewisse Flexibilität in der Reihenfolge beobachtet werden. Dies betrifft zum einen die Ebene des zitierten Werkes, dann die Ebene der Ereignisse, wie sie im Quelltext geschildert werden, sowie zuletzt die Ebene der übernommenen Wörter. Beispielsweise zitiert Hieronymus innerhalb eines Briefes aus ganz verschiedenen Büchern der *Aeneis* und springt dabei innerhalb des vergilischen Werkaufbaus auch gerne einmal vor und zurück. Zudem erhalten die berichteten Ereignisse bei Hieronymus schon einmal eine andere Reihenfolge als im Prätext oder es wird die ursprüngliche Reihenfolge der Verse schlicht aufgehoben. Zudem werden sehr häufig einzelne Wörter innerhalb eines Verses, Halbverses oder in bereits sehr reduzierten Junktoren vertauscht.

Zusätzlich zu dieser Variabilität in der Reihenfolge kann auch eine gewisse Flexibilität in der Länge des zitierten Versmaterials konstatiert werden. So verkürzt Hieronymus beispielsweise einen zuvor noch vollständig zitierten Vers etwas später nur mehr auf eine prägnante Junktur, die daher eher als unterbewusstes Zugreifen auf die Formulierung aufgrund der Vertrautheit und sprachlichen Prägnanz erklärt werden kann. Dies entspricht gleichsam der Auflösung eines Zitates in den allgemeinen Sprachgebrauch. Doch auch der umgekehrte Fall einer Zitatentstehung als eine Distinktionsbewegung heraus aus einem koinzidenten Sprachgebrauch hin zu einer prägnanten zitathaften Wendung kann anhand seiner Zitierpraxis verfolgt werden. Eine gänzlich anders gelagerte Form der Kürzung entsteht wiederum durch das Auslassen von Wörtern, von Versteilen oder von ganzen Versen. Häufig geschieht dies, um das Zitatsegment an den neuen Kontext anzupassen. An mehrfach wiederverwendeten, längeren Zitatsegmenten wird ferner deutlich, dass Hieronymus nicht nur radikal reduzierte und kondensierte, sondern auch kontextadäquat die Länge umfassenderer Zitatpassagen an sein Textgefüge anpasste. Einmal mehr wird an diesen Befunden ein sehr eigenständiger und souveräner Umgang des Hieronymus mit dem Prätext deutlich.

Als ein weiteres Merkmal der hieronymianischen Zitierpraxis kann die Methode der nahtlosen Agglutination etwas entfernterer Verse und die relativ freie Kontamination oder Überblendung sehr ähnlicher Aeneisstellen deklariert werden. Eine gänzlich anders gelagerte Strategie, kontextuelle Übereinstimmung mit dem Ziltext zu erzeugen, stellt dann wiederum die punktuelle Ersetzung einzelner Wörter dar. Wiederholt erweist sich am Beispiel der Zitierpraxis das Zitatmaterial aus der *Aeneis* für

Hieronymus nicht als allzu starr und fest, sodass innerhalb seines Autorenverständnisses ein solch freier Umgang mit dem Quellentext scheinbar durchaus denkbar ist. Schließlich lässt sich auch hinsichtlich der Aufnahmesemantiken eine gewisse Reorganisation des Versmaterials feststellen, etwa wenn Hieronymus einmal zitierte Formulierungen an anderer Stelle in differentem Kontext und in anderer Aufnahmesemantik (und anderem Zitattyp) in seinen Text einfließt.

Zusammenfassend verweisen all diese Beobachtungen also auf eine recht dynamische Handhabung des Quellenmaterials, das auf den Mechanismen der Zitatentstehung und Auflösung, der Reduzierung und Verlängerung der Zitatsegmente, des Auslassens und Ersetzens, der Neukombination sowie der Auflösung der Reihenfolge und nicht zuletzt auf der Etablierung eines dichten Verweisnetzes aus Querverbindungen und Werkreferenzen beruht. Gerade die Neufunde der Methodenkombination verleihen der Sicht auf diesen dynamischen und flexiblen Charakter der hieronymianischen Handhabung des Zitatmaterials nochmals mehr Gewicht.

Die hieronymianische Zitiertechnik reflektiert also ein sehr handfestes Arbeiten am und mit dem Quellentext. Ein solches aktives Arbeiten an, in und mit einem bestehenden Werk kann in sehr ähnlicher Form an Hieronymus' Übersetzungen und Auslegungen der Texte der Bibel beobachtet werden. Dass seine Übersetzungs- und Kommentierungstätigkeit auf sein literarisches Schreiben durchaus einen handwerklichen Einfluss hatte, hier also gewisse Abhängigkeiten vorlagen, legt auch der Befund nahe, dass nach Hieronymus' Aufgabe seiner Übersetzungstätigkeit ein deutliches Zurückgehen der Anzahl der Aeneiszitate zu verzeichnen ist. Auch diese auffällige Koinzidenz insinuiert, dass gewisse Wechselwirkungen zwischen den beiden Schaffensgebieten zu konstatieren sind.

Wird also die exegetische Betätigungsform des Hieronymus an dieser Stelle einmal als Vergleichsfall näher betrachtet und auf Hinweise für das ganz praktische Vorgehen eines solchen aktiven Arbeitens am Text abgeklopft, so fällt der auflistende Gestus dieser Textsorte ins Auge. Denn ein wesentliches Merkmal der exegetischen Werke wie auch in die Briefe vereinzelt eingewebter exegetischer Passagen ist das sequentielle Abarbeiten schwieriger oder schwerer verstehender Bibelpassagen. Hierzu werden die einzelnen Bibeltextstellen aus dem Textverlauf herausgenommen und nacheinander mit einer Erklärung versehen. Der ursprüngliche Textverlauf selbst ist dadurch also aufgebrochen. Gerade dieses Aufbrechen des Textgewebes kann als gedankliche Form auch für das oben konstatierte Arbeiten an und mit nicht-biblichen Prätexten herangezogen werden. Denn (jenseits des in diesem Zusammenhang sicherlich nicht zu unterschätzenden Erinnerungseffekts) lag dem rhetorisch äußerst gewandten Hieronymus möglicherweise auch zu den literarischen Quellentexten ein vergleichbarer systematischer Zugang vor. Diese These klingt bereits beim Befund der vergleichsweise vielen digitalen Ergebnisse für die mittleren Aeneisbücher an, da in der Folge eine differierende Rezeptionspraxis von Hieronymus und modernen Forschenden vermutet wurde. Verstärkt wird diese These auch noch, wenn in Betracht gezogen wird, dass Hieronymus nicht nur aus Vergils *Aeneis*, sondern auch

aus den *Eclogae* und den *Georgica* Vergils sowie aus Werken anderer Autoren zitierte. Für die aufgezeigte flexible Zitierpraxis war daher wohl eine gewisse Auflösung der Quellentexte nötig. Diese Textauflösung musste die Formulierungen aus ihrer syntagmatischen Textumgebung (zumindest in Ansätzen) in eine paradigmatische Struktur überführen, sodass relevante Formulierungen oder Textstellen leicht ausgewählt oder gezielt und je nach Bedarf des Zieltextes in diesen eingefügt werden konnten.

Wie könnte diese paradigmatische Textauflösung ausgesehen haben? In diesem Zusammenhang geben wiederum die anfänglichen Ausführungen im Forschungsstand zu zwei exemplarischen Textzeugen des hieronymianischen Briefkorpus wichtige Impulse. Denn wie an einer Handschrift aus der Mitte des 9. Jahrhunderts, die im Bearbeitungszustand um das Jahr 1000 vorliegt, und einer benediktinischen Hieronymusedition aus dem Ende des 17. Jahrhunderts dargelegt werden konnte, blieb an diesen beiden Textzeugen trotz ihrer zeitlichen Distanz zueinander ein Bearbeitungsmerkmal über die Jahrhunderte bemerkenswert konstant. Es handelt sich hierbei um die Darstellung und visuelle Hervorhebung der intertextuellen Stellen in Form von Glossen. Gerade diese Technik der marginalen Notierung scheint demnach ein probates Mittel vermittels eines minimalen Eingriffes und ohne den Textverlauf an sich gleich auflösen zu müssen, eine paradigmatische Facette einzuführen.

An diesen beiden Textzeugen und ihren Glossen konnte zudem über die Zeit eine Verschiebung der Notationstechnik und des Fokus der Glossierung von sowohl heidnischen als auch christlichen hin zu ausschließlich christlichen Quellentexten beobachtet werden. Diese Verschiebung ging möglicherweise mit dem Wechsel des Gebrauchskontextes der Textzeugen vom Rahmen einer *lectio* hin zu einer Gesamtausgabe einher. Daher scheint neben der Technik der Glossierung auch der Gebrauchskontext der Prätexte ein interessantes Kriterium bei der Einschätzung der paradigmatischen Bearbeitungsformen zu sein.

Da uns für Hieronymus Autographen fehlen, können wir seine konkrete Notationstechnik bei der Bearbeitung von Texten leider nicht mehr nachvollziehen. Daher können wir im Anschluss an die frühmittelalterlichen Textzeugen lediglich vermuten, dass er sich möglicherweise ebenfalls in irgendeiner Form Notizen zu ihnen machte. Diese Vermutung gewinnt gerade vor dem Hintergrund seiner exegetischen und übersetzerischen Tätigkeiten an Gewicht. Denn gerade in diesem Bereich der schriftlichen Auseinandersetzung mit einem Werk scheint zumindest eine Markierung, wenn nicht gar eine Kommentierung in marginaler Art und Weise sehr naheliegend.

Demgegenüber können wir den Gebrauchskontext der *Aeneis* für Hieronymus allerdings sehr wohl bestimmen, genoss er doch selbst in seinen Jugendjahren eine fundierte heidnische Schulausbildung, lernte gar beim Vergilexperten Aelius Donatus in Rom und gab, wie uns Rufin glauben machen lässt, später in Bethlehem wohl selbst schulischen Unterricht, unter anderem an der *Aeneis*. Hieronymus hatte also

mehrfach Anlass die Korrektur und Verwendung einer Aeneisabschrift für die *lectio* im Klassenzimmer vor- und aufzubereiten.

Die oben vermutete, stärker paradigmatische Organisationsform des Aeneistextes kann daher am ehesten in Form einer solchen Textausgabe der *Aeneis* angenommen werden, die für den Schulunterricht strukturiert und für diesen Zweck beispielsweise mit marginalen Glossen aufgearbeitet war. Auf diese Weise war es dem Lehrer Hieronymus leicht möglich, im Unterrichtsverlauf für seine Schüler beispielsweise Erläuterungen zu Personen und Sachen anzufügen oder mythologische Beispiele näher auszuführen und Anspielungen aufzulösen. Nicht zuletzt konnte der rhetorikaffine Donat-Schüler auf diese Weise auch Passagen aus textkritischer Sicht mit seinen Schülern eingehend diskutieren.

In die strukturelle Nähe einer vollständigen Auslösung einzelner Syntagmen und Wendungen aus ihrem syntagmatischen Verszusammenhang käme hingegen am ehesten die Darbietungsform einer stilistischen Handreichung oder eines Konvoluts, das für die rhetorische Ausbildung bestimmt war. In einem solchen Konvolut wäre es beispielsweise vorstellbar, dass einzelne Textpassagen als Beispiele etwa für rhetorische Figuren oder merkwürdige Formulierungen fungieren und dafür aus dem Werkzusammenhang herausgelöst und nacheinander aufgeführt in der Sammlung genannt werden.

Da jedoch beide Textaufbereitungsformen, sowohl die kommentierte Textausgabe als auch das Stilhandbuch, mangels Beweisen Spekulation bleiben müssen, ist einzig die den beiden Textformen gemeinsame Charakteristik herauszustreichen, die in ihrer prinzipiellen Anlage auf eine Systematisierungsbestrebung nach Art eines Zettelkastens verweist.⁶⁸⁶ Neben dem unbestreitbar existierenden Memorialeffekt, noch dazu in einer deutlich stärker von Oralität geprägten (Bildungs-)Kultur, mag also ein solches Zettelsystem, sei es systematisch und allumfassend angelegt und stetig gepflegt oder lediglich in einigen zentralen Bereichen angesetzt, das Schreiben des Hieronymus maßgeblich beeinflusst haben. Diese Überlegungen lenken damit den Blick auf den hieronymianischen Textbegriff der *Aeneis* und auf die damit verbundene Frage, welche Rolle das Zitieren für Hieronymus' Konzeption christlicher Autorschaft einnahm.

Gerade die Analyse der digital neu hinzugewonnenen Zitate hat Anzeichen für eine große Flexibilität des Hieronymus im Umgang mit dem Quellentext hervorgebracht. Analog zum Befund, nach dem durch die computergestützt herausgefilterten Zitate der Zitatbegriff vom Kernbereich weg und vermehrt auf den Rand des Zitatphänomens ausgeweitet werden muss, sodass im Vergleich zu den hermeneutisch herausgefilterten, vergleichsweise deutlich markierten Zitaten verstärkt auch flexiblere Zitatformen in den Blick kommen, kann an dieser Stelle auch eine Ausdehnung des

686 Ein solches Zettelsystem vermutet bemerkenswerterweise auch Müller für die Zitiertechnik des Augustinus, vgl. Müller (2003) 447.

Textbegriffes der *Aeneis* durch Hieronymus vorgebracht werden. Denn ein allzu festes Verständnis eines Werkes als ein erstarrtes, sakrosanktes Gewebe, das in seiner Geschlossenheit nicht aufgebrochen werden darf, ist mit den vorliegenden Befunden nicht konform. Vielmehr kann für Hieronymus auf Grundlage der Zitatsspuren in den Briefen und des Umgangs mit den Zitatsegmenten ein wesentlich dynamischerer Zugang zum Aeneistext konstatiert werden. Somit finden also die konstatierte integrierende Semantik der Aufnahmehandlung sowie die (bisher unterschätzte) Diversität der thematischen Anknüpfungspunkte auf der unmittelbaren Textebene in einem höchst flexiblen und souveränen Umgang mit dem sprachlichen Material der *Aeneis* ihr Pendant. Gerade die digitalen, teils diffizilen Funde verweisen dabei auf einen prekäreren Textbegriff, als auf Grundlage der bisher bekannten Zitate insinuiert wurde. Oder anders ausgedrückt: Hieronymus beweist gerade an diesen Zitatfunden, dass er als souveräne *Autopersona* sein Schreiben gänzlich auf die Gestaltung seiner Texte ausrichtete, deren ästhetische und literarische Form sowie inhaltliche Aussage vor der Verfasstheit des Quellentextes Priorität hatten. Jenseits des programmatisch postulierten Bruchs trägt damit die hieronymianische Konzeption christlicher Autorschaft die Bedingtheiten klassischer Textpraxen mit einer gewissen untergründigen Selbstverständlichkeit weiter, die vorstehende Differenzen und Diskontinuitäten vielmehr in Kontinuitätsmuster überführt.

Werden diese Beobachtungen zusammengedacht, dann verweisen sie auf eine sehr ungerührte, unvoreingenommene und nahezu rabiate literarische Verarbeitung der Problemstellungen kultureller Transformation. Die Verarbeitung der Herausforderungen kultureller Hybridisierungsprozesse scheint bei Hieronymus eher untergründig zu erfolgen. Werden dabei konzeptuell die unmittelbare Textebene an sich und der inhaltliche Diskurs, der auf der Metaebene stattfindet, als zwei getrennte und voneinander mehr oder weniger unabhängige, wenn auch aufeinander bezogene Sphären gedacht, so kann konstatiert werden, dass sich die tatsächliche Verhandlung der Herausforderungen kultureller Transformationsprozesse auf der Textebene erheblich unbefangener und flexibler als auf der Metaebene des Diskurses gestaltete. Denn indem Hieronymus den Aeneistext neben den deutlich markierten Entlehnungen der größtenteils durch manuelle Forschungstätigkeit bereits gefundenen Zitate auch in den sehr viel weniger markierten und daher feineren Elementen, die durch die digitale Zitatanalyse gewonnen werden konnten, teilweise gleichsam nurmehr als sprachliche Referenz verfügbar machte, unterzog er das Nationalepos einer sehr viel rigoroseren und untergründigeren kulturellen Transformation, als er dies auf der Metaebene je insinuierte.

Werden die explizite Diskursebene über die Problemlagen kultureller Transformation und der tatsächliche Umgang mit dem kulturellen Erbe in dieser Form als getrennte Ebenen konzeptualisiert, dann zeigt sich zudem, dass der tatsächliche Umgang mit dem heidnischen Literaturerbe nicht nur radikaler, sondern auch der Diskursebene erheblich voraus war. Denn wurde auf der einen Ebene noch diskutiert, wurde auf der anderen unterdessen bereits agiert. Der viel radikalere Kampf um die

sprachliche Hoheit und damit die Vergangenheit fand demzufolge nicht auf der expliziten Aussage- und Diskursebene statt, sondern auf einer viel feineren, dezenteren und unterschwelligeren Ebene innerhalb der Textarbeit selbst. Das Zitatphänomen als angenommener Diskurs- und Verhandlungsort erweist sich anhand dieser Ergebnisse als ein höchst attraktiver und lebendiger literarischer Ort, um die den kulturellen Hybridisierungsprozessen des 4. und 5. Jahrhunderts entspringenden Herausforderungen durch offenes Experimentieren mit ganz unterschiedlichen literarischen Verarbeitungsstrategien zu bearbeiten und beinahe unbemerkt dabei auch ein Stück weit zu bewältigen. Dieses offene Experimentieren setzt nicht nur ein dynamisches Arbeitsumfeld, ein flexibles Textverständnis, sondern auch eine gehörige Selbstbewusstheit des Hieronymus als christliche *Autorpersona* voraus.

10 Schlussbemerkung

Die vorliegende Untersuchung verfolgte ausgehend von der eingangs beim Kirchenlehrer Hieronymus beobachteten literarischen Inszenierung der Unvereinbarkeit von klassisch-heidnischer und christlicher Kultur sowie Identität das Ziel, den damit Ausdruck verliehenen frühchristlichen Verarbeitungsstrategien der kulturellen Hybridisierungsprozesse gegen Ende des 4. und Anfang des 5. Jahrhunderts nachzuspüren. Hierzu wurde der literarische Umgang des christlichen Radikalasketen Hieronymus mit dem antik-paganen Literaturerbe in dessen Korpus rhetorisch äußerst versierter Briefe untersucht. Der Diskursort der literarischen Auseinandersetzung mit den kulturellen Transformationsprozessen wurde dabei auf der Textebene in Zitaten als den Spuren des Lektüerverhaltens lokalisiert. Die Untersuchung nahm hierbei exemplarisch die Zitate aus Vergils *Aeneis* als einem auch in der (christlichen) Spätantike unverändert zentralen Werk in Augenschein. Mit der Kombination rein hermeneutischer Textanalyse und automatisierter Verfahren des computergestützten Textvergleiches verfolgte die Untersuchung ferner die Absicht, auch neue, bislang unbekannte Zitate in die Analyse miteinzubeziehen. Auf diese Weise sollte ein wesentlich präziseres Gesamtbild des hieronymianischen Umgangs mit der *Aeneis* entworfen werden, um zu einer sachgerechteren Beurteilung desselben zu gelangen.

Der methodisch innovative Einsatz eines *mixed methods*-Verfahrens zur Detektion und Untersuchung der Aeneiszitate in Hieronymus' Briefen konnte hierbei positiv evaluiert werden. Die beiden methodischen Herangehensweisen von traditionell manueller und computergestützter Zitatanalyse erwiesen sich als gegenseitig aufs Höchste befruchtende und als sich sehr gut ergänzende Ansätze der Zitatanalyse. Denn mit dem erstellten Algorithmus zur digitalen Zitatanalyse konnten nicht nur alle bereits hermeneutisch herausgefilterten Zitate repliziert, sondern zudem auch noch neue bedeutungstragende Zitatfunde entdeckt werden. Auf diese Weise konnte der Bestand bekannter Aeneiszitate in Hieronymus' Briefen ausgeweitet und damit ein noch umfassenderes Verständnis der Zitiertechnik des Hieronymus gewonnen werden. Gerade die computergestützt detektierten Zitate erwiesen sich in der Analyse und Interpretation der hieronymianischen Intertextualitätsstrategie wiederholt als äußerst erkenntnisreich.

Aus der Erweiterung des theoretischen Verständnisses des Zitates entstand im Zuge der Untersuchung als ganz unmittelbares Desiderat an die wissenschaftliche Praxis die Ausweitung der üblichen Auszeichnungsweise von Textähnlichkeiten. Denn der in der traditionellen Quellen- beziehungsweise Zitatanalyse eingesetzte Hinweis *confer* (*cf.*), mit dem einerseits signalisiert wird, dass eine paraphrasierende oder weniger wörtliche Übernahme vorliegt, und mit dem andererseits auf vergleichbare Wendungen eines Quellentextes verwiesen wird, muss in *mixed methods*-Projekten wesentlich häufiger verwendet werden. Dies resultiert aus dem holistischen Ansinnen der computer-

gestützten Textanalyse, da durch sie jegliche überauffällige lexikalische Verwandtschaft oder sprachliche Nähe zwischen den Texten in den Fokus gelangt. Neben diesen Implikationen drängt sich das Problem der holistischen Aufzeichnung jedoch auch in anderer Hinsicht auf, denn die häufig in verschiedenen Arbeiten verstreut notierten Zitate und Textübereinstimmungen erschweren es, ein ganzheitliches Bild der Zitierpraxis eines Autors zu erlangen. Daher scheint eine stärker standardisierte und zugleich differenzierendere Auszeichnungspraxis, möglicherweise sogar in einem zentralen Katalog, wünschenswert.

Die philologische Analyse der hieronymianischen Zitierpraxis zeigte, dass der einstige Donat-Schüler dem programmatisch postulierten Bruch von christlich-asketischer Identitätsbildung mit den klassischen Literatur- und Bildungstraditionen entgegen der derart semantisierten Leitdifferenz in seinem tatsächlichen Schreiben eben nicht getreulich folgte. Vielmehr eröffnete die Zusammenschau und Interpretation seiner Intertextualitätsstrategie ein sehr komplexes, situativ vielschichtiges sowie höchst variables und multifunktionales Verhältnis des Hieronymus zur nur vordergründig negierten Klassikerrezeption. Gegenüber den kunstvoll ausgeführten kontrastierenden, den stilistisch elegant umgesetzten divergierenden und den explizit zurückweisenden Abgrenzungsgesten seines Zitierverhaltens konnten dabei gerade die demgegenüber beinahe stillschweigenden und untergründigen Praktiken der typologischen Parallelisierung, inhaltlichen Affirmation oder gar Überbietung besonders ins Licht gehoben werden. Gerade letztgenannte Intertextualitätspraktiken der oftmals eher unterschweligen Anverwandlung klassischer Literatur- und gleichzeitig auch Autorschaftstraditionen bedingten in nicht geringem Maße die Identitätsbildung der christlichen *Autorsperson*a des Hieronymus. Die experimentelle Methodenkombination konnte dabei gerade diese bisher nur schwer greifbare Qualität des hieronymianischen Schreibens erstmals in aller Deutlichkeit in den Fokus rücken. Der Autor Hieronymus bewies damit bei aller Bearbeitung kultureller Transformationsprozesse, dass er entgegen der in der Forschung häufig angeführten Inkonsistenz und Inkonsequenz im Umgang mit dem literarischen (Kultur-)Erbe als höchst souveräner und eigenständiger Gestalter stets die Aussage, Ästhetik und stilistische Qualität seiner Texte im Auge behielt.

Die vorliegende Untersuchung verstand sich ausdrücklich als eine erste Exploration, wodurch die Konzentration auf zwei Schlüsselautoren und -texte, einerseits den literarisch äußerst versierten Kirchenlehrer Hieronymus und seine rhetorisch ausgefeilten Briefe sowie andererseits Vergil als den römischen Nationalepiker schlechthin mit seinem Nationalepos *Aeneis*, im Rahmen dieses methodischen Experiments eine gewollte Zuspitzung auf eine musterhafte Versuchsanordnung für die Erstellung eines optimalen Untersuchungsansatzes und für die Validierung der verwendeten Methoden zur Analyse von Zitaten darstellte. Anhand der vorliegenden Grundlagenarbeit können neben der tiefergehenden Untersuchung der vorliegend erstmalig in den Blick gerückten Textpassagen und Verbindungsstellen zwischen der *Aeneis* und

Hieronymus' Briefen noch zwei weitere Determinanten künftiger Forschung identifiziert werden: die untersuchten Zitatformen und das untersuchte Textkorpus.

Zum einen kann das eigens entwickelte Filtersystem hinsichtlich der Operationalisierung noch auf zusätzliche Textähnlichkeiten erweitert werden, indem das Suchverfahren auch auf paraphrasierende Formulierungen wie auch semantische Ähnlichkeiten ausgeweitet wird. Die bisherigen Ergebnisse lassen gerade in dieser Hinsicht, wie an einigen Stellen aufgezeigt, ertragreiche Zitatfunde vermuten. Hierdurch könnte ein noch präziseres Bild der Intertextualitätsstrategie des Hieronymus erarbeitet werden. Auch ein stärker kontextsensitives Vorgehen der computergestützten Zitatdetektion und -analyse verspricht weitere Einsicht in die Intertextualitätspraxis.

Zum anderen kann auch eine weitergefasste Analyse des Gesamtœuvres eines Autors in Verbindung mit der Analyse mehrerer Vergleichstexte angesetzt werden. Hierfür bieten sich aufseiten des Quellentextes insbesondere die weiteren Werke Vergils (*Eclogae*, *Georgica*) an. Auch könnte die Recherche auf weitere klassischheidnische Autoren und Werke jenseits von Vergil (z. B. Horaz, Ovid) oder jenseits der Dichtung (z. B. Cicero) ausgeweitet werden. Mit letzterer Erweiterung können gerade auch die Spezifika von Prosazitaten in Prosatext näher untersucht werden. Ferner können auch Zitate christlicher Texte (z. B. Tertullian) in den hieronymianischen Briefen in den Blick genommen werden, um so die Befunde mit den spezifischen Bedingungen christlicher Zitatsegmente zu flankieren. Parallel zu dieser quellentextseitigen Fokuserweiterung bietet es sich ebenso an, auf der Zieltextseite weitere Werke des Hieronymus (z. B. Proömien der Kommentare) sowie weitere spätantike Autoren (z. B. das Briefkorpus Augustinus' oder Paulinus' von Nola) in die Analyse miteinzubeziehen. All diese Erweiterungen zielten letztlich darauf, auf diese Weise ein noch ganzheitlicheres Bild des Zitatphänomens als experimentellen Verhandlungsort der in mehrfacher Hinsicht faszinierenden wie vielschichtigen kulturellen Transformationsprozesse der Spätantike zu erlangen.

Anhang I: ‚Manueller Goldstandard‘

In dieser Tabelle sind die Zitatfunde der traditionell-manuellen Forschung auf Basis der in Kap. 1.3 genannten Forschungsarbeiten aufgeführt (Spalten 2 und 3). Die Notationsweise der Aeneisverse in Spalte 3 liest sich wie folgt:

- **x-z** Verse x bis z bleiben unverändert, einzelne Ersetzungen von Wörtern möglich.
- **x + z** Vers x und z werden unter Auslassung von Versmaterial unmittelbar agglutiniert, die Aneinanderfügung erfolgt ohne eine hieronymianische Hinzufügung.
- **x; z** Vers x und z werden unter Auslassung von Versmaterial agglutiniert, die Aneinanderfügung erfolgt nach einer hieronymianischen Hinzufügung.

Die gelisteten Zitatfunde des ‚manuellen Goldstandards‘ stellen die Vergleichsgröße für die Entwicklung des Algorithmus des digitalen Textvergleichs und für die methodische Evaluation dar.

Da es sich bei den traditionell-manuellen Zitatfunden überwiegend um zusammenhängende Verspassagen oder einzelne Halbverse der *Aeneis* handelt, kann die konkrete Formulierung Vergils im hieronymianischen Brief meist recht eindeutig ausgemacht werden. Um Redundanzen zu vermeiden, wird daher in dieser Auflistung nur der Hieronymustext abgebildet (Spalte 4). Alle vom Algorithmus detektierten wörtlichen Übereinstimmungen des hieronymianischen Textes mit der *Aeneis* sind in diesem mit einem Sternchen (*) vor und nach dem jeweiligen Wort gekennzeichnet.

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Hieronymustext	Szenarien im Vergleich: Verg. – Hier.	Zitattypologie	Bemerkungen/Versmaterial	Tess.-Score
1	20.5.2	1.37	si ex his duobus uelis conpositum uerbum facere dices osianna siue ut nos loquimur osanna media uocali littera elisa sicuti facere solemus in uersibus quando *mene* *incepto* *desistere* *uictam*	Als die Troer frohen Mutes von Sizilien absegeln, fragt sich Iuno erregt selbst (<i>Soliloquium</i>), ob sie von ihrem Vorhaben, die Troer von ihrer Ankunft in Italien abzuhalten, ablassen sollte – Hier. erklärt das hebr. Wort <i>osianna</i> und dessen Aussprache als <i>osanna</i> , er vergleicht die Vokalauslassung mit der Skansion des	Typ 5: Konvergierende Vergleichsfigur	Es handelt sich um eine phonetische Erklärung des Hieronymus. Das Zitat besteht aus dem Versteil b.	12

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Hieronymustext	Szenerien im Vergleich: Verg. – Hier.	Zitattypologie	Bemerkungen/Versmaterial	Tess.-Score
			scandimus men incepto	vergilischen Verses (Elision: <i>men incepto</i>)			
2	108.7.2	1.173	inter Scyllam et Charybdim Adriatico se credens pelago quasi per estagnum uenit Methonen ibique refocilato paululum corpusculo *et* *sale* *tabentis* *artus* *in* *litore* ponens per Maleas et Cytheram sparsasque per aequor Cycladas et crebris	Die Troer retten sich von lunos Sturm durchnässt bei Libyen an Land, mit dem Ziel der Er- holung und Verpfle- gung – Paula gönnt sich auf ihrer Pil- gerreise an der süd- westlichen Pello- ponnes etwas Erholung und geht an Land	Typ 5: Konver- gierende Ver- gleichs- figur	Parallelität: Strapaze und Anlanden, um Nahrung zuzu- bereiten; doch bei Hier. keine Todesbedro- hung und feh- lende nasse Glieder ganzer Vers (am Ende Subj.wechsel: <i>ponunt</i> (finit) > <i>ponens</i> (PC))	12
3	108.4.1	1.288	unde etiam Christi uirgo filia eius Eustochium lulia nuncupatur et ipse *Iulius* *a* *magno* *demissum* *nomen* *lulo*	Juppiter-Prophetie, genealogische Herr- schaftslegitimation der Gens Iulia: Au- gustus durch Ver- bindungsglied des Iulus-Ascanius als Nachfahre des Aeneas ausgege- ben – Hier. berich- tet, Paulas Mann Toxotius leite Her- kunft von Aeneas und Stamm der Iu- lier ab, daher habe er auch seine Toch- ter Eustochium Iulia genannt, doch nach Hier. sei solch edle Herkunft eig. gering zu schätzen (<i>prae- teritio</i>)	Typ 5: Konver- gierende Ver- gleichs- figur	weiterer Text unterläuft dann die Zitataus- sage ganzer Vers	12

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Hieronymustext	Szenerien im Vergleich: Verg. – Hier.	Zitattypologie	Bemerkungen/Versmaterial	Tess.-Score
4	66.3.3	1.364	quamquam illa inito semel matrimonio nihil aliud diebus ac noctibus cogitavit nisi ut reddito fructu nuptiarum secundum castimoniam gradum arriperet et tanti *dux* *femina* *facti* uirum proposito suo iungeret non relinquens salutis comitem sed expectans	Venus setzt Aeneas über die Geschichte Didos in Kenntnis: entwendete Pygmalions Reichtum, Gründungsmythos Karthagos (Rivalin Roms) mit starker Frau verknüpft – Entschluss Paulinas (Frau des Pamphilius und Tochter der Paula) kinderlose Ehe asketisch zu leben, beeinflusste mit dieser großen Tat auch ihren Mann	Typ 5: Konvergierende Vergleichsfigur	<i>translatio imperii</i> durch Dido und Paulina > Verhältnis eher anmaßend, Vergilttext stumpft dadurch ab Versteil b	9
5	118.7.4	1.364	memento igitur nostri et cura ut in Christo ualeas atque ut cetera taceam domestica sanctae Uerae exempla sectare quae uere secuta Christum peregrinationis molestiam sustinet et sit tibi tanti *dux* *femina* *facti*	s. Nr. 4 – Hier. ermuntert Julian dem Beispiel der heiligen Vera zu folgen und nach deren Vorbild ein asketisches Leben zu beginnen	Typ 5: Konvergierende Vergleichsfigur	Vera entspricht Dido > Ehrung, und s. o. Nr. 4 Versteil b	9
6	122.4.3	1.364	tanti *dux* *femina* *facti* est et non sequeris eam in cuius salute candidatus es fidei	s. Nr. 4 – Hieronymus fordert auf Biten Artemias deren Mann Rusticus auf, sein Gelübde zu erfüllen und jener ins Heilige Land nachzufolgen: es sei eine Schande, dass eine Frau die mutige Tat zur Entsühnung nach dem	Typ 5: Konvergierende Vergleichsfigur	Ehrung der Artemia und s. o. Nr. 5 Versteil b	9

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Hieronymustext	Szenerien im Vergleich: Verg. – Hier.	Zitattypologie	Bemerkungen/Versmaterial	Tess.-Score
7	17.2.1	1.539 -41	quod genus hoc hominum *quaeue* *hunc* *tam* *barbara* *morem* *permittit* *patria* *hospitio* *prohibemur* *arenae* *bella* *cient* *primaque* *uetant* *consistere* *terra* et cetera	Bruch der enthaltenen Ehe anführe Ilioneus spricht für die Teucrer vor Dido vor, klagt mangelnde Gastfreundschaft der Karthager an, Aeneas (mit seinem Gefährten Achates von Venus in eine Wolke gehüllt) beobachtet sie dabei – Hieronymus klagt über feindliche Stimmung unter den Mönchen in der Wüste Chalkis aufgrund von Meinungsverschiedenheiten	Typ 5: Konvergierende Vergleichsfigur	Feindseligkeit angeprangert (Hier. verlässt Wüste > keine Besserung in Sicht) eig. 3 ganze Verse, doch Tesserae erkennt von Vers 539 nur Versteil b	11, 12 und 11
8	53.7.3	1.664	*nate* *meae* *uires* *mea* *magna* *potentia* *solus* et post uerba saluatoris in cruce	Venus wendet sich an ihren Sohn Amor mit der Bitte, in Gestalt des Ascanius Didos Liebe zu Aeneas zu wecken, Anrede mit Epitheta – Hieronymus skizziert verschiedene Arten an Erklärtechniken der Hl. Schrift, seine eigene Technik verunglimpft er mit 3 missbräuchlich verwendeten Zitaten Vergils; als Bsp. legt er die Anrede der Venus fälschlicherweise Gott in den Mund, der daher dann wie zu seinem Sohn spricht	Typ 7: Dekontextualisierung	metapoet. Reflexion über Zitatverwendung ganzer Vers	9

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Hieronymustext	Szenerien im Vergleich: Verg. – Hier.	Zitattypologie	Bemerkungen/Versmaterial	Tess.-Score
9	127.12.3	2.361-5	*quis* *cladem* *illius* *noctis* *quis* *funera* *fando* *explicit* *aut* *possit* *lacrimis* *aequare* dolorem *urbs* *antiqua* *ruit* *multos* *dominata* *per* *annos* *plurima* *perque* *uias* sparguntur *inertia* *passim* *corpora* *perque* *domos* *et* plurima mortis imago	Aeneas berichtet, wie er sich mit seinen Gefährten in den Kampf um Troia stürzt (Gleichnis: wie Wölfe), kommentiert bildlich Leid und Schmerz bei Zerstörung Troias (auf beiden Seiten) – Hieronymus beklagt Plünderung Roms, er zitiert aus Is., Ps. und Verg. Aen. unverbunden hintereinander (ohne Betrachtung der gegnerischen Seite)	Typ 5: Konvergierende Vergleichsfigur	<i>translatio</i> Troia > Rom; ,Zitatschlacht‘; Aeneas’ Rede, doch Vergil als Autor sehr präsent (ähnl.: 6,625) Tesserae erkennt 4 ganze Verse mit 2 punktuellen Ersetzungen (v. 362 <i>dolorem</i> statt <i>labores</i> (wie Hier. auch Macr. Sat. 5,1,10); v. 364 <i>sparguntur</i> statt <i>sternuntur</i> ; Oxford-Ausgabe nennt Ersetzungen nicht als alternative Lesarten) und einen Halbvers; für die zweite Zitathälfte s. Nr. 11	11, 10 und 10
10	60.16.3	2.368-9	*ubique* *luctus* *ubique* gemitus *et* *plurima* *mortis* *imago*	s. Nr. 9, sentenzhafter Abschluss – Hieronymus schildert Druck durch Völkerbewegung auf das Römische Reich, insb. Auswirkungen auf Christen, sentenzhafter Kommentar zu Trauer, Leid und Tod (ohne Betrachtung der gegnerischen Seite)	Typ 5: Konvergierende Vergleichsfigur	<i>translatio</i> Troia > Rom Versteil b/letztes Wort und ganzer Vers, m. einer Ersetzung: <i>gemitus</i> statt diastolischem <i>paor</i>	9

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Hieronymustext	Szenarien im Vergleich: Verg. – Hier.	Zitattypologie	Bemerkungen/Versmaterial	Tess.-Score
11	127.12.3	2.369	urbs antiqua ruit multos dominata per annos plurima perque uias sparguntur inertia passim corpora perque domos *et* *plurima* *mortis* *imago*	s. Nr. 10 – s. Nr. 9	Typ 5: Konvergierende Ver- gleichs- figur	<i>translatio</i> Troia > Rom; klimaktisches Ende der Passage, Zitat statt vergili- schem <i>religiosa deorum</i> Versteil b; Kon- tamination mit Nr. 9: Metrum funktioniert noch, zählt als eigenständiges Zitat, da länger in Nr. 10	8
12	53.7.3	2.650	*talia* *perstabat* *memorans* *fixusque* *manebat*	Anchises weigert sich brennendes Troia zu verlassen, indir. Überlieferung seines Ausspruches durch Aeneas, ab- schließende Bewer- tung: er blieb fest entschlossen – s. Nr. 8; als Bsp. er- setzt er die Szene- rie mit dem ans Kreuz genagelten Jesus, der seine letzten Worte spricht	Typ 7: Dekon- textuali- sierung	metapoet. Re- flexion über Zi- tatverwendung ganzer Vers	12
13	106.57.1	2.755	*horror* *ubique* *animo* *simul* *ipsa* *sientia* *terrent* et	Aeneas eilt zurück in das brennende Troia, um Kröusa zu suchen, Schrecken überfällt ihn und die Stille ängstigt ihn, sentenzhafter Vers – Hieronymus erklärt verschie- dene Lesarten der lat. Fassung der Psalmen, drei Bei- spiele aus <i>Aeneis</i>	Typ 5: Konver- gierende Ver- gleichs- figur	semantische Er- klärung für ‚Ehrfurcht‘ ganzer Vers	11

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Hieronymustext	Szenerien im Vergleich: Verg. – Hier.	Zitattypologie	Bemerkungen/Versmaterial	Tess.-Score
				für die semantische Erklärung der Junktur ‚ <i>magnus et horrendus</i> ‘, i. e. Eigenschaft des christl. Gottes			
14	130.5.5	2.774	*haesit* *uox* *faucibus* *et* inter ruborem atque pallorem metumque ac laetitiam cogitationes uariae mutabantur	Aeneas eilt zurück in das brennende Troia, um Krëusa zu suchen, er erblickt ihre Gestalt in Form eines Schattens (<i>infelix</i>), ihm bleiben vor Staunen die Worte im Halse stecken, voller Pathos – Großmutter und Mutter sind derart freudig überrascht über die Entscheidung Demetrias’ jungfräulich leben zu wollen, dass ihnen die Worte im Hals stecken bleiben	Typ 6: Divergierende Vergleichsfigur	bereits ursächliche Emotionen divergieren <i>infelix/felix!</i> Versteil b	11
15	106.57.1	3.29-30	*mihi* *frigidus* *horror* *membra* *quatit* et	Aeneas reißt in Thrakien angekommen einen Strauch aus dem Boden, es quillt schwarzes Blut hervor (Polydorus); physische Reaktion: Aeneas erschauert – s. Nr. 13	Typ 5: Konvergierende Vergleichsfigur	semantische Erklärung für ‚Ehrfurcht‘ Versteile b und a	10
16	130.5.5	3.48	*haesit* *uox* *faucibus* *et* inter ruborem atque pallorem metumque ac laetitiam cogitationes	s. Nr. 15; Polydorus erzählt seine Geschichte, Aeneas ist entsetzt, weitere physische Reaktion – s. Nr. 14	Typ 6: Divergierende Vergleichsfigur	bereits ursächliche Emotionen divergieren <i>formido/felix!</i> Versteil b, Verb vorgezogen	10

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Hieronymustext	Szenerien im Vergleich: Verg. – Hier.	Zitattypologie	Bemerkungen/Versmaterial	Tess.-Score
			uariae mutabantur				
17	108.7.2	3.126-7	inter Scyllam et Charybdim Adriatico se credens pelago quasi per stagnum uenit Methonen ibique refocilato paululum corpusculo et sale tabentis artus in litore ponens per Maleas et Cytheram *sparsasque* *per* *aequor* *Cycladas* *et* *crebris* *freta* concita *terris* post Rhodum et Lyciam tandem uidit Cyprum ubi sancti et uenerabilis Epiphanii genibus prouoluta decem ab eo diebus retenta est non in refectionem ut ille arbitratur sed in opus dei ut rebus probatum est	Die Aeneaden durchkreuzen die Kykladen von Ortygia kommend nach Pergama segelnd – Paula segelt (Aeneas' Weg orthogonal kreuzend) von Methone über Rhodos nach Zypern durch die Kykladen	Typ 5: Konvergierende Ver- gleichs- figur	geograph. Beschreibung, Traditionslinie: Paula wie Aeneas auf Suche nach neuer Heimat Versteil b + ganzer Vers, bis auf Verb <i>legimus</i> (> Hexameter zerstört) Textdifferenz: Hier. liest <i>con-cita</i> statt <i>con-sita</i> , daher kein Fund	11 und 8
18	1.2.1	3.193 + 5	nunc mihi euanescentibus terris *caelum* *undique* *et* *undique* *pontus* nunc *unda*	Aeneaden reisen von Kreta wieder ab, auf hoher See erreicht sie ein Un- wetter (homerische Reminiszenz) – Hieronymus vergleicht	Typ 5: Konvergierende Ver- gleichs- figur	Naturphänomen > mentaler Zustand, Dunkelheit; erst <i>rates</i> , dann <i>mihi</i> > Hinein- ziehung des	8

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Hieronymustext	Szenerien im Vergleich: Verg. – Hier.	Zitattypologie	Bemerkungen/Versmaterial	Tess.-Score
			tenebris inhorrescens et caeca nocte nimborum spumei fluctus canescunt	die Aufforderung Innocentius' zum Schreiben mit der Situation eines Seemannes, der sich als Unerfahrener auf stürmischer See wiederfindet		Erzählers in den Sturm! Hier. geht darüber hinweg 2 x Versteile b	
19	3.3.1	3.194; 193	postquam me a tuo latere subitus turbo conuoluit postquam glutino caritatis haerentem inopia distraxit auulsio tunc *mihī* *caeruleus* *supra* *caput* *adstitit* *imber* tunc maria *undique* *et* *undique* *caelum*	s. Nr. 18 – Hieronymus schreibt an Rufin und berichtet von seiner Reise/Irrfahrt (errare) bis nach Syrien	Typ 5: Konvergierende Vergleichsfigur	Anmaßung/Stilisierung als Irrfahrer wie Aeneas (Odysseus?), zu <i>rates/mihī</i> s. o. Nr. 18 2 x Versteile b, umgekehrte Reihenfolge der Verse (Unterschied Himmel und Meer verschwindet, dann ist überall nur noch Meer und Himmel > sinnvolle Steigerung) und innerhalb des Verses	10
20	97.1.3	3.426 + 8	ubi uenenatissima uipera *prima* *hominis* *facies* *utero* *commissa* *luporum*	Weissagung des Helenus, Beschreibung der Gestalt Skyllas: oben Mädchen, in der Mitte (See)Wolfsbauch, unten Delphin-flosse (zieht Schiffe zu sich auf die Klippen) – apologetische (Be-gleit)Schrift in Origenist. Kontroverse, Vergleich	Typ 5: Konvergierende Vergleichsfigur	Vereinfachung der äußeren Gestalt, vgl. jedoch Scyllaeque biformes in Aen. 6,286 Versteile a und b	10

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Hieronymustext	Szenerien im Vergleich: Verg. – Hier.	Zitattypologie	Bemerkungen/Versmaterial	Tess.-Score
				des Ketzereivorwurfes mit einem Ungeheuer in Mensch- und Wolfsgestalt (welches Hier. und Theophil jage)			
21	130.7.12	3.435-6	*unum* *illud* *tibi* nata deo *proque* *omnibus* *unum* *praedicam* *et* *repetens* *iterumque* *iterumque* *monebo* ut animum tuum sacrae lectionis amore occupes nec in bona terra pectoris tui sementem lolii aunarumque suscipias ne dormiente patre familias qui est voũç id est animus deo semper adhaerens inimicus homo zizania superseminet sed semper loquaris	Weissagung des Helenus: stets luno zu opfern sei die wichtigste Aufgabe (Epanadiplose), (hilft jedoch ironischerweise nichts, da Troianer weiter nach Sizilien und Karthago verschlagen werden) – Hieronymus schärft Jungfrau Demetrias das stete Lesen der Hl. Schrift als das Wichtigste ein	Typ 7: Dekontextualisierung	nur Floskel, Inhalt vertauscht 2 ganze Verse, mit Ersetzung; Längeres Zitat als noch in ep. 52 (Nr. 22), ‚schalkischer‘	11
22	52.5.3	3.436	obsecro itaque te *et* *repetens* iterum *iterumque* *monebo* ne officium clericatus genus antiquae militiae	s. Nr. 21 – eindringliche Ermahnung Hieronymus’ an Nestorianer als Priester nicht nach Reichtum zu streben	Typ 7: Dekontextualisierung	Versteil b, kürzeres Zitat als in Nr. 21	10

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Hieronymustext	Szenerien im Vergleich: Verg. – Hier.	Zitattypologie	Bemerkungen/Versmaterial	Tess.-Score
			putes id est ne lucra saeculi in Christi quaeras militia ne plus habeas quam quando clericus esse coepisti et dicatur tibi				
23	79.6.2	3.490	*sic* *oculos* *sic* *ille* *manus* *sic* *ora* *ferebat*	Abschied von Helenus und Andromache, Rede Andromaches: Vergleich des Ascanius mit Astyanax, Trikolon zu physischer Ähnlichkeit (homerisch) – Hieronymus vergleicht den verstorbenen Mann Salvina mit dem gemeinsamen Sohn Nebridius	Typ 7: Dekontextualisierung	nur Codestruktur übernommen, sentenzartig ganzer Vers	9
24	106.57.1	3.658	*monstrum* *horrendum* *ingens* et multa his similia	Beschreibung der monströsen Gestalt des Schafhirten Polyphem, dreifache Synaloepe – s. Nr. 13; zweifache Synaloepe	Typ 5: Konvergierende Vergleichsfigur	semantische Erklärung für ‚Ehrfurcht‘ Versteil a, mit Auslassung von <i>informe</i> vor <i>ingens</i>	10
25	79.7.8	4.28-9	*ille* *meos* *primus* *qui* *me* *sibi* *iunxit* *amores* *abstulit* *ille* *habeat* *secum* *seruetque* *sepulchro*	Dido gesteht Schwester Anna ihre Liebe zu Aeneas, doch fühlt sich durch Schwur an ihren toten Mann gebunden, unterdrückt daher Gefühl der Zuneigung zu Aeneas – Hieronymus ermahnt verwitwete Salvina ihrem Entschluss	Typ 5: Konvergierende Vergleichsfigur	Dido als Symbol für eine ihrem verstorbenen Ehemann gegenüber loyale Frau (Aeneas-Liaison ausgeblendet) 2 ganze Verse	10 und 12

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Hieronymustext	Szenerien im Vergleich: Verg. – Hier.	Zitattypologie	Bemerkungen/Versmaterial	Tess.-Score
26	54.5.1	4.32-3	*solane* *perpetua* *maerens* *carpere* *iuuenta* *nec* *dulces* *natos* *Ueneris* *nec* *praemia* *noris*	asketisch/jungfräulich zu leben treu zu bleiben, das dürfe er von ihr noch viel mehr verlangen, da ja ein heidnischer Dichter Dido diese Haltung in den Mund gelegt habe Anna antwortet Dido, rät zu Bruch des Treueschwurs, lockt mit ansonsten verpassten Nachwuchsfreuden und Liebesgaben – Hieronymus warnt die vornehme römische Witwe Furia vor einem gewissen Typ Frau, die Furia von der Keuschheit abbringen möchte	Typ 5: Konvergierende Vergleichsfigur	verwendet Zitat als neg. Bsp. 2 ganze Verse	12
27	123.13.1	4.32-4	*solane* *perpetua* *maerens* *carpere* *iuuenta* *nec* *dulces* *natos* *Ueneris* *nec* *praemia* *noris* *id* *cinerem* *aut* *manes* *credis* *curare* *sepultos*	s. Nr. 26; zusätzliches Argument: Tote kümmern Angelegenheiten der noch Lebenden wenig (rhet. Frage) – Hieronymus mahnt vornehme gallische Witwe Geruchia zur Keuschheit, führt gut gemeinte doch gefährliche Argumentation Annas an (und finale Abrechnung Didos, s.u. Nr. 32)	Typ 5: Konvergierende Vergleichsfigur	<i>Aeneis</i> als Beweis, stärkt Argument/Position des Hier., Geruchia nimmt Annas Position ein und Hier. die von Dido 3 ganze Verse	12 und 11
28	126.2.2	4.42-3	de quibus tuus dicit Uergilius *lateque* uagantes *Barcaeii* et	Anna argumentiert für eine Liaison mit Aeneas ferner mit dem Argument der Bedrohung durch	Typ 5: Konvergierende	geographische Lokalisierung und Gewaltpotential, Anna beschreibt	13

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Hieronymustext	Szenerien im Vergleich: Verg. – Hier.	Zitattypologie	Bemerkungen/Versmaterial	Tess.-Score
			sancta scriptura de Ismahel	die umliegenden Völker, als Letztes zählt sie den Stamm der bekanntermaßen kriegswütigen Barcaeer auf – Hieronymus berichtet, wie er an der Arbeit am Kommentar zu Ezechiel zunächst durch Roms Plünderung, dann durch einfallende Stämme, die auch Vergil beschreibe, aufgehalten wurde	Vergleichsfigur	Bedrohung, wird für Hier. dann Realität Versteil b + Enjabement	
29	129.4.3	4.42-3	*lateque* uagantes *Barcaeii* a Barca oppido quod in solitudine situm est quos nunc corrupto sermone Afri Baricianos uocant	s. Nr. 28 – Hieronymus versucht das Land der Verheißung auszumessen, kommt auf die Wüste mit barbarischen Einwohnern hinter Bethlehem zu sprechen, die ja auch schon bei Vergil Erwähnung finden, sind bei Hier. eher ein sehr weit verbreitetes Nomadenvolk	Typ 7: Dekontextualisierung	bei Hier. ohne Gefahrpotential, rein deskriptiv Versteil b + Enjabement	13
30	125.7.2	4.67	matrem ita uidene per illam alias uidere cogaris quarum uultus cordi tuo haereant *et* *tacitum* uiuat *sub* *pectore* uulnus	Dido hat sich von Anna überzeugen lassen und opfert mit ihr gemeinsam der luno, in Dido brennt das Feuer und die Wunde Amors schwellt in ihrem Herz (anschließend Vergleich mit Hirschkuh) – Hieronymus	Typ 5: Konvergierende Vergleichsfigur	Negativbsp.: führt sonst zu Verderben wie bei Dido Versteil b	10

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Hieronymustext	Szenerien im Vergleich: Verg. – Hier.	Zitattypologie	Bemerkungen/Versmaterial	Tess.-Score
				gibt Hinweise für ein mönchisches Leben, Rat: andere Frauen als die gerade zu besuchende Mutter sollen nicht zu Gesicht kommen, da sonst durch deren Antlitz eine Wunde zurückbleibe			
31	39.8.1	4.336	itaque *dum* *spiritus* *hos* *artus* *regit* *dum* uitae huius fruimur commeatu spondeo promitto polliceor	Aeneas reagiert auf Didos Zornesrede mit Standhaftigkeit, verspricht, solange er lebe, an Elissa zu denken – Gelöbnis Hieronymus’: solange er lebe, werde er Blesilla loben und ihr seine Arbeiten widmen	Typ 7: Dekontextualisierung	wirkt formelhaft, Übertragung auf neue Situation als posthumes Andenken und Fortwirken Versteil b	9
32	123.13.1	4.548 -52	*tu* *lacrimis* *euicta* *meis* *tu* *prima* *furentem* *his* *germana* *malis* *oneras* *atque* *obicis* *hosti* *non* *licuit* *thalami* *expertem* *sine* *crimine* *uitam* *degere* *more* *ferae* *tales* *nec* *tangere* *curas* *non* *seruata* *fides* *cineri* *promissa* *Sychnaeo*	Dido macht in der Nacht vor der Abfahrt der Aeneaden ihrer Schwester schwere Vorwürfe, sie ausgeliefert zu haben, sodass sie nicht unverheiratet und ohne den Eid zu brechen ihr Leben führen konnte, Selbst-Dehumanisierung durch Vergleich mit wilden Tieren – s. Nr. 27, Beweis, dass Annas Argumente irreführend	Typ 5: Konvergierende Vergleichsfigur	unveränderte Übernahme als Zitatblock (anaphorische Apostrophe an Abwesende ist in Hier. ein Subj.wechsel); <i>Aeneis</i> als Beweis, stärkt H.s Argument/Position, <i>lacrimis euicta meis</i> > entschuldigt Anna/Geruchia (Hier. führt diesen Passus direkt auf Annas Überredungsversuch gleichsam als	12, 11 und 13

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Hieronymustext	Szenerien im Vergleich: Verg. – Hier.	Zitattypologie	Bemerkungen/Versmaterial	Tess.-Score
						unmittelbare Antwort Didos an)	
						5 ganze Verse	
33	3.3.1	5.10 + 9	postquam me a tuo latere subitus turbo conuoluit postquam glutino caritatis haerentem inopia distraxit auulsio tunc mihi *caeruleus* *supra* *caput* *adstitit* *imber* tunc *maria* *undique* *et* *undique* *caelum*	Aeneas reist von Karthago ab, gelangt auf offener See in ein Unwetter, kommt von Route ab – s. Nr. 19; durchaus gefährlich	Typ 5: Konvergierende Vergleichsfigur	Anmaßung/Stilisierung als Irrfahrer Versteil b + fast ein ganzer Vers, Reihenfolge getauscht	10
34	49.20.2	5.217	numquid quia graui corpore terrae haereo auium non miror uolatus nec columbam praedico quod *radit* *iter* *liquidum* celeris *neque* *commouet* *alas*	Totenspiele zu Ehren des Anchises, Wettfahrt der Schiffe, Vergleich des Mnestheus mit einer Taube, die durch die Luft schneidet ohne ihre Flügel zu bewegen – Hieronymus verteidigt sein Jungfräulichkeitsideal: bewundere Jungfräulichkeit, da er sie nicht habe, Vergleich mit Vögeln/Taube: obwohl er nicht fliegen könne, bewundere/lobe er dennoch auch deren Flug	Typ 7: Dekontextualisierung	Übernahme eines Gleichnisses ganzer Vers	12

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Hieronymustext	Szenerien im Vergleich: Verg. – Hier.	Zitattypologie	Bemerkungen/Versmaterial	Tess.-Score
35	127.13.1	6.266	cum interim ut in tanta confusione rerum Marcellae quoque domum cruentus uictor ingreditur *sit* *mihi* *fas* *audita* *loqui* immo a sanctis uiris uisa narrare qui interfuere praesentes qui te dicunt in periculo quoque ei fuisse sociatam intrepido uultu excepisse dicitur introgressos	Erzähler bittet die Götter (Götter- statt Musenanruf) um Erlaubnis, Geheimnisse der Unterwelt berichten zu dürfen, stehende Wendung – Hieronymus berichtet aus zweiter Hand die Reaktionen Marcellas, als die Plünderer in ihr Haus kommen, die Floskel leitet eine indir. Wiedergabe ein	Typ 7: Dekontextualisierung /stehende Wendung	keine Bitte um Einverständnis der Götter (Vokative fehlen), sondern eher rhet. Wendung, um möglichst lebendig zu schreiben Versteil a	9
36	40.2.1	6.497	numquid unus in orbe Romano est qui habeat *truncas* *inhonesto* uulnera *nares*	Aeneas trifft in der Unterwelt den völlig entstellten Priamussohn Deiphobus, u. a. ist dessen Nase durch eine Wunde verstümmelt, Rekap. Untergang Troias – Hieronymus versucht satirisch die Irrenden zu bekehren, vergleicht sich mit einem Arzt, der von den Kranken für seine Hilfe ebenfalls angefeindet wird, rhet. Frage, ob es nur einen Kranken (= mit entstellter Nase) in Rom gäbe	Typ 7: Dekontextualisierung	Satire, Parallelismus, Klimax, Isokola, nur zweites/letztes Glied übernommen Versteil b	13
37	66.5.2	6.625 + 7	*non* *mihi* *si* *linguae* *centum* *sint* *oraque*	Sibylle beschreibt für Aeneas die Sünder im Tartarus, bricht ab, denn sie	Typ 7: Dekontextualisierung	exakt übernommen, doch viel harmloser, da nicht	10

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Hieronymustext	Szenerien im Vergleich: Verg. – Hier.	Zitattypologie	Bemerkungen/Versmaterial	Tess.-Score
			centum *omnia* *poenarum* *percurrere* *nomina* *possim*	könne selbst mit 100 Zungen nicht alle aufzählen (homerischen Ursprungs, nach Vergil dann stehende Wendung) – Nekrolog auf Paulina, Pammachius vermacht nach ihrem Tod alles den Armen, unzählige Gebrechen, die damit gelindert werden können		Todeskontext, sondern nur Ausdruck für Unzähligkeit der Leiden, die mit Geld gelindert werden können 2 ganze Verse, Vers dazwischen übergangen 625-6: Homer > Ennius, nach Vergil kanonisiert, v. Persius verspottet, dazwischen zwei parallele Glieder, <i>p</i> -Alliteration, <i>praeteritio</i> Vergil als Autor sehr präsent, wie in Aen. 2,361	
38	60.16.5	6.625-6 + 7	*non* *mihi* *si* *linguae* *centum* *sint* *oraque* *centum* *ferrea* *uox* *omnia* *poenarum* *percurrere* *nomina* *possim*	s. Nr. 37 – Hieronymus schildert Druck durch Völkerbewegung auf das Römische Reich, nach Auswirkungen auf Christen Ausweitung auf ges. römische Welt, auch Orient, bricht ab: kann nicht alles aufzählen, Ziel sei nicht Geschichte zu schreiben, sondern Nekrolog auf Nepotian zu verfassen	Typ 7: Dekontextualisierung	Übernahme rhet. Formulierung 2,5 Verse	10

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Hieronymustext	Szenerien im Vergleich: Verg. – Hier.	Zitattypologie	Bemerkungen/Versmaterial	Tess.-Score
39	77.6.4	6.625-6 + 7	*non* *mihi* *si* *linguae* *centum* *sint* *oraque* *centum* *ferrea* *uox* *omnia* morborum *percurrere* *nomina* *possim* quae Fabiola in tanta miserorum refrigeria conmutauit ut multi pauperum sani languentibus inuiherent	s. Nr. 37 – Nekrolog auf Fabiola, richtete Krankenhaus für Arme ein, legte selbst Hand an unzählige Gebrechen an	Typ 7: Dekontextualisierung	bei Hier. nun keine Strafen (<i>poenarum</i>) mehr, sondern Krankheiten (<i>morborum</i>), Allit. zerstört 2,5 Verse	10
40	123.16.4	6.625 -6; 7	*non* *mihi* *si* *linguae* *centum* *sint* *oraque* *centum* *ferrea* *uox* omnes captorum dicere poenas *omnia* caesorum *percurrere* *nomina* *possim*	s. Nr. 37 – an Geruchia gewandt über die Ehe, Klage über Schicksal Roms, zitiert Lucan, fügt Aen. als Finale an, ganze Welt gehe unter, unzählige Tote	Typ 7: Dekontextualisierung	Steigerung, nicht unzählige Gesichter der Verbrechen/Strafen wie Sibylle, sondern unbegreifliche Bedrohung durch Untergang Roms (vgl. ep. 60); laxer Umgang: Hier. ersetzt, zerstört Allit., erhält dennoch das Metrum > aktives Arbeiten mit und am Aeneistext 2,5 Verse	10
41	133.1.4	6.733-4	*hinc* *metuunt* *cupiuntque* *dolent*	Anchises unterrichtet den fragenden Aeneas in der Lehre der	Typ 5: Konvergierende	2 ganze Verse	13

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Hieronymustext	Szenerien im Vergleich: Verg. – Hier.	Zitattypologie	Bemerkungen/Versmaterial	Tess.-Score
			gaudentque *neque* *auras* *dispiciunt* *clausae* *tenebris* *et* *carcere* *caeco*	Seelenwanderung: ätherischer (Welt)Geist gehe als Samen in sterbliche Körperhülle, diese verunreinige den Geist, Körper sei für Geist wie ein lichtloses Gefängnis, empfinde Gemütsregungen etc. – Hieronymus schreibt gegen die Lehren des Pelagius, geißelt die Annahme, der Mensch könne sich gegen Gemütsregungen immunisieren, führt Vergil und Horaz als Beweis an	Vergleichsfigur		
42	77.2.3	6.846	alius forsitan scholae memor Quintum Maximum *unus* *qui* *nobis* *cunctando* restituit *rem* et totam Fabiorum gentem proferret in medium diceret pugnas describeret proelia et per tantae nobilitatis gradus Fabiolam uenisse iactaret ut quod in uirga non poterat in radicibus demonstraret	Heldenschau, Anchises stellt Aeneas zukünftige römische Helden vor, Enniuszitat, verweist auf Q. Fabius Maximus (u. a. 2. Pun. Krieg) – metapoetische Auseinandersetzung mit den rhet. Konventionen eines Nekrologes, zu Beginn sei die vornehme Abstammung anzuführen, doch Hier. möchte damit brechen, <i>praeteritio</i> : Fabiola mit Q. Fabius Maximus (Cunctator) und dem Fabischen Geschlecht in Verbindung gebracht	Typ 5: Konvergierende Vergleichsfigur	metapoetische Reflexion > Text unterläuft Zitat ganzer Vers	11

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Hieronymustext	Szenerien im Vergleich: Verg. – Hier.	Zitattypologie	Bemerkungen/Versmaterial	Tess.-Score
43	14.4.2	7.337-8	inde me persequitur luxuria inde auaritia conatur inrumpere inde uenter meus uult mihi deus esse pro Christo compellit libido ut habitantem in me spiritum sanctum fugem ut templum eius uiolem persequitur me inquam hostis cui *nomina* *mille* *mille* *nocendi* *artes*	luno stachelt die Furie Allecto an, die drohende Ehe zwi- schen Aeneas und Lavinia mit allen ihr zur Verfügung ste- henden Mitteln ab- zuwenden – Hiero- nymus spricht an Heliodor gewandt von den vielen Ver- suchungen, denen er stets widerste- hen muss	Typ 7: Dekon- textuali- sierung	Hier. überträgt Allecto-Attri- bute auf Versu- chung, Übertra- gung in christl. Lebensbereich, bleibt aber eine heidn. Gefahr; manierierte For- mulierung: In- version, Chias- mus, Alliterationen Versteile b und a	9
44	54.14.2	7.417	iam incanuit caput tremunt genua dentes cadunt *et* *frontem* *obscenam* *rugis* *arat* uicina est mors in foribus designatur rogas prope	Allecto nimmt die Gestalt einer alten Frau an, mit Run- zeln auf der Stirn etc. und tritt so im Traum vor Turnus – Hieronymus zeich- net Altersbild: graue Haare, zit- ternde Knie, Zahn- losigkeit, Runzeln auf der Stirn, Tod sei dann nicht mehr weit entfernt	Typ 7: Dekon- textuali- sierung	Hier. über- nimmt Alters- bild, doch stili- siert es als Anzeichen des Todes Versteil a	13
45	77.11.2	8.287-8	*hic* *iuuenum* *chorus* *ille* *senum* *qui* *carmine* *laudes* femineas *et* *facta* ferant	Aeneas ist beim Etr- rusker Euander, schließen Bündnis, Beschreibung des gerade begangenen Herkulesfests: ein Chor von Jungen und Alten preist die heroischen Taten des Herkules – zum Tod Fabiolas,	Typ 5: Konver- gierende Ver- gleichs- figur	Übertra- gung/Verschie- bung: Opferfest > siegrei- cher/heroii- scher Tod (= neues Bild mit Vers erstellt)	11 und 9

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Hieronymustext	Szenerien im Vergleich: Verg. – Hier.	Zitattypologie	Bemerkungen/Versmaterial	Tess.-Score
				Leichenbegängnis als Siegesfeier Fabiolas tituiert und mit großen Triumphen verglichen, ein Chor von Jungen und Alten preist ihre Taten		ganzer Vers + Versteil a mit Ersetzung	
46	107.13.3	8.517	illam uideat illam amet illam *primis* *miretur* *ab* *annis* cuius et sermo et habitus et incessus doctrina uirtutum est	Euander überträgt des Alters wegen seine Macht über die dem Mezentius/Turnus zürnenden Italer an Aeneas, übergibt ihm auch seinen Sohn Pallas, der Aeneas von früher Jugend an bewundern soll – Hieronymus bietet Laeta an, ihre Tochter nach Bethlehem zu schicken, um die Erziehung im Kloster vornehmen zu lassen, die kleine Paula solle Eustochium von früher Jugend an bewundern, lieben und beobachten	Typ 5: Konvergierende Vergleichsfigur	wohl ohne Hintergedanken an den baldigen Tod Pallas' (in Kommentaren nicht besprochen) Versteil b	9
47	60.4.1	8.723	ubi tunc totius orbis homines ab India usque ad Britanniam a rigida septentrionis plaga usque ad feruores Atlantici oceanitum innumerabiles populi et	Ende der Schildbeschreibung, Augustus' dreifacher Triumph, Rom als Weltmacht: besiegte Völkerschaften ziehen an Augustus vorbei, sehr verschieden in Sprache, Kleidung und Waffen – Nekrolog auf Nepotian,	Typ 5: Konvergierende Vergleichsfigur	hohe Diversität, große geograph. Ausdehnung; größerer Gedankenrahmen: nun wie schon Augustus Sieg über ganze Welt; Teleologie: Augustus > <i>pax Romana</i> >	10

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Hieronymustext	Szenerien im Vergleich: Verg. – Hier.	Zitattypologie	Bemerkungen/Versmaterial	Tess.-Score
			tantarum gentium multitudines *quam* *uariae* *linguis* *habitu* *tam* *uestis* *et* *armis*	vor Auferstehung Christi waren Menschen auf ganzem Erdenkreis - egal welcher Sprache, Kleidung und Waffe - den Tieren ähnlich, da ohne Trost		Christentum entsteht ganzer Vers	
48	123.15.3	8.727	Mogontiacus nobilis quondam ciuitas capta atque subuersa est et in ecclesia multa hominum Uangiones longa obsidione finiti Remorum urbs praepotens Ambiani Atrabatae *extremique* *hominum* *Morini* Tornacus Nemetae Argentoratus translatae in Germaniam Aquitaniae Nouemque populorum Lugdunensis et Narbonensis prouinciae praeter paucas urbes cuncta populata sunt quas et ipsas foris gladius intus uastat fames	s. Nr. 47; u. a. die Moriner aus entlegenen Regionen (symbolisieren nördl. Grenze der röm. Macht) – Hieronymus beklagt adressatengerecht die Belagerung Galliens, zählt die durch die Germanen eingenommenen Städte auf und erwähnt dabei das entlegene Gebiet der Moriner	Typ 7: Dekontextualisierung	zufällige unmotivierte Übernahme, zunächst wie bei Aen. große Fläche eröffnet, dann aber so präzise Angaben und doch nur <i>name dropping</i> Versteil a	11

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Hieronymustext	Szenerien im Vergleich: Verg. – Hier.	Zitattypologie	Bemerkungen/Versmaterial	Tess.-Score
49	130.5.3	9.13	*rumpe* *moras* omnes	Iuno schickt Iris zu Turnus, fordert ihn auf, nicht länger zu warten und des Aeneas Abwesenheit zu nutzen, um das troianische Lager anzugreifen – Soliloquium der Demetrias in der Nacht vor ihrer Hochzeit, fasst Entschluss zu jungfräulichem Leben, will es nicht länger aufschieben	Typ 2: Vergilisches Syn- tagma	Ermunterung zur Handlung in guter Gelegenheit, vergilische Phrase homerischen Vorbilds (Il. 18,178a; vgl. für <i>rumpe moras</i> : Geor. 3,43; Aen. 4,569) Versteil a Textdifferenz: der digitale Aeneistext liest <i>omnis</i> , daher kein Fund	12
50	130.7.8	10.79	hic matrum *gremiis* *abducere* *pactas* negotiatoribus et auidissimis mortalium Syris nobilium puellarum puellarum non pupillorum non uiduarum non uirginum Christi inopiae parcere manusque magis rogantium spectare quam uultus	Götterversammlung, Rededuell der Iuno und der Venus, Iunos Argument: kein Gott habe Aeneas genötigt, Latium anzugreifen, Gewalt anzutun und Verlobte (i. e. Lavinia) aus den Armen der Eltern zu reißen – Hieronymus schildert, was Proba, Großmutter Demetrias, bei ihrer Flucht nach Afrika erwartete: der kaiserliche Vertreter Heraklian nahm alle schändlich aus, verschleppte die Verlobten aus den Armen der Eltern und verkaufte sie an Händler	Typ 7: Dekontextualisierung	Übertragung, schließt sich Iuno an, doch auch nur griffige Formel für Leid in kriegsähnlichen Zuständen Versteil b	13

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Hieronymustext	Szenerien im Vergleich: Verg. – Hier.	Zitattypologie	Bemerkungen/Versmaterial	Tess.-Score
51	140.10.2	10.861 -2	*Rhaebe* *diu* *res* si qua *diu* *mortalibus* *ulla* *est* *uiximus*	Mezentius sieht seinen toten Sohn Lausus und wendet sich rachsüchtig an sein langgedientes Ross namens Rhaebus: So lange, wie das generell kurze Leben von Sterblichen währt, haben sie gemeinsam gelebt/gekämpft – an den Priester Cyprian über den Psalm 89, Vers 7, stellt Septuaginta-Variante alternativ zur Seite, Symmachus und Aquila hätten statt ‚ <i>turbati sumus</i> ‘, ‚ <i>ac-celeravimus</i> ‘, über die Kürze des menschlichen Lebens im Vergleich zur Ewigkeit, Zitat Georgika 3, 284 und Aen. zur Illustration	Typ 5: Konvergierende Ver-gleichs-figur	Schriftauslegung, proprie Übernahme ganzer Vers + 1 Wort (Satz zu Ende) Textdifferenz: der digitale Aeneistext liest <i>siqua</i> , daher kein Fund	13
52	77.11.2	11.139	necdum spiritum exalauerat necdum debitam Christo reddiderat animam *et* *iam* *fama* *uolans* *tanti* *praenuntia* *luctus* totius urbis populos exsequias congregabat	Aeneas und Drances vereinbaren einen zwölf-tägigen Waffenstillstand um die Toten zu bestatten, <i>Fama</i> fliegt als Vorbotin der Trauer zu Euan-der, Beginn von Euan-ders Trauerreaktion (ca. 40 Verse) – Hieronymus schildert das Ende Fabiolas, noch vor ihrem Tod fliegt <i>Fama</i> als Vorbotin der	Typ 5: Konvergierende Ver-gleichs-figur	genaue Übernahme ganzer Vers	11

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Hieronymustext	Szenerien im Vergleich: Verg. – Hier.	Zitattypologie	Bemerkungen/Versmaterial	Tess.-Score
				Trauer aus, sodass sich die ganze Stadt versammelt			
53	84.3.5	11.283	*credite* *experto* quasi Christianus Christianis loquor	Ratsversammlung der Latiner, Gesandte berichten Worte des Diomedes, der von einem Krieg gegen Aeneas abrät, hat selbst gegen diesen vor Troia gekämpft, Gesandte/Latiner sollen ihm in der Sache daher glauben (sprichwörtliche Formulierung) – Hieronymus versichert Pammachius und Oceanus, dass Origenes' Lehren verdorben seien, sie sollen ihm trauen, da er sie schließlich selbst studiert habe	Typ 1: Vergilische Sprachfärbung oder Prägung	sprichwörtliche Formulierung, fraglich, ob Aeneiszitat – Aeneistextstelle auf jeden Fall aber bekannt, s. auch ep. 50,4,2 (Nr. 54) 2 Wörter von Versteil b, aber umgekehrte Reihenfolge	12
54	50.4.2	11.283 -4	ego eum bene noui *experto* *credite* *quantus* *in* *clipeum* *adsurgat* *quo* *turbine* *torqueat* *hastam*	s. Nr. 53; Diomedes weiß um Aeneas' Kampfqualitäten – Hieronymus verteidigt sich gegen Kritik an seiner Schrift <i>adversus Iovinianum</i> , auch gegen Kritik von einem anonymen Mönch: er kenne ihn aus eigener Erfahrung, auch seine Größe, wenn er einen Schild und wirbelnden Speer trage	Typ 5: Konvergierende Vergleichsfigur	Übertragung: Krieg als Kampf um Orthodoxie Versteil b und ganzer Vers	12

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Hieronymustext	Szenerien im Vergleich: Verg. – Hier.	Zitattypologie	Bemerkungen/Versmaterial	Tess.-Score
55	49.12.3	11.374 -5	patet campus stat e contra acies aduersarii dogma manifestum est et ut Uergilianum aliquid inferam *illum* *aspice* *contra* *qui* *uocat*	Drances spricht nach König Latinus in Ratsversammlung der Latiner, plädiert für Frieden mit Troianern, bittet Turnus das Duell zu suchen und manhaft dem Herausforderer ins Auge zu sehen, statt alle in den Abgrund zu reißen – Hieronymus verteidigt sich gegen anonyme Anfeindungen wegen seiner Bücher gegen Iovinian, ruft Kritiker zu direktem Duell auf, sie sollen in einer Gegenschrift seine Fehler berichtigen	Typ 5: Konvergierende Vergleichsfigur	Übertragung auf (End)Kampf in christlicher Lehre/Orthodoxie Versteil b und ein Halbvers (unvollständiger Vers, Satz zu Ende)	8
56	50.5.5	12.50-1	*et* *nos* *tela* *pater* *ferrumque* *haud* *debile* *dextra* *spargimus* *et* *nostro* *sequitur* *de* *uulnere* *sanguis*	Turnus ist durch die bittenden Worte Latinus' nur noch mehr in Kampfeslust entbrannt, zeigt sich siegesgewiss, versichert dem König, auch seine Speere seien spitz und auch er könne dem Feind wahre Wunden zufügen – s. Nr. 54; droht, dass auch er Speere werfen und wahre Wunden zufügen könne	Typ 7: Dekontextualisierung	ohne Kontext, da <i>pater</i> keine Entsprechung 2 ganze Verse	12 und 8
57	14.3.3	12.59	*in* *te* *omnis* *domus* *inclinata* *recumbit*	Auch die Königin Amata versucht Turnus vom Kampf abzubringen, da sich auf ihn nun das	Typ 5: Konvergierende	übertrieben pathetischer Vergleich: ganzes Geschlecht vs. Familie, die	10

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Hieronymustext	Szenerien im Vergleich: Verg. – Hier.	Zitattypologie	Bemerkungen/Versmaterial	Tess.-Score
				ganze sinkende (Königs-)Haus (und insbesondere ihr Los) stütze, anaphorisches polyptisches <i>tu/te</i> , gebetshaft – Hieronymus versucht Heliodor in den Osten zu rufen, beschreibt, gegen welche Bittsteller man sich von zuhause lossagen müsse: Schwester, Haussklaven, Ammen, Erzieher, Mutter und Grammatiker (<i>si volunt</i> > Ironie?), welche rufen: auf dich stützt sich das ganze sinkende Haus	Vergleichsfigur	dann leide/untergehe Versteil b	
58	58.1.3	12.603	in domo dei ambulauimus cum consensu proditor amici magistri saluatoris arguitur *et* *nodum* *informis* *leti* *trabe* *nectit* *ab* *alta*	Amata geht von der falschen Annahme aus, Turnus sei im Kampf gefallen und knüpft einen Knoten für die schändliche Todesform des sich Erhängens – Hieronymus schreibt an Paulinus (späterer Bischof von Nola), er bittet, ihn nicht aufgrund seines Alters für weise zu halten, Bsp. des Judas: wurde trotz großer Nähe zu Jesus zu seinem Verräter, er knüpfte einen Knoten für einen schändlichen Tod	Typ 5: Konvergierende Vergleichsfigur	Formulierung für Selbstmord durch Erhängen (Schande und Schuld), Amata ist eig. auch Verräterin? (Hätte man auch mit Mt 27,5 formulieren können, warum verwendet Hier. ein Aeneiszitat?) ganzer Vers	10

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Hieronymustext	Szenerien im Vergleich: Verg. – Hier.	Zitattypologie	Bemerkungen/Versmaterial	Tess.-Score
59	1.10.2	12.611	e quibus medius ad quem damnatorum cura pertinebat erumpens et *canitiem* inmundam perfuso *puluere* *turpans*	König Latinus erfährt vom Selbstmord seiner Gattin, wandelt mutlos und verstört umher, sein graues Haar mit Staub entstellt, Bild der Trauer – das Volk versucht, die unverwundbare Frau von Vercellae vor dem Henker zu erretten, der Konsular fürchtet um sein Leben, entstellt sein mit Staub erfülltes graues Haar und beeinflusst die Menge, doch eher mit ihm anstelle der Frau Mitleid zu haben	Typ 7: Dekontextualisierung	Konsular nicht mutlos wie Latinus, sondern fürchtet/Kämpft um sein Leben, ist unmittelbar bedroht ganzer Vers Textdifferenz: der Aeneistext lautet abweichend: <i>in-mundo perfusam</i> , daher kein Fund	14

Anhang II: Digitale Neufunde der Zitattypen 1 bis 7

In dieser Tabelle sind alle digitalen Neufunde aufgeführt, die in Kap. 7.2 ausführlich besprochen werden. Die Funde sind vorliegend nach den Aeneisbüchern und innerhalb dieser wiederum nach aufsteigenden Versnummern sortiert. Zur Notationsweise vgl. die Angaben in Anhang I.

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Text Hieronymus	Text Vergil	geteilte Wörter	Zitattypologie	Vers-material	Tess. Score
1	1.5.2	1.92	*soluuntur* *membra* conpagibus illa oculos ad caelum tendit	extemplo Aeneae *soluuntur* frigore *membra*	membra, soluuntur	Typ 6: Divergierende Vergleichsfigur	b, 1 Wort ausgelassen	11
2	64.2.3	1.673 -5	quodsi filios habuerit redditur suboli suae ut iuxta apostolum his ministretur quae uere uidua sunt *et* ut quae sacerdotalibus sustentatur cibis nullius alterius *amore* *teneatur*	quocirca capere ante dolis *et* cingere flamma reginam meditor ne quo se numine mutet sed magno Aeneae mecum *teneatur* *amore* *amore*	et, teneatur, amore	Typ 1: Vergilische Sprachfärbung oder Prägung	b	9
3	60.16. 2	2.10 -3	non calamitates miserorum *sed* fragilem humanae condicionis narro statum *horret* *animus* temporum nostrorum ruinas prosequi	*sed* si tantus amor casus cognoscere nostros et breuiter Troiae supremum audire laborem quamquam *animus* meminisse *horret* luctuque refugit incipiam	animus, sed, horret	Typ 2: Vergilisches Syn-tagma	2 Wörter aus Versmitte, 1 Wort ausgelassen, Reihenfolge vertauscht	9
4	1.9.1	3.572 -4	huc huc mihi trium exempla puerorum qui	interdumque atram prorumpit ad	globos, flammarum	Typ 1: Vergilische	2 Wörter aus Versmitte,	12

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Text Hieronymus	Text Vergil	geteilte Wörter	Zitattypologie	Vers-material	Tess. Score
			inter frigidos *flammarum* *globos* hymnos edidere pro fletibus circa quorum sarabara sanctamque caesariem innoxium lusit incendium	aethera nubem turbine fumantem piceo et candente fauilla attollitque *globos* *flammarum* et sidera lambit		Sprachfärbung oder Prägung	Reihenfolge umgedreht	
5	60.19.2	4.66-7	haec semper *uiuit* in *pectore*	est mollis flamma medullas interea et tacitum *uiuit* sub *pectore* uolnus	uiuit, pectore	Typ 2: Vergilisches Syn- tagma	2 Wörter aus Vers- mitte, Präp. ge- tauscht	9
6	106.57.1	4.178-83	*monstrum* *horrendum* *ingens* *et* multa his similia	illam Terra parens ira inritata deorum extremam ut perhibent Coeo Enceladoque sororem progenuit pedibus celerem *et* pernicibus alis *monstrum* *horrendum* *ingens* cui quot sunt corpore plumae tot uigiles oculi subter mirabile dictu tot linguae totidem ora sonant tot subrigit aures	et, ingens, monstrum, horrendum	Typ 4: Korrektur- fund (Typ 5: Konvergie- rende Ver- gleichsfi- gur)	Versteil a	10

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Text Hieronymus	Text Vergil	geteilte Wörter	Zitattypologie	Vers-material	Tess. Score
7	130.5 5	4.279 -80	*haesit* *uox* *faucibus* *et* inter ruborem atque pallorem metumque ac laetitiam cogitationes uarias mutabantur	at uero Aeneas aspectu obmutuit amens arrectaeque horrore comae *et* *uox* *faucibus* *haesit*	et, faucibus, uox haesit	Typ 3: Ergänzungsvorschlag	Vers- teil b, Reihen- folge ge- tauscht (3:1:2)	10
8	22.35. 3	4.449	tacite *uoluuntur* per ora *lacrimae* et ne in singultus quidem erumpit dolor	*lacrimae* *uoluuntur* inanes	lacrimae, uoluuntur	Typ 2: Vergili- sches Syn- tagma	2 Wörter vom Vers- ende, Reihen- folge ver- tauscht	11
9	60.13. 3	4.449	*uoluuntur* per ora *lacrimae* et obfirmato animo non queo dolorem dissimulare quem patior	*lacrimae* *uoluuntur* inanes	lacrimae, uoluuntur	Typ 6: Divergie- rende Ver- gleichsfi- gur	2 Wörter vom Vers- ende, Reihen- folge ver- tauscht	11
10	1.2.1	5.8 -11	nunc mihi euanescentibus terris *caelum* *undique* *et* *undique* pontus nunc *unda* *tenebris* inhorrescens *et* caeca nocte nimborum spumei fluctus canescunt	ut pelagus tenuere rates nec iam amplius ulla occurrit tellus maria *undique* *et* *undique* *caelum* olli caeruleus supra caput adstitit imber noctem hiememque ferens *et* inhorruit *unda* *tenebris*	et, caelum, tenebris, unda, undique	Typ 3: Ergän- zungsvor- schlag	2 x b, 1 Vers dazwi- schen, Reihen- folgen ge- tauscht (2:1 & 2:3:1)	8
11	107.11 .2	5.743 -5	si enim uigiliis *et* ieiuniis macerat corpus	haec memorans cinerem *et*	et, sopitos, suscitat ignes	Typ 7:	b Reihen- folge	10

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Text Hieronymus	Text Vergil	geteilte Wörter	Zitattypologie	Vers-material	Tess. Score
			suum *et* in seruitutem redigit si flammam libidinis *et* incentiua feruentis aetatis extinguere cupit continentiae frigore si adpetitis sordibus turpare festinat naturalem pulchritudinem cur e contrario balnearum fomentis *sopitos* *ignes* *suscitat*	*sopitos* *suscitat* *ignes* Pergameumque Larem *et* canae penetralia Uestae farre pio *et* plena supplex ueneratur acerra		Dekontextualisierung	vertauscht (1:3:2)	
12	117.11.1	5.743-5	quid quaeris aliena solacia *et* *ignes* iam *sopitos* suscitas	haec memorans cinerem *et* *sopitos* suscitatur *ignes* Pergameumque Larem *et* canae penetralia uestae farre pio *et* plena supplex ueneratur acerra	et, sopitos, ignes	Typ 7: Dekontextualisierung	b Reihenfolge vertauscht (3:1:2)	11
13	49.21.4	6.434-6	Lazarus recepit mala sua in uita sua et diues ille purpuratus crassus et nitidus fruitus est bonis carnis dum adiuueret	proxima deinde *tenent* maesti *loca* qui sibi letum insontes peperere manu lucemque	loca, tenent	Typ 1: Vergilische Sprachfärbung oder Prägung	2 Wörter vom Versende, dazwischen 1 Wort ausgelassen	9

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Text Hieronymus	Text Vergil	geteilte Wörter	Zitattypologie	Vers-material	Tess. Score
			sed diuersa post mortem *tenent* *loca* miseriae deliciis et deliciae miseriis commutantur	perosi proiecere animas				
14	77.6.2	6.494-7	describam nunc ego diuersas hominum calamitates *truncas* *nares* effossos oculos semiustos pedes luridas manus tumentes aluos exile femur crura turgentia *et* de exesis ae putridis carnibus uermiculos bullientes	atque hic Priamiden laniatum corpore toto Deiphobum uidet *et* lacerum crudeliter ora ora manusque ambas populataque tempora raptis auribus *et* *truncas* inhonesto uolnere *nares*	nares, et, truncas	Typ 1: Vergili-sche Sprachfärbung oder Prägung	2 kongruente Wörter aus Versmitte, sperrende Wörter ausgelassen	11
15	108.13.4	7.15-20	namque cernebat daemones uariis rugire cruciatibus *et* ante sepulchra sanctorum *ululare* homines *luporum* uocibus latrare canum fremere *leonum* sibilare serpentum mugire taurorum alios rotare caput *et* post tergum terram uertice tangere	hinc exaudiri gemitus iraque *leonum* uincla recusantum *et* sera sub nocte rudentum saetigerique sues atque *in* praesaepibus ursi saeuire ac formae magnorum *ululare* *luporum* quos hominum ex facie dea	et, luporum, in, ululare, leonum	Typ 5: Konvergierende Vergleichsfigur	2 x b, Reihenfolge von Wörtern und Vers aufgelöst	10

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Text Hieronymus	Text Vergil	geteilte Wörter	Zitattypologie	Versmaterial	Tess. Score
			suspensisque pede feminis uestes non defluere *in* faciem	saeua potentibus herbis induerat Circe *in* uoltus ac terga ferarum				
16	66.11.1	7.436-7	quasi Aeneas noua castra metaris et super *undam* *Thybridis* ubi ille cogente quondam <u>penuria crustis fatalibus et quadris patulis</u> <u>*non* pepercit</u> tu uiculum nostrum id est domum panis aedificas et diurnam famem repentina saturitate compensas	classis inuectas *Thybridis* *undam* *non* ut rere meas effugit nuntius auris	thybridis, non, undam	Typ 7: Dekontextualisierung	b, Reihenfolge umgedreht	11
17	129.2.7	7.797-800	quanti enim operantur terram *et* *exercent* *uomere* *et* tamen multis inpedientibus causis egestate conficiuntur *et* penuria	qui saltus Tiberine tuos sacrumque Numici litus arant Rutulosque *exercent* *uomere* colles Circaeumque iugum quis Iuppiter Anxurus aruis praesidet *et* uiridi gaudens Feronia luco	et, uomere, exercent	Typ 2: Vergilisches Syn- tagma	2 Wörter aus Vers- mitte	9

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Text Hieronymus	Text Vergil	geteilte Wörter	Zitattypologie	Vers-material	Tess. Score
18	14.6.3	8.86 -9	licet *in* *morem* *stagni* fusum *aequor* adrideat licet uix summa iacentis elementi spiritu terga crispentur magnus hic campus montes habet intus inclusum *est* periculum intus *est* hostis	Thybris ea fluuium quam longa *est* nocte tumentem leniit et tacita refluens ita substitit unda mitis ut *in* *morem* *stagni* placidaeque paludis sterneret *aequor* aquis remo ut luctamen abesset	aequor, est, stagni, in, morem	Typ 5: Konvergen- rende Ver- gleichsfi- gur	eher a, aus 2 Versen	10
19	66.2.1	8.407 -13	Eustochium uirginitatis flores metit Paula laboriosam uiduitatis aream terit Paulina *castum* matrimonii *cubile* conseruat	inde ubi prima quies medio iam noctis abactae curriculo expulerat somnum cum femina primum cui tolerare colo uitam tenuique Minerua impositum cinerem et sopitos suscitat ignes noctem addens operi famulasque ad lumina longo exercet penso *castum* ut seruare *cubile* coniugis et possit paruos educere natos	castum, cubile	Typ 2: Vergili- sches Syn- tagma	b, Rei- henfolge ver- tauscht (1:3:2)	11

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Text Hieronymus	Text Vergil	geteilte Wörter	Zitattypologie	Vers-material	Tess. Score
20	107. 11.2	8.407 -13	si enim uigiliis *et* ieuniis macerat corpus suum *et* in seruitutem redigit si flammam libidinis *et* incentiua feruentis aetatis extinguere cupit continentiae frigore si adpetitis sordibus turpare festinat naturalem pulchritudinem cur e contrario balnearum fomentis *sopitos* *ignes* *suscitat*	inde ubi prima quies medio iam noctis abactae curriculo expulerat somnum cum femina primum cui tolerare colo uitam tenuique Minerua impositum cinerem *et* *sopitos* *suscitat* *ignes* noctem addens operi famulasque ad lumina longo exercet penso castum ut seruare cubile coniugis *et* possit paruos educere natos	et, sopitos, suscitat, ignes	Typ 7: Dekontextualisierung	b, Reihenfolgever-tauscht (1:3:2)	10
21	117. 11.1	8.407 -13	quid quaeris aliena solacia *et* *ignes* *iam* *sopitos* suscitas	inde ubi prima quies medio *iam* noctis abactae curriculo expulerat somnum cum femina primum cui tolerare colo uitam tenuique Minerua impositum cinerem *et* *sopitos* suscitat *ignes* noctem addens	et, sopitos, iam, ignes	Typ 7: Dekontextualisierung	b, Reihenfolgever-tauscht (3:1:2)	10

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Text Hieronymus	Text Vergil	geteilte Wörter	Zitattypologie	Vers-material	Tess. Score
				operi famulasque ad lumina longo exercet penso castum ut seruare cubile coniugis *et* possit paruos educere natos				
22	65.19.4	10.817-9	uariam habuit *et* Ioseph *tunicam* *quam* ei texuit *mater* ecclesia	transiit *et* parmam mucro leuia arma minacis *et* *tunicam* molli *mater* *quam* neuerat auro impleuitque sinum sanguis	et, tunicam, mater, quam	Typ 1: Vergili- sche Sprachfär- bung oder Prägung	eher a, Reihen- folge ver- tauscht (1:3:2)	9
23	129.2.7	11.318-9	quanti enim operantur terram *et* *exercent* *uomere* *et* tamen multis inpedientibus causis egestate conficiuntur *et* penuria	Aurunci Rutulique serunt *et* *uomere* duros *exercent* colles atque horum asperrima pascunt	et, uomere, exercent	Typ 2: Vergili- sches Syn- tagma	B + a, als Enjambe- ment dazw. 1 Wort ausge- lassen, Reihen- folge ver- tauscht (2:1)	10
24	130.5.5	12.867-8	*haesit* *uox* *faucibus* *et* inter ruborem atque pallorem metumque ac laetitiam cogitationes uariae mutabantur	olli membra nouus soluit formidine torpor adirectaeque horrore comae *et* *uox* *faucibus* *haesit*	et, faucibus, uox haesit	Typ 3: Ergän- zungsvor- schlag	b, Rei- henfolge ver- tauscht (4:2:3:1)	10

Anhang III: Im *close reading* aussortierte digitale Funde

Die im Folgenden angeführten Referenzstellenangaben (Spalten 2 und 3) entstammen der Ausgabe aus dem *Tesserae*-Projekt, die Bezeichnung der Kategorien (Spalte 4) bezieht sich auf die in Kap. 7.1 aufgestellte Systematik.

Die angesehenen Funde für Briefe *an* oder Übersetzungen von Hieronymus sind nicht eigens aufgenommen. Ebenso fehlen die im Laufe des Prozesses stets parallel gelesenen Fundergebnisse, die nach der Filterkalibrierung hinausgeworfen, bzw. all die Funde, die aufgrund ihrer auffällig hohen *Tesserae*-Scorewerte trotz Aussortierung durch das eigene Filtersystem doch eines genaueren Blickes unterzogen wurden. Die im *close reading* tatsächlich überprüfte Anzahl an Fundergebnissen liegt also deutlich höher als die hier insgesamt aufgeführten 223 Funde.

Die Funde sind im Folgenden nach den Aeneisbüchern getrennt und innerhalb der Bücher wiederum nach den Versen aufsteigend gelistet.

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Kat.	Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Kat.
<i>Aeneis 1</i>				21	119.10.13	1.639	c
1	130.6.3	1.5	b ₂	22	79.6.2	1.657	e
2	108.27.1	1.42	b ₃	23	130.7.13	1.677	c
3	100.15.4	1.58	b ₃	24	147.6.1	1.683	b ₂
4	52.1.2	1.166	e	25	50.5.5	1.755	b ₁
5	140.6.3	1.229	b _{3,e}	<i>Aeneis 2</i>			
6	140.6.6	1.229	b ₃	26	130.6.3	2.234	b ₂
7	128.5.1	1.229	b ₃	27	140.5.2	2.290	a
8	22.4.3	1.258	b ₃	28	49.12.3	2.333	b ₁
9	133.1.1	1.258	b ₃	29	49.8.2	2.386	b ₁
10	107.3.2	1.314	b ₁	30	120.5.7	2.410	d
11	66.8.3	1.357	c	31	7.6.2	2.440	a
12	58.2.2	1.357	c	32	37.2.1	2.460	a
13	140.13.4	1.357	b ₃	33	134.2.3	2.606	c
14	121.2.10	1.401	b _{2,e}	34	121.10.8	2.621	b ₃
15	148.10.1	1.401	b ₂	35	58.3.4	2.659	b _{2,a}
16	22.25.3	1.401	b ₂	36	65.19.3	2.763	c
17	148.10.1	1.401	b ₂	<i>Aeneis 3</i>			
18	52.11.2	1.450	c	37	130.7.7	3.73	b ₃
19	29.6.5	1.639	c	38	14.10.1	3.356	b ₁
20	52.10.1	1.639	c	39	31.1.1	3.388	b ₁

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Kat.	Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Kat.
40	46.3.4	3.392	d	76	78.7.1	5.804	d
41	49.15.7	3.486	a	<i>Aeneis 6</i>			
42	22.4.3	3.599	a	77	100.15.4	6.56	b ₂ , b ₃
43	133.1.1	3.599	a, b ₃	78	58.3.4	6.127	b ₃ ,d
44	14.10.1	3.682	b ₂	79	51.5.3	6.136	b ₂
45	3.4.2	3.699	b ₂	80	122.3.11	6.194	a, b ₃
<i>Aeneis 4</i>				81	108.30.2	6.224	a
46	130.7.12	4.54	b ₃	82	66.5.3	6.226	a
47	53.8.19	4.88	a	83	117.1.4	6.249	b ₃
48	131.16.3	4.169	a	84	127.12.3	6.268	c
49	66.2.1	4.227	c	85	58.11.2	6.275	e
50	38.2.3	4.384	b ₂ , b ₃	86	60.14.4	6.275	e
51	130.7.12	4.393	b ₃	87	123.13.1	6.346	e
52	60.10.7	4.413	b ₁	88	49.14.12	6.367	a,c
53	121.10.15	4.421	c	89	74.4.4	6.502	c
54	78.43.2	4.438	b ₂	90	66.2.2	6.528	c
55	64.13.1	4.474	c	91	120.8.10	6.537	b ₁
56	106.49.2	4.512	c	92	118.5.4	6.684	b ₂
57	14.10.1	4.543	b ₂ ,e	93	18A.3.2	6.703	a
58	79.6.2	4.563	e	94	108.1.1	6.730	c
59	130.5.3	4.569	e	95	130.7.12	6.888	b ₃
60	130.4.4	4.648	a	<i>Aeneis 7</i>			
61	125.7.2	4.689	e	96	52.13.1	7.8	b ₃
<i>Aeneis 5</i>				97	14.10.1	7.21	b ₂
62	78.36.5	5.35	b ₂	98	60.1.3	7.44	c
63	52.6.2	5.35	d	99	117.3.1	7.52	c,d
64	78.40.4	5.35	b ₂	100	127.2.2	7.52	c
65	78.14.2	5.35	b ₂	101	9.0.3	7.64	b ₂
66	14.2.1	5.113	b ₁	102	78.43.2	7.86	b ₂
67	49.20.2	5.169	e	103	74.4.4	7.86	c
68	128.3.6	5.176	b ₃	104	22.38.7	7.86	b ₂ ,a
69	71.1.3	5.235	b ₃ ,e	105	79.3.2	7.107	b ₂
70	78.29.2	5.510	b ₂	106	130.6.3	7.205	d
71	78.29.2	5.543	b ₂	107	70.2.6	7.209	b ₂
72	121.2.2	5.568	c	108	64.13.1	7.351	b ₂ ,a
73	20.5.4	5.586	c	109	78.40.4	7.674	b ₂
74	120.9.11	5.588	a	110	78.14.2	7.674	b ₂
75	71.1.3	5.774	b ₃ ,e	111	78.36.5	7.674	b ₂

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Kat.	Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Kat.
112	29.6.2	7.686	c	<i>Aeneis 10</i>			
113	49.20.2	7.808	a	148	49.4.1	10.44	c
<i>Aeneis 8</i>				149	133.9.1	10.65	d,a
114	121.10.13	8.97	b ₃	150	108.3.4	10.132	b ₂
115	22.4.3	8.140	a	151	57.3.2	10.148	c, a
116	133.1.1	8.140	b ₃ ,a	152	22.4.3	10.175	a
117	121.10.8	8.193	b ₂	153	133.1.1	10.175	a
118	1.12.1	8.220	c	154	49.21.4	10.238	b ₃
119	69.8.7	8.283	a	155	49.12.4	10.261	b ₂
120	121.2.10	8.307	c	156	77.11.2	10.280	e,c
121	66.8.3	8.364	b ₃	157	119.10.13	10.280	b ₃
122	66.8.4	8.364	b ₃	158	117.7.1	10.381	e,c
123	84.8.2	8.407	a,c	159	52.1.2	10.452	e
124	130.15.4	8.441	a,d	160	145.0.4	10.526	b ₃
125	119.10.11	8.524	b ₂	161	140.13.4	10.526	a, b ₃
126	119.5.6	8.524	b ₂ ,a	162	22.31.1	10.526	b ₃
127	106.65.1	8.528	a	163	140.13.4	10.531	a, b ₃
128	121.10.8	8.617	b ₂	164	11.0.3	10.541	b ₃
129	14.10.1	8.707	b ₂	165	1.1.1	10.547	d
<i>Aeneis 9</i>				166	76.1.3	10.600	b ₃
130	121.11.6	9.18	a, b ₃	167	64.21.3	10.817	c
131	45.3.1	9.25	a	168	123.14.6	10.817	b ₁ ,c
132	140.5.2	9.37	b ₃	169	1.10.2	10.844	e
133	54.12.2	9.83	c	170	66.4.3	10.848	a
134	132.20.3	9.107	c	171	123.16.4	10.903	b ₃
135	64.2.1	9.334	c,a	172	65.1.1	10.903	b ₃
136	18A.14.3	9.359	c	<i>Aeneis 11</i>			
137	125.10.2	9.395	b ₃	173	124.12.1	11.8	a
138	60.15.2	9.441	b ₃	174	125.7.2	11.39	e
139	74.5.1	9.461	d,a	175	120.1.12	11.148	a
140	127.14.1	9.475	d	176	46.8.1	11.169	a
141	1.12.1	9.477	c	177	60.18.2	11.252	a
142	108.1.1	9.490	c	178	110.7.1	11.302	c
143	14.3.4	9.556	a	179	140.5.2	11.304	b ₃
144	140.5.2	9.556	b ₃	180	82.8.4	11.362	c
145	130.18.2	9.614	c	181	77.6.1	11.505	c
146	105.2.1	9.720	c,d	182	78.40.4	11.526	c
147	69.2.6	9.792	a	183	78.36.5	11.526	b ₂

Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Kat.	Nr.	Hier. ep.	Verg. Aen.	Kat.
184	78.14.2	11.526	b ₂	204	39.5.2	12.64	a
185	18A.10.3	11.573	c	205	14.3.4	12.64	a
186	34.4.2	11.590	b ₂	206	107.13.5	12.95	d
187	65.12.2	11.590	b ₂	207	34.4.4	12.129	b ₃
188	75.5.1	11.590	b ₂	208	85.6.1	12.142	d
189	97.2.2	11.668	b ₂	209	120.11.11	12.161	b ₁
190	147.1.3	11.736	b ₂ , b ₃	210	13.0.2	12.176	b ₁
191	108.20.3	11.778	c	211	119.8.4	12.212	a
192	118.6.1	11.796	c	212	108.31.1	12.436	c
193	22.23.2	11.796	c	213	117.9.3	12.614	b ₃
194	140.14.2	11.796	c	214	21.10.2	12.669	c
195	75.5.1	11.858	b ₂	215	22.14.2	12.681	c
196	65.12.2	11.858	b ₂	216	78.36.5	12.684	b ₂
197	34.4.2	11.858	b ₂	217	78.14.2	12.684	b ₂
198	22.4.3	11.876	b ₂	218	78.40.4	12.684	b ₂
199	133.1.1	11.876	b ₃	219	65.1.5	12.704	b ₃
200	139.0.3	11.884	c	220	52.15.2	12.834	c
201	77.2.3	11.912	c	221	74.4.4	12.860	b ₁
<i>Aeneis 12</i>				222	107.5.2	12.908	c
202	66.13.3	12.19	a	223	64.1.3	12.914	c
203	124.8.6	12.64	c				

Anzahl der Funde je Aussortierungsgrund a bis e:

Kategorie	a	b ₁	b ₂	b ₃	c	d	e
Anzahl	46	13	52	40	60	15	19

Literaturverzeichnis

Lateinische Autoren und Werke sind in der vorliegenden Arbeit nach H. Cancik / H. Schneider / M. Landfester (Hgg.) *Der Neue Pauly, Enzyklopädie der Antike* (Stuttgart/Weimar 2006) oder dem *Thesaurus linguae latinae. Index librorum scriptorum inscriptionum ex quibus exempla afferuntur* (Leipzig 1990) abgekürzt; griechische Autoren und Werke hingegen folgen den Angaben in H.G. Liddell/R. Scott (Hgg.) *A Greek-English Lexicon* (Oxford 1968: xvi–xxxviii). Periodika und Zeitschriften sind nach den Angaben der *Année philologique* abgekürzt.

Die Primärquellenangaben aus Kap. 7.2 sind nicht in das Verzeichnis der Primärtexte eingegangen, denn bedingt durch den Einsatz von *mixed methods*-Verfahren würden diese den Umfang des Verzeichnisses sprengen. Anstelle dessen sei, sofern nicht abweichend vermerkt, auf die jeweiligen Text- und Quellenangaben in der *LLT-A* verwiesen.

Abkürzungen

CCh.SL = Corpus Christianorum. Series Latina

CSEL = Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum

GCS = Die griechischen christlichen Schriftsteller der ersten Jahrhunderte

MGH Auct. Ant. = Monumenta Germaniae Historica. Scriptorum. 1, Auctores antiquissimi

OCT = Oxford Classical Texts / Scriptorum Classicorum Bibliotheca Oxoniensis

PL = Patrologiae cursus completus. Series Latina

SChr = Sources Chrétiennes

Referenz Ausgaben zu Hieronymus' Briefen und Vergils *Aeneis*

Hier. ep. ed. I. Hilberg, Pars I: I–LXX, CSEL 54; Pars II: LXXI–CXX, CSEL 55; Pars III: CXXI–CLIV, (*Epistulae*) CSEL 56, 1. Aufl. 1910, 1912, 1918 und 2. Aufl. 1996.

ed. J. Labourt, Saint Jérôme lettres. Tome I–VIII, Paris, 1949–1963 (Collection Budé).

ed. J.-P. Migne, Sancti Eusebii Hieronymi Stridonensis Presbyteri Opera omnia. post monachorum Ordinis S. Benedicti e Congregatione S. Mauri, sed potissimum Joannis Martinaei, studio et labore Vallarsii et Maffaeii, vol. 22–30, Paris 1883–1960 (PL).

Verg. Aen. ed. R. Mynors, P. Vergili Maronis Opera, Oxford 1969 (OCT) 103–422.

(*Aeneis*) ed. J. B. Greenough, The Bucolics, Aeneid, and Georgics of Virgil, Boston 1900.

ed. O. Ribbeck, P. Vergili Maronis. Aeneidos. Apparatu critico in artius contracto, Opera 2: Libri I–VI; Opera 3: Libri VII–XII, Leipzig 1895 (Teubner).

Auswahl weiterer Primärtexte

Aristoteles

- Po. *Poetica*, ed. S. Halliwell, Aristotle Poetics. Longinus On the sublime (Transl. W.H. Feyer). Demetrius On style (ed. Doreen C. Innes). Cambridge 1995 (LCL 199) 28–140.
- Rh. *Rhetorica*, ed. W. Ross, Aristotelis Ars Rhetorica, Oxford 1959 (OCT).

Augustinus

- conf. *Confessionvm libri tredecim*, ed. P. Knöll, CSEL, 33,1.
- contr. Iulian. *Contra Iulianum libri VI*, ed. J.-P. Migne, PL 44, 641–874.
- doct. christ. *De doctrina christiana*, ed. G. M. Green, CSEL 80.
- ep. *Epistulae*, ed. A. Goldbacher, CSEL 34,1 Pars 1: Ep. I–XXX; CSEL 34,2 Pars 2: Ep. XXXI–CXXIII; CSEL 44 Pars 3: Ep. CXXIV–CLXXXIV A.; CSEL 57 Pars 4: Ep. CLXXXV–CCLXX.
- ep.* *Epistolae ex duobus codicibus nuper in lucem prolatae*, ed. J. Divjak, CSEL 88.

Catull

Carmina, ed. W. Eisenhut, Catulli Veronensis Liber, Leipzig 1983 (Teubner).

Cicero

- ad Q. fr. *Epistulae ad Quintum fratrem*, ed. D. Shackleton Bailey, M. Tulli Ciceronis Epistulae ad Quintum fratrem, Epistulae ad M. Brutum, Stuttgart 1988 (Teubner) 3–92.
- Att. *Epistulae ad Atticum*, ed. D. Shackleton Bailey, M. Tulli Ciceronis Epistulae ad Atticum, vol. I, Libri I–VIII, Stuttgart 1987 (Teubner).
- de orat. *De oratore*, ed. K. Kumaniecki, M. Tulli Ciceronis scripta quae manserunt omnia 3, De oratore, Leipzig 1969 (Teubner).
- orat. *Orator*, ed. R. Westman, M. Tulli Ciceronis scripta quae manserunt omnia 5, Orator, Leipzig 1980 (Teubner).

Hieronymus

- adv. Rufin. *Contra Rufinum*, ed. P. Lardet, CCh.SL 79, Apologia contra Rufinum (lib. 1–2) 1–72, epistula contra Rufinum (lib. 3) 73–116.
- chron. *Hieronymi Chronicon*, ed. R. Helm und 3. unveränd. Aufl. bearb. v. U. Treu, GCS 47 (Eusebius Werke, 7).
- in Eccl. *Commentarius in Ecclesiasten*, ed. M. Adriaen, CCh.SL 72, 249–361.
- in Gal. *Commentarii in epistolam Pauli apostoli ad Galatas*, ed. G. Raspanti, CCh.SL 77a.
- in Soph. *Commentarius in Sophoniam prophetam*, ed. M. Adriaen, CCh.SL 76A, 655–711.
- praef. Vulg. evang. *Praefatio in evangelio*, ed. R. Weber, *Biblia sacra iuxta vulgatam versionem*, Stuttgart ⁴1994, 1515f.
- prol. Vulg. Dan. *Prologus in Danihele propheta*, ebd. 1341f.
- prol. Vulg. Iob. *Prologus in libro Iob*, ebd. 731f.
- vir. ill. *De viris illustribus*, ed. C. Barthold, Hieronymus. De viris illustribus. Berühmte Männer, 2. Aufl. Mülheim a.d. Mosel 2011.
- vita Pauli *Vita Pauli Thebaei*, ed. E. Morales, Jérôme. Trois vies de moines (Paul, Malchus, Hilarion), Paris 2007 (SChr 508).

Horaz

- ars *Ars poetica*, ed. D. Shackleton Bailey, Q. Horatius Flaccus. Opera, Berlin ⁴2008, (Teubner) 310–329.

carm. *Carmina*, ebd. 1–134.
 epist. *Epistulae*, ebd. 251–309.

Isidor von Sevilla

orig. *Etymologiae*, ed. J.-P. Migne, *Etymologiarum libri XX*, PL 82, 73–728.

Iuvenal *Saturae*, ed. I. Willis, *D. Iunii Iuvenalis Saturae sedecim*, Stuttgart / Leipzig 1997 (Teubner).

Lukrez *De rerum natura*, ed. J. Martin, *T. Lucreti Cari De rerum natura libri sex*, Leipzig 1963 (Teubner).

Martial *Epigrammata*, ed. D. Shackleton Bailey, *M. Valerii Martialis Epigrammata*, Stuttgart 1990 (Teubner).

Ovid

Pont. *Epistulae ex Ponto*, ed. J. A. Richmond, *P. Ovidi Nasonis Ex Ponto libri quattuor*, Leipzig 1990 (Teubner).

Platon

R. *Respublica (πολιτεία)*, ed. S. Slings, *Platonis Rem Publicam*, Oxford 2003 (OCT).

Properz *Elegiae*, ed. P. Fedeli, *Sexti Properti Elegiarum libri IV*, Stuttgart/Leipzig 1994 (Teubner).

Prosper von Aquitanien

Chron. *Epitoma Chronicon*, ed. T. Mommsen, *MGH Auct. Ant. 9 Chronica minora 1*, 341–499.

Quintilian

decl. *declamationes minores*, ed. D. Shackleton Bailey, *M. Fabii Quintiliani. Declamationes minores*, Stuttgart 1989 (Teubner).

inst. *institutio oratoria*, ed. M. Winterbottom, *M. Fabii Quintiliani. Institutionis oratoriae libri duodecim*, Tomus I–II, Oxford 1970 (OCT).

Rufinus von Aquileia

adv. Hier. *Apologia contra Hieronymum*, ed. M. Simonetti, *CCh.SL 20*, 37–123.

Terenz

Eun. *Eunuchus*, ed. R. Kauer / W. M. Lindsay, *P. Terenti Afri Comoediae*, Oxford 1965 (OCT).

Tertullian

praescr. *De praescriptione haereticorum*, ed. Refoulé, R. F., *CCh.SL 1*, 185–224.

Vergil

georg. *Georgica*, ed. R. Mynors, *P. Vergili Maronis Opera*, Oxford 1969 (OCT) 29–101.

Forschungsliteratur

- Adkin, N. (1991): Tertullian's 'De ieiunio' and Jerome's 'Libellus de virginitate servanda' (Epist. 22). In: *WS* 104, 149–160.
- Adkin, N. (1992a): Hieronymus Ciceronianus: The 'Catilinarians' in Jerome. In: *Latomus* 51, 408–420.
- Adkin, N. (1992b): Jerome as centoist: Epist. 22,38,7. In: *RSLR* 28, 461–471.
- Adkin, N. (1992c): Some features of Jerome's compositional technique in the libellus de virginitate servanda (Epist. 22). In: *Philologus* 136, 234–255.
- Adkin, N. (1993a): 'Adultery of the tongue' Jerome, Epist. 22, 29, 6f. In: *Hermes* 121.1, 100–108.
- Adkin, N. (1993b): Tertullian in Jerome (Epist. 22,37,1f.). In: *SO* 68, 129–143.
- Adkin, N. (1994): Plato or Plautus? (Jerome, epist. XXII 30,2). In: *Emerita* 62.1, 43–56.
- Adkin, N. (1995): Jerome's use of scripture before and after his dream. In: *ICS* 20, 183–190.
- Adkin, N. (1997a): Cicero's 'Orator' and Jerome. In: *VChr* 51.1, 25–39.
- Adkin, N. (1997b): Hier. Epist. 53.1.2–3: Cyprian, Horace, Vergil. In: *Sileno* 23, 87–97.
- Adkin, N. (1998): Vergil's 'Georgics' and Jerome, Epist. 125,11,3–4. In: *WJA* 22, 187–198.
- Adkin, N. (1999a): Jerome's vow 'never to reread the classics'. Some observations. In: *REA* 101, 161–167.
- Adkin, N. (1999b): Vergil, Eclogues 2 and 10 in Jerome. In: *Eirene* 35, 102–113.
- Adkin, N. (2000): Jerome, Seneca, Juvenal. In: *RBPh* 78, 119–128.
- Adkin, N. (2002a): Tertullian, De anima 27,6 and Jerome, Epist. 54,10,5. In: *Hermes* 130.1, 126–130.
- Adkin, N. (2002b): The eleventh book of Quintilian's Institutio Oratoria and Jerome. In: *Eos* 89, 315–319.
- Adkin, N. (2003a): Is the Historia Augusta really indebted to Jerome? In: *Klio* 85.2, 436–441.
- Adkin, N. (2003b): Jerome on virginity. A commentary on the Libellus de virginitate servanda (Letter 22), Leeds.
- Adkin, N. (2005a): Hieronymus Sallustianus. In: *GB* 24, 93–120.
- Adkin, N. (2005b): Persius in Jerome. In: *Maia* 57, 1–12.
- Adkin, N. (2006): Tertullian's 'De spectaculis' and Jerome. In: *Augustinianum* 46.1, 89–94.
- Adkin, N. (2009a): Tertullian in Jerome's consolatio to Heliodorus (Ep. 60). In: A. Cain und J. Lössl (Hgg.): *Jerome of Stridon. His life, writings and legacy*, Farnham/ Burlington, 41–45.
- Adkin, N. (2009b): The classics and Jerome's prefaces to the Bible translations 'from the hebrew'. In: *Helmántica* 60, 167–175.
- Adkin, N. (2011a): A new echo of Pliny the Younger in Jerome? In: *Philologus* 155.1, 193–195.
- Adkin, N. (2011b): Catullus in Jerome? Notes on the Cohortatoria de paenitentia ad Sabinianum (Epist. 147). In: *VChr* 65.4, 108–424.
- Adkin, N. (2011c): Some alleged echoes of Apuleius in Jerome. In: *CPh* 106.1, 66–75.
- Adkin, N. (2012): Jerome's vow 'never to reread the classics'. A self-imitation? In: *SIFC* 105, 105–112.
- Adkin, N. (2013): Cicero's 'Pro Milone' and Jerome. In: *Euphrosyne* 41, 367–374.
- Adkin, N. (2018): Horace, Carm. 2.17.5 and Quintilian, Inst. 6 Prooem. in Jerome. In: *Prometheus* 44, 202–208.
- Adkin, N. (2019): Cicero's Pro Sexto Roscio and Jerome. In: *MH* 76, 88–95.
- Alfonsi, L. (1976): Gerolamo 'Vergilianus'. In: *Sileno* 2.4, 319.
- Algee-Hewitt, M.; Allison, S.; Gemma, M.; Heuser, R.; Moretti, F.; Walser, H. (2016): *Canon/Archive. Large-scale dynamics in the literary field*. Stanford Literary Lab Pamphlet 11. Online verfügbar unter <http://litlab.stanford.edu/LiteraryLabPamphlet11.pdf>.
- Allen, G. (2000): *Intertextuality*, London/ New York.

- Almas, B.; Beaulieu, M.-C. (2016): The Perseids Platform: Scholarship for all! In: G. Bodard und M. Romanello (Hgg.): *Digital classics outside the echo-chamber. Teaching, knowledge exchange & public engagement*, London, 171–186.
- Almas, B.; Berti, M. (2013): Perseids collaborative platform for annotating text re-uses of fragmentary authors. In: F. Tomasi (Hg.): *Proceedings of the 1st international workshop on collaborative annotations in shared environment metadata, vocabularies and techniques in the Digital Humanities*. Florence, Italy, 10/9/2013–10/9/2013, New York (NY), 1–4.
- Antin, P. (1960): Touches classiques et chrétiennes juxtaposées chez saint Jérôme. In: *RPh* 34, 58–65.
- Antin, P. (1968): *Recueil sur saint Jérôme*, Brüssel.
- Antin, P. (1970): Jérôme antique et chrétien. In: *REAug* 16, 35–46.
- Arns, E.P. (1953): *La technique du livre d'après saint Jérôme*, Paris.
- Assmann, J. (1988): Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: J. Assmann und T. Hölscher (Hgg.): *Kultur und Gedächtnis*, Frankfurt a. M., 9–19.
- Baayen, H.; van Halteren, H.; Tweedie, F. (1996): Outside the cave of shadows. Using syntactic annotation to enhance authorship attribution. In: *Literary and Linguistic Computing* 11.3, 18–24.
- Babeu, A. (2011): "Rome wasn't digitized in a day": Building a cyberinfrastructure for digital classicists. Online verfügbar unter <http://www.clir.org/pubs/abstract/pub150abst.html>.
- Bagnall, R.S.; Heath, S. (2018): Roman studies and digital resources. In: *JRS* 108, 171–189.
- Bamman, D.; Crane, G. (2006): The design and use of a latin dependency treebank. In: *TLT 2006: Proceedings of the fifth international treebanks and linguistic theories conference*, 67–78.
- Bamman, D.; Crane, G. (2008a): Building a dynamic lexicon from a digital library. In: *Proceedings of the 8th ACM/IEEE-CS joint conference on digital libraries (JCDL 2008)*, 11–20.
- Bamman, D.; Crane, G. (2008b): The logic and discovery of textual allusion. In: *Proceedings of the second workshop on language technology for cultural heritage data (LaTeCH 2008)*. Online verfügbar unter <http://hdl.handle.net/10427/42685>.
- Bamman, D.; Crane, G. (2009): Discovering multilingual text reuse in literary texts. White Paper. Online verfügbar unter <http://www.perseus.tufts.edu/publications/2009-Bamman.pdf>.
- Bamman, D.; Burns, P.J. (2020): Latin BERT: A contextual language model for classical philology. arXiv:2009.10053v1.
- Baraz, Y.; van den Berg, C. (2013): Introduction. Special issue Intertextuality. In: *AJPh* 134.1, 1–8.
- Barchiesi, A. (1984): *La traccia del modello. Effetti omerici nella narrazione virgiliana*, Pisa.
- Barchiesi, A. (2001): *Narrative and intertext in Ovid and other latin poets*, London.
- Barker, E.; Terras, M. (2016): *Greek Literature, the Digital Humanities, and the Shifting Technologies of Reading*, Oxford.
- Bartelink, G.J.M. (1980): *Hieronymus. Liber de optimo genere interpretandi (Epistula 57)*. Ein Kommentar, Leiden.
- Bartelink, G.J.M. (2011): *Athanase D'Alexandrie. Vie D'Antoine. Introduction, texte critique, traduction, notes et index*, Paris.
- Bartsch, S. (2004): *Structural and functional properties of collocations in English. A corpus study of lexical and pragmatic constraints on lexical co-occurrence*, Tübingen.
- Baßler, M. (2005): *Die kulturpoetische Funktion und das Archiv. Eine literaturwissenschaftliche Text-Kontext-Theorie*, Tübingen.
- Baumann, L. (2018): *Wort und Sinn. Übersetzungsreflexionen bei Cicero und Hieronymus*, Freiburg i. Br./ Berlin/ Wien.
- Bendlin, A. (2006): s.v. Intertextualität. In: H. Cancik, H. Schneider und M. Landfester (Hgg.): *Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike*. Online verfügbar unter dx.doi.org/10.1163/1574-9347_dnp_e525570.

- Benninghoff-Lühl, S. (2009): s.v. Zitat. In: G. Ueding (Hg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Band 9: St-Z, Tübingen, 1539–1548.
- Berlière, U.; Wilhelm, H.; Dubourg, A. (1931): Nouveau supplément a l'histoire littéraire de la Congrégation de Saint-Maur. 2. Band, Paris/ Maredsous.
- Berndt, F.; Tonger-Erk, L. (2013): Intertextualität. Eine Einführung, Berlin.
- Bertrand, P. (2005): Die Evagriusübersetzung der Vita Antonii. Rezeption–Überlieferung–Edition. Unter besonderer Berücksichtigung der Vitas Patrum-Tradition (Diss.), Utrecht University Repository. Online verfügbar unter <https://dspace.library.uu.nl/handle/1874/7821>.
- Bird, S.; Klein, E.; Loper, E. (2010): Natural language processing with Python. Analyzing text with the natural language toolkit (E-Book), Beijing. Online verfügbar unter <https://www.nltk.org/book/>.
- Birnbaum, E.; Schwienhorst-Schönberger, L. (2012): Das Buch Kohelet, Stuttgart.
- Birnbaum, E.; Schwienhorst-Schönberger, L. (Hgg.) (2014): Hieronymus als Exeget und Theologe. Interdisziplinäre Zugänge zum Koheletkommentar des Hieronymus, Leuven/ Paris/ Walpole (MA).
- Bjerva, J.; Praet, R. (2015): Word Embeddings pointing the way for Late Antiquity. In: Proceedings of the 9th SIGHUM Workshop on Language Technology for Cultural Heritage, Social Sciences, and Humanities, 53–57.
- Bjerva, J.; Praet, R. (2016): Rethinking intertextuality through a word-space and social network approach – the case of Cassiodorus. In: *Journal of Data Mining and Digital Humanities*, 1–25.
- Blei, D.M. (2012): Probabilistic Topic Models. In: *Communications of the ACM* 55.4, 77–84.
- Blei, D.M.; Ng, Andrew, Y.; Jordan, M.I. (2003): Latent Dirichlet Allocation. In: *Journal of Machine Learning Research* 3, 993–1022.
- Bloch, R. (2010): Iosephus Flavios (Flavius Josephus). Bellum Iudaicum. In: C. Walde (Hg.): Die Rezeption der antiken Literatur. Kulturhistorisches Werklexikon. Der Neue Pauly Supplemente Band 7, Stuttgart/ Weimar, 397–406.
- Bojanowski, P.; Grave, E.; Joulin, A.; Mikolov, T. (2017): Enriching word vectors with subword information. In: *Transactions of the Association for Computational Linguistics* 5, 135–146.
- Booth, A.D. (1979): The Date of Jerome's Birth. In: *Phoenix* 33.4, 346–353.
- Bourassa, D.C.; Besner, D. (1994): Beyond the articulatory loop. A semantic contribution to serial order recall of subspan lists. In: *Psychonomic Bulletin & Review* 1.1, 122–125.
- Brendel, E.; Meibauer, J.; Steinbach, M. (2007): Aspekte einer Theorie des Zitierens. In: E. Brendel, J. Meibauer und M. Steinbach (Hgg.): Zitat und Bedeutung, Hamburg, 5–25.
- Broich, U. (1985): Formen der Markierung von Intertextualität. In: U. Broich und M. Pfister (Hgg.): Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien, Tübingen, 31–47.
- Broich, U.; Pfister, M. (Hgg.) (1985): Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien, Tübingen.
- Brown, D. (1992a): Vir trilinguis. A study in the bibilical exegesis of Saint Jerome, Kampen.
- Brown, P. (1992b): Power and persuasion in late antiquity. Towards a Christian empire, Madison (Wis.).
- Brown, P. (2011): Back to the future. Pagans and christians at the Warburg Institute in 1958. In: P. Brown und R.L. Testa (Hgg.): Pagans and christians in the Roman Empire: The breaking of a dialogue (IVth–VIth centruy A.D.). Proceedings of the international conference at the Monastery of Bose (October 2008), Zürich/ Münster, 17–24.
- Bruckner, A. (1936): Schreibschulen der Diözese Konstanz. St. Gallen; I, Genf.
- Bruckner, A. (1938): Schreibschulen der Diözese Konstanz. St. Gallen; II, Genf.
- Brunner, T.F. (1993): Classics and the computer. The history of a relationship. In: J. Solomon (Hg.): Accessing antiquity. The computerization of classical studies, Tucson/ London, 10–33.

- Buchanan, S. (2015): The emerging tradition of digital classics. In: S. Hastings (Hg.): Annual review of cultural heritage informatics 2014, Lanham, 149–163.
- Büchler, M. (2013): Informationstechnische Aspekte des Historical Text Re-use. (Diss.), Leipzig.
- Büchler, M.; Burns, P.R.; Müller, M.; Franzini, E.; Franzini, G. (2014): Towards a Historical Text Re-use detection. In: C. Biemann und A. Mehler (Hgg.): Text mining. From ontology learning to automated text processing applications: Festschrift in honor of Gerhard Heyer, Cham, 221–238.
- Büchler, M.; Geßner, A.; Eckart, T.; Heyer, G. (2010): Unsupervised detection and visualisation of textual reuse on ancient greek texts. In: *Journal of the Chicago colloquium on Digital Humanities and computer science* 1.2, 1–17.
- Bueno, D.R. (1962): Cartas de san Jerónimo. Edición bilingüe. Introducción, versión y notas. 2 Bände, Madrid.
- Bünthe, A. (2010): Text Mining with the Attidographers. In: C. Schubert und G. Heyer (Hgg.): Das Portal eAQUA – Neue Methoden in der geisteswissenschaftlichen Forschung I, Leipzig, 10–25.
- Burns, P.J. (2017): Measuring and mapping intergeneric allusion in latin poetry using Tesseract. In: *Journal of Data Mining and Digital Humanities*, 1–15. Online verfügbar unter <https://jdmhd.episciences.org/3821>.
- Burns, P.J.; Brofos, J.A.; Li, K.; Chaudhuri, P.; Dexter, J.P. (2021): Profiling of intertextuality in Latin literature using word embeddings. In: Proceedings of the 2021 Conference of the North American Chapter of the Association for Computational Linguistics: Human Language Technologies, 4900–4907.
- Burrows, J. (2002): ‘Delta’: A measure of stylistic difference and a guide to likely authorship. In: *Literary and Linguistic Computing* 27.3, 267–287.
- Burzacchini, G. (1975): Note sulla presenza di Persio in Girolamo. In: *GIF* 27, 50–72.
- Burzacchini, G. (1978): Marginalia hieronymiana. In: *BStudLat* 8, 270–272.
- Busa, R.A. (1974): Index Thomisticus. Sancti Thomae Aquinatis operum omnium indices et concordantiae, in quibus verborum omnium et singulorum formae et lemmata cum suis frequentiiis et contextibus variis modis referuntur quaeque consociata plurium opera atque electronico IBM automato usus digessit Robertus Busa, Stuttgart-Bad Cannstatt.
- Busa, R.A. (1980): The annals of humanities computing. The Index Thomisticus. In: *Computers and the Humanities* 14.2, 83–90.
- Busa, R.A. (2004): Foreword: Perspectives on the Digital Humanities. In: S. Schreibman, R. Siemens und J. Unsworth (Hgg.): A companion to Digital Humanities, Malden/ Oxford, xvi–xxi.
- Cain, A. (2008): Liber manet: Pliny, ep. 9.27.2 and Jerome, ep. 130.19.5. In: *CQ* 58.02, 708–710.
- Cain, A. (2009): The letters of Jerome. Asceticism, biblical exegesis, and the construction of Christian authority in late antiquity, Oxford/ New York.
- Cain, A. (2010): Three further echoes of Lactantius in Jerome. In: *Philologus* 154.1, 88–96.
- Cain, A. (2013a): Jerome and the monastic clergy. A commentary on Letter 52 to Nepotian, with an introduction, text, and translation, Leiden/ Boston.
- Cain, A. (2013b): Jerome’s Epitaph on Paula. A commentary on the Epitaphium Sanctae Paulae, Oxford.
- Cain, A. (2013c): Two allusions to Terence, Eunuchus 579 in Jerome. In: *CQ* 63.1, 407–412.
- Cain, A. (2014): Apology and polemic in Jerome’s prefaces to his biblical scholarship. In: E. Birnbaum und L. Schwienhorst-Schönberger (Hgg.): Hieronymus als Exeget und Theologe. Interdisziplinäre Zugänge zum Koheletkommentar des Hieronymus, Leuven/ Paris/ Walpole (MA), 107–128.
- Cain, A.; Lössl, J. (Hgg.) (2009): Jerome of Stridon. His life, writings and legacy, Farnham/ Burlington.
- Cameron, A. (1965): St. Jerome and Claudian. In: *VChr* 19.2, 111–113.
- Cameron, A. (1968): Echoes of Vergil in St. Jerome’s Life of St. Hilarion. In: *CPh* 63.1, 55–56.

- Cameron, A. (1976): Flavius Cresconius Corippus. In laudem Iustini Augusti minoris, libri IV, London.
- Cameron, A. (1991): Christianity and the rhetoric of empire. The development of christian discourse, Berkeley, Los Angeles, Oxford.
- Casali, M. (1971): Virgilio Eneide. Libro IV, Turin.
- Castellà, J.; Campoy, G. (2018): The (lack of) effect of dynamic visual noise on the concreteness effect in short-term memory. In: *Memory* 26.10, 1355–1363.
- Cavallera, F. (1922): Saint Jérôme. Sa vie et son œuvre. Première partie, Tome I–II, Louvain/ Paris.
- Chase, A.H. (1932): The metrical lives of St. Martin of Tours by Paulinus and Fortunatus and the prose life by Sulpicius Severus. In: *HSPH* 43, 51–76.
- Chenault, R.R. (2016): Beyond pagans and christians. Political and intra-christian conflict in the controversy over the altar of Victory. In: M.R. Salzman, M. Sághy und R.L. Testa (Hgg.): Pagans and christians in late antique Rome. Conflict, competition, and coexistence in the fourth century, Cambridge, 46–63.
- Coffee, N. (2018): An agenda for the study of intertextuality. In: *TAPhA* 148.1, 205–223.
- Coffee, N.; Forstall, C. (2016): Claudian's engagement with Lucan in his historical and mythological hexameters. In: V. Berlincourt, L. Galli Milić und D. Nelis (Hgg.): Lucan and Claudian. Context and intertext, Heidelberg, 255–284.
- Coffee, N.; Koenig, J.-P.; Poornima, S.; Forstall, C.W.; Ossewaarde, R.; Jacobson, S. (2013): The Tesserae Project. Intertextual analysis of latin poetry. In: *Literary and Linguistic Computing* 28.2, 221–228.
- Coffee, N.; Koenig, J.-P.; Poornima, S.; Ossewaarde, R.; Forstall, C.; Jacobson, S. (2012): Intertextuality in the digital age. In: *TAPhA* 142.2, 383–422.
- Coffin, H.C. (1924): The influence of Vergil on St. Jerome and on St. Augustine. In: *The Classical Weekly* 17.22, 170–175.
- Cohen, M. (1999): The sentimental education of the novel, Princeton (NY).
- Cola, S. (1996): San Girolamo. Le lettere. Introduzione, traduzione e note di Silvano Cola, volume primo: Lettere I–LII, volume secondo: Lettere LIII–LXXIX. 2. Aufl., Roma.
- Compagnon, A. (1979): La seconde main. Ou le travail de la citation, Paris.
- Conring, B. (2001): Hieronymus als Briefschreiber. Ein Beitrag zur spätantiken Epistolographie, Tübingen.
- Conte, G.B. (1981): A proposito dei modelli in letteratura. In: *MD* 6, 147–160.
- Conte, G.B. (1982a): Istituti letterari e stili di ricerca: una discussione. In: *MD* 8, 123–139.
- Conte, G.B. (1982b): Una discussione impossibile. In: *MD* 9, 153–154.
- Conte, G.B. (1986): The rhetoric of imitation. Genre and poetic memory in Virgil and other Latin poets, Ithaca.
- Courcelle, P. (1948): Les lettres grecques en occident. De Macrobie a Cassiodore, Paris.
- Courcelle, P. (1976): Les lecteurs de l'Énéide devant les grandes invasions germaniques. In: *RomBar* 1, 25–56.
- Crane, G. (2006): What do you do with a million books? In: *D-Lib Magazine* 12.3.
- Danckaert, L. (2017): The development of latin clause structure. A study of the extended verb phrase, Oxford.
- Deese, J.; Kaufman, R.A. (1957): Serial effects in recall of unorganized and sequentially organized verbal material. In: *Journal of Experimental Psychology* 54.3, 180–187.
- Demandt, A. (2008): Geschichte der Spätantike. Das Römische Reich von Diocletian bis Justinian 284–565 n. Chr., München.
- Diddams, C.; Gawley, J. (2017): Measuring the presence of roman rhetoric. An intertextual analysis of Augustine's De Doctrina Christiana IV. In: *Mouseion* 14.3, 391–408.
- Dimisdale-Zucker, H.R.; Flegal, K.E.; Atkins, A.S.; Reuter-Lorenz, P.A. (2019): Serial position-dependent false memory effects. In: *Memory* 27.3, 397–409.

- Dudenredaktion (Hg.) (2002): Duden. Das Bedeutungswörterbuch, Duden Band 10. 3. Aufl., Mannheim/ Leipzig/ Wien/ Zürich.
- Duval, Y.-M. (1988): Introduction. In: Y.-M. Duval (Hg.): Jérôme entre l'occident et l'orient. XVIe centenaire du départ de saint Jérôme de Rome et de son installation à Bethléem. Actes du Colloque de Chantilly (septembre 1986), Paris, 7–9.
- Dziech, I. (1931): De Vergili Cultu apud Hieronymum. In: *Eos* 33, 101–115.
- Eder, M. (2013): Mind your corpus. Systematic errors in authorship attribution. In: *Literary and Linguistic Computing* 28.4, 603–614.
- Eder, M.; Rybicki, J.; Kestemont, M. (2016): Stylometry with R: A package for computational text analysis. In: *The R Journal* 8.1, 107–121.
- Edmunds, L. (2001): Intertextuality and the reading of roman poetry, Baltimore.
- Eger, S.; vor der Brück, T.; Mehler, A. (2015): Lexicon-assisted tagging and lemmatization in Latin: A comparison of six taggers and two lemmatization methods. In: *Proceedings of the 9th SIGHUM workshop on language technology for Cultural Heritage, Social Science and Humanities*, 105–113.
- Eigler, U. (2006): s.v. Hieronymus. In: H. Cancik, H. Schneider und M. Landfester (Hgg.): Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike. Online verfügbar unter dx.doi.org/10.1163/1574-9347_dnp_e513350.
- Eisenhut, H. (2009): Die Glossen Ekkeharts IV. von St. Gallen im Codex Sangallensis 621 (Diss.), St. Gallen.
- Eisenhut, H. (2015): Handschriften mit Spuren Ekkeharts IV. von St. Gallen. In: N. Kössinger, E. Krotz und S. Müller (Hgg.): Ekkehart IV. von St. Gallen, Berlin/ München/ Boston, 133–152.
- Eiswirth, R. (1955): Hieronymus' Stellung zur Literatur und Kunst, Wiesbaden.
- Farrell, J. (1991): Vergil's Georgics and the traditions of ancient epic. The art of allusion in literary history, Oxford.
- Farrell, J. (2005): Intention and intertext. In: *Phoenix* 59, 98–111.
- Feichtinger, B. (1991): Der Traum des Hieronymus. Ein Psychogramm. In: *VChr* 45.1, 54–77.
- Feichtinger, B. (1995a): Apostolae apostolorum. Frauenaskese als Befreiung und Zwang bei Hieronymus, Frankfurt a. M.
- Feichtinger, B. (1995b): Konsolationstopik und 'Sitz im Leben'. Hieronymus' ep. 39 ad Paulam de obitu Blesillae im Spannungsfeld zwischen christlicher Genusadaption und Lesermanipulation. In: *JbAC* 38, 75–90.
- Feichtinger, B. (1997): Nec vero sopor ille fuerat aut vana somnia ... (Hier. ep. 22,30,6). Überlegungen zum geträumten Selbst des Hieronymus. In: *REAug* 43, 41–61.
- Feichtinger, B. (2014): Paula, Eustochium und Blesilla und die mulier amarior morte. Die Frau als hochgeschätzte Partnerin und verachtetes Prinzip. In: E. Birnbaum und L. Schwienhorst-Schönberger (Hgg.): Hieronymus als Exeget und Theologe. Interdisziplinäre Zugänge zum Koheletkommentar des Hieronymus, Leuven/ Paris/ Walpole (MA), 191–211.
- Feichtinger, B. (2018): Familiäre Aspekte asketischer Familienfeindlichkeit bei Hieronymus. In: *Saeculum* 68.2, 237–260.
- Feichtinger, B. (2021): Hieronymus und Aurelius von Karthago. Eine (Nicht-)Begegnung in Rom. In: I. Schaaf (Hg.): Hieronymus Romanus. Studies on Jerome and Rome on the occasion of the 1600th anniversary of his death, Turnhout, im Erscheinen.
- Firth, J.R. (1968): A synopsis of linguistic theory, 1930–1955. In: J.R. Firth (Hg.): Studies in linguistic analysis, Oxford, 1–32.
- Flanders, J.; Jannidis, F. (2016): Data modeling. In: S. Schreibman, R. Siemens und J. Unsworth (Hgg.): A new companion to Digital Humanities, Chichester/ West Sussex/ Malden (MA)/ Oxford, 229–237.

- Fordyce, C.J. (Hg.) (1977): P. Vergili Maronis Aenidos Libri VII–VIII. Introduction by P.G. Walsh, edited by John D. Christie, Oxford.
- Forstall, C.; Coffee, N.; Buck, T.; Roache, K.; Jacobson, S. (2015): Modeling the scholars. Detecting intertextuality through enhanced word-level n-gram matching. In: *Digital Scholarship Humanities* 30.4, 503–515.
- Forsyth, R.S.; Holmes, D.I. (1996): Feature-finding for text classification. In: *Literary and Linguistic Computing* 11.4, 163–174.
- Fowler, D. (1997): On the shoulders of giants. Intertextuality and classical studies. In: *MD* 39, 13–34.
- Fowler, D. (2000): Roman constructions. Reading in postmodern Latin, Oxford.
- Fratantuono, L.M.; Smith, R.Alden (2015): Virgil, Aeneid 5. Text, translation and commentary, Leiden/ Boston.
- Freund, S. (2000): Vergil im frühen Christentum. Untersuchungen zu den Vergilzitate bei Tertullian, Minucius Felix, Novatian, Cyprian und Arnobius, Paderborn/ München/ Wien/ Zürich.
- Froschauer, R. (2012): Ekkehart IV. als Benützer der St. Galler Bibliothek. In: M. Embach, C. Moulin und A. Rapp (Hgg.): Die Bibliothek des Mittelalters als dynamischer Prozess, Wiesbaden, 33–51.
- Fuhrmann, M. (1961): Rezension zu Arno Reiff: interpretatio, imitatio, aemulatio (1959). In: *Gnomon* 33, 445–448.
- Fürst, A. (1999): Augustins Briefwechsel mit Hieronymus, Münster.
- Fürst, A. (2007): Aktuelle Tendenzen der Hieronymus-Forschung: Impressionen von einer Tagung über Hieronymus in Cardiff. In: *Adamantius* 13, 143–151.
- Fürst, A. (2016): Hieronymus. Askese und Wissenschaft in der Spätantike. 2. Aufl., Freiburg.
- Gall, D. (1999): Zur Technik von Anspielung und Zitat in der römischen Dichtung. Vergil, Gallus und die Ciris, München.
- Galli, M.T. (2017): Hosidius Geta. Medea, text, translation and commentary, Göttingen.
- Gamberale, L. (2008): Virgilio nel sogno di Gerolamo spunti per la costruzione di una biografia intellettuale. In: *RFIC* 136, 171–197.
- Gatzemeier, S. (2013): Ut ait Lucretius. Die Lukrezrezeption in der lateinischen Prosa bis Laktanz, Göttingen.
- Gawley, J.O.; Diddams, C. (2017): Comparing the intertextuality of multiple authors using Tesseract. A new technique for normalization. In: *Digital Scholarship Humanities* 32.2, ii53–ii59.
- Gebert, B. (2016): Das Globale und das Singuläre. Zwischenlagen der Kulturwissenschaften. In: *Konstanz LitLab Pamphlet* 3.
- Genette, G. (1982): Palimpsestes. La littérature au second degré, Paris.
- Georges, H. (1913): Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch. Aus den Quellen zusammengetragen und ausgearbeitet von Karl Ernst Georges. 8. Aufl. 2 Bände, Hannover/ Leipzig.
- Gefßner, A. (2010): Das automatische Auffinden der indirekten Überlieferung des Platonischen Timaios und die Bedeutung des Tools „Citation-Graph“ für die Forschung. In: C. Schubert und G. Heyer (Hgg.): Das Portal eAQUA – Neue Methoden in der geisteswissenschaftlichen Forschung I, Leipzig, 26–41.
- Giangrande, G. (1967): ‘Arte allusiva’ and alexandrian epic poetry. In: *CQ* 17.1, 85–97.
- Gilliam, J.F. (1953): The Pro Caelio in St. Jerome’s letters. In: *HThR* 46.2, 103–107.
- Gnilka, C. (1979): Interpretation frühchristlicher Literatur dargestellt am Beispiel des Prudentius. In: H. Krefeld (Hg.): Impulse für die lateinische Lektüre. Von Terenz bis Thomas Morus, Frankfurt a. M., 138–180.
- Gnilka, C. (1993): Kultur und Conversion, Basel.
- Gnilka, C. (2012): Der Begriff des rechten Gebrauchs. 2. Aufl., Basel.
- Godel, R. (1964): Réminiscences de poètes profanes dans les lettres de St-Jérôme. In: *MH* 21.1, 65–70.

- Grafton, A. (2006): s.v. Plagiat. In: H. Cancik, H. Schneider und M. Landfester (Hgg.): Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike. Online verfügbar unter dx.doi.org/10.1163/1574-9347_dnp_e926670.
- Gransden, K.W. (1976): Virgil Aeneid. Book VIII, Cambridge.
- Greenough, J.B. (1900): The Bucolics, Aeneid, and Georgics of Virgil, Boston.
- Greta Franzini; annettegessner; Matthew Munson; planatheisa; simonastoyanova; Thibault Clérice; pmsprenger (2017): Opengreekandlatin/Csel-Dev 1.0.27. Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum. A machine-corrected version of the public domain volumes of the monumental collection of Latin Church Fathers. Version 1.0.27 (Aug. 30, 2017): Zenodo.
- Gross, N.P. (2003–2004): Mantles woven with gold. Pallas' shroud and the end of the 'Aeneid'. In: *CJ* 99.2, 135–156.
- Grotans, A.A. (2006): Reading in medieval St. Gall, Cambridge.
- Grübel, R. (1979): Michail M. Bachtin. Die Ästhetik des Wortes. Herausgegeben und eingeleitet von Rainer Grübel. Aus dem Russischen übersetzt von Rainer Grübel und Sabine Reese, Frankfurt a. M.
- Grützmacher, G. (1969): Hieronymus. Eine Biographische Studie zur alten Kirchengeschichte, in 3 Bänden. Neudruck der Ausgabe Leipzig 1901–1908, Aalen.
- Grzybek, P. (2007): History and methodology of word length studies. The state of the art. In: P. Grzybek (Hg.): Contributions to the science of text and language. Word length studies and related issues, Dordrecht, 15–90.
- Gurney, P.J.; Gurney, L.W. (1998): Authorship attribution of the scriptores Historiae Augustae. In: *Literary and Linguistic Computing* 13.3, 119–131.
- Haefele, H.F. (1980): Ekkehard IV. von St. Gallen. In: K. Ruh (Hg.): Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Band 2, Berlin/ New York, 455–465.
- Haefele, H.F. (2002): St. Galler Klostersgeschichten, Darmstadt.
- Hagendahl, H. (1947): Methods of citation in post-classical latin prose. In: *Eranos* 45, 114–128.
- Hagendahl, H. (1958): Latin fathers and the classics. A study on the apologists, Jerome and other christian writers, Göteborg.
- Hagendahl, H. (1967): Augustine and the latin classics, Göteborg.
- Hagendahl, H. (1974): Jerome and the latin classics. In: *VChr* 28.3, 216–227.
- Hagendahl, H. (1983): Von Tertullian zu Cassiodor. Die profane literarische Tradition in dem lateinischen christlichen Schrifttum, Göteborg.
- Halliday, M.A. K. (1961): Categories of the theory of grammar. In: *WORD* 17.2, 241–292.
- Handelman, D. (1977): The organization of ethnicity. In: *Ethnic Groups* 1, 187–200.
- Hardie, P. (2014): The last Trojan hero. A cultural history of Virgil's Aeneid, London/ New York.
- Harrison, S.J. (1991): Vergil, Aeneid 10. With Introduction, translation, and commentary, Oxford.
- Hartmann, J. (2006): s.v. Alexandrinismus. In: H. Cancik, H. Schneider und M. Landfester (Hgg.): Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike. Online verfügbar unter dx.doi.org/10.1163/1574-9347_dnp_e1300820.
- Hausmann, F.J. (1985): Kollokationen im deutschen Woerterbuch. Ein Beitrag zur Theorie des lexikographischen Beispiels. In: H. Bergenholtz (Hg.): Lexikographie und Grammatik. Akten des Essener Kolloquiums zur Grammatik im Wörterbuch 28.–30.6.1984, Tübingen, 118–129.
- Hausmann, F.J. (1989): Le dictionnaire de collocations. In: R. Gouws, U. Heid, W. Schweickard und H.E. Wiegand (Hgg.): Wörterbücher, Dictionaries, Dictionnaires. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie / An international encyclopedia of lexicography / Encyclopédie internationale de lexicographie. 1. Teilband, Berlin, 1010–1019.
- Hawthorn, J. (1992): A glossary of contemporary literary theory, New York.
- Hedrick, C.W. (2000): History and silence. Purge and rehabilitation of memory in late antiquity, Austin.

- Helbig, J. (1996): Intertextualität und Markierung. Untersuchungen zur Systematik und Funktion der Signalisierung von Intertextualität, Heidelberg.
- Herzog, R. (Hg.) (1989): Restauration und Erneuerung. Die lateinische Literatur von 284 bis 374 n. Chr., München.
- Hilberg, I. (1898): Philologie und Naturwissenschaft. Rede, gehalten am 4. October 1897 bei der Uebnahme des Rectorates der Franz-Josephs-Universität in Czernowitz. In: Akademischer Senat (Hg.): Inauguration des Rectors der Universitaet Czernowitz f. 1897/98, Czernowitz, 11–27.
- Hilberg, I. (1910, 1912, 1918): Sancti Eusebii Hieronymi. Epistulae. Pars I: I–LXX, CSEL 54; Pars II: LXXI–CXX, CSEL 55; Pars III: CXXI–CLIV, CSEL 56. 1. Aufl., Wien.
- Hilberg, I. (1996): Sancti Eusebii Hieronymi. Epistulae. Pars I: I–LXX, CSEL 54; Pars II: LXXI–CXX, CSEL 55; Pars III: CXXI–CLIV, CSEL 56. 2. Aufl., Wien.
- Hinds, S. (1998): Allusion and intertext. Dynamics of appropriation in Roman poetry, Cambridge.
- Hockey, S. (2004): The history of humanities computing. In: S. Schreibman, R. Siemens und J. Unsworth (Hgg.): A companion to digital humanities, Malden/ Oxford, 1–19. Online verfügbar unter <http://www.digitalhumanities.org/companion>.
- Hodel, T. (2013): Das kleine Digitale. Ein Plädoyer für Kleinkorpora und gegen Großprojekte wie Googles Ngram-Viewer. In: *Nach Feierabend. Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte* 9, 103–119.
- Hohl Trillini, R.; Quassdorf, S. (2010): A 'key to all quotations'? A corpus-based parameter model of intertextuality. In: *Literary and Linguistic Computing* 25.3, 269–286.
- Holthuis, S. (1993): Intertextualität. Aspekte einer rezeptionsorientierten Konzeption, Tübingen.
- Holzberg, N. (2011): Albius Tibullus, Liebeselegien Carmina. Lateinisch–deutsch, Mannheim.
- Hoppenbrouwers, H.W.F.M. (1960): La plus ancienne version latine de la vie de S. Antoine par S. Athanase. Étude de critique textuelle, Nijmegen.
- Horn, N.; Erhardt, M.S.; Di Stefano, M.; Bosten, F.; Buchkremer, R. (2020): Vergleichende Analysen der Word-Embedding-Verfahren Word2Vec und GloVe am Beispiel von Kundenbewertungen eines Online-Versandhändlers. In: R. Buchkremer, T. Heupel und O. Koch (Hgg.): Künstliche Intelligenz in Wirtschaft & Gesellschaft, Wiesbaden 559–580.
- Horsfall, N. (2000): Virgil, Aeneid 7. A commentary, Leiden/ Boston.
- Horsfall, N. (2003): Virgil, Aeneid 11. A commentary, Leiden/ Boston.
- Horsfall, N. (2006): Virgil, Aeneid 3. A commentary, Leiden/ Boston.
- Horsfall, N. (2008): Virgil, Aeneid 2. A commentary, Leiden/ Boston.
- Hritz, J.N. (1939): The style of the letters of St. Jerome, Washington (D. C.).
- Hübner, A. (Hg.) (2016): Palladius Historia Lausiaca. Geschichten aus dem frühen Mönchtum. Übersetzt und kommentiert von Adelheid Hübner, Freiburg/ Basel/ Wien.
- Hutcheon, L. (2013): A theory of adaption. 2. Aufl., London/ New York.
- Hutter, M. (2012): s.v. Manichäismus. In: G. Schöllgen (Hg.): Reallexikon für Antike und Christentum. Band 24, Spalten 6–48.
- Jakobi, R. (2006): Argumentieren mit Terenz. Die Praefatio der 'Hebraicae Quaestiones in Genesisim'. In: *Hermes* 134.2, 250–255.
- Jannidis, F. (2010): Methoden der computergestützten Textanalyse. In: V. Nünning und A. Nünning (Hgg.): Methoden der literatur- und kulturwissenschaftlichen Textanalyse. Ansätze–Grundlagen–Modellanalysen, Stuttgart, 109–132.
- Jannidis, F. (2014): Der Autor ganz nah. Autorstil in Stilistik und Stilometrie. In: M. Schaffrck und M. Willand (Hgg.): Theorien und Praktiken der Autorschaft, Berlin, Boston, 169–195.
- Jaureguizar, E.S. (1970): San Jerónimo y los clásicos. In: *Perficat* 39–40.2, 457–477.
- Jeanjean, B. (2010): Virgile au secours de la Correspondance de Jérôme. In: P. Laurence und F. Guillaumont (Hgg.): Les écritures de la douleur dans l'épistolaire de l'Antiquité à nos jours, Tours, 133–150.

- Jochum, U. (2017): Heilstätten der Seele. Zur Geschichte der Bibliotheken. In: C. Dora (Hg.): *Arznei für die Seele. Mit der Stiftsbibliothek St. Gallen durch die Jahrhunderte. Sommerausstellung 14. März bis 12. November 2017, St. Gallen*, 10–20.
- Jockers, M.L. (2013): *Macroanalysis. Digital methods and literary history*, Urbana (Ill.).
- Jockers, M.L.; Underwood, T. (2016): *Text-Mining the humanities*. In: S. Schreibman, R. Siemens und J. Unsworth (Hgg.): *A new companion to Digital Humanities*, Chichester/ West Sussex/ Malden (MA)/ Oxford, 291–306.
- Jurafsky, D.; Martin, J.H. (2009): *Speech and language processing. An introduction to natural language processing, computational linguistics, and speech recognition*. 2. Aufl., Upper Saddle River (NJ).
- Jürgasch, T. (2016): Christians and the invention of paganism in the late Roman empire. In: M.R. Salzman, M. Sághy und R.L. Testa (Hgg.): *Pagans and christians in late antique Rome. Conflict, competition, and coexistence in the fourth century*, Cambridge, 114–138.
- Kalb, I. (2016): *Learn to program with Python* (E-Book), Mountain View (CA).
- Kamptner, M. (1996): *Sancti Eusebii Hieronymi Epistulae. Pars IV: Epistularum Indices et Addenda*, Wien.
- Kech, H. (1977): *Hagiographie als christliche Unterhaltungsliteratur. Studien zum Phänomen des Erbaulichen anhand der Mönchsviten des hl. Hieronymus*, Göppingen.
- Keeline, T. (2013): Did (Servius') Vergil nod? In: *Vergilius* 59, 61–80.
- Kelly, J.D.N. (1975): *Jerome. His life, writings and controversies*, London.
- King, D. (2009): Vir quadrilinguis? Syriac in Jerome and Jerome in Syriac. In: A. Cain und J. Lössl (Hgg.): *Jerome of Stridon. His life, writings and legacy*, Farnham/ Burlington, 209–223.
- Knauer, G. Nicolaus (1979): *Die Aeneis und Homer. Studien zur poetischen Technik Vergils mit Listen der Homerzitate in der Aeneis*. 2. Aufl., Göttingen.
- Koppel, M.; Argamon, S.; Shimoni, A.R. (2002): Automatically categorizing written texts by author gender. In: *Literary and Linguistic Computing* 17.4, 401–412.
- Koppel, M.; Schler, J. (2003): Exploiting stylistic idiosyncrasies for authorship attribution. In: *Proceedings of IJCAI'03 workshop on computational approaches to style analysis and synthesis* 69, 72–80.
- Koppel, M.; Schler, J.; Argamon, S. (2009): Computational methods in authorship attribution. In: *Journal of the American Society for Information Science and Technology* 60.1, 9–26.
- Krämer, S.; Bredekamp, H. (2009): Kultur, Technik, Kulturtechnik: Wider die Diskursivierung der Kultur. In: S. Krämer und H. Bredekamp (Hgg.): *Bild, Schrift, Zahl*, München, 11–21.
- Krause, W. (1958): *Die Stellung der frühchristlichen Autoren zur heidnischen Literatur*, Wien.
- Krauwer, S. (2003): The Basic Language Resource Kit (BLARK) as the first milestone for the Language Resource Roadmap. In: *Proceedings of the 2003 international workshop on Speech and Computer (SPECOM 2003)*, 8–15.
- Kristeva, J. (1969): *Sèméiotikè. Recherches pour une Sémanalyse*, Paris.
- Kroll, W. (1924): *Studien zum Verständnis der römischen Literatur*, Stuttgart.
- Krosnick, J.A.; Alwin, D.F. (1987): An evaluation of a cognitive theory of response-order effects in survey measurement. In: *Public Opinion Quarterly* 51, 201–219.
- Krovoza, A. (2006): s.v. Mnemonik/Mnemotechnik. In: H. Cancik, H. Schneider und M. Landfester (Hgg.): *Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike*. Online verfügbar unter dx.doi.org/10.1163/1574-9347_dnp_e1504040.
- Kunst, K. (1918): *De S. Hieronymi studiis ciceronianis* (Diss.), Wien/ Leipzig.
- Kurfess, A. (1954): Vergils vierte Ekloge bei Hieronymus und Augustinus. 'iam nova progenies caelo demittitur alto' in christlicher Deutung. In: *Sacris Erudiri* 6, 5–13.
- Labourt, J. (1949–1963): *Saint Jérôme lettres. Tome I–VIII. (Collection Budé)*. 8 Bände, Paris.

- Lachmann, R. (1990): Gedächtnis und Literatur. Intertextualität in der russischen Moderne, Frankfurt a. M.
- Lachmann, R. (1996): Ebenen des Intertextualitätsbegriffs. In: K. Stierle und R. Warning (Hgg.): *Das Gespräch*. 2. Aufl., München, 133–138.
- Lammert, F. (1912): *De Hieronymo Donati discipulo*, Lipsiae.
- Latacz, J.; Pressler, F. (2006): s.v. Homeros. In: H. Cancik, H. Schneider und M. Landfester (Hgg.): *Der Neue Pauly*. Enzyklopädie der Antike. Online verfügbar unter [dx.doi.org/10.1163/1574-9347_dnp_e516580](https://doi.org/10.1163/1574-9347_dnp_e516580).
- Lauer, G. (2013): Die Vermessung der Kultur. Geisteswissenschaften als Digital Humanities. In: H. Geiselberger (Hg.): *Big Data*. Das neue Versprechen der Allwissenheit, Berlin, 99–116.
- Leclerc, P. (1988): Antoine et Paul: métamorphose d'un héros. In: Y.-M. Duval (Hg.): *Jérôme entre l'occident et l'orient*. XVIe centenaire du départ de saint Jérôme de Rome et de son installation à Bethléem. Actes du Colloque de Chantilly (Septembre 1986), Paris, 257–265.
- Lee, J. (2007): A computational model of text reuse in ancient literary texts. In: *Proceedings of the 45th annual meeting of the association of computational linguistics*, 472–479.
- Leigh, M. (2010): Early roman epic and the maritime moment. In: *CPh* 105.3, 265–280.
- Lenz, P. (2015): Die Glossen Ekkeharts IV. als paläographisches und methodisches Problem. In: N. Kössinger, E. Krotz und S. Müller (Hgg.): *Ekkehart IV. von St. Gallen*, Berlin/ München/ Boston, 95–132.
- Liebeschuetz, J.H.W.G.; Hill, C. (2005): Ambrose of Milan. Political letters and speeches. letters, book ten, including the oration on the death of Theodosius I, letters outside the collection (Epistulae extra collectionem), letter 30 to Magnus Maximus, the oration on the death of Valentinian II, Liverpool.
- Lubanovic, B. (2014): *Introducing Python* (E-Book), Sebastopol (CA).
- Luebeck, E. (1872): *Hieronymus quos nouerit scriptores et ex quibus hauserit*, Leipzig.
- Lühken, M. (2002): *Christianorum Maro et Flaccus*. Zur Vergil- und Horazrezeption des Prudentius, Göttingen.
- Lyne, R.O.A.M. (1994): Vergil's Aeneid. Subversion by intertextuality Catullus 66.39–40 and other examples. In: *Greece & Rome* 41.2, 187–204.
- MacLennan, K. (2007): *Virgil. Aeneid IV*, London.
- Manca, M.; Spinazzè, L.; Mastandrea, P.; Tessarolo, L.; Boschetti, F. (2011): Musisque Deoque: Text Retrieval on Critical Editions. In: *Journal for Language Technology and Computational Linguistic* 26, 129–140.
- Manjavacas, E.; Long, B.; Kestemont, M. (2019): On the feasibility of automated detection of allusive text reuse. In: arXiv:1905.02973.
- Manning, C.D.; Raghaven, P.; Schütze, H. (2008): *Introduction to information retrieval*, Cambridge.
- Mariotti, S. (1986): *Livio Andronico, e la traduzione artistica*. Saggio critico ed edizione dei frammenti dell'Odyssea, Urbino.
- Marrou, H.I. (1957): *Geschichte der Erziehung im klassischen Altertum*. (hrsg. von Richard Harder), Freiburg.
- Martelli, A.; Ravenscroft, A.; Holden, S. (2017): *Python in a nutshell* (E-Book), Sebastopol (CA).
- Martianay, J. (Hg.) (1693): *Sancti Eusebii Hieronymi Stridonensis presbyteri operum, tomus secundus complectens libros editos ac ineditos etymologicos, geographicos, quaestiones hebraicas, epistolas criticas, & commentarios in sacra volumina a Genesi usque ad Prophetas*, Paris.
- Martindale, C. (1993): *Redeeming the text*. Latin poetry and the hermeneutics of reception, Cambridge.
- Mastrangelo, M. (2016): Towards a poetics of late latin reuse. In: S. McGill und J. Pucci (Hgg.): *Classics renewed*. Reception and innovation in the latin poetry of late antiquity, Heidelberg, 25–45.

- Maye, H. (2010): Was ist eine Kulturtechnik? In: *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung* 1, 121–135.
- McCallum, A.K. (2002): MALLETT: A machine learning for language toolkit. Online verfügbar unter <http://mallet.cs.umass.edu>.
- McClintock, J.; Strong, J. (1883): *Cyclopaedia of biblical, theological, and ecclesiastical literature*. vol. V, New York.
- McDermott, W.C. (1982): Saint Jerome and pagan greek literature. In: *VChr* 36.4, 372–382.
- Mendenhall, T.C. (1887): The characteristic curves of composition. In: *Science, supplement* 9.214, 237–249.
- Messina, M.T. (2002): Due note su Virgilio in Girolamo. In: I. Gualandri (Hg.): *Tra IV e V secolo. Studi sulla cultura latina tardoantica*, Mailand, 119–139.
- Messina, M.T. (2003): *L'autorità delle citazioni virgiliane nelle opere esegetiche di san Girolamo*, Roma.
- Meyer, R.T. (1978): *St. Athanasius. The life of Saint Antony*, New York (NY).
- Mikolov, T.; Chen, K.; Corrado, G.; Dean, J. (2013): Efficient estimation of word representations in vector space. In: *arXiv preprint arXiv:1301.3781*.
- Mohr, A. (2007): Jerome, Virgil, and the captive maiden. The attitude of Jerome to classical literature. In: J.H.D. Scourfield (Hg.): *Texts and culture in late antiquity. Inheritance, authority, and change*, Swansea, 299–322.
- Moi, T. (1989): *The Kristeva reader*. Julia Kristeva, Oxford.
- Momigliano, A. (Hg.) (1964): *The conflict between paganism and christianity in the fourth century*. 2. Aufl., Oxford.
- Moreschini, C.; Norelli, E. (2007): *Handbuch der antiken christlichen Literatur. Manuale di letteratura cristiana antica greca i latina*. Aus dem Italienischen übersetzt von Elisabeth Steinweg-Fleckner und Anne Haberkamm, Darmstadt.
- Moretti, F. (2000): Conjectures on world literature. In: *New Left Review* 1, 54–68.
- Moretti, F. (Hg.) (2013): *Distant reading*, London.
- Morrison, A.B.; Conway, A.R.A.; Chein, J.M. (2014): Primacy and recency effects as indices of the focus of attention. In: *Frontiers in human neuroscience* 8, 6.
- Moskalew, W. (1982): *Formular language and poetic design in the Aeneid*, Leiden.
- Mratschek, S. (2000): *Codices vestri nos sumus. Bücherkult und Bücherpreise in der christlichen Spätantike*. In: A. Haltenhoff und F.-H. Mutschler (Hgg.): *Hortus litterarum antiquarum. Festschrift für Hans A. Gärtner*, Heidelberg, 369–380.
- Mueller, M.: *Morgenstern's spectacles or the importance of not-reading*. Eintrag vom 21.01.2013, Scalable Reading (blog). Online verfügbar unter <https://scalablereading.northwestern.edu/?p=229>.
- Mülke, M. (2008): *Der Autor und sein Text. Die Verfälschung des Originals im Urteil antiker Autoren*, Berlin/ New York.
- Müller, G.A. (2003): *Formen und Funktionen der Vergilzitate bei Augustin von Hippo. Formen und Funktionen der Zitate und Anspielungen*, Paderborn/ München/ Wien/ Zürich.
- Müller-Richter, K. (2006): s.v. Mimesis. In: H. Cancik, H. Schneider und M. Landfester (Hgg.): *Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike*. Online verfügbar unter dx.doi.org/10.1163/1574-9347_dnp_e1503760.
- Murphy, K.P. (2007): *Performance evaluation of binary classifiers*. Online verfügbar unter <https://www.cs.ubc.ca/~murphyk/Teaching/CS340-Fall07/reading/rocHandout.pdf>.
- Mynors, R.A.B. (1969): *P. Vergili Maronis Opera*, Oxford.
- Nautin, P. (1986): Hieronymus (347 o. 348–420). In: G. Müller (Hg.): *Theologische Realenzyklopädie*. Band XV, Berlin/ New York, 304–315.
- Nelis, D. (2001): *Vergil's Aeneid and the Argonautica of Apollonius Rhodius*, Leeds.

- Nelis, D.; Forstall, C.W.; Galli Milić, L. (2017): Intertextuality and narrative context. Digital narratology? Online verfügbar unter <https://hal.inria.fr/hal-01480773>.
- Neumann, P. (1980): Das Eigene und das Fremde. Über die Wünschbarkeit einer Theorie des Zitierens. In: *Akzente* 27, 292–305.
- Newman, H.I. (2009): How should we measure Jerome's hebrew competence? In: A. Cain und J. Lössl (Hgg.): *Jerome of Stridon. His life, writings and legacy*, Farnham/ Burlington, 131–140.
- Niehl, R. (2002): Vergils Vergil: Selbstzitat und Selbstdeutung in der Aeneis. Ein Kommentar und Interpretationen, Frankfurt a. M./ Berlin/ Bern.
- Nievergelt, A. (2015): Ekkehardus glossator–scribens stilo quoque? In: N. Kössinger, E. Krotz und S. Müller (Hgg.): *Ekkehart IV. von St. Gallen*, Berlin/ München/ Boston, 153–178.
- Norden, E. (1998): Die römische Literatur. Anhang: Die lateinische Literatur im Übergang vom Altertum zum Mittelalter. Herausgegeben von Bernhard Kytzler. 7. Aufl., Stuttgart/ Leipzig.
- North, H. (1952): The use of poetry in the training of the ancient orator. In: *Traditio* 8, 1–33.
- Nünning, A. (2013): s.v. Close reading. In: A. Nünning (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze–Personen–Grundbegriffe*. 5. Aufl., Stuttgart/ Weimar, 105.
- Nunn, C. (2016): References in the correspondence of Augustine. Chances and boundaries of digital distant reading processes. In: *REA* 62.2, 223–233.
- O'Hara, J.J. (2011): *Vergil Aeneid Book 4*, Newburyport (MA).
- Pasquali, G. (1968): *Pagine stravaganti*. 2. *Terze pagine stravaganti*. *Stravaganze quarte e supreme*, Firenze.
- Pataki, E. (2001): 'Fiscellas iunco texens'. Some classical allusions in Jerome's *Vita Hilarionis*, Ch. 5. In: *AAnthung* 41, 349–357.
- Pease, A.S. (1919): The attitude of Jerome towards pagan literature. In: *TAPhA* 50, 150–167.
- Pease, A.S. (1967): *Publi Vergili Maronis Aeneidos. Liber quartus*, Reprint d. Ausg. 1935, Darmstadt.
- Pelittari, A. (2014): The space that remains. Reading Latin poetry in late antiquity, Ithaca/ London.
- Pennington, J.; Socher, R.; Manning, C.D. (2014): GloVe: Global Vectors for word representation. In: *Proceedings of the 2014 Conference on Empirical Methods in Natural Language Processing (EMNLP)*, 1532–1543.
- Penzenstadler, F. (2006): s.v. Imitatio. In: H. Cancik, H. Schneider und M. Landfester (Hgg.): *Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike*. Online verfügbar unter dx.doi.org/10.1163/1574-9347_dnp_e1406130.
- Perkins, J. (2014): *Python 3 text processing with NLTK 3 Cookbook (E-Book)*, Birmingham (UK).
- Pfister, M. (1985a): Konzepte der Intertextualität. In: U. Broich und M. Pfister (Hgg.): *Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien*, Tübingen, 1–30.
- Pfister, M. (1985b): Zur Systemreferenz. In: U. Broich und M. Pfister (Hgg.): *Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien*, Tübingen, 52–58.
- Pfister, M. (1991): How postmodern is intertextuality? In: H.F. Plett (Hg.): *Intertextuality*, Berlin/ New York, 207–224.
- Piotrowski, M. (2012): *Natural language processing for historical texts*, San Rafael (CA).
- Plett, H.F. (1985): Sprachliche Konstituenten einer intertextuellen Poetik. In: U. Broich und M. Pfister (Hgg.): *Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien*, Tübingen, 78–98.
- Plett, H.F. (Hg.) (1991): *Intertextuality*, Berlin/ New York.
- Pöckelmann, M.; Ritter, J.; Wöckener-Gade, E.; Schubert, C. (2017): Paraphrasensuche mittels word2vec und der Word Mover's Distance im Altgriechischen. In: *Digital Classics Online* 3.3, 24–36.
- Pollmann, K. (1996): *Doctrina Christiana. Untersuchungen zu den Anfängen der christlichen Hermeneutik unter besonderer Berücksichtigung von Augustinus, De doctrina christiana*, Fribourg.
- Price, R.M.; Binns, J. (1991): *Lives of the monks of Palestine by Cyril of Scythopolis*. Translated by R.M. Price with an introduction and notes by John Binns, Kalamazoo, MI.

- Pucci, J. (1998): *The full-knowing reader. Allusion and the power of the reader in the western literary tradition*, New Haven/ London.
- Quadlbauer, F. (1984): *Optimus orator/ perfecte eloquens. Zu Ciceros formalem Rednerideal und seiner Nachwirkung*. In: *Rhetorica* 2.2, 103–119.
- Rebenich, S. (1992): *Hieronymus und sein Kreis. Prosopographische und sozialgeschichtliche Untersuchungen*, Stuttgart.
- Rebenich, S. (1999): *Rez. von Hieronymus: Briefe*. Hrsg. von I. Hilberg. 3 Bände. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften 1996. In: *Gymnasium* 106.1, 75–78.
- Rebenich, S. (2002): *Jerome*, London.
- Rebillard, É. (2012): *Christians and their many identities in Late Antiquity, North Africa, 200–450 CE*, Ithaca/ London.
- Rebillard, É. (2015): *Late antique limits of Christianness. North Africa in the age of Augustine*. In: É. Rebillard und J. Rüpke (Hgg.): *Group identity and religious individuality in late antiquity*, Washington (D. C.), 293–317.
- Rees, R. (2004): *Introduction*. In: R. Rees (Hg.): *Romane memento. Vergil in the Fourth Century*, London, 1–16.
- Řehůřek, R.; Sojka, P. (2010): *Software framework for topic modelling with large corpora*. In: *Proceedings of LREC 2010 workshop new challenges for NLP frameworks*, 46–50.
- Reiff, A. (1959): *interpretatio, imitatio, aemulatio. Begriff und Vorstellung literarischer Abhängigkeit bei den Römern*, Würzburg.
- Revellio, M. (2015): *Classics and the digital age. Advantages and limitations of digital text analysis in classical philology*. In: *Konstanz LitLab Pamphlet 2*.
- Revellio, M. (2020): *Das Zusammenspiel von Adressatencharakteristiken und Literaturziten. Eine Analyse identitätsstiftender Kommunikationsstrategien in den Briefen des Hieronymus*. In: G.M. Müller, S. Retsch und J. Schenk (Hgg.): *Adressat und Adressant. Kommunikationsstrategien im antiken Brief*, Berlin/ New York, 381–405.
- Revellio, M. (2021): *Jeromes themes and emotions concerning the city of Rome. Results of a topic and sentiment analysis*. In: I. Schaaf (Hg.): *Hieronymus Romanus. Studies on Jerome and Rome on the occasion of the 1600th anniversary of his death*, Turnhout, im Erscheinen.
- Ribbeck, O. (1895a): *P. Vergili Maronis. Aeneidos Libri I–VI. Apparatu critico in artius contracto*, Leipzig.
- Ribbeck, O. (1895b): *P. Vergili Maronis. Aeneidos Libri VII–XII. Apparatu critico in artius contracto*, Leipzig.
- Röhle, T. (2012): *Grand games of solitaire: Textuelle Ordnungen in den Digital Humanities*. In: S. Böhme, R.F. Nohr und S. Wiemer (Hgg.): *Sortieren, Sammeln, Suchen, Spielen: Die Datenbank als mediale Praxis*, Münster, 75–95.
- Ronnenberg, K.C. (2015): *Mythos bei Hieronymus. Zur christlichen Transformation paganer Erzählungen in der Spätantike*, Stuttgart.
- Russell, D.A. (1979): *De Imitatione*. In: D. West und T. Woodman (Hgg.): *Creative imitation and latin literature*, Cambridge, 1–16.
- Sahle, P. (2010): *Digitale Editionstechniken*. In: M. Gasteiner und P. Haber (Hgg.): *Digitale Arbeitstechniken für Geistes- und Kulturwissenschaften*, Wien/ Köln/ Weimar, 231–249.
- Salzman, M.R. (2000): *Elite realities and mentalités. The making of a western christian aristocracy*. In: *Arethusa* 33.3, 347–362.
- Schaaf, I. (2018): *Polemik, Unfreundlichkeit und Invektivität in den Briefen des Hieronymus am Beispiel der jovinianischen Kontroverse*. In: *ZAC* 22.1, 125–150.
- Schanz, M.; Hosius, C. (1959a): *Geschichte der römischen Literatur. Bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian. Dritter Teil. Die Zeit von Hadrian 117 bis auf Constantin 324*. 3. neubearbeitete Auflage, München.

- Schanz, M.; Hosius, C. (1959b): Geschichte der römischen Literatur. Bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian. Vierter Teil. Die römische Literatur von Constantin bis zum Gesetzgebungswerk Justinians. Erster Band. Die Literatur des vierten Jahrhunderts. 2. vermehrte Auflage, München.
- Scheirer, W.; Forstall, C.; Coffee, N. (2016): The sense of a connection. Automatic tracing of intertextuality by meaning. In: *Digital Scholarship Humanities* 31.1, 204–217.
- Scherrer, G. (1875): Verzeichniss der Handschriften der Stiftsbibliothek von St. Gallen, Halle.
- Schiegg, M. (2015): Frühmittelalterliche Glossen. Ein Beitrag zur Funktionalität und Kontextualität mittelalterlicher Schriftlichkeit, Heidelberg.
- Schiesaro, A. (1990): Problemi di formularità lucreziana. In: *MD* 24, 47–70.
- Schlange-Schöningen, H. (2018): Hieronymus. Eine historische Biografie, Darmstadt.
- Schmid, H. (1994): Probabilistic Part-of-Speech tagging using decision trees. In: *Proceedings of the international conference on new methods in language processing*.
- Schmid, J. (1962): Martianay, Jean. In: J. Höfer und K. Rahner (Hgg.): Lexikon für Theologie und Kirche. Band 7. 2. Aufl., Freiburg, 112.
- Schmidt, P.L. (2006): s.v. Neoteriker. In: H. Cancik, H. Schneider und M. Landfester (Hgg.): Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike. Online verfügbar unter dx.doi.org/10.1163/1574-9347_dnp_e820170.
- Schmidt, P.L.; Schneider, H. (2006): s.v. Hyginus, C. Iulius. In: H. Cancik, H. Schneider und M. Landfester (Hgg.): Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike. Online verfügbar unter dx.doi.org/10.1163/1574-9347_dnp_e519090.
- Schmitz, T.A.; Schwindt, J.P. (2006): s.v. Philologie. In: H. Cancik, H. Schneider und M. Landfester (Hgg.): Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike. Online verfügbar unter dx.doi.org/10.1163/1574-9347_dnp_e15311820.
- Schmitzer, U. (2006): s.v. Urheberrecht. In: H. Cancik, H. Schneider und M. Landfester (Hgg.): Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike. Online verfügbar unter dx.doi.org/10.1163/1574-9347_dnp_e1225570.
- Schneider, H. (2006): s.v. univira. In: H. Cancik, H. Schneider und M. Landfester (Hgg.): Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike. Online verfügbar unter dx.doi.org/10.1163/1574-9347_dnp_e1224890.
- Schöch, C. (2013): Big? Smart? Clean? Messy? Data in the Humanities. In: *Journal of Digital Humanities* 2.3, 2–13.
- Schöch, C. (2014): Corneille, Molière et les autres. Stilometrische Analysen zu Autorschaft und Gattungszugehörigkeit im französischen Theater der Klassik. In: *Philologie im Netz Beiheft* 7, 130–157.
- Schöne, A. (2005): Johann Wolfgang Goethe. Faust. Texte, Frankfurt a. M.
- Schubert, C. (2010): Zitationsprofile, Suchstrategien und Forschungsrichtungen. In: C. Schubert und G. Heyer (Hgg.): Das Portal eAQUA – Neue Methoden in der geisteswissenschaftlichen Forschung I, Leipzig, 42–55.
- Schubert, C.; Heyer, G. (2010): Neue Methoden der geisteswissenschaftlichen Forschung – Eine Einführung in das Portal eAQUA. In: C. Schubert und G. Heyer (Hgg.): Das Portal eAQUA – Neue Methoden in der geisteswissenschaftlichen Forschung I, Leipzig, 4–9.
- Schuler, I. (2015): Die althochdeutschen Glossen Ekkeharts IV. in den St. Galler Handschriften. Erläuterungen zur Neuedition, zur sprachgeographischen Einordnung und zur paläographischen Analyse. In: N. Kössinger, E. Krotz und S. Müller (Hgg.): Ekkehart IV. von St. Gallen, Berlin/ München/ Boston, 69–94.
- Schulz-Wackerbarth, Y. (2017): Die Vita Pauli des Hieronymus. Darstellung und Etablierung eines Heiligen im hagiographischen Diskurs der Spätantike, Tübingen.

- Schwerdtner, K. (2015): Plinius und seine Klassiker. Studien zur literarischen Zitation in den Plinius-briefen, Berlin.
- Schwind, J. (1994): Index in S. Hieronymi epistulas, Hildesheim/ Zürich/ New York.
- Schwind, J. (1997): Hieronymus' Epistula ad Innocentium (epist. 1) – ein Jugendwerk? In: *WS* 101, 171–186.
- Schwinge, E.-R. (1986): Künstlichkeit von Kunst. Zur Geschichtlichkeit der alexandrinischen Poesie, München.
- Scourfield, J.H.D. (1993): Consoling Heliodorus. A commentary on Jerome, Letter 60, Oxford.
- Scourfield, J.H.D. (2007): Textual inheritances and textual relations in late Antiquity. In: J.H.D. Scourfield (Hg.): Texts and culture in late antiquity. Inheritance, authority, and change, Swansea, 1–32.
- Shanzer, D. (2014): One dead girl, two living ladies, Qohelet, and the judgment of man. Eschatological problems, particular judgment, and Jerome's Commentary on ecclesiastes. In: E. Birnbaum und L. Schwienhorst-Schönberger (Hgg.): Hieronymus als Exeget und Theologe. Interdisziplinäre Zugänge zum Koheletkommentar des Hieronymus, Leuven/ Paris/ Walpole (MA), 174–169.
- Smith, D.; Rydberg-Cox, J.; Crane, G. (2000): The Perseus Project: a digital library for the humanities. In: *Literary and Linguistic Computing* 15.1, 15–25.
- Spahlinger, L. (2005): Tulliana simplicitas. Zu Form und Funktion des Zitats in den philosophischen Dialogen Ciceros, Göttingen.
- Spence, S. (1988): Rhetorics of reason and desire. Vergil, Augustine, and the Troubadours, Ithaca (NY).
- Spörl, U. (2004): Basislexikon Literaturwissenschaft, Paderborn/ München/ Wien/ Zürich.
- Sprugnoli, R.; Moretti, G.; Passarotti, M. (2020): Building and comparing Lemma Embeddings for Latin. Classical Latin versus Thomas Aquinas. In: *Italian Journal of Computational Linguistics* 6.1, 29–45.
- Stamatatos, E. (2009): A survey of modern authorship attribution methods. In: *Journal of the American Society for Information Science and Technology* 60.3, 538–556.
- Stemplinger, E. (1912): Das Plagiat in der griechischen Literatur, Leipzig/ Berlin.
- Stocker, P. (1998): Theorie der intertextuellen Lektüre. Modelle und Fallstudien, Paderborn/ München/ Wien/ Zürich.
- Stroumsa, G.G. (2014): On the status of books in early Christianity. In: C. Harrison, C. Humfress und I. Sandwell (Hgg.): Being Christian in late antiquity. A Festschrift for Gillian Clark, Oxford, 57–73.
- Swidler, A. (1986): Culture in action. Symbols and strategies. In: *American Sociological Review* 51.2, 273–286.
- Tarrant, R. (2012): Virgil Aeneid Book XII, Cambridge.
- Tehan, G.; Humphreys, M.S. (1988): Articulatory loop explanations of memory span and pronunciation rate correspondences. A cautionary note. In: *Bulletin of the Psychonomic Society* 26.4, 293–296.
- Terras, M. (2016): Crowdsourcing in the digital humanities. In: S. Schreibman, R. Siemens und J. Unsworth (Hgg.): A new companion to Digital Humanities, Chichester/ West Sussex/ Malden (MA)/ Oxford, 420–438.
- Testa, R.L. (2016): Concluding Remarks: urbs roma between pagans and christians. In: M.R. Salzman, M. Sághy und R.L. Testa (Hgg.): Pagans and christians in late antique Rome. Conflict, competition, and coexistence in the fourth century, Cambridge, 399–407.
- Thesaurus linguae latinae (1990): Editus iussu et auctoritate consilii ab academiis societatisque diversarum nationum electi, praemonenda de rationibus et usu operis, Leipzig.
- Thilo, G.; Hagen, H. (1961): Servii Grammatici. Qui feruntur in Vergilii Carmina Comentarii. I. Aeneidos Librorum I–V Comentarii, Hildesheim.

- Thomas, R.F. (1986): Virgil's Georgics and the art of references. In: *HSPH*.90, 171–198.
- Thomas, R.F. (1999): Reading Virgil and his texts. Studies in intertextuality, Ann Arbor (MI).
- Tischer, U. (2006): Die zeitgeschichtliche Anspielung in der antiken Literaturerklärung, Tübingen.
- Tischer, U. (2010): Aspekte des Zitats. Überlegungen zur Anwendung eines modernen Konzepts auf antike lateinische Texte. In: U. Tischer und A. Binternagel (Hgg.): *Fremde Rede – Eigene Rede. Zitieren und verwandte Strategien in antiker Prosa*, Frankfurt a. M., 93–109.
- Tischer, U. (2018): Zitat und Markierung. Signalisieren und Erfassen von Zitaten in römischer Prosa, eingereichte, unveröffentlichte Habilitationsschrift Universität Potsdam.
- Tolić, D.O. (1995): *Das Zitat in Literatur und Kunst. Versuch einer Theorie*. Aus dem Kroatischen übersetzt von Ulrich Dronske, Wien/ Köln/ Weimar.
- Tombour, P. (2016): Library of Latin Texts – Series A. Database for the western latin tradition. User's Guide, Turnhout.
- Torzi, I. (2003): Amor feminae o timor Dei? Un caso di anfibolia linguistica in Gerolamo. In: *Rudiae* 15, 165–183.
- Twellmann, M. (2015): 'Gedankenstatistik'. Vorschlag zur Archäologie der digital humanities. In: *Merkur* 69.10, 19–30.
- Twellmann, M. (2016): Gedankenstatistik. Proto-digitale Wissenschaften vom 'objektiven Geist' und ihre Archivverfahren. In: D. Gretz und N. Pethes (Hgg.): *Archiv/Fiktionen. Verfahren des Archivierens in Literatur und Kultur des langen 19. Jahrhunderts*, Freiburg i. Br./ Berlin/ Wien, 409–431.
- Unsworth, J. (2000): Scholarly primitives: what methods do humanities researchers have in common, and how might our tools reflect this? In: *Symposium on humanities computing: formal methods, experimental practice sponsored by King's College, London, 13 May 2000*. Online verfügbar unter <http://people.virginia.edu/~jmu2m//Kings.5-00/primitives.html>.
- van Rossum, G. (1995): Python tutorial. Version 1.2, Amsterdam.
- Vessey, M. (1993): Jerome's Origen. The making of a Christian literary persona. In: *Studia Patristica* 28, 135–145.
- Vessey, M. (2002): From cursus to ductus. Figures of writing in western late antiquity (Augustine, Jerome, Cassiodorus, Bede). In: P. Cheney und F.A. de Armas (Hgg.): *European literary careers. The author from antiquity to the Renaissance*, Toronto, 47–103.
- Vivian, T. (2000): *Histories of the monks of upper Egypt and the Life of Onnophris by Paphnutius with a discourse on Saint Onnophris by Pisentius of Coptos*. Translated with and introduction. Foreword by Jeffrey Burton Russell, Kalamazoo (MI).
- von Albrecht, M. (1965): s.v. Zitat. In: C. Andresen (Hg.): *Lexikon der Alten Welt*, Zürich/ Stuttgart, 3339.
- von Albrecht, M. (2004): Hieronymus: Übersetzer und kultureller Vermittler. In: G. Urso (Hg.): *Dall' Adriatico al Danubio. L' Illirico nell' età greca e romana. Atti del convegno internazionale Civile del Friuli, 25–27 settembre 2003*, Pisa, 361–384.
- von Albrecht, M. (2012): *Geschichte der römischen Literatur. Von Andronicus bis Boethius und ihr Fortwirken*. 2 Bände, 3. verbesserte und erweiterte Auflage, Berlin/ Boston.
- von Haehling, R. (2006): Mythenkritik und Mythendeutung frühchristlicher Autoren im Rahmen der heidnisch-christlichen Auseinandersetzung. In: V. Lica (Hg.): *Historiae diversitas. Festschrift für Vladimir Iliescu zum 80. Geburtstag*, Galati, 129–146.
- vor der Brück, T.; Mehler, A. (2016): TLT-CRF: A lexicon-supported morphological tagger for latin based on conditional random fields. In: *Proceedings of the 10th international conference on language resources and evaluation*.
- Voß, B.R. (1969): Vernachlässigte Zeugnisse klassischer Literatur bei Augustin und Hieronymus. In: *RhM* 112.2, 154–166.

- Warning, R. (1976): Ironiesignale und ironische Solidarisierung. In: R. Warning und W. Preisendanz (Hgg.): *Das Komische*, München, 416–423.
- Weber, R.; Gryson, R. (1994): *Biblia Sacra iuxta vulgatam versionem*. 4. Aufl., Stuttgart.
- Weingarten, S. (2005): *The Saint's Saints*. Hagiography and geography in Jerome, Leiden/ Boston.
- Weinrich, H. (1993): *Textgrammatik der deutschen Sprache*, Mannheim/ Leipzig/ Wien/ Zürich.
- Weiß, P. (2017): *Homer und Vergil im Vergleich*. Ein Paradigma antiker Literaturkritik und seine Ästhetik, Tübingen.
- Weitin, T. (2015): Thinking slowly. Literatur lesen unter dem Eindruck von Big Data. In: *Konstanz LitLab Pamphlet 1*.
- Weitin, T.; Gilli, T.; Kunkel, N. (2016): Auslegen und Ausrechnen. Zum Verhältnis hermeneutischer und quantitativer Verfahren in den Literaturwissenschaften. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 46, 103–115.
- Weitin, T.; Herget, K. (2016): Falkentopics. In: *Konstanz LitLab Pamphlet 4*.
- Wellhausen, A. (2003): *Die lateinische Übersetzung der Historia Lausiaca des Palladius*. Textausgabe mit Einleitung, Berlin/ New York.
- Wenzel, P. (2004): s.v. New Criticism. In: A. Nünning (Hg.): *Grundbegriffe der Literaturtheorie*, Stuttgart/ Weimar, 191–195.
- West, D.; Woodman, T. (Hgg.) (1979): *Creative imitation and latin literature*, Cambridge.
- Wilkinson, M.D.; Dumontier, M.; Aalbersberg, I.J.; Appleton, G.; Axton, M.; Baak, A. et al. (2016): The FAIR guiding principles for scientific data management and stewardship. In: *Scientific data* 3, 160018.
- Williams, M.H. (2006): *The monk and the book*. Jerome and the making of christian scholarship, Chicago.
- Wills, J. (1996): *Repetition in latin poetry, figures of allusion*, Oxford.
- Wimsatt, W.K.; Beardsley, M.C. (1946): The intentional fallacy. In: *The Sewanee Review* 54.3, 468–488.
- Wolf, L.; Littman, R.; Mayer, N.; German, T.; Dershowitz, N.; Shweka, R.; Choueka, Y. (2011): Identifying join candidates in the Cairo Genizah. In: *International Journal of Computer Vision* 94.1, 118–135.
- Worton, M.; Still, J. (Hgg.) (1990): *Intertextuality. Theories and practices*, Manchester/ New York.
- Wright, F.A. (1933): *Select letters of St. Jerome*, Cambridge.
- Zimbrich, U. (2006): s.v. Mimesis. In: H. Cancik, H. Schneider und M. Landfester (Hgg.): *Der Neue Pauly*. Enzyklopädie der Antike. Online verfügbar unter dx.doi.org/10.1163/1574-9347_dnp_e804920.
- Zintzen, C. (1986): Das Zusammenwirken von Rezeption und Originalität am Beispiel römischer Autoren. In: *Zum Problem der Rezeption in den Geisteswissenschaften [= Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz. Geistes- und Sozialwissenschaftliche Klasse]* 7, 15–36.
- Zipf, G.K. (1965): *Human behavior and the principle of least effort*. An introduction to human ecology. Facs. of 1949 ed., New York/ London.
- Zou, F.; Wang, F.L.; Deng, X.; Han, S.; Wang, L.S. (2006): Automatic construction of Chinese stop word list. In: *Proceedings of the 5th WSEAS international conference on applied computer science*, 1010–1015.
- Zwierlein, O. (1999): *Die Ovid- und Vergil-Revision in Tiberischer Zeit*. Band I: Prolegomena, Berlin/ New York.

Sach- und Begriffsregister

- aemulatio 44, 48, 50, 312
Aufnahmesemantik 317, 319f., 323
Autorpersona 228, 261, 263, 265f., 278, 320f., 326f., 329
Autosemantika 118, 136, 139f., 147, 151, 313
- Bibliotheca Teubneriana Latina (BTL) 76f., 90
Busa, Roberto 69f., 99
- close reading 66, 91, 96ff., 113, 122, 126, 130ff., 136, 144ff., 151ff., 158, 160, 162ff., 168f., 178, 183, 186, 188f., 194, 232, 269, 281f., 285ff., 301ff., 306, 312ff.
- Damasus 7, 15
Demetrias 175, 177, 222f., 226, 305
Dido 171, 174f., 177, 181, 194ff., 208ff., 212, 229, 237, 258, 261, 278, 304
Digital Humanities 19, 31, 70, 73, 83, 86, 92, 99, 107, 125
distant reading 13, 97f., 153, 184f., 187
Donatus 13, 22, 32, 225, 227, 256, 324
– Donat-Schüler 18, 325, 329
- Ekkehart IV. 28
Eustochium 1, 21, 178, 216f., 241
Extensible Markup Language (XML) 81ff., 86, 101ff., 105, 107f., 310f.
– EpiDoc 83, 94, 101, 106f., 310
– TEI-XML 76, 83, 102ff., 106ff.
- FAIR Data 83, 94, 106f., 311
Falsifikation 35
– Falsifikationsorientierung 288, 306, 315
- Genette, Gérard 62f., 67f.
Gnilka, Christian 5, 59
Goldstandard 23, 121, 128, 161, 193, 281, 283
great unread 98, 308, 315
- Hagendahl, Harald 9, 20, 22f., 33f., 36ff., 40ff., 57f., 66, 72, 82, 128, 162ff., 203, 223, 229, 231, 282, 299
- Helbig, Jörg 62f., 67f.
Heliodor 14, 207, 210, 212, 247, 258, 264
Historische text re-use Grammatik 135f., 146ff., 159f., 188, 217
- imitatio 43f., 48ff., 54, 312
information retrieval 65, 126, 131, 136
Intelligent Character Recognition (ICR) 103f.
Intertextualität 3, 11, 37, 49f., 61ff., 66ff., 115f., 123, 146, 184, 232
– Intertextualitätsanalyse 19, 24f., 89, 92, 163, 183f., 231, 276
– Intertextualitätsanalyseprogramm 91
– Intertextualitätsbegriff 24, 62, 64, 113
– Intertextualitätsdetektion 64
– Intertextualitätsforschung 18, 63f., 68, 90, 109, 111, 119, 232
– Intertextualitätskonzept 61ff., 67, 95, 120, 189
– Intertextualitätsphänomen 41, 87, 115, 148, 183, 188, 232f., 283
– Intertextualitätspraxis 329f.
– Intertextualitätsstrategie 317, 328ff.
– Intertextualitätsstudien 11
– Intertextualitätstheorie 63, 68, 112, 184f., 187, 314
- Jungfräulichkeit 169, 172, 178, 217f., 306
- Keyword in Context (KWIC) 84f., 94
Konfusionsmatrix 127ff.
Kristeva, Julia 61f., 64, 66f., 184, 187, 232
- Latin Library 76f., 91, 93
Leidener Klammersystem 82f.
Library of Latin Text Series (LLT-A) 57, 76, 79, 85f., 93f., 163, 173, 181, 193, 195, 201, 205, 208, 214
loci similes 19, 24, 33, 56f., 59, 64, 67, 90, 115, 123, 183, 311f., 314
Loeb Classical Library (LCL) 77
- Martianay, Jean 29ff.
mimesis 43, 49

- mixed methods 4, 19, 22f., 25, 91, 111, 113, 122, 161, 195, 232, 281, 288, 308f., 316, 328
 Musisque Deoque 76, 81, 87, 90, 95

 Natural Language Processing (NLP) 91
 Nepotian 171, 207f., 210, 258, 261, 263f., 266, 305

 Open Access 24, 94, 96, 107, 311
 Open Greek and Latin Project 76, 81, 94, 101, 103, 106, 186, 310
 Open Source 75ff., 81, 83, 89, 91, 93, 108
 Operationalisierung 64f., 67, 113, 116, 123, 135, 146, 189, 311ff., 330
 – Operationalisierungsansatz 120
 – Operationalisierungsphase 112
 Optical Character Recognition (OCR) 102f., 107, 310
 Origenes 8, 18, 27f.
 – Origenesanhänger 16
 – Origeneskontroverse 198

 Packhard Humanities Institute (PHI) 76, 85
 Pammachius 14, 169, 172, 200, 202, 217, 220, 273, 275f.
 Part-of-Speech (PoS) 86, 94, 125, 147ff., 159f., 214
 Patrologia Latina (PL) 30, 77, 93f., 100f., 163, 193
 Paula 7, 15, 21, 170, 216f., 241, 245f., 267
 Perseus 86f., 91, 138f., 142, 163, 193
 – Perseus Digital Library (PDL) 76, 94
 Plagiat 44f., 49, 53, 62, 64, 68
 – Plagiatsaffäre 45
 – Plagiatserkennung 45
 – Plagiatssoftware 64
 precision 126, 131ff., 137, 144f., 148, 152, 154
 Primacy-Recency-Effekt 307f.

 Python 25f., 88, 114, 123ff., 134f., 148, 185, 300, 312f.

 recall 126, 131ff., 143f., 148
 Rufin 7, 13f., 16f., 36, 195, 198, 208, 218, 248, 324

 stopwords 118, 121, 138, 141, 156f., 160, 163, 179
 – stopword-Liste 91, 118, 123, 138ff., 145f., 179
 Swidler, Ann 9
 Synsemantika/Funktionswörter 117f., 136ff., 146f., 150, 169, 313

 Tertullian 6ff., 34f., 41, 330
 Tesseræ 24, 78, 91, 95f., 100, 107f., 113ff., 128, 135f., 141, 146, 153f., 156, 158, 168f., 181, 185ff., 217, 223, 225, 281f., 311, 313
 – Scorewert 25, 119f., 153f., 158, 185ff., 217, 313
 – Tesseræ-Korpus 78, 91, 96, 100, 107f., 118, 120, 168, 181, 223, 311
 Text Mining 84, 87ff., 94f.
 text re-use 65
 topic modeling 49f., 88, 94f., 125, 300f.
 TreeTagger 86f., 95, 148, 159f., 214
 Turnus 176, 178, 214, 217, 223, 226, 247, 251, 254, 273, 275f., 278

 Übersetzungstätigkeit 16, 18, 196, 199, 239, 308, 323

 Verifikation 129, 285, 288
 – Verifikationsorientierung 113, 285, 288, 306, 315

 Wiederholungsverse 180, 183, 221, 224, 228, 231, 234, 318
 Word Embedding 19, 91f., 95, 266